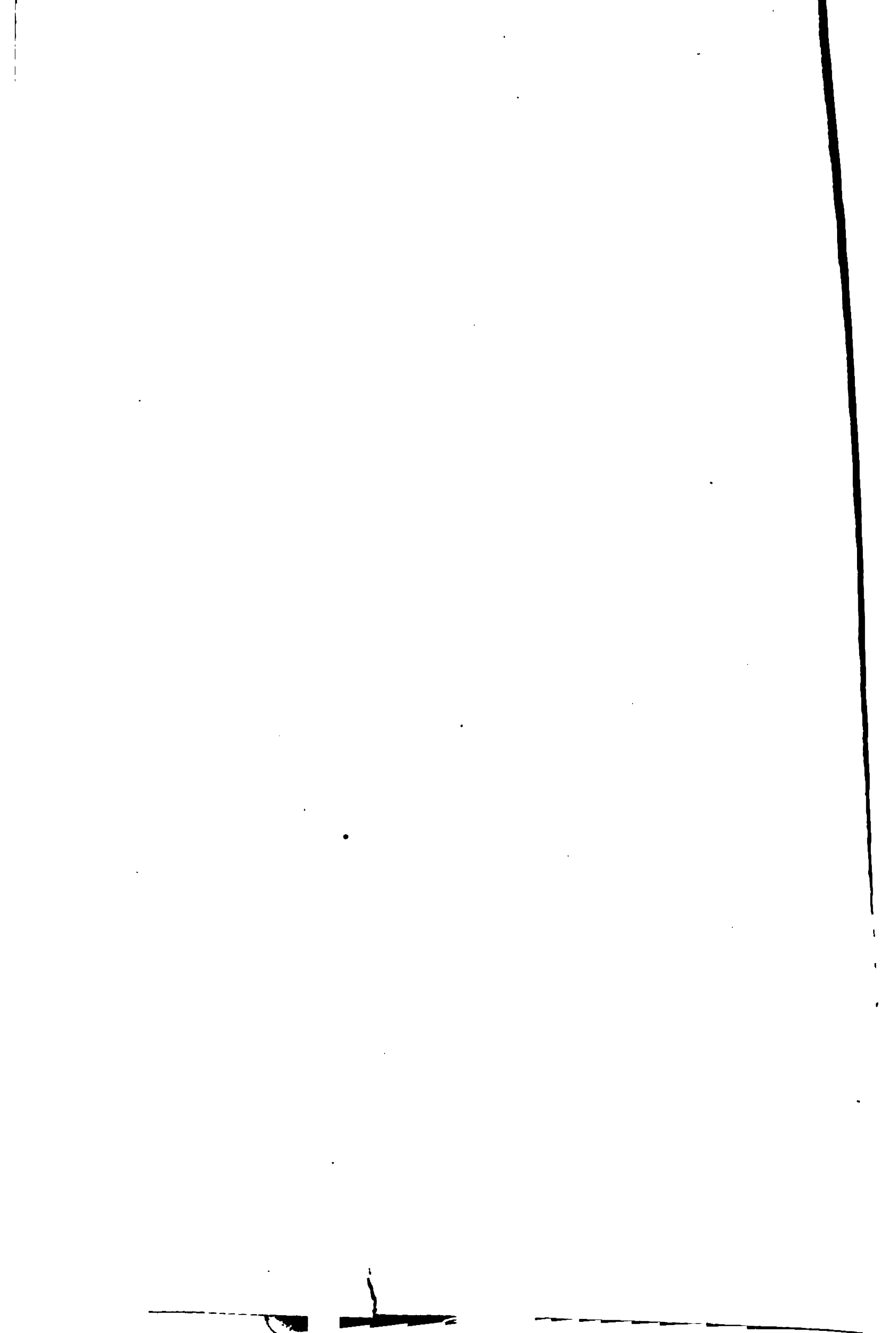








Friedrich Münch.



Friedrich Münch.



Gesammelte Schriften

von

Friedrich Münch.



Im Verlag von C. Witter,
St. Louis, Missouri.
1902



Gesammelte Schriften

von

Friedrich Münch.



Im Verlag von C. Witter,
St. Louis, Missouri.
1902

Inhaltsverzeichniss.



Vorwort der Söhne.

Als am 25. Juni, 1899, auf dem langjährigen Wohnsitz des Verstorbenen, in Warren County, Missouri, die Feier des hundertsten Geburtstages unseres Vaters Friedrich Münch begangen wurde, da reifte unter seiner zahlreich vertretenen Nachkommenschaft der Wunsch, die gesammelten Werke des Verstorbenen in Buchform neu herauszugeben und so der Nachwelt zu erhalten.

Naturgemäß fiel eine derartige Verpflichtung den Unterzeichneten, seinen einzigen überlebenden Kindern, zu. In deren Händen befand sich auch zumeist das umfangreiche Material, dessen es bedurfte, um eine annähernd maßgebende Sammlung zu bewerkstelligen.

Da von uns Söhnen sich jedoch keiner zur Durchführung eines solchen Unternehmens geeignet hielt, so schien es uns wünschenswerth, diese Aufgabe einer berufenen Hand anzuvertrauen, und ein günstiger Zufall ließ uns in der Person des hochgeschätzten deutsch-amerikanischen Dichters und Literaten Konrad Nies gerade jene Kraft finden, welche das Werk der Sichtung und Sammlung mit Liebe und Verständniß durchzuführen die Fähigkeit besaß. Derselbe übernahm diese Aufgabe vor nun fast zwei Jahren. Aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, dieses Liebeswerk ungestört zu Ende zu führen. Die Vorboten eines schweren Leidens, das er sich auf seinen Vortragsreisen zugezogen, machten sich immer mehr geltend, und die Arbeit, die er sonst leicht vollendet hätte, mußte häufig unterbrochen werden und zog sich immer mehr in die Länge, bis sie endlich ganz zum Stillstand kam.

Das Begonnene mußte nun anderen Händen zur Vollendung übergeben werden. Glücklicherweise fand sich auch hierzu eine höchst fähige Kraft und es drängt uns, Herrn Carl G. Rathmann, wel-

cher in dieser Nothlage bereitwilligst die unvollendete Arbeit aufnahm und mit großer Umsicht und eisernem Fleiße zum raschen und befriedigenden Schluß brachte, hier unseren innigen Dank für seine selbstlose und werthvolle Hilfe auszusprechen.

Denjenigen aber, welche die lange Verzögerung dieses Werkes unliebsam empfunden haben, bietet hoffentlich der Inhalt des Buches genügenden Ersatz für das, was sie entbehren mußten. Wir können ihnen die Versicherung geben, daß ihre Ungeduld über das späte Zustandekommen unseres Unternehmens der unsrigen sicher nicht nachstand.

Selbstverständlich umschließt das Buch nur einen Bruchtheil der literarischen Erzeugnisse unseres Vaters, welche im Laufe eines langen und thätigen Lebens aus seiner Feder flossen. Schriften, wie seine „Weinbauschule“, mehrere Werke über den Staat Missouri, unzählige Artikel über Zeitfragen, Einwanderung, Hortikultur, u. a. m. mußten ganz wegfallen, wie sehr wir auch persönlich gewünscht hätten, selbst diese der Vergessenheit zu entreißen. Dahingegen fand sich unter seinen Manuskripten Mancherlei, was nie zuvor veröffentlicht worden war. Dies gilt besonders von jenen Gedichten, die aus seinen frühesten Mannesjahren — jener Zeit der ersten großen Liebe und des ersten großen Schmerzes — stammen.

Du stelltest uns frei, Verklärter, der Nachwelt auch einen Blick in diese Falte Deines großen Herzens zu erlauben; — und so sei es denn! Wir können nicht glauben, daß das, was Du damals empfunden und in Augenblicken der höchsten Wonne und der tiefsten Trauer dem Papiere anvertrautest, dadurch entweiht wird, daß wir es, zwanzig Jahre nachdem Du uns verlassen, der Oeffentlichkeit übergeben!

So senden wir denn dieses Buch hinaus in die Welt des Deutsch-Amerikanerthums. Es geschieht dies nicht irgend welches äußeren Gewinnes wegen, sondern in der Hoffnung, den Vielen noch Lebenden, die sich des Verstorbenen und dessen langjährigen Wirkens erinnern, dadurch eine Freude zu bereiten; wie nicht minder, um seiner zahlreichen Nachkommenschaft das lebende Wort ihres Ahnen zu erhalten und in die Seele zu prägen, auf daß ihnen und den Ihrigen seine Lehren und sein makelloser Lebenslauf zum nacheifernswerthen Vorbild diene; — und zuletzt, um einem Gefühle kindlicher Dankbarkeit zu genügen, das uns drängt, dem Geschiedenen wenigstens dieses Monument zu errichten zum bleibenden Andenken an ein langes,

edles Leben, dessen ganzer Inhalt der Erfüllung jenes Prinzips geweiht war, das unser Vater sich selbst als unabänderliche Richtschnur vorzeichnete:

„Das Größte von allem ist, ein ganzes Menschenleben dem Wohle der Menschheit zu widmen."

St. Louis, den 28. Februar 1902.

Julius Muench.
Ferdinand Muench.
Hugo Muench.

Zur Einführung.

„..........Die Welt ist mir mehr als eine Stoffmasse, von der Gewalt der Anziehung zusammen gehalten, sie ist mir die Offenbarung ewiger Vernunft, deren Bild sich in meinem Innern spiegelt, und so ist der Mensch mir mehr, als die oberste Species der Säugethiere."

Friedrich Münch.

Es ist mir von den Herausgebern dieses Werkes, den Söhnen Friedrich Münch's, der ehrenvolle Auftrag geworden, den Nachlaß ihres Vaters zu sichten und die in Zeitschriften, Büchern, Brochüren und Manuskripten verstreuten Arbeiten des mit Recht hochgeschätzten und weitbekannten deutsch-amerikanischen Schriftsteller-Pioniers in ein geordnetes Werk zusammen zu fassen. Leider konnte ich diesem Auftrage nur theilweise nachkommen und nur die Zusammenstellung des unter den Abtheilungen „Poetisches", „Biographisches" und „Philosophisches" hier Aufgenommenen zu Ende führen, da mich ein plötzlicher Unfall nöthigte, auf längere Zeit alle literarischen Arbeiten aufzugeben.

Glücklicherweise haben die Schlußtheile dieses Werkes in Herrn Carl G. Rathmann einen höchst competenten Compilator gefunden, der namentlich auch unter den politischen und national-ökonomischen Arbeiten eine Auswahl mit weit eingehenderer Kenntniß treffen konnte, als dies wohl mir, der ich auf dem Felde der Politik nicht gerade sehr heimisch bin, möglich gewesen wäre. Und obschon auch die Naturwissenschaft und die Philosophie, die Münch das meiste Material zu seiner Gedankenarbeit lieferte, gleichfalls Gebiete sind, deren vollkommene Beherrschung einen ausgedehnteren Apparat gelehrter Hülfsmittel und fachmännischer Kenntnisse erfordert, als er mir zu Gebote steht, so glaube ich doch, nicht ohne genügendes Verständniß an meine Aufgabe gegangen zu sein, die ich um so freudiger erfüllte, als ich in der von Friedrich Münch verfochtenen idealen Weltanschauung meine eigene Ueberzeugung zum Ausdrucke gebracht sehe.

Zur Einführung in dieses Werk, mit dessen Herausgabe die Söhne Friedrich Münchs nicht nur einen Akt der Pietät dem Verstorbenen gegenüber erfüllen, sondern weit mehr noch dem Deutschthum Amerikas ein Geschenk von seltenem geistigen Werthe und hoher idealer Bedeutung machen, möge es mir erlaubt sein, das Werden und Wirken des in seiner Art so vorzüglichen Mannes hier etwas eingehender darzulegen. —

Welcher Weltanschauung wir uns auch immer zuneigen mögen; wer mit objectivem Blick die geistige Strömung der letzten Jahre prüft, der kann sich der Erkenntniß nicht mehr verschließen, daß die materialistische Weltauffassung, wie sie in der Schule von Ludwig Büchner, Ernst Haeckel, Karl Vogt, Moleschott — um nur einige der hervorragendsten deutschen Vertreter dieser extremen Richtung zu nennen — zur Begründung und Vertheidigung kommt, nach einer kurzen, wenn auch blendenden Herrschaft, bereits wieder von einer idealen Weltanschauung abgelöst worden ist.

Der Materialismus hatte wohl weniger seiner eigenen Triebfähigkeit, als der Genialität seiner soeben genannten Verfechter seine Blüthezeit zu verdanken. Dazu kommt noch, daß er in seinen Grundideen, deren letzte Tiefen nur von philosophisch geschulten Köpfen schadlos erfaßt werden konnten, an die niedrigen Instinkte des großen Heeres der roher Organisirten appellirte und bei diesen eine Deutung und eine Mißdeutung erfuhr, die ihn allem möglichen Brutalen, Gehaltlosen und Willkürlichen als bequemen Unterschlupf in ein deckendes wissenschaftlich formulirtes System dienen ließ.

Wie tief auch die großen Geister des Materialismus graben mochten, und wie bedeutungsvoll, nützlich und anerkennungswerth auch die Gaben sind, die sie mit unermüdlichem Forschereifer aus dem vielverzweigten Bergwerk der exakten Wissenschaften an's Tageslicht trugen: sie mußten doch zugeben, daß es hinter der Welt der Erscheinungen eine treibende Kraft gab, die sich in ihrer eigentlichen Wesenheit jeder sinnlichen Erkenntniß entzieht. Allerdings setzten sie sich mit verblüffender Kühnheit über diese von ihren Gegnern, den Idealisten, so oft betonte Lücke ihrer sonst so scharfsinnigen Schlußfolgerung mit der Salto-mortale-Behauptung hinweg, daß die wissenschaftliche Forschung und die aus ihr hervorgegangene Philosophie nicht verpflichtet sei, sich um das unsichtbare „Dahinter" zu kümmern und in das „Was und Warum der Welt", das über unseren Verstandesgrenzen

liege, einzudringen, sondern in der gewissenhaften Verarbeitung der sinnlichen Wahrnehmungen und realen Ergebnisse ihre letzte und höchste Aufgabe zu erfüllen habe. Muß doch selbst Ernst Haeckel, dieser jedem unbefangen Prüfenden so überaus sympathische Vertreter des mechanischen Weltprinzips, in verschiedenen Stellen seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ die Unzulänglichkeit wissenschaftlicher Erkenntniß den letzten Fragen gegenüber gleichfalls zugeben. Es heißt da irgendwo: „Vielmehr ist die sinnliche Erfahrung die ursprüngliche Quelle aller Erkenntniß. Schon aus diesem Grunde ist all unser Wissen nur beschränkt, und niemals vermögen wir die letzten Gründe einer Erscheinung zu fassen.“ —

Aber gerade die Frage nach diesen letzten Gründen hat nie aufgehört, die denkende Menschheit zu beschäftigen, und gerade sie ist von den tieferen Denkern und Dichtern neuerdings wieder überaus lebhaft aufgegriffen worden.

Ohne zu dem alten Dogmenglauben zurückzukehren, dessen Beschränkung jeder selbstständige Geist längst schon durchbrochen hat, sucht das philosophische Bedürfniß unserer Tage wieder das religiöse Element in die moderne Gedankenarbeit zu verweben. Neben dem Monismus der mechanischen Welterklärung ist der Dualismus einer idealen Welterläuterung wieder zu seinem vollen Rechte gekommen.

Männer der Wissenschaft von genialer Begabung und unantastbarem Rufe, wie Wilhelm Wundt, Rudolf Virchow, DuBois-Reymond und andere, haben sich der dualistischen Weltanschauung zugewandt, die zu bekämpfen Ernst Haeckel in seinem neuesten Werke „Die Welträthsel“ wohl vergeblich unternimmt; denn auch er, der sonst hochverehrte und reichbegabte Forscher, bleibt uns, trotz allen Aufwands von Scharfsinn und genialen Combinationen schließlich doch die eigentliche Lösung dieser unlösbaren Fragen schuldig.

Es ist darum auch durchaus nicht unzeitgemäß, sich einem Manne wie Friedrich Münch zuzuwenden. War er es doch gerade, der schon zu einer Zeit, als der philosophische und wissenschaftliche Materialismus in seiner höchsten Blüthe stand und gerade unter dem in seiner Mehrzahl einer vertiefenden philosophischen Schulung ermangelnden Deutsch-Amerikanerthum fanatische Anhänger fand, sich mit mannhafter Ueberzeugungstreue als Dualist bekannte und während eines langen arbeitsreichen Lebens nie müde wurde, mit den Waffen

seiner klaren und warmen Gedanken für eine ideale Weltanschauung einzutreten.

Es ist ein seltener und erhebender Anblick, den uns die Gestalt Friedrich Münch's gewährt. Selten, weil wir in ihr ein Stück deutsches Pionierthum des wilden Westens verkörpert sehen, wie es sich in einer so ausgeprägten Vereinigung praktischer und geistiger Bethätigung kaum noch ein zweites Mal wieder finden dürfte. Erhebend, weil wir in ihr nicht nur einen durchaus selbstständigen, unparteiischen Denker, sondern auch einen Charakter von unbestechlicher Lauterkeit und eine Natur von patriarchalischer Einfachheit verehren lernen.

Verfolgen wir das Leben und Wirken Friedrich Münch's, so entrollt sich uns darin das Bild eines fruchtbaren und segensreichen Menschenseins, dessen klarer, gefestigter, harmonischer und, ich möchte sagen, reiner Inhalt in wohlthuendem Gegensatze zu der nervösen, hastigen und unbeständigen Lebensführung der meisten Menschen von heute steht.

Was bei seinen Schriften, die sich aus philosophischen, naturwissenschaftlichen, politischen, biographischen, national-ökonomischen und gemeinnützigen Abhandlungen zusammensetzen und durch eine Anzahl von gelungenen poetischen Versuchen ergänzt werden, (die in verschiedenen d. a. Zeitschriften erschienenen novellistischen Beiträge, Münch's sind leider verloren gegangen, so daß wir, trotz eifriger Nachforschungen keines derselben zur Aufnahme in dieses Werk mehr habhaft werden konnten) so angenehm überrascht, ist die frische Gegenständlichkeit der darin behandelten Fragen. Viele dieser Aufsätze sind zuerst in der von Christian Essellen in den vierziger und fünfziger Jahren herausgegebenen Monatsschrift „Atlantis", andere in dem im Jahre 1868 gegründeten „Deutschen Pionier", ferner in den früheren Jahrgängen des „Belletristischen Journal", des „Freidenker", der „Schnellpost", des „Anzeiger des Westens", der „Westlichen Post", sowie in einer Anzahl anderer Blätter unter dem Pseudonym „Far West" erschienen. Verschiedene davon sind auch in Buchform veröffentlicht worden, darunter die Abhandlungen: „Ueber Religion und Christenthum" (Hermann 1847), "On Religion and Christianity" (Boston 1847), „Die Zukunft von Nordamerika" (Bremen 1859), „Der Staat Missouri" (New York 1859), „Geisteslehre für die heranreifende Jugend" (St. Louis 1872), „Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit" (Neustadt 1873), „Fünf Reden über Re-

ligion, Aberglauben und vernünftiges Menschenthum" (Bremen 1875), u. a. Die letzten literarischen Arbeiten von Friedrich Münch wurden bis kurz, ja theilweise noch gleich nach dem im Dezember 1881 erfolgten Tode des Verfassers von der „Westl. Post" zum Abdrucke gebracht. Obgleich mithin ein halbes Jahrhundert seit dem Beginn der literarischen Laufbahn Münch's vergangen ist und dieselbe schon vor zwanzig Jahren ihren Abschluß gefunden hat, decken die von dem Verfasser in seinen Schriften zum Ausdruck gebrachten Ansichten sich mit wenigen Ausnahmen noch immer mit dem geistigen Inhalt unserer Tage. Ja viele dieser Abhandlungen machen den Eindruck, als ob sie mitten aus unserer Zeit herausgeschrieben seien. Und selbst da, wo Münch ganz actuelle Tagesfragen von lokalpolitischer Färbung behandelt, wie „Von den politischen Uebeln", „Zoll-, Finanz- und Civildienst-Frage", „Parteiwesen", „Die Stimmrechtsfrage" 2c., weiß er dieselben meist über die lokale Begrenzung hinauszurücken und sie mit einer tiefen Lebensauffassung in Beziehung zu setzen, welche ihnen einen mehr als nur zeitgemäßen Werth verleiht.

Schon in diesem Umstande allein dürfte die Berechtigung zu einer Herausgabe der gesammelten Werke von Friedrich Münch liegen, in denen jedoch hauptsächlich diejenigen Arbeiten des Verfassers Aufnahme fanden, deren Inhalt über das enge Gebiet der Zeitereignisse hinausgreift und die großen Probleme des Daseins umspannt, wie sie auch noch heute in gleicher Lebhaftigkeit wie vor fünfzig und fünfundzwanzig Jahren alle denkenden Geister beschäftigen.

Daß es nicht ganz leicht war, das ziemlich umfangsreiche Material zu sichten, und aus den zahlreichen Abhandlungen, von denen viele das gleiche Thema behandelten, wennschon dieselben auch zu verschiedenen Zeiten veröffentlicht worden sind und die Ansichten des Verfassers über denselben Gegenstand oft nur in etwas veränderter Form zum Ausdrucke brachten, stets das Richtige herauszugreifen, braucht hier wohl kaum erst betont zu werden.

Auch bei dem besten Willen ließen sich Wiederholungen nicht ganz vermeiden. Oft schien es geboten, verschiedene Aufsätze in einen zusammenzuziehen. Auch sollten einige Arbeiten kürzerer oder leichterer Art, aus einer früheren Zeit stammend, wie z. B. die kurzen Aufsätze: „Was uns tröstet", „Ueber den Mangel des Romantischen im hiesigen Leben" und eine Reihe anderer, hier nicht fehlen, weil der jugendlich warme Ton, der aus denselben spricht, für die Art des Ver-

fassers und die Lebensperiode, in welcher diese Arbeiten entstanden sind, kennzeichnend ist. —

Die Lebhaftigkeit, mit der man heute wieder für die Berechtigung einer idealen Lebensansicht, für die allgemeine Anerkennung einer dualistischen Weltanschauung und für die Lösung der weit über alle dogmatische Religionsbegrenzung hinausragenden Unsterblichkeitsfrage eintritt, ist eine noch weit größere, als sie es zur Lebzeit Friedrich Münch's war. Sind wir doch dem Ziele der Volksaufklärung und Volksbildung, das Münch so eifrig anstrebte, um ein beträchtliches Stück näher gerückt, so daß der Drang nach Erkenntniß der Wahrheit und nach der Lösung des großen Welträthsels immer weitere Kreise ergreift und schon längst nicht mehr sich ausschließlich auf das Sonder-Bedürfniß einer privilegirten Gelehrten-Kaste beschränkt.

Allerdings ist die Aufklärung und Bildung, welche die Schriften Friedrich Münch's unter dem Volke zu verbreiten unternehmen, anderer Art, als die meist unter der gleichen Marke verausgabte Waare eines mit den überaus billigen Mitteln bequemer Ableugnung, einseitiger Verneinung und roher Verspottung arbeitenden plumpen „Bierbank-Atheismus", der seine brutale Logik aus dem gespreizten Selbstgefühl einiger seiner unduldsamen und gemüthsarmen Verfechter herleitet. Mit der gravitätischen Würde dieser Selbstherrlichkeitsapostel, die ihre kurzathmige Beweisführung so gerne hinter großen lärmenden Worten oder unter der geschickten Miene stummer Ueberlegenheit verbergen, haben die helle Freudigkeit und die beschauliche Herzenswärme, wie sie die Lehren Friedrich Münch's durchsonnen, nichts gemein. Mag immerhin der Vorwurf, den man Münch von freidenkerischer Seite machte, daß er sich nie völlig von seiner theologischen Abstammung und seiner religiösen Erziehung habe losringen können, bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein. Jedenfalls aber hat uns Münch in seinen Schriften den deutlichsten Beweis seiner freisinnigen Entwickelung und seiner weit über alle theologischen Schlupfwinkel und kirchlich-religiösen Begriffsverfinsterungen hinausleuchtenden universellen Weltbetrachtung gegeben. Nur der flache Unverstand oder die absichtliche Mißdeutung kann sich dazu hergeben, den Verfasser so zahlreicher freisinniger Abhandlungen nur deshalb nicht den Geistern des Fortschrittes und der Aufklärung zuzählen zu wollen, weil eben seine Auffassung von den Eigenschaften eines Freidenkers eine weit höhere, geklärtere und reifere war, als die so vieler unfertiger Köpfe, die in

dem kindischen Wahne befangen sind, ein recht lärmendes Bekennen ihrer Zugehörigkeit zur Freidenkerschaft sei identisch mit einer geistigen Ueberlegenheit über alle religiös-gearteten Menschen.

Münch selber beantwortet die Frage „Was ist ein Freidenker" in einer besonderen Abhandlung in der ihm eigenen ruhigen und sicheren Weise.

Wie er sich seinen Gottbegriff, der bei einem so freien und feinen Denker selbstverständlich nicht an der landläufigen Flachheit eines persönlichen Bildes der Gottheit haften bleibt, construirt, davon geben seine zahlreichen Abhandlungen über diesen Gegenstand Zeugniß. — Alle zeichnen sich durch schlichte Klarheit der Auffassung und warme, lautere Ueberzeugung aus.

Um Wiederholungen aus dem Wege zu gehen, wäre es zwar wünschenswerth gewesen, in den beiden unter dem Titel: „Fünf Reden" und „Geisteslehre" hier aufgenommenen Beiträgen Manches zu streichen. Da dieselben jedoch ursprünglich in Buchform erschienen sind und jeder dieser beiden Arbeiten ein feingegliedertes Ganze bildet, wäre durch den Wegfall des einen oder anderen Theiles die Ordnung im systematischen Aufbau des Ganzen zerrissen worden. Diese aber sollte, schon aus Pietät für den Autor, auf alle Fälle gewahrt bleiben.

Aehnlich verhält es sich mit den Gedichten. Auch hier lag die Versuchung zu mancher kleinen Auslassung oder Aenderung nahe. Aber auch hier wehrte das Gefühl der Pietät dem ausbessernden Stift. — Es lag eine eigene Weihe über den vergilbten Manuscripten, die in der zierlichen Schrift eines entschwundenen Jahrhunderts die warmen Herzensäußerungen eines hochgestimmten Lebenswanderers trugen. Aus den verschiedenen Lebensperioden klingen sie auf, diese innigen Töne der Freude und Trauer, der Erkenntniß und der Erhebung, die in ihrer altväterlichen Schlichtheit so etwas Scheues und Keusches an sich tragen, an dem mit modernen Händen zu rühren wie eine Profanisation erschienen wäre. So ist alles geblieben, wie es war. Nur das Datum wurde einigen der Gedichte beigefügt, deren Inhalt aus der Zeit ihrer Enstehung verstanden sein will. — Friedrich Münch hat sich selber nie für einen großen Poeten gehalten, und er war es auch nicht. Der Denker überwog in ihm bei weitem den Dichter. Aber seine Poesien sind, wie alles an und von ihm e c h t. Weit echter, als die kunstvollen Verse so manches unserer Modernen, der sich auf die äußere Mache versteht und mit dieser zu blenden weiß. — Darum ist

die Aufnahme einer kurzen Auslese der Gedichte in dieses Werk wohl berechtigt. Gedichte, wie das „Auswanderungslied“ und das „Weinlied“, die bereits ihren Weg in die weitesten Kreise gefunden, treffen den echten Volksliederton, und das letztere wäre werth, ein deutsch-amerikanisches Volkslied zu werden. — Neben persönlichen, in Versen festgehaltenen Empfindungen und Stimmungen, wie sie in Leid und Freud des Augenblickes geboren wurden, finden wir auch manches Gedicht voll tiefen Gedankengehaltes, das Anspruch auf dauernden Werth machen darf. Und einige davon, wie z. B. das prächtige Sonnett „Der Mensch“ (Seite 11), dürften auch den höchsten Ansprüchen genügen.

Der in diesem Sonnett besungene „Muth“, „die Zaubermacht der Begeisterung“, war des Sängers treuester Lebensgefährte, der Friedrich Münch durch alle Mühsal und Bedrängniß hindurch immer wieder an den verjüngenden Born eines zuversichtlichen Weltvertrauens und eines unerschütterlichen Menschenglaubens führte.

Schon in dem kleinen heimathlichen Dorfe im Oberhessischen und der stillen Abgeschiedenheit des ländlichen Pfarrhauses war diese Zaubermacht der Begeisterung in die Kinder- und ersten Liebesträume Friedrich Münch's gebrochen und hatte ihm die ersten Verse von den Lippen gepflückt. Und mit ihr war die Sehnsucht nach einer freien Bethätigung der geistigen Kräfte gekommen und hatte dem Blicke des in theologischer Befangenheit Eingefriedeten die Richtung nach weiteren Perspektiven gegeben. Als Student in Gießen hatte sich der für alle freiheitlichen Bewegungen empfängliche jugendliche Idealist dem Bunde der „Schwarzen“ angeschlossen, an dessen Spitze Karl Follen, Münch's Freund und Bruder seines späteren Schwagers, Paul Follen, stand. Aus dieser Vereinigung war allmählig der phantastische Plan von der Errichtung eines neuen „freien Deutschlands“ jenseits des Meeres in den Urwäldern Amerikas emporgewachsen.

Mit Paul Follen hatte Friedrich Münch, der schon damals ein eifriger Schüler Kant's war, die „Gießener Auswanderungs-Gesellschaft“ gegründet. Als deren Führer war er 1834 nach Amerika ausgewandert, um sich in Warren County, im Staate Missouri, niederzulassen. Hier mußte er die Feder des Philosophen mit der Axt des Pioniers, den Chorrock mit dem Farmerhemd vertauschen. Wie eine schillernde Seifenblase zerrann der ideale Traum von einem

„freien Deutschland“ vor dem rauhen Sturm der unbarmherzigen Wirklichkeit.

Mit welchen unglaublichen Mühseligkeiten und Beschwerden ein Pionier der damaligen Zeit zu kämpfen hatte, eh' der unwegsamen Urwildniß auch nur ein einigermaßen wohnliches Plätzchen zum allerbescheidensten Schutze des Daseins abgerungen war, das beschreibt Münch in seiner Selbstbiographie höchst anziehend. Manche Schilderung dieses primitiven Pionierlebens liest sich wie eine Stelle aus „Robinson Crusoe“ oder aus einer Cooper'schen Indianergeschichte!

Trotz all der schweren Arbeit und der unzähligen Beschwerden und Mühseligkeiten, mit denen zu jener Zeit das Leben eines deutschen Pioniers im wilden Westen verbunden war, wurden die kargen Mußestunden zur geistigen Fortbildung benützt, und dieselbe Hand, die am Morgen den Pflug geführt oder das geschlachtete Schwein zerlegt hatte, griff am Abend zur Feder, um über den „kategorischen Imperativ“ Kant's, oder den Pessimismus Schopenhauer's, oder „Die Einheit in der Vielheit“ des Humboldt'schen „Kosmos“, oder über den „Weltäther“ Spiller's eine tiefsinnige Abhandlung zu schreiben.

Diese Idee des „alldurchdringenden Weltäthers“, die Friedrich Münch mit Philipp Spiller gemeinsam hatte, bildete in einer die Auffassung dieses gelehrten Physikers noch mehr vergeistigenden Weise das grundlegende Bestandtheil der in Münch's Schriften dargelegten Weltbetrachtung. Niemals war es jedoch die Absicht Münch's, irgendwie aufsehenerregend mit seinen Ideen hervorzutreten oder, wie so manche moderne Streber, mit den Prätensionen eines Fachgelehrten seinen Ansichten eine weltbewegende Bedeutung beizumessen. Dazu war er zu echt. Und gerade diese Echtheit seiner Empfindung bildete den Nährboden seiner besten Gedanken, die niemals die Harmonie einer wachsamen Selbsterkenntniß durchbrachen. Er war weniger Finder, als Führer; weniger Urgestalter, als Ausgestalter. Aus der Frucht seiner wissenschaftlichen Studien war er bemüht, in seinen literarischen Erörterungen den Samen der Erkenntniß zu lösen, um damit die Anschauungsweise des Volkes zu befruchten und zu veredeln.

Die schöne Aufgabe, sich selber über die großen Probleme des Daseins klar zu werden und die Ergebnisse seiner langen, wechselvollen Erfahrung, seines ernsten, ehrlichen Prüfens und seines unermüdlichen, gewissenhaften Forschens in gemeinverständlicher, taktvoller Weise seinen Mitmenschen theilhaftig werden zu lassen, hat er in Wort

und That erfüllt. Er war, wie wenige, zum Pionier im höchsten und edelsten Sinne berufen. Nie hörte er auf, seinen Landsleuten im fernen Westen jederzeit ein Aufklärer, Führer, Berather und Mahner zu sein. Trotz aller persönlichen Bescheidenheit und Zurückhaltung konnte sein Wirken und seine Begabung nicht unbemerkt bleiben. Und so kam es, daß „Far West" aus der engen Umfriedung seines Landgutes, der mit eigenen Händen angepflanzten Heimstätte bei Dutzow am Missouri, mit seiner festen, klaren Stimme und seinen lichtvollen und lebenswarmen Gedanken in immer weitere Kreise seiner hiesigen Landsleute drang und auch jenseits des Meeres Werthschätzung und Anerkennung gewann. Aber nicht nur in Schrift und Wort, sondern auch in Werk und That machte er sich seiner Mitwelt werth. Man veranlaßte ihn, in verschiedenen Städten der Union eine Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen zu halten, die mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden. Auch im Dienste der Politik sollten seine hervorragenden Kräfte zur Verwerthung kommen. Vier Jahre bekleidete er das Amt eines Staats-Senators und trat mit der Gefahr seines eigenen Lebens für die Abschaffung der Sklaverei in der Gesetzgebung ein, um sich nach erfolgtem Siege, gleich einem zweiten Cincinnatus, wieder aus dem politischen Kampfgetriebe in das beschauliche Leben des Landwirthes zwischen seine Rebenhügel am Missouri zurückzuziehen.

Noch immer theilt er seine Zeit „zwischen Arbeit am Schreibtisch und in den Rebenanlagen und im Obstgarten." Noch immer hat er sich das warme Herz, den klaren Blick, die sichere Hand und die helle Lebensfreudigkeit bewahrt. Noch immer tritt er in Wort und Schrift für seine Ueberzeugung, für seinen Glauben an die höchsten geistigen Güter der Menschheit, für seine ideale Weltauffassung ein. In treuer Pflichterfüllung, in Liebe zur Arbeit, bei hartem Tagewerk und ernstem Studium ist er herangereift zu jener höchsten inneren Harmonie, die schon einen Hauch der Verklärung an sich trägt. Wie ein Patriarch, mild, stark und sturmerprobt, steht er mitten zwischen seiner zahlreichen leiblichen und geistigen Nachkommenschaft, ein Säer und Ernter der heilkräftigen Lehren, die er auf seinem Lebenspfad in gleichgestimmte, glaubensfähige, wahrheitssuchende Menschenseelen gestreut. Am Herzen der Natur, aus der er seine beste Erkenntniß geschöpft, blüht ihm eine ewig jugendliche Beweglichkeit des Denkens und Empfindens.

In leisem Spätherbstgefühl löst es sich von den immer noch sangesfrohen Lippen des Neunundsiebzigjährigen:

„Längst entschwand die Frühlingszeit,
Und es flohen auch die heißen,
Arbeitsvollen Sommertage;
Eingekehrt ist ernst, nicht düster,
Meines Lebens falber Spätherbst,
Mahnend an den nahen Heimgang. — —“

Doch ihn, den Gereiften und Gefestigten, kann dieser Heimgang nicht schrecken:

„Was als rein empfund'ne Freude
Meinen Lebenspfad erhellte,
Was ich kämpfend mir errungen, —
Nichts von Allem ist verloren.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Was ich wollte — gleich so Vielen —
War die ganze, volle Wahrheit;
Doch es kann, wie ernst wir streben,
Menschensinn sie nicht erfassen. — —

Hast du eitlem Wahne dich
Und dem Nichtigen entrungen,
Dann warst du ein edler Kämpfer
Und dich schmückt des Daseins Krone.
— Du vollendest deine Tage
Ohne Vorwurf, ohne Klage.“ —

Sein achtzigster Geburtstag versammelt einen zahlreichen Kreis von Söhnen und Enkeln um den lebensfrohen Greis. Sie alle sind geachtete, wohlgerathene, nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft.

Nur wenige der Gefährten seiner Jugend sind noch da, „und so hoch angewachsen ist die Masse des Erlebten, daß es in der Erinnerung erdrückend werden müßte, wäre nicht unserem Geiste die nöthige Spannkraft verliehen, durch welche wir allem neu sich Ereignenden auch ein neues Interesse abgewinnen, so lange wir noch da sind, wie viel auch des Vergangenen hinter Dem liegt, was augenblicklich uns anregt.“

Es ist ein schweres Stück Mannesarbeit, auf das der Achtzigjährige von seiner „sonnigen und luftigen Anhöhe“ niederschaut. Mancher Sturm ist darüber hingebraust, manche bittere Anfeindung, manche rohe Gewaltthätigkeit hat das mühevolle Werk zu zerstören

gedroht, aber nichts hat den Segen zu mindern vermocht, der dem deutschen Fleiß und der gedeihlichen Rüstigkeit des Baumeisters entströmte.

Schon zwanzig Jahre früher durfte dieser von sich und seinem Wirken sagen: „— Ich will aber mit dem Bitteren nicht schließen und vielmehr erklären, daß mein uneigennütziges, wenn auch beschränktes Bestreben für den Sieg des Besseren in der Welt unter meinen Zeitgenossen viel mehr Anerkennung gefunden hat, als worauf ich jemals glaubte, rechnen zu dürfen, und daß ich ohne Neid, ohne Haß und ohne Klage aus einer Welt zu gehen gedenke, in welcher ich eine höhere Lust als die, meine Pflicht zu erfüllen, niemals kannte." —

Wie scharf steht dieses schlichte Lebensbekenntniß im Widerspruch mit den Theorien, wie sie von dem Philosophen der tollgewordenen Selbstsucht und der „Herrschermoral" des „Uebermenschen" neuerdings auf alle unreifen Köpfe losgelassen worden sind. Und doch lebte gerade in diesem deutschen Pionier von Missouri, der mit eigener Hand dem wilden Urwald eine blühende Heimstätte abringt und zwischen Pflugschar und Axthieb gelehrte Abhandlungen über Kant und Schopenhauer und tiefsinnige Erörterungen über die Welträthsel schreibt, etwas von einem Uebermenschen, wenn auch in anderer, umgekehrter und deshalb edlerer, echterer Art, als in dem von Friedrich Nietzsche geschaffenen Größenwahns-Typus, der von seiner rasenden Begierde nach rücksichtslosem Ausleben des Nichtauslebbaren verschlungen wird.

Fassen wir das Bild noch einmal zusammen, eh' wir nach dieser flüchtigen und unvollkommenen Skizzirung eines so reichen Lebens und Wirkens Abschied von demselben nehmen.

Auf der Stelle, wo dem damals fünfunddreißigjährigen Einwanderer vor beinahe einem halben Jahrhundert die unwirthliche Wildniß des großen Westens entgegenstarrte, ist ein segensreiches Gemeinwesen aufgeblüht, von dem immer neue befruchtende Keime ausgehen. Und mitten in all dem triebkräftigen Keimen und Sprossen steht der achtzigjährige Gründer und Hüter dieser jungen, zukunftsfrohen deutschen Welt des fernen Westens, der schlichte deutsche Pionier mit dem frohen, freiheitswarmen Jünglingsherzen und den milden, erkenntnißtiefen Denkeraugen.

Fürwahr, ein erhebender Anblick! eine seltene Verkörperung des Inhaltes eines reichen, vollen Menschenlebens!

Und als wollte der „Geist der Natur", der in Friedrich Münch

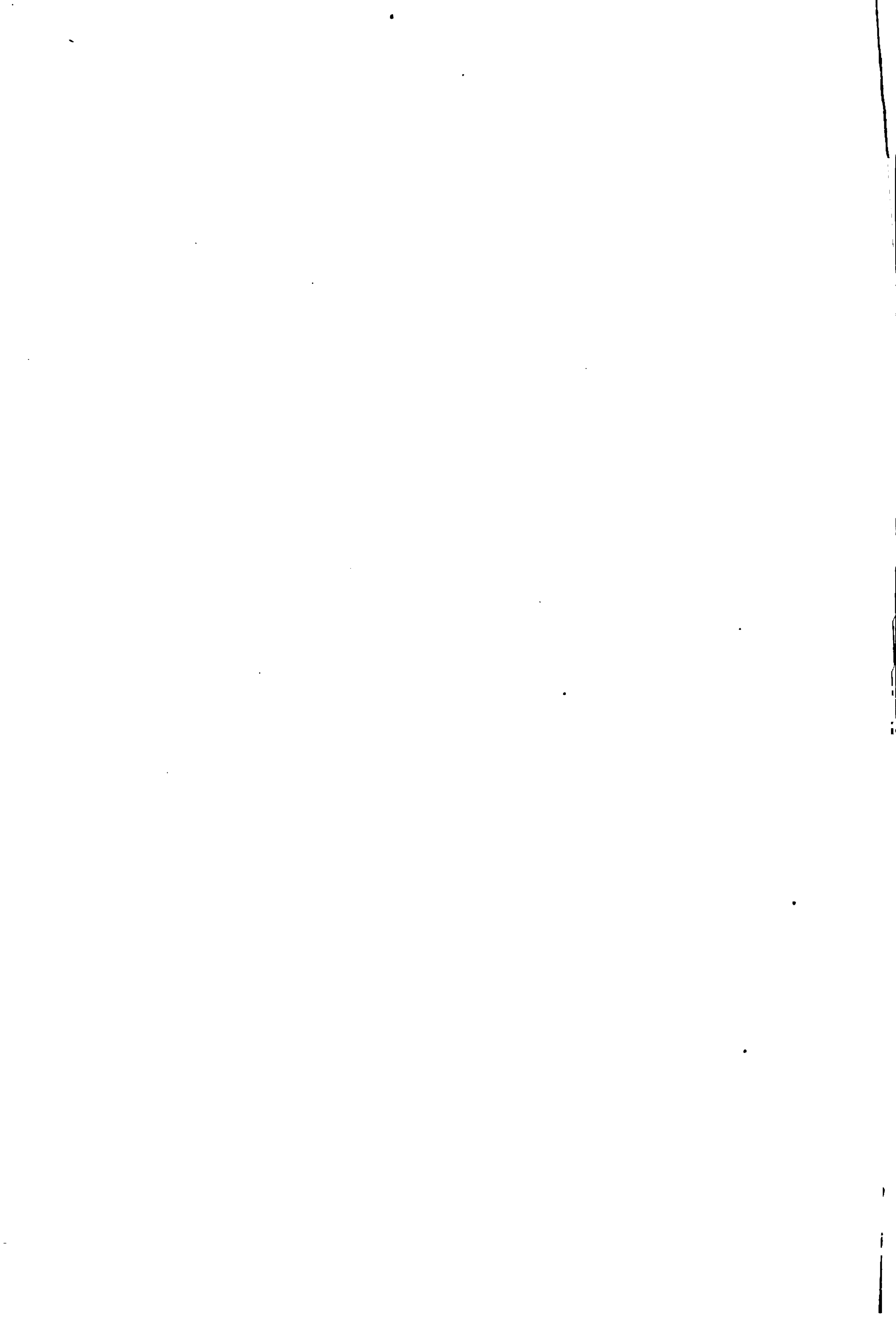
einen so überzeugungstreuen Verkünder gefunden, selber das reiche Lebenswerk des greisen Pioniers mit einem würdigen Abschluß krönen, so war auch der Tod des Zweiundachtzigjährigen.

An einem klaren Dezembertag hatte Friedrich Münch, frisch und rüstig wie immer, seine Rebenanlagen aufgesucht, um die Weinstöcke zu beschneiden. Mit der Rebscheere in der Hand fand man den Leblosen wenige Stunden später. Mitten zwischen seinen Reben, die ihn einst zu dem bekannten „Weinlied" begeistert, war er heimgegangen in jenes unwißbare Land, nach dem allewig ein leises Heimweh in der Brust aller Derer wohnt, „die mit dem Herzen denken."

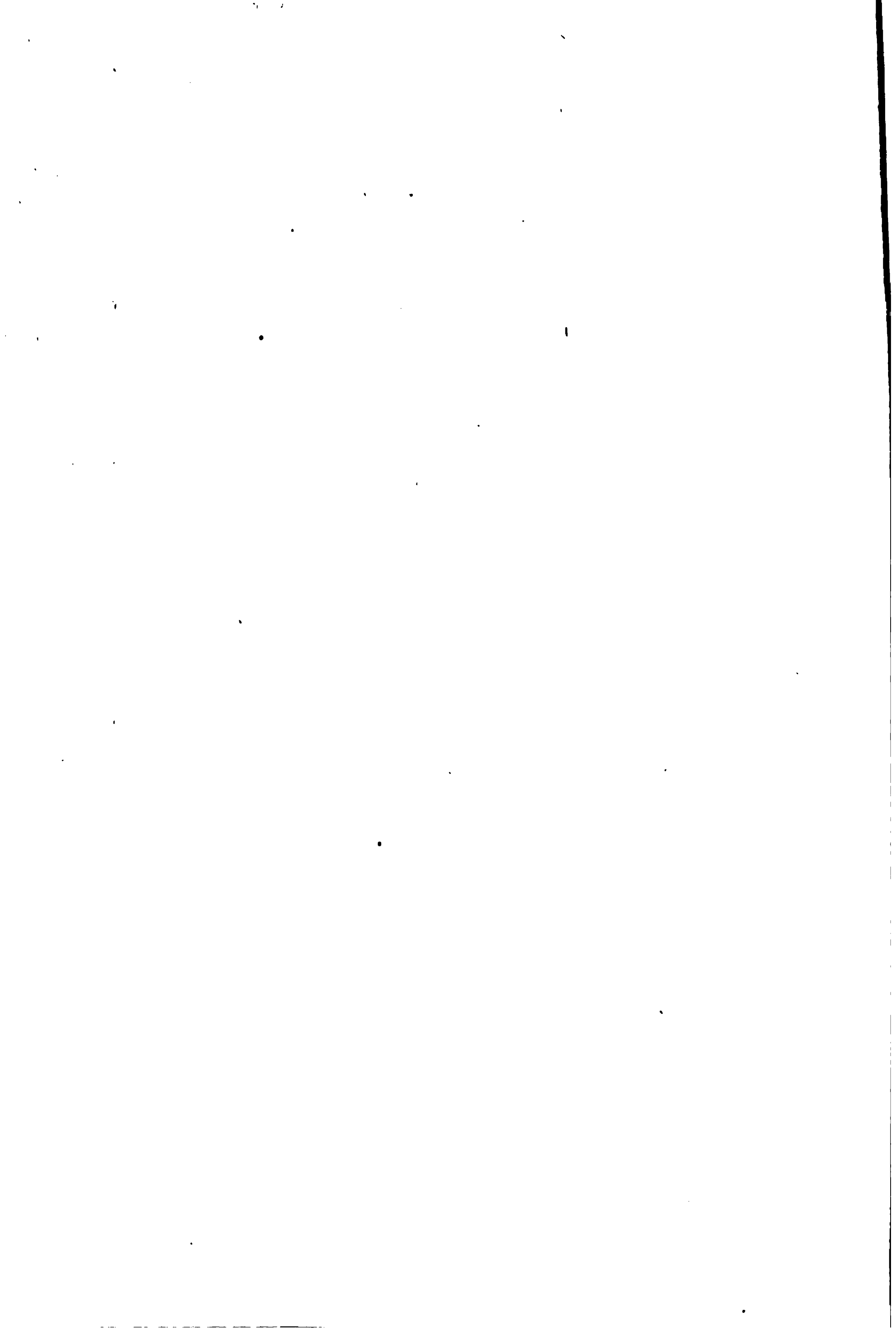
Mit jedem Jahre blühen die von Friedrich Münch zuerst am Missouri angepflanzten deutschen Reben auf's Neue. Immer mehr und mehr verbreiten sie sich über die fruchtbaren Hänge. Und wie der Saft ihrer Trauben nie aufhören wird, Freude und Frohsinn in der Brust weinfroher Zecher zu wecken, so wird der Geist, der in den Schriften dieses deutschen Pioniers am Missouri lebt, und die Spur seines Wirkens nie aufhören, fort und fort ihren veredelnden Segenshauch auf alle Die zu übertragen, die nach ihm kommen, um, wie er, der Menschheit höchste Güter zu suchen und zu hüten mit „der Vernunft des Herzens."

Konrad Nies.

z. Z. Alpine, Süd-Californien. Im März 1902.



Poetisches.





Auswanderungslied.

1834.

Auf in muthigem Vertrauen,
Fest und brüderlich vereint!
Vorwärts, vorwärts laßt uns schauen,
Am Missouri Hütten bauen,
Wo der Freiheit Sonne scheint.

Vaterland, das mich geboren,
Lebe wohl, ich scheide nun.
Glück und Freude war verloren, —
Tyrannei, du seist verschworen!
Will in freiem Lande ruhn.

Ihr vom alten Vaterlande,
Seht, wir gehen euch voran.
O zerbrecht auch eure Bande,
Kühn entreißet euch der Schande —
Folgt, o folget unsrer Bahn.

Deutsche Kraft und deutsche Treue —
Ueber Meere flieh'n sie hin.
O so blühe denn auf's Neue,
Deutsche Kraft und deutsche Treue,
Am Missouri sollt ihr blühn!



Leben.

Es ist ein Großes, zu leben und aus dem
Ungemessenen Meer der Gestalten
Aufzutreten, ein Wesen
Selbstständigen Geistes.
Wehe, wer thatenlos kehrt im Strom
Der Zeiten zur Masse. — So fliegt
Mit Jugendkräften gerüstet ein Schiff
Aus der Heimath Hafen, von fernem Gestade
Des Südens Schätze zu bringen
Ins Vaterland.
Doch die Fluth in wildem Tosen
Umbraust den Kiel; des Lenkers spähendem Auge
Will das ersehnte Land nicht erscheinen.
Da dünkt ihm groß die Gefahr,
Der Muth entsinket dem Herzen; schnell
Sind umgelenkt die Ruder und führen
Zerschlagen das Schiff und leer
Zum Port — die Fahrt war vergeblich. —
Leben ist Handeln, und Handeln allein nur
Verbürgt des ewigen Seins
Freies Bestehn in Liebe und Klarheit.



Muth.

Verzage nicht, du freier, fester Muth,
Und fürchte nicht, daß je die Kraft erliege,
Gefahr gießt Feuer nur in's rasche Blut:
Der schwerste Kampf führt zu dem schönsten Siege,
Gesegnet seid mir, letzte Hoffnungssterne;
Ihr glänzt mir noch, ob auch so fern, so ferne.



Lebensmuth.

Die Erde bebt in ihrem tiefsten Grunde,
Es braust die Meereswoge, kocht und zischt,
Und Flammen sprühen aus dem Feuerschlunde
Des nahen Bergs, mit schwarzem Rauch vermischt.
Drauf stürzet sich heran — o Unglücksstunde! —
Der Lava Feuerstrom wie blut'ger Gischt,
Und wachsend wälzt er sich nach jeder Seite,
Allmächtig im Zerstören, fort ins Weite.

Vernichtet sind die lachenden Gefilde,
Versengt der Hain, die blüthenreiche Flur.
Hier floß das Leben sonst so reich, so milde,
Und jetzt — ach! — waltet Todesstille nur!
Nichts gleichet mehr dem ersten holden Bilde:
Ein großes Grab voll Grau'n ward die Natur —
Wer kann, Grausame, dir Vertrauen geben?
Verschlungen hast du, Erde, tausend Leben!

Des Feuerstromes Wogen sind erkaltet,
Erstarret ist die grauenvolle Fluth.
Und bald, wo kaum Zerstörung nur gewaltet,
Wagt neue Hoffnung schon der kühne Muth.
Schau', wie nun Leben wieder sich gestaltet,
Wo wild gerast des Elementes Wuth;
Hoch über Trümmern sieht man Hütten bauen:
Stets wagen will der Mensch und stets vertrauen.

So wirst auch Du vom Wahne fortgezogen;
Doch schmäh' ihn nicht, den eitlen Hoffnungswahn.
Wie oft das Leben auch Dich schon betrogen,
Stets neu beganneſt Du die alte Bahn;
Treulos hat all Dein Hoffen Dir gelogen,
Und immer noch fängst Du zu hoffen an.
Du wandelst über Trümmern, über Leichen,
Doch nimmer ganz will Dein Vertrauen weichen!



Natur.

1825.

Wie sanft an Mutterbrust der Säugling lieget,
Wenn ihn der Mutter Arm umschlungen hält,
Und nun zu ihm, den Sorgfalt eingewieget,
Ihr Blick voll heil'ger Wonne niederfällt,
So eng an deinem Busen hingeschmieget,
Vergeß ich oft, Natur, die ganze Welt,
Du lässest den Erstarrten dann erwarmen
In deinen treuen, mütterlichen Armen.

Ist aus der Menschen vielbewegtem Leben
Die heil'ge Ordnung denn nicht längst entfloh'n?
Ward das Gesetz, vom Ewigen gegeben,
Nicht längst der frechen Menge Spott und Hohn?
Wo finden Menschenwerth und reines Streben
Ihr Recht noch vor der Erdengötter Thron? —
Nicht wird der ew'gen Wahrheit Spruch gehöret,
Weil Eigenliebe Herz und Sinn bethöret.

Du heilige Natur, du ewig reine,
Zu dir entflieh' ich, sei du meine Welt.
Nie, nie betrogst du mich mit falschem Scheine,
Treu ist dein Arm, der mich umfangen hält.—
Wie oft, in unserm seligen Vereine,
Hast du mir deine Bilder vorgestellt!
Seitdem dein hehres Walten ich verstanden,
Hältst du mich fest mit unlösbaren Banden.



Sonett.

Es pflegt ein mächt'ges, wundervolles Walten
Der Menschen Leben unstet umzudreh'n;
Wie Wolken flieh'n, zerstreut von Sturmesweh'n,
So flieht, was Traum und Hoffnung dir entfalten.

Du haschest, ach! nach flüchtigen Gestalten,
Die ewig deiner Sehnsucht Gluth entgeh'n;
Du mußt den reinsten Wunsch zernichtet seh'n
Und kämpfst umsonst mit höheren Gewalten.

Doch zage nicht. Es thront in starken Seelen
Ein Friede unbesiegt, ja kaum gestöret;
Er bleibt, und Welt und Leben dreh'n sich um.

Und wo er weilt, kann Freude niemals fehlen:
Laß schwinden, was den eitlen Sinn bethöret,
Die Freude blüht im innern Heiligthum.



An die Verkehrten meines Jahrhunderts.

Könnt ihr die Wahrheit aus der Welt verdrängen,
Die in der Seele heil'ger Tiefe lebt?
Könnt ihr den freien Muth in Fesseln zwängen,
Der stark und kühn dem Zwange widerstrebt?

O! eher wird des Blitzes Schein erblassen,
Der durch die Wolken bricht, — wenn ihr ihm droht,
Und eher sich sein Donner dämpfen lassen,
Ihr Thörichten, auf euer Machtgebot!

Hebt sich mein Blick zur Klarheit reiner Geister,
Wer trübet mir das selbstgeschaff'ne Licht?
Und bin ich nur erst meiner selber Meister,
Ihr zwinget dann die freie Seele nicht.



Selbstgefühl.

1821.

Ich beuge mich vor deiner ew'gen Macht,
Unendlicher, den meine Seele ahnet,
An den der Erde wundervolle Pracht,
Der Sonne Gluth, der Sterne Glanz mich mahnet.

Ich neige vor der Tugend Hoheit mich;
Es sei mir Lieb' und Unschuld hoch verehret!
Verehrung dir, o Meister, der du dich
Als Held in schwerem Kampfe hast bewähret!

Ich huldige der Schönheit Zauberglanz,
Der in Natur, der mir in Kunst begegnet.
Ein holdes Bild füllt mir die Seele ganz,
Und tausend, tausendmal sei's mir gesegnet!

Ich beuge nimmer mich vor Tyrannei,
Vor Zwang und eitlem Droh'n; nur stolzer heben
Wird sich die Brust, — es bleibt der Wille frei:
Wer sterben kann, mag vor Gewalt nicht beben.

Ich neige mich vor des Geschickes Macht
Niemals in todtem, kraftlosem Erstarren.
Und naht sich auch die herbste Wetternacht:
Nicht hör' ich auf zu hoffen und zu harren.

Ich huldige der Menge eitlem Wahn,
Dem schnöden Brauch und Zwang der Thorheit nimmer.
Der Freie wandelt auf der eignen Bahn,
Es hemmt und blendet ihn kein falscher Schimmer.



Flucht der Jahre.

Die Jahre fliegen rasch zum Ziel,
Sie geben wenig und nehmen viel.
Doch bleiben in dem tiefsten Grund
Nur Herz und Seele uns gesund,
Daß frisch in jugendlichem Streben
Gedeihen mag das inn're Leben, —
Dann flieht, ihr Stunden in eiligem Flug:
Ihr nehmet nicht viel und gebt genug. — —

Zum Mann ist der schwärmende Jüngling gereift,
Manch Wähnen für immer ist abgestreift,
Gedämpft die sprühende Leidenschaft,
Erstarkt des Geistes innerste Kraft, —
Und es blieb der frische Lebensmuth
Als unvergängliches Seelengut.
Noch schlägt das Herz von Liebe warm,
Noch hebt zur That sich rüstig der Arm,
Noch bleibt des Herzens hehrster Zug,
Noch schwingt sich kühn der Gedanken Flug:
Noch steht das Leben dem Muthigen offen,
Und nimmer ermüden Wagen und Hoffen.



Seelenruhe.

Hör' ich so viel da reden von Seelenruhe; das Höchste
Soll dem Menschen sie sein, das er erringen nur kann.

Hab das Ding so recht und deutlich noch nicht verstanden,
Ohne besondere Müh' ruht mir die Seele schon längst.

„Freund! Dir ruhet die Seele, tief in Schlummer begraben;
Wecke zum Leben den Geist: Ruhe erringst Du im Kampf."



Der Eine.

Wie schweift von dieser Höh' in fernen Landen,
Umglänzt vom letzten Sonnenstrahl, mein Blick!
O rettet denn kein besseres Geschick
Mich endlich aus den engen, engen Banden?

Beglückt, die sich dem Zwange kühn entwanden!
Bringt ihre Fahrt auch nimmer sie zurück,
In andern Fluren blüht noch Freud und Glück,
Die längst aus dieser Oede hier entschwanden. —

Wie ist doch groß des Schöpfers weite Erde!
Wie viel der Wunder, die sie birgt und zeigt!
Wie, soll sich dieses Leben hier vollenden,

Daß mir der Spanne Raum zur Schranke werde? —
Dort, wo die Sonne glühend niedersteigt,
Dorthin soll meine Fahrt zuerst sich wenden.

Der Andere.

Zurückgekehret aus den fernen Landen,
Begrüß' ich, Heimath, dich mit trunknem Blick.
An dich, du theure, knüpfte mein Geschick,
An dich mich so viel enge, enge Bande.

Beglückt, wenn, die sich deinem Schoß entwanden,
Die bess're Fahrt zu dir nun bringt zurück!
In andern Fluren blüht wohl Freud' und Glück,
Die aber meinem Auge all entschwanden,

Wie groß auch sei des Schöpfers weite Erde:
Da nur, wo sich mir warme Liebe zeigt,
Da nur soll dieses Leben sich vollenden —,

Ob auch der kleinste Raum zur Schranke werde,
Ja, wo der Heimath Sonne niedersteigt,
Muß Kummer leicht vom Herzen weg sich wenden.



Der Mensch.

Wie leichte Kähne, von der Fluth geschlagen,
Wie Flammen, von dem Sturme hingerafft,
So wird der Mensch von Wahn und Leidenschaft,
Entzweit im eignen Busen, hingetragen.

Ein wechselnd Spiel der Schwäche und der Kraft
Ist all sein Sehnen, Wünschen, all sein Wagen;
Es flammt der Muth, das Höchste zu erjagen,
Vollendet's halb und — lieget schon erschlafft.

Doch Augenblicke zählet unser Leben,
Da reißt mit Zaubermacht Begeisterung
Zum kühnsten Flug in freiem Adlerschwung

Den Muth; er kennt kein Wanken, kein Erbeben —
Er will und wird die große That vollenden.
Du warst ein M e n s ch — nun mag das Leben enden.



An die erste Lerche.

1820.

Lieblicher Sänger, du Herold der wiederkehrenden Sonne,
Tiefbewegt im Gemüth blicke ich aufwärts zu dir.
Ja, nun ist es dahin, was oft trübe das Auge mir senkte,
Wonnig entschleiert mir nun, offen dem sehnenden Blick,
Ihre holde Gestalt die liebende Mutter, die Erde.
Und wie in neuem Glanz allen sie herrlich erscheint,
Tausend lachende Kräuter und Sprossen und Blüthen gebärend,
Reichen Segen uns beut, keinem die Gabe versagt —
Steigst du freudig empor und droben den Gütigen suchend,
Der dies alles uns schenkt, bringst du dein Danklied ihm dar —
Ja, schon ist es entschwebt den begrenzten Blicken des Menschen,
Jenes glühende Licht, über das ferne Gebirg;
Aber noch weidest im letzten und herrlichsten purpurnen Strahl du
Wolkenhoch deinen Blick, singst im vergoldeten Blau.
O, daß nicht auch der Mensch, wenn Rührung den Busen ihm füllet
Und das gebrochene Wort, perlende Zähren im Aug',

Mit des Dankes Gefühlen sein hehres Sehnen verkünden,
Daß er nicht dann auch vermag aufwärts zu steigen mit dir,
Ueber die Höhen der Berge, zu schauen den liebenden Vater,
Den der gefesselte Geist ahnet nur, nimmer erkennt!
Glücklicher Sänger, in ungemessene Räume erhoben,
Kennst du kein Leid und kein Weh, denkest der Erde nicht mehr.
Doch wenn Sorgen mich drücken und ach! das Liebste entschwindet,
Herrliche Hoffnungen mir grausam das Schicksal entriß,
Und die Erde mir nun eine trostlose Wüste erscheinet,
Dann ist mein Sehnen umsonst, aufwärts zu steigen wie du.
Und wenn Wahrheit und Licht im ganzen Umfang zu schauen
Stets vergebens mein Geist, sich seiner Grenzen bewußt,
Ringet und kaum ein dämmernder Schein hinter Nebel und Schatten,
Vieler Jahre Gewinn, vor meiner Seele nur schwebt,—
Wenn, was Großes der Geist und Göttliches je sich geschaffen,
In der Wirklichkeit nicht, nimmer im Leben erscheint,—
Wenn selbst der Edlen Bemühn und ernstes Streben für's Höchste
Doch ein Streben nur blieb und das Ersehnte nie schuf.
Heiterer Sänger der Höhe, wer sollte nicht dann dich beneiden,
Daß dein Fittig dich trägt himmelan über den Staub? —
Doch so heiter auch senkst du je tiefer und tiefer dich nieder,
Noch im fallenden Flug wonnig die Stimme ertönt, —
Kehrst zu den Lieben daheim und zu der friedlichen Wohnung,
Bis der Morgen dich früh wecket zu neuem Gesang.
So auch soll der erregte Geist des sinnenden Menschen
Von der Gedanken Höh' kehren ins Leben zurück,
Soll der Frieden die Brust im endlichen Sein nicht verlieren,
Bis einst zu hellerem Licht freundlich ein Morgen ihn ruft.



Beim Abschied von der alten Welt.

Wechselvolles Menschenleben!
Wer ertrüge sein Geschick,
Wäre H o f f n u n g nicht gegeben?
Sie, die Seele zu erheben,
Zeigt uns f e r n e Ruh' und Glück
Mag im Flug die Zeit entschweben,
H o f f n u n g soll das Herz beleben
Bis zum letzten Augenblick!



In einer Sommernacht.

Alles schweigt; es ruht in heil'ger Feier
Ringsum die Natur.
Höher schlägt das Herz, ich athme freier
Auf der stillen Flur.
Einsam wandle ich auf meinem Wege,
Sterne leuchten nur,—
Und ich winde mich durch Waldgehege
Auf bekannter Spur.

Ha! nun tret' ich wieder in das Weite,
In das Thal hinein;
Und es rauscht und rasselt mir zur Seite —
Wird die Mühle sein.
Aber dort, — was glänzet auf der Höhe
Roth in lichtem Schein?
Holder Mond, du bist's: in deiner Nähe
Bin ich nicht allein.

Du, des Träumers freundlicher Gefährte
In so mancher Nacht,
Der mich goldne Phantasieen lehrte,
Voll von Zaubermacht.
Der so manches namenlose Sehnen
In mir angefacht,
Ich begrüße dich mit Freudenthränen
In der stillen Nacht.

Ja, hier in des Schöpfers hehrem Dome;
Lauter Herzensdrang,
Hier ergieße dich in freiem Strome,
Und in reinem Klang.
Daß ich bess're Feierlieder hätte,
Himmlischer Gesang! —
Beten will ich an der hei'lgen Stätte,
Voll von heil'gem Drang.



Am Flusse.

Well' um Welle rinnt an mir vorüber,
Treibt am blumigen Gestade hin,
Bricht sich tosend dann am Felsenufer —
Und sie alle unaufhaltsam fliehn,
Sehen Städte, sehen manche Lande,
Eilen zu dem fernen Meeresstrande.

Der entfloh'nen kehret keine wieder,
Allverschlingend fasset sie das Meer.
Nur als leichtes Dunstgebilde schwebet
Eine wieder zu den Bergen her. —
Eilt denn immer, — klare, leichte Wogen, —
Von dem ew'gen Drange fortgezogen.

Ach! So fliehen unsrer Freuden schönste,
Und kein Sehnen führt sie uns zurück,
Mit der goldnen Jünglingszeit entschwindet
Des Gedankenlebens Götterglück.
Was uns einst die freie Brust erhoben,
Jahre schwinden, und es ist zerstoben.

Trümmer aus dem Schiffbruch schöner Zeiten,
Trümmer nur, du Armer, rettest du;
Hoffnung schwellte einst die Segel alle,
Durstig steuerst du dem Hafen zu.
Und du klagst nach Mühen und Gefahren,
Daß die Hoffnungen nur Träume waren.

Neue Lust dem Herzen darzubieten,
Das vermag ein günstiges Geschick:
Ueber die verlor'ne dich zu trösten,
Nicht vermag's der froh'ste Augenblick.
Und je mehr der Freuden dir erscheinen,
Hast du einst verlorne zu beweinen.



Reichthum der Liebe.

Wie bist du selig, wenn dir ist verliehen
Ein Herz, das warm in treuer Liebe schlägt!
Ein freud'ges Sehnen ist dir aufgeregt,
Das All voll Gluth an deine Brust zu ziehen.

Doch wehe! kalt siehst du die Meisten fliehen,
Von keinem gleichen Seelendrang bewegt;
Nicht ist dir, was dich feurig aufwärts trägt,
Nicht deines Herzens schönster Wunsch gediehen.

Ach! kannst du dein nicht einen Namen nennen?
In keinem theuren Bild dich selbst erkennen?
Doch kannst du das, so bist du dreimal reich.

O segne deines Lebens Wonnestunden;
Du bist belohnt, beglückt, wenn du gefunden
Ein Herz voll Wärme, deinem Herzen gleich.



In ein Stammbuch.

Lenze fliehn mit ihren Blumenmatten,
Alles, alles stirbt im Arm der Zeit;
Uns auch decket einmal Todesschatten,
Grabesstille und Vergessenheit.
Doch es blüht in ewig heit'rer Jugend,
Was im Herzen treu uns ward gepflegt;
Liebe stirbt nicht, Glaube nicht und Tugend
Und die Hoffnung, die uns freundlich trägt.
Es entreißt sich hemmenden Gewalten
Freier Muth im kurzen Lebensspiel:
Keiner wird von Wahn und Trug gehalten,
Der erkennt das hohe, — — ferne Ziel.



Am Neujahrstage 1825.

Wie viele der Jahre schwanden
Dahin schon im schnellen Lauf?—
So viel als Sterne wandeln
Am Himmel ab und auf;
So viel, als perlende Tropfen
Der Himmel goß herab;
So viel als Lebende sanken
In's stille, öde Grab.

Nur staunen kannst du, Seele,
Dem was kein Denken erreicht. —
Doch aus dem tiefen Dunkel
Herauf e i n Gedanke steigt,
Der fährt mit Blitzes Klarheit
Und Macht mir durch den Sinn:
I ch auch im Kreise der Wesen,
I ch l e b e u n d i ch b i n! —

So flieht denn, Jahre; wandelt,
Ihr Sterne, auf und ab;
Und falle, was da lebet,
Wie perlende Tropfen in's Grab:
Der G e i st, der sich's verkündet:
„I ch b i n" — erzittert nicht.
Den Staub nur tragen die Lüfte,
Der G e i st schwebt auf zum Licht.

Wer tilget s e i n e n Gedanken?
Und wer die freie Kraft?
Wer raubt ihm seine Liebe? —
D e r nicht, der Geister schafft..—
So tritt in höh'rer Schönheit
Einst aus der Nacht hervor
Und steige mit Morgenroths Schwingen,
Mein Geist, zum Licht empor.



Meiner Schwester Marie an ihrem Hochzeitstage.

1822.

Du wendest dich von mir? Du scheidest, Holde,
Von dieser Flur, die freundlich dich erzog?
Wie oft sahst über ihr in Glanz von Golde
Die Sonne du, wenn sie vorüber flog!
Wie oft warst du entzückt von ihrem Strahle,
Der nach Erstarrung neu den Frühling schuf!
Wie fröhlich in des Waldes dunklem Saale
Vernahmst du seiner Sänger Jubelruf!

Hier war es, wo dich zarte Liebe pflegte,
Wo kindlich sich Gemüth und Geist erschloß,
Wo reine Lust das junge Herz bewegte
Und wo die erste Sehnsuchtsthräne floß.
Mir auch bleibt in Erinnrung manche Stunde,
Durch der Gedanken freien Tausch geweiht:
Die Herzen waren treu, und ihrem Bunde
Gebrach es nie an echter Heiterkeit.

Was fehlt dir noch? O nenne mir das Eine! —
Die Liebe rief, sie sprach ihr hohes Wort
Zu dir, — und mächtig zieht nun zum Vereine
Mit dem Geliebten gleicher Drang dich fort,
Drum, was dich einst erfreute, steht nun ferne,
Ein stärkres Sehnen füllt die Brust dir ganz.
So leuchten nächtlich klar der Mond, die Sterne,
Doch löscht die Gluth der Sonne ihren Glanz.

Ja, Liebe ist des Lebens goldne Sonne!
So ziehe hin in ihrem Morgenschein.
Bleibst du ihr treu, dann wird des Herzens Wonne,
So wie sie selbst, stets jugendlich dir sein.
Sei fest und wachend,— ja die starke Seele
Bewährt sich in dem Spiel des Lebens nur.
Nie mög' die Hoffnung schwinden, und es fehle
Dir nie der Friede dieser stillen Flur.



Minnelied im Sommer.

1825.

Schatten giebst du, hohe Buche,
Deine Blätter stehn so dicht;
Doch die Holde, die ich suche,
Weilt in deinem Schatten nicht.
Weiter, ach! mit Sehnen und mit Bangen,
Weiter zieht mich ewiges Verlangen.

Gold'ne Blüthen streust du, Linde,
Süßen Duft gewährst du mir.
Ob ich auch die Liebste finde?
Nein, die Liebste weilt nicht hier.
Weiter, ach! mit Sehnen und mit Bangen,
Weiter zieht mich ewiges Verlangen.

Frischen Trunk, du reine Quelle,
Dem Erschöpften bietest du,
Doch es wird an keiner Stelle,
Wo sie fehlt, dem Herzen Ruh!
Weiter, ach! mit Sehnen und mit Bangen,
Weiter zieht mich ewiges Verlangen.

Quäle nicht mit eitlem Sehnen,
Quäle, Herz, dich ewig nicht.
Denn es ist ein leeres Wähnen,
Was die Hoffnung dir verspricht. — —
Doch zu ihr mit ewig neuem Bangen
Und zu ihr nur zieht mich mein Verlangen.



Lied.

„Zu lieben und zu schweigen,
„Wie lieb' ich das!"
Platen.

Wenn ich bei meinem Liebchen bin,
Verwundert mich ihr Schweigen.
Was trägt sie nur in ihrem Sinn?
Es muß wohl bald sich zeigen.
Denn bin ich kaum dahin, dahin —
O wahrlich, das ist eigen! —
So kann die schöne Rednerin
Vor Klagen nicht mehr schweigen.

Wohlan, du Herzenskönigin,
Sei immer nur mein eigen! —
Daß Hand und Mund, daß Herz und Sinn
In Liebe sich verzweigen!
Was du mir bist, was ich dir bin,
Wenn's Worte auch verschweigen,
Verkündet doch dem innern Sinn
Der Aeuglein holdes Reigen.



An die Erwählte.

1824.

Warum zu dir, zu dir nur hin
Wird ewig sehnsuchtsvoll in Gluth mein Herz gezogen?
Es fliegt der Pfeil, geschnellt vom starken Bogen,
Rasch durch die Lüfte weit; doch kann er nicht entflieh'n.
Wie rasch, wie weit er auch dahingeflogen,
Zurück wird ihn die Erde zieh'n. — —
So auch zu dir, zu dir nur hin
Wird stets mit neuem Drang in Gluth mein Herz gezogen!



Minnelied im Sommer.

1825.

Schatten giebst du, hohe Buche,
Deine Blätter stehn so dicht;
Doch die Holde, die ich suche,
Weilt in deinem Schatten nicht.
Weiter, ach! mit Sehnen und mit Bangen,
Weiter zieht mich ewiges Verlangen.

Gold'ne Blüthen streust du, Linde,
Süßen Duft gewährst du mir.
Ob ich auch die Liebste finde?
Nein, die Liebste weilt nicht hier.
Weiter, ach! mit Sehnen und mit Bangen,
Weiter zieht mich ewiges Verlangen.

Frischen Trunk, du reine Quelle,
Dem Erschöpften bietest du,
Doch es wird an keiner Stelle,
Wo sie fehlt, dem Herzen Ruh!
Weiter, ach! mit Sehnen und mit Bangen,
Weiter zieht mich ewiges Verlangen.

Quäle nicht mit eitlem Sehnen,
Quäle, Herz, dich ewig nicht.
Denn es ist ein leeres Wähnen,
Was die Hoffnung dir verspricht. — —
Doch zu ihr mit ewig neuem Bangen
Und zu ihr nur zieht mich mein Verlangen.



Lied.

„Zu lieben und zu schweigen,
„Wie lieb' ich das!"
Platen.

Wenn ich bei meinem Liebchen bin,
Verwundert mich ihr Schweigen.
Was trägt sie nur in ihrem Sinn?
Es muß wohl bald sich zeigen.
Denn bin ich kaum dahin, dahin —
O wahrlich, das ist eigen! —
So kann die schöne Rednerin
Vor Klagen nicht mehr schweigen.

Wohlan, du Herzenskönigin,
Sei immer nur mein eigen! —
Daß Hand und Mund, daß Herz und Sinn
In Liebe sich verzweigen!
Was du mir bist, was ich dir bin,
Wenn's Worte auch verschweigen,
Verkündet doch dem innern Sinn
Der Aeuglein holdes Reigen.



An die Erwählte.

1824.

Warum zu dir, zu dir nur hin
Wird ewig sehnsuchtsvoll in Gluth mein Herz gezogen?
Es fliegt der Pfeil, geschnellt vom starken Bogen,
Rasch durch die Lüfte weit; doch kann er nicht entflieh'n.
Wie rasch, wie weit er auch dahingeflogen,
Zurück wird ihn die Erde zieh'n. — —
So auch zu dir, zu dir nur hin
Wird stets mit neuem Drang in Gluth mein Herz gezogen!



An M. B.

1826.

Wenn ich Lieder hätte, wenn ich rufen könnte
Aus den Saiten zarten Klang;
Du, o Liebliche, du wärest immer
Mein Gedicht und mein Gesang.

Wenn ich lichte Farben hätte und des Meisters
Vielgeübte, sich're Hand,
Ach, dein holdes Bildniß säh' ich glänzen
Frisch gemalt von meiner Hand.

Nun ertönt wie Sphärenklang in meinem Herzen
Ewig nur dein Name mir,
Und es lebt in meinem stillen Sehnen
Ewig nur das Bild von dir.



An die Ungenannte.

Zu tief, o holdes Mägdelein,
Schaut' ich hinein
In's blaue, seelenvolle Auge dir.
Zu tief, was lebenvoll darin sich malte,
Was mir wie Morgenglanz entgegenstrahlte,
Zu tief, ach! drang es in die Seele mir.

Du nahmst — es ist ja nur zu wahr! —
Du nahmst sogar
Mein ganzes Herz, mein ganzes Leben mir —
Was soll ich, Grausame, von dir nur denken?
Sag', wirst du nichts denn zum Ersatz mir schenken? —
Zu tief schaut' ich in's blaue Auge dir!



Geben und Nehmen.

Er brach die schmucke Rose,
Die schönste, die ich sah,
So roth im grünen Moose, —
Und trat zu mir so nah
Und reichte mir zur Gabe
Die Blume freundlich hin:
„Die Königin des Gartens
Der Herzenskönigin!“
So sprach er leise, drückte
Mir noch so warm die Hand.
Er ging, mein Auge blickte,
So lange es ihn fand,
Ihm nach: „du trautes Leben,
Darf ich es danken dir?
Für das, was du gegeben,
Wie viel, ach! nahmst du mir!“



Liebe ist stark wie der Tod.

Zweimal in deinem Leben winket
Ein Himmel dir, erhellt von ewig heitrem Schein;
Es schließt ihn auf in seligem Verein
Die Liebe, wenn ihr Stern dir hold und freundlich blinket.
Zum andern Himmel führt der Tod dich ein,
Wenn brechend einst das Auge sinket.
Ja, zweimal in dem Leben winket
Ein Himmel dir, erhellt von milder Sonne Schein.



Am Charfreitag.

1831.

Zu dir empor, zu dir, du reines Leben,
Soll heil'ger Ahnung voll die Seele schweben,
In hehrem Glanze steh' dein Bild vor mir!
Zerbrochen sind mir nun die engen Schranken;
Kein banges Zagen mehr, kein Weh, kein Wanken!
Ha! schon durchweht auch mich der Geist von dir.

Es sind mir Nacht und Zweifel nun zerstoben,
Wie fühlt die freie Brust sich kühn gehoben,
Wie tret' ich muthvoll in des Kampfes Bahn!
Vergeblich ringt er nicht, der starke Wille,
Daß er der Tugend hohe Ford'rung stille;
Du leuchtest, hoher Sieger, mir voran.

Ja, Göttliche, auch ich kann um dich werben,
Ich kann für Unschuld, kann für Liebe sterben,
Wie tausend Feige auch dem Kampf entflieh'n.
Ihm nach, dem schwer geprüften Ueberwinder,
Ihm nach! auch ihr seid seines Gottes Kinder!
So ringet denn wie er und seht auf ihn.

Vernimmst du seinen Ruf vom Kreuzesstamme?
Des Helden Ruf? Sein mächt'ges Wort entflamme
Ein jedes Herz, das voll von Liebe schlägt!
Bis einst, wenn du als Sieger dich bewähret,
Wie er verherrlicht und wie er verkläret,
Auch dich dein Engel zu den Sel'gen trägt.



Gaben der Liebe.

Wie sind der Liebe Gaben reich und süße!
Du gabst dein Herz mir und durch deine Hand
Empfang' ich deiner Freundin holde Grüße,
Die nun auch mir zur Freundin sich verband!—
Wem so viel reine Liebe kann gewähren,
Soll sie mit desto fest'rer Treue ehren.



Lebewohl an die Verklärte.

1830.

Vollendet hast du deinen kurzen Lauf.
Es floh im Todeskampf das theure Leben.
Mir war's in treuer Liebe hingegeben — —
Der Himmel, der es gab, er nahm es auf.

Mein warst, mein — bist du noch, verklärter Geist!
Kann Todesmacht austilgen reine Liebe?
Sie wär' es nicht, wenn sie nicht ewig bliebe:
Solch treues Band im Tode nicht zerreißt!

Du liebst mich noch, du denkest meiner noch,
Du blickst nach mir im neu verklärten Leben,
Und magst du selig über Sternen schweben,
Du Sel'ge bist noch mein, du liebst mich noch.

Wie warst du gut, wie warst du rein und treu!
Wie warst du freundlich, liebevoll und milde.
Ach' ewig blick ich hin zum theuren Bilde, —
Und ewig bleiben Schmerz und Sehnsucht neu.

Umschwebe mich mit leisem Geisterweh'n,
Umschwebe segnend unsre zarten Kleinen,
Sie werden einst um dich noch bitter weinen,
Sie werden lernen, meinen Schmerz versteh'n.

Sie waren unsre Sorge, unsre Lust,
Und Lust und Sorge waren treu getheilet.
Die Armen! keine Mutterliebe heilet
Hinfort den Schmerz in ihrer zarten Brust.

Leb' wohl, leb' ewig wohl. Es ist kein Wahn,
Mein Hoffen, daß die Liebe ewig währet. —
Und bin auch ich dereinst wie du verkläret,
Dann trag' als Todesengel mich hinan.



Verlornes Glück.

Herabgesenkt aus lichter Höhe
Ergoß in meines Lebens Oede
Ein reiner Strahl sich lieblich mild.
Aufschloß das Herz sich wonnevoll
Und neu erwachten Kraft und Muth,
Und neu erblühten Lust und Liebe. —
Wo flohst du hin, du sanftes Licht?
Du wandtest scheidend dich von mir,
Und — Nacht umhüllet meinen Pfad.



Fern —

Quälet mich nicht mit Trauer und Zagen,
Düstre Gedanken, quälet mich nicht.
Länger, länger kann ich's nicht tragen;
Laut in dem Herzen ruft es und spricht:
Ach! was ist es, das mir noch bliebe?
Fern ist ja alles, fern, was ich liebe!

Freundliche Hoffnung, kannst du nicht mildern
Nagenden Schmerz und glühenden Drang?
Nicht mit der Zukunft lachenden Bildern
Stillen die Seele so weh und so bang? —
Nimmer, ach nimmer! — Was ist's, das mir bliebe?
Fern ist ja alles, fern, was ich liebe.



Am Grabe meines Vaters.

1825.

Ja, sie ruh'n in stillem, heil'gem Frieden,
Deren Staub das kühle Grab umfaßt.
Ja, hier finden alle, alle Müden
Endlich doch die lang ersehnte Rast.

Wie vom Sturm bewegt ist unser Leben,
Der die reinste Freude kalt zerbricht,
Ueber Gräbern mag sich Sturm erheben,
Doch er störet ihre Stille nicht.

Friedlich blickt auf sie des Mondes Schimmer,
Wenn er unsre heißen Thränen zählt;
Und die bange Klage schweigt auf immer,
Die das Herz so lange hat gequält.

Blumen sprießen an dem Saum der Grüfte,
Von dem früh'sten Sonnenstrahl erweckt,
Kühlend wehen über'm Staub die Lüfte,
Der den Staub des müden Wallers deckt. —

Mir ist wohl und weh an deinem Grabe,
Du Verklärter. Theuer warst du mir!
Und bis einst auch ich vollendet habe,
Lebt im Herzen mir das Bild von dir.

Aber fern durchschwebst du ew'ge Räume,
Schwingst dich über Erdendunkel weit.
Dich erreichen keine unsrer Träume
Keine Träume deine Seligkeit.

Hier an deinem Hügel will ich weinen;
Denn du warst der heißen Thränen werth.
Ewigkeiten sollen uns vereinen,
Wo auch Liebe himmlisch sich verklärt.

Leuchte, stiller Mond, aus jener Weite
Mild dann auch auf meinen Hügel hin, —
Und in Frieden ruhe mir zur Seite,
Wem im Leben ich am liebsten bin.



Die alte und die neue Welt.

1859.

Die alte Welt und die neue Welt —
Ich habe sie beide gesehen,
Wenn's dir in der einen nimmer gefällt,
Magst in die andre du gehen.

Nur frischen Sinn und gesundes Blut
Und Dauer im ernsten Bestreben!
Was man erkämpft und schafft und thut,
Das ist der Gewinn vom Leben.



Vorwärts.

Vorwärts! ruft die frische Jugend,
Vorwärts in den heil'gen Streit,
In den Kampf für Recht und Tugend
Und für Licht und Menschlichkeit.
Ohne Kampf wird's nimmermehr gelingen
In der Wahrheit Heiligthum zu dringen.

Ist doch Kampf das ganze Leben,
Von dem ersten Kindesschrei
Bis zum letzten Lippenbeben,—
Wünscht nicht, daß es anders sei!
Kämpfend steigen alle Frühlingssäfte
Und erstarken alle edlen Kräfte.

Aber „Halt" ruft's; könnt ihr ahnen,
Wer den schlimmen Ruf erläßt?
'S ist ein fürchterliches Mahnen,
Das den Sinn zusammenpreßt.
Denn, in sich vereinend alles Schlimme,
Ist's des matten Alters und der Feigheit Stimme.

Auch im Stamme der Philister
Feigheit, Selbstsucht, wie bekannt,
Sind sich liebende Geschwister
Ersten Grades blutsverwandt;
Mattes, feiges und gemeines Streben
Kann im Sumpfe nur behaglich leben.

Rückwärts! tönt ein anderes Rufen,
Rückwärts gar mit voller Macht.
Die so viel Verderben schufen
Haben einen Ruf erdacht,—
Die mit allem Guten immer stritten:—
Gottbegnadete und Jesuiten.

Rückwärts wandert nichts am Himmel,
Keine Sonne, kein Planet,
Und im irdischen Gewimmel
Seh ich, daß nichts stille steht.
Vorwärts denn zu immer höh'rem Fliegen!
Vorwärts frisch zum Kämpfen und zum Siegen!



Weinlied.

Melodie: „Morgenroth.“

Pflanzet Wein, pflanzet Wein,
Munter senkt die Reben ein,
In der Sonne milden Strahlen,
Reich die Mühe zu bezahlen,
Werden fröhlich sie gedeih'n.

Spät und früh, spät und früh,
Ohne Rast in Schweiß und Müh'
Graben, hacken, schneiden, binden,
Um den Pfahl die Ranke winden,
Das ist süße, süße Müh'.

Sonn' und Luft, Sonn' und Luft,
Wintergrün und Blüthenduft.
Dann der Beeren würz'ge Gaben:
Ha! das muß die Seele laben!
Laub und Wein und Blüthenduft.

Allzumal, allzumal
Laßt da unten Sorg' und Qual;
Wandelt frei auf lichten Höhen,
Wo die reinen Lüfte wehen;
Schaut hinab in's tiefe Thal.

Sammelt ein, sammelt ein,
Emsig wandelt durch die Reih'n;
Daß der Most sich dann ergieße
Und in dunklen Strömen fließe;
Munter Alle, Groß und Klein.

Welch ein Braus, welch ein Braus!
Wie er tobt im engen Haus!
Laßt ihn ruhig sich verklären,
Wird sich herrlich dann bewähren —
Stört ihn nicht im engen Haus!

Nun heran, nun heran,
Denn das Schwerste ist gethan!
Perlt im Glas der Saft der Reben,
Ach, das wird ein Götterleben!
Schenket ein und stoßet an!

Freies Land, freies Land,
Wo ich neue Heimath fand,
Dir erheb' ich diesen Becher;
Stimmet ein, ihr munt'ren Zecher,
Heil dem neuen Vaterland!



Mehr Licht.

Gewaltig war in allen Zonen,
Zu aller Zeit der Dränger Schrei;
Doch mehr als Schwerter und Kanonen
Vermag die fromme Heuchelei.
Noch immer will das Spiel nicht enden,—
Die Menge, — sie durchschaut es nicht!
Doch muß das Blatt sich endlich wenden:
Es werde Licht! Es werde Licht!

O komm' mit deinem heil'gen Scheine,
Komm', Geisteslicht in deiner Pracht!
Verleih' uns Wahrheit, echte, reine, —
Erlös' uns aus des Geistes Nacht!
Der finstre Nebel sei zerronnen,—
Der Menschheit Donnerstimme spricht:
Am Himmel sind so viele Sonnen,
So werd' es auch auf Erden Licht!

Und Heil und Lieb' und Frieden kehre
In jedem Menschenbusen ein; —
Die Menschheit,— daß sie es schon wäre!
Sei nur ein einziger Verein! —
Und Jeder fühle seine Würde,
Verletze die des Andern nicht;
Das Leben sei für Niemand Bürde, —
Und mehr, und immer noch mehr Licht!



Catawba-Weinlied.

Melodie: „Bekränzt mit Laub."

Hoch auf den Bergen glänzt im Sonnenscheine
Der Reben goldne Frucht.
Doch ist's am Rhein und immer nur am Rheine,
Wo ihr die Reben sucht?

An des Missouri reichen Ufern grünen
Auch edle Reben schon,
Von wärm'rer Sonne früh und spät beschienen,
Dem Fleißigen zum Lohn.

Wohl mühet sich am Rheine steten Fleißes
Der Winzer Tag für Tag,
Damit der reiche Schlemmer seines Fleißes
Erwerb verprassen mag.

Uns wächst der Wein im freien Vaterlande
Und labet Alle gleich;
An uns'rer Ströme waldumsäumtem Strande
Sind Alle frei und reich!

Wo jüngst noch Büffel, Bär und Panther hausten,
Auf unwegsamem Pfad,
Wo Speer und Pfeil im wilden Kampfe sausten,
Sproßt jetzt des Friedens Saat.

Statt Urwald schmückt die Rebe schon den Boden
Und ladet zum Genuß, —
Und freie Männer sieht man emsig roden
Und schaffen Ueberfluß.

Gepriesen sei uns drum so Wein als Rebe!
Gepriesen deutscher Fleiß,
Und Ehre, Treu' und Freiheit! — ihnen lebe
Der Jüngling und der Greis!

Nun nehmt ein Glas vom aller, aller Besten
Und weiht's der Freundschaft Bund!
Kein Trauriger sei unter unsern Gästen
Im weiten, trauten Rund!

Und ihr, ihr Brüder fern am deutschen Rheine,
O wär't ihr mit uns hier!
Und tränket auch von dem Missouri-Weine,
Und wäret frei wie wir!

Weinlied eines Alten.

Melodie: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus."

Einst glühte so feurig
Mein jugendlicher Muth;
Da rieth man mir zu dämpfen
Die allzu heft'ge Gluth.

Und wie sollt' ich kühlen
Das glühend heiße Blut?
„Das Wasser, ach, das Wasser
Ist ja für Alles gut!"

So hab' ich geleeret
Gar manches volle Glas,
Bis von dem innern Glühen
Ich allzumal genas.

Da ward ich so nüchtern
Und so verständig auch,
Und fügte mich so willig
In andrer Leute Brauch.

Doch bald kam die Reue,
Die bittre Reue kam:
So öde war's im Herzen, —
Das Leben war ein Gram.

O Lust meiner Jugend,
O mächt'ger Seelendrang,
Kehrt einmal noch mir wieder.
Das Wasser macht mir bang.

Das Blut, das so feurig
Einst durch die Adern rann, —
Zu Eis will's gar erstarren:
Das Wasser hat's gethan.

Kann nichts denn beleben
Den tief gesunknen Muth,
Und wieder Wärme geben
Dem eisig kalten Blut?—

Was glänzt im Pokale
So perlend und so rein?
Das Feuerblut der Reben.
Das muß, das muß es sein.

O reicht es zur Labe
Für's freudenleere Herz! —
Vergessen, schnell vergessen
Ist Sorge nun und Schmerz.

Es rinnt durch die Adern
Noch einmal Jugendgluth, —
Der Arm fühlt neue Stärke,
Und leichter wallt das Blut.

Und kühner erhebt sich
Der neu belebte Muth.
Was doch für große Wunder
Der Rebe Gabe thut!

Und muß ich bald scheiden
Von Welt und Allem gar, —
O reicht zur letzten Labe
Den Rebensaft mir dar.



Die neue Zeit.

Die neue Zeit, die neue Zeit —
Ihr Ruhm ertöne weit und breit!
Vorbei nun ist es mit der alten!
Es schwinden all die Schreckgestalten,
Die so viel Leids uns angethan.
Des Aberglaubens Gaukeleien,
Die kleinen und großen Tyranneien,
Nichts sollen sie ferner uns haben an.
Es fühlt sich frei der Geist hinfort,
Dringt kühn auch bis zum tiefsten Ort,
Holt nach die allzu lange Versäumniß,
Erforschet jegliches Geheimniß
Und macht nun jedem Verstande klar,
Was allzulange verborgen war.
Die Pfaffenlüge ist verschwunden,
Von allem Grund und Ursach gefunden.
Zu wissen, was ist, und wie es ist,
Das lernen wir nun in kurzer Frist;
Ja selbst das große All umkreist
Des Menschen nimmer ermüdender Geist,
Der im Begriffe vor sich stellt,
Was Alles bewegt und zusammenhält.

Sodann, was gebunden war, wird frei:
Kein Zwang soll ferner die Brust beklemmen,
Keine Fessel den kühnsten Aufschwung hemmen,—
Sein eigner Gebieter ein Jeder sei!

Noch mehr: hinfort soll nichts mehr drücken!
Die Menschen, alle einander gleich,
Die bilden von Brüdern e i n großes Reich,
Bemüht nur einander zu beglücken.
Es stehe: „Gerechtigkeit und Milde"
Hinfort auf einem jeden Schilde!
Weg, weg mit der Unmenschlichkeit
In dieser bessern, neuen Zeit!

O holdes Bild, o süßer Traum,
Vor meinem Sinne schwebst du kaum,
Hast kaum die hoffende Seele entzückt,
Und wirst, o Jammer, mir wieder entrückt!

So hofften sie seit langen Jahren
Die Geschlechter alle, die vor uns waren.
Das Alte verging, das Neue kam;
Doch die Erlösung von schlimmen Dingen,
Sie wollte nimmer ganz gelingen,
Welch höhern Flug der Geist auch nahm.
Wie viel des Irrthums man vernichtet,
Nicht alles Dunkel wird gelichtet;
Wie viel der Forschung auch gelingt,
Nur tiefer zeigt sich jene Tiefe,
In die kein sterblich Auge dringt.
Wer gäb' uns Siegel oder Briefe,
Daß, was mit heil'ger Sehnsucht Schmerzen
Als Ahnung lebt im warmen Herzen,
Mehr ist als tosender Wellen Schaum,
Mehr als ein schöner kindischer Traum?

Und Freisein? ach! in dieser Welt,
Wo Band nach Band uns gefangen hält,
Bald hemmt, bald zieht und zerrt und reißt,
Wo Trug so oft und Leidenschaft
Bald dahin uns, bald dorthin rafft,
Umsonst erklärt ihr den Menschen frei, —
Ein Jeder fühlt, daß er's nicht sei.

So mögt ihr auch tilgen mit Muth und Geduld
Viel alte Sünde und alte Schuld;
Doch das, wie Disteln und wie Dornen,
Wächst leider immer wieder von vornen.
Es zeigt jede Zeit ein anderes Bild,
Wohl mehr ein wenig licht und mild.
Doch immer will zum Lichte der Schatten,
Zur Milde sich die Rohheit gatten.
Das heiß Ersehnte ist nimmer nah,
Und nirgends ist das Urbild da.



Herbst.

1878.

Längst entschwand die Frühlingszeit,
Und es flohen auch die heißen,
Arbeitsvollen Sommertage;
Eingekehrt ist ernst, nicht düster,
Meines Lebens falber Spätherbst,
Mahnend an den nahen Heimgang.
Soll ich nun in trüber Wehmuth
Auf das Hingeschwund'ne blicken? —
Jede Blüthe muß vergehen,
Jedes Feuer muß erlöschen,
Jedes Leben muß ersterben,
Daß aus Todtem sich entfalte
Neue Kraft und neues Leben. —
Was als rein empfund'ne Freude
Meinen Lebenspfad erhellte,
Was ich kämpfend mir errungen, —
Nichts von Allem ist verloren,
Treu bewahrt in der Erinnerung,
Unschätzbares Seelengut. —
Eitles konnte mich nicht blenden,
Und die überwund'nen Mühen
Stählten nur die inn're Kraft. —
Jubeln, Trauern, Fürchten, Hoffen —
Das ist aller Menschen Loos;
Menschlich so hab' ich begonnen,
Und so will ich menschlich enden.
Doch so lang' der Herzschlag währet,
Soll das Herz mir nicht erkalten
Und so lang ich athmen kann,
Soll mein Streben nicht ermatten.
Welches weite Feld des Schaffens
Liegt vor Jungen und vor Alten!
Und ich fühle froh erregt,
Daß ich mehr und immer mehr
Frühem Träumen, bangem Zweifeln,
Manchem Irren mich entwand.
Was ich wollte — gleich so Vielen —
War die ganze, volle Wahrheit;
Doch es kann, wie ernst wir streben,
Menschensinn sie nicht erfassen. — —

Haſt du eitlem Wahne dich
Und dem Richtigen entrungen,
Dann warſt du ein edler Kämpfer,
Und dich ſchmückt des Sieges Krone.
Klarheit in der Seele thronet,
Friede dir im Herzen wohnet, —
Du vollendeſt deine Tage
Ohne Vorwurf, ohne Klage.



Lerne weiſe ſein.

Vieles lerneſt du im Lauf der Jahre, —
Wahrheit, doch gemiſcht mit Schein;
Eines unverlierbar dir bewahre:
Lerne weiſe ſein!

Wie in Allem außen ſo auch innen
Stellt ſich ſtets ein raſcher Wechſel ein;
Eines nur ſoll nimmer dir zerrinnen:
Lerne weiſe ſein.

Klaren Blick des Geiſtes dir bewahren,
Scheiden, was iſt groß und was iſt klein,
Geiſtig wachſen ſollſt du mit den Jahren —
Lernen weiſe ſein.

Folgend nur bethörenden Gewalten,
Jagt die Menge nach dem eitlen Schein;
Selbſt ſollſt du das Leben dir geſtalten:
Lernen weiſe ſein.

Aus der Zeiten Schiffbruch ſollſt du retten
Treu dies Eine: geiſtig dich befrei'n,
Zu zerſprengen alle Sklavenketten:
Lerne weiſe ſein.



Der alte und der neue Bund.

„Die Verfassung, wie sie war,
Und der Bund, wie er gewesen!“
Leider muß man solchen Spruch
Immer hören jetzt und lesen.
Wie sie wimmern, wie sie ächzen!
's ist des Hochverrathes Krächzen!

Was bestand und was einst war,
Kann so nimmer wieder werden,
Und von Allem, was geschieht,
Wiederholt sich nichts auf Erden.
Könnt in der Geschichte lesen:
Nichts wird wieder, wie's gewesen.

Nach dem winterlichen Frost,
Nach der Frühlingsstürme Wüthen
Wird die Erde wieder grün,
Schmückt sich neu mit Laub und Blüthen:
Ueberall ein frisches Leben,
Neuer Trieb und neues Streben!

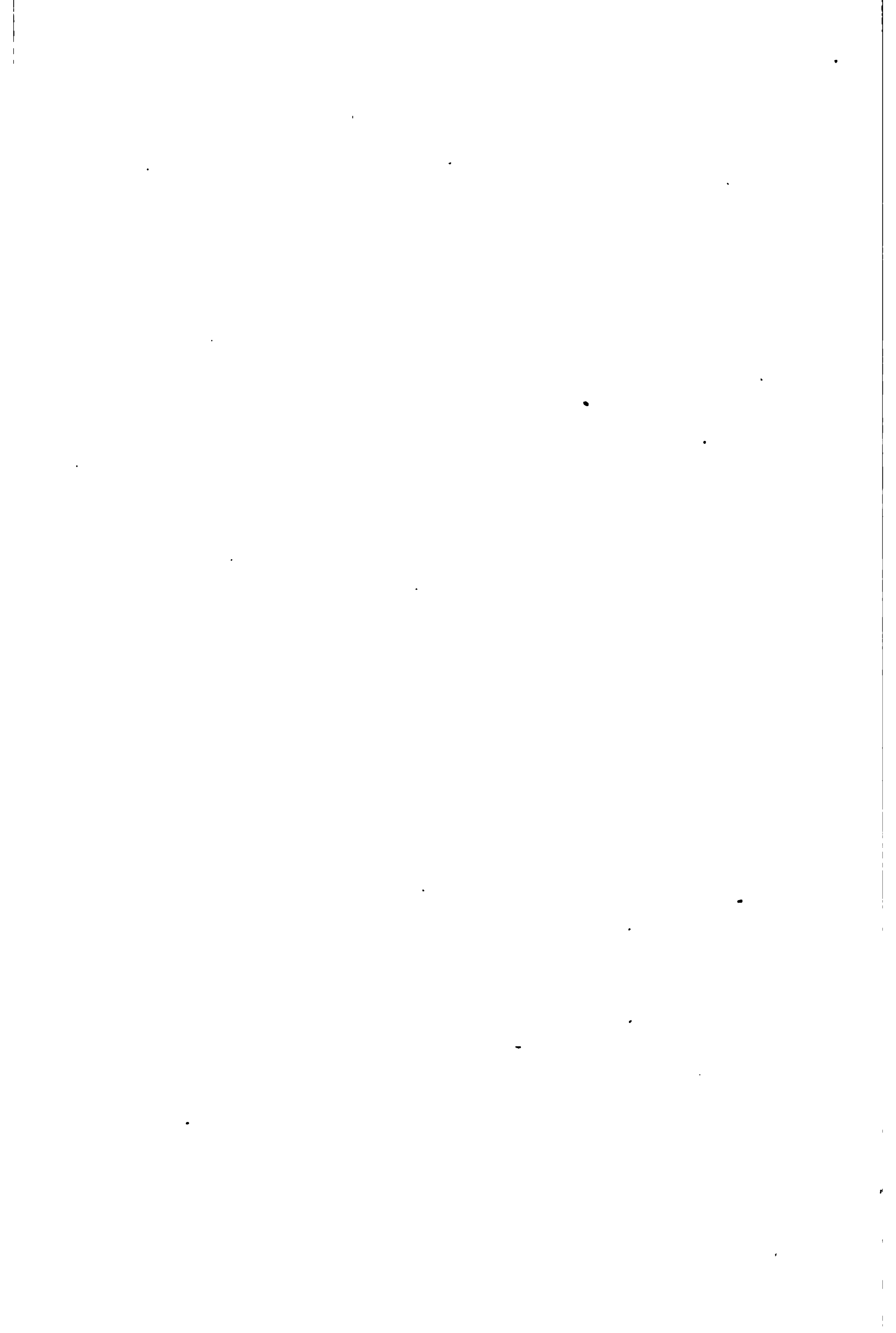
Doch das Alte ist dahin,
Das Vergangne wird nicht wieder,
Und der neue Frühling bringt
Neue Blüthen, neue Lieder.
Von der Allmacht fortgezogen,
Strömen rückwärts keine Wogen.

Stürme toben durch das Land,
Knicken, schmettern ohne Schonen;
So auch tobt gar oft ein Sturm
Durch das Leben der Nationen,
Bricht das Alte, Morsche nieder, —
Neues, Beff'res grünt dann wieder.

Blüh' uns denn ein neuer Bund,
Weil der alte ist zerfallen!
Auf dem neuen Banner lest:
„Gleiche Menschenrechte Allen!“
Würdig, künftig zu gedeihen,
Ist allein ein Bund der Freien.



Biographisches.





Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit.

Dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch.*)

Das Leben von Dr. Karl Follen.

Tam rara in amicitiis fides, tam parata oblivio mortuorum, ut ipsi nobis debeamus etiam conditoria exstruere omniaque heredum officia præsumere.
Plin. Epist.

Karl Follen†) gehört zu den bedeutenderen Menschen, deren Andenken nicht auf die kurze Dauer des leiblichen Daseins beschränkt sein soll. Sein Name wie seine Wirksamkeit gehört zwei Welttheilen an, und wenn die alte Welt ihn vergessen wollte, so soll es in der neuen nicht an jener Freundschaftstreue fehlen (über deren Seltenheit der alte Römer klagt), welche wenigstens den Willen hat, ihm ein ehrendes Denkmal zu setzen. Ich versetze dabei mich selbst in eine höchst bedeutungsvolle Zeit zurück, deren tieferes Verständniß sich immer mehr zu verlieren scheint, — ich rege die mächtigsten Eindrücke meiner eigenen Jugendjahre noch einmal auf, — ich vergesse, daß ich seitdem unter schweren Lebensaufgaben alt und grau geworden bin, ich vergesse die Mühen des Augenblicks und richte — wie es Aeltere so gerne thun — noch einmal den scheidenden Blick

---

*) Diese Erinnerungen erschienen 1873 in Buchform in Neustadt a. d. H. und in St. Louis.—

†) Der Name der Familie war ursprünglich Follen (Füllen). Zu der Zeit, da Alles lateinisch wurde, fiel es einem der Mitglieder ein, „Follenius“ daraus zu machen. Karl Follen warf, nachdem er in Amerika angekommen war, die lateinischen Endsilben wieder weg.

zurück auf jene Tage, da für mich selbst das Leben auf seinem Höhepunkte stand.

Aus keinem Theile meines eigenen Lebens ist mir eine so lebendige Erinnerung geblieben, als aus dem, welchen ich gemeinschaftlich mit meinen jugendlichen Gesinnungsgenossen zubrachte. Darin habe ich für die Schilderung, welche ich liefern will, eine so reiche und sichere Quelle, wie sie wenigen Biographen zu Gebote steht. Außerdem habe ich lange genug gelebt und genug erfahren, um über Zustände und Personen eines objectiven Urtheils fähig zu sein. Was K. Follen's Leben und Wirken in Amerika betrifft, so finden sich darüber die ausführlichsten Angaben in dem von seiner Gattin veröffentlichten, einen Band von 637 Seiten füllenden Werke: "Life of Charles Follen" (erster Band der in 5 Bänden erschienenen "Works of Charles Follen. Boston 1842"). Offenbar hat sich die Verfasserin dabei deutscher Manuscripte von Follen's Hand bedient, während auch außerdem ihre Schilderungen den Stempel der vollsten Wahrheit und Genauigkeit tragen. Ich werde diese Schilderungen bedeutend abkürzen müssen, so daß sie dem Zweck dieses Werkes entsprechen, was mich jedoch nicht abhalten soll, ein volles und treues Lebensbild meines unvergeßlichen Jugendfreundes der Nachwelt zu liefern.

Der Vater der drei Brüder Follenius (der ältere, August Adolf, der in seinen jüngeren Jahren viel Aufsehen erregt und als hochbegabter Mensch Hoffnungen erweckt hatte, die sich nicht erfüllten, starb in der Schweiz 1856; der jüngere, Paul, ist in diesem Werke ebenfalls von mir geschildert) war Christoph Follenius, früher Advokat und dann Justizbeamter in Gießen, später Landrichter in Friedberg, einem Städtchen in der Wetterau, in Oberhessen; er erreichte ein hohes Alter und starb in der Familie seiner jüngsten Tochter. Er gehörte zu den originellsten und anziehendsten Menschen, die ich jemals gekannt habe. Sein Gerechtigkeitssinn war unbeugsam, sein Wohlwollen ganz allgemein, sein Leben völlig unbescholten. Dabei konnte er dem Gemeinen und Schlechten gegenüber zu einer Heftigkeit hingerissen werden, welche ihn für den Augenblick aller Herrschaft über sich selbst beraubte. Dann aber war er wieder der sanfteste Mensch und freundlich gegen Alle. Besonders zeichnete ihn aus eine unerschöpfliche Fülle von Humor und sprudelndem Witz, eine seltene geistige Lebendigkeit, welche er bis zum höchsten Alter bewahrte, so daß wir jungen Männer, die er gerne um sich sah, der fließenden Rede seiner Unterhaltung und seiner Erzählung von Anekdoten und eigenen Erlebnissen mit entzücktem Staunen lauschten. Dieser Humor erstreckte sich in gleicher Weise auf sein ganzes Familienleben und gab diesem einen so eigenthümlichen Ton, daß man fast beständig zweifelhaft sein mußte, ob Das, was gesagt und gethan wurde, als Scherz oder als Ernst gemeint sei. Alle Mitglieder des Hauses lernten in diesen Ton einstimmen und verstanden einander in dieser Weise. Die Kinder hatten frühe ihren eigenen

Willen und lernten sich selbst zu regieren; was sie am meisten zu fürchten hatten, war des Vaters Satyre. Sie wußten, wie lieb sie ihm waren, wenngleich er absichtlich vermied, dies in gewöhnlicher Art zu zeigen. Er muß in seiner Jugend ein trefflicher Fechter gewesen sein, denn noch mit seinen herangewachsenen Söhnen stellte er manchmal Fechtübungen an. So lieb ihm Gesellschaft war, verließ er sein Haus doch fast nie, stärkte sich körperlich aber dadurch, daß er täglich eine Partie Feuerholz klein sägte oder in seinem Garten sich beschäftigte. — Menschen dieser Art scheinen immer seltener zu werden, — Alles schleift immer mehr unter einander sich ab.

K. Follen's Mutter starb wenige Tage nach der Geburt seines jüngeren Bruders. Sie wird geschildert als ein Musterbild von Freundlichkeit und Güte. Ihr Bild, das ich oft sah, zeigt sehr schöne und geistreiche Züge.

Er wurde geboren am 4. September 1796 in der Wohnung seines väterlichen Großvaters, welcher Forstbeamter in Romrod, einem Marktflecken in der Nähe des Vogelberges, war, wohin kurz zuvor seine Mutter sich begeben hatte aus Besorgniß vor einer französischen Armee, welche damals bei Gießen stand. Ich bin später oft in diesem Hause gewesen, — es steht noch jetzt. Doch gerade als das Kind die Taufe erhielt, durchzog Jourdan's Heer, von den Bauern im Spessart geschlagen, diesen Ort, und Jourdan mit einem Theile seiner Soldaten besetzte das Haus. Die Mutter erholte sich dennoch und kehrte zu ihrem Gatten zurück, starb aber drei Jahre nachher. Dies nöthigte seinen Vater, alle andern Kinder bei nahen Verwandten unterzubringen, indem er nur seinen Karl bei sich behielt. Dieser erinnerte sich auch später noch seiner Mutter, wie sie ihm sang und mit ihm und seinem älteren Bruder tanzte, auch des gräßlichen Tages, dessen Bedeutung er freilich damals nicht verstand, da schwarze und stumme Gestalten in dem Hause sich bewegten und er selbst von Allen vergessen zu sein schien, während das dumpfe Glockengeläute ihm durch die Seele drang.

Seines Vaters Haushalt wurde von einer alten, treuen Dienstmagd fortgeführt, und sie und sein Vater waren für eine Zeitlang sein einziger Umgang. Zwischen Vater und Kind bildete sich so ein mehr als gewöhnlich inniges Verhältniß.

Als sein Vater sich zum zweiten Male verheirathete — mit einer Dame, die ich wohl gekannt habe, und welche in diesem schwierigen Verhältnisse mit sehr viel Takt sich zu benehmen wußte —, war Karl über 7 Jahre alt, ohne bis dahin irgend Schulunterricht erhalten zu haben. Die Stiefmutter nahm sich des Knaben treulich an, unterrichtete ihn zuerst selbst und mußte ihn oft trösten, wenn das Lernen nicht gut genug gehen wollte. Bald nachher machte er jedoch in der öffentlichen Schule so schnelle Fortschritte, daß er die meisten seiner Altersgenossen weit überholte. Doch schien ihm die knabenhafte und leicht-

sinnige Munterkeit jener Lebensjahre zu fehlen; das jugendliche Spiel erfreute ihn nicht, wie die Andern. Was in seinem Innern sich vorbereitete, wußte er selbst nicht; aber er hat uns oft gesagt, daß er damals sich nichts weniger als glücklich fühlte. — Er war zart und fast schwächlich gebaut und zur Furchtsamkeit geneigt, wie alle Kinder mit lebhafter Phantasie; aber er überwand frühe durch festen Entschluß die letzte Spur von Furcht und machte sich männlich kräftig durch angestrengte Uebung. Sodann quälten ihn frühe manche innere Bedenken und Zweifel; er verließ wohl sogar sein Bett, um seinen Vater um Auskunft zu bitten, der ihn natürlich gehen und schlafen hieß. So gewöhnte er sich frühe, in dem eigenen Innern die höchste Quelle der Ueberzeugung zu suchen, überhaupt mit sich selbst in ernster Art zu verkehren.

Die poetische Anlage wurde wohl zuerst durch seinen älteren Bruder angeregt, der schon sehr frühe mit Leichtigkeit Verse machte; beide vereinigten sich oft zu solchen Arbeiten. Einst fiel es ihnen ein, zum Geburtstage des Vaters ein Festgedicht zu verfertigen. Am frühen Morgen sollte es vorgetragen werden, und so ging den Knaben die Nacht schlaflos hin. Nach mehreren vergeblichen Versuchen in der Nacht, in das Schlafzimmer der Eltern zu gelangen, wird dieses endlich durch die Mutter geöffnet, und der Vater erwacht halb aus dem Schlafe. Das Deklamiren des Gedichtes beginnt sogleich; doch der Vortragende wird verwirrt, so daß die Handschrift zur Hülfe genommen werden muß, indem der andere Bruder die Laterne dazu hält. Der Alte sieht und hört die beiden jungen Dichter im Nachtgewande eine Zeitlang an (daß er heute seinen Geburtstag hat, fällt ihm gar nicht ein) und ruft dann halb schlaftrunken: „Scheert euch zum Teufel, ihr verrücktes Volk!“ Damit war natürlich das große Unternehmen fehlgeschlagen, und Jahre gingen hin, bis namentlich Karl sich darüber trösten konnte.

Wie in allen Schulstunden, war Karl auch in dem Religionsunterrichte, der ihm nach gewöhnlicher Art gegeben wurde, höchst aufmerksam und lernbegierig. Was er aber in dem letzteren hörte, befriedigte ihn nicht. Er sprach mit seinem Vater darüber, der ihn ebenfalls auf die vernünftige Ansicht der Dinge hinwies, und so bildete sich frühzeitig in seinem vorzugsweise ernst, feierlich und religiös gestimmten Gemüthe jene, alle Orthodoxie beseitigende, aber dichterisch ausgeschmückte, an Dem, was er als Glaube in sich selbst ausgebildet hatte, festhaltende Lebensansicht, die wir bis zu seinem Ende bei ihm finden, die sich aber schwerlich in der ganz gleichen Art hätte erhalten können, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, auch noch mit den allerneuesten Fortschritten der Wissenschaft bekannt zu werden. Was man jedoch auch von seiner Ueberzeugung sagen mag, es gibt wenige Menschen, welche gleich ihm die ihrige ein ganzes Leben hindurch handelnd so vollständig bewährt haben.

Die Zeit der Ferien brachte er am Liebsten bei dem Großvater in Romrod zu. Während aber die Andern hauptsächlich dem Jagdvergnügen nachgingen, verweilte er Tage lang an dem klaren Bache, welcher nicht ferne von dem Wohnhause durch ein Wiesenthal sich windet, seinen jugendlichen Gedanken und Träumen hingegeben. „Könnte ich noch einmal an jenem stillen Bache stehen!" pflegte er selbst in Amerika noch oft zu sagen. Es wird eben Keinem unter uns jemals wieder so heimisch in der weiten Welt, wie an den Lieblingsorten unserer Kindheit; — und doch, sehen wir sie später wirklich wieder, so bemerken wir sogleich, daß wir selbst dieselben Menschen nicht mehr sind.

Er besuchte bis zu seinem 17. Jahre das Gymnasium in Gießen, lernte zu gleicher Zeit 6 Sprachen, wurde dann ehrenvoll entlassen und im Frühling 1813 als Student der Rechtswissenschaft aufgenommen. Unter seinen Lehrern pflegte er mit besonderer Anhänglichkeit den damals jungen (kürzlich in Bonn verstorbenen) Professor G. Welcker zu nennen. — Neben seinen Studien beschäftigte ihn jetzt vorzugsweise das in dieser Zeit zur Entscheidung getriebene Schicksal des Vaterlandes. Die Stiftung des Tugendbundes, Jahn's „Volksthum" und Anderes der Art begeisterte ihn zu dieser Zeit, und als nach der Schlacht von Leipzig auch an die Jünglinge in Hessen der „Schlachtenruf" erging, trat Karl mit seinem älteren Bruder in die Schaar der freiwilligen Jäger, während der jüngste, nur 14 Jahre alt und zu jung, um in jene Schaar aufgenommen zu werden, denselben Feldzug als Liniensoldat mitmachte. Der Vater sagte nur: „Ich erwarte es von meinen Söhnen nicht anders."

Bereichert an Erfahrung und zum Manne gereift, kehrte er nach dem Frieden zurück. Welche Stimmung ihn beseelte, ergibt sich am Besten aus dem damals abgefaßten, „Körner's Todtenfeier" überschriebenen Liede. Er selbst zählte es zu dem Besten unter seinen dichterischen Erzeugnissen. Doch veränderte er noch in Amerika die dritte Strophe in folgender Weise:

> Wenn die Saiten längst zersprungen,
> Lebt das Lied auf allen Zungen,
> Lebt unsterblich im Gemüth.
> Nur des Lebens Licht verdunkelt,
> Doch der Stern der Liebe funkelt,
> Bis im Lichtmeer er verglüht.

Indem nun K. Follen seine Studien wieder aufnahm, beschäftigte ihn zugleich hauptsächlich der Gedanke, den für die fortgeschrittene Zeit nicht mehr passenden, rohen Corps-, Comment- und Commers-Geist der Studenten zu beseitigen und ein brüderliches Zusammenleben aller Studirenden in edler Sitte und beseelt von dem Geiste der Freiheit und echten Vaterlandsliebe an dessen Stelle zu setzen. Mit sich selbst hatte er angefangen und sein Inneres mit einer solchen Ge-

wissenhaftigkeit ausgebildet, daß sein ganzes Wesen, in dem nicht die geringste Spur von Gemeinem geblieben war, die edelste Menschlichkeit darstellte, und darum hielt er sich, wie berufen so verpflichtet, die Rolle des Reformators zu übernehmen — vorerst in dem Kreise, der ihn zunächst umgab. Seine Anforderungen waren immer die höchsten. Er hatte mit der Schwäche Geduld, dem bösen Willen aber trat er mit einem Muthe entgegen, der keine Grenzen kannte. Bereits im Laufe des Sommers 1816 hatte er für seine Idee eine Zahl von Freunden gewonnen, unter welchen Sartorius, Seebold, Heinzerling, Schmitz, Pfaffenberger, Buri, Kahl, Jäger u. A. die bedeutendsten waren, dadurch aber die Feindschaft der Corps-Senioren, welche ihre bisherige Herrschaft bedroht sahen, auf sich gezogen. Er wurde in Duelle verwickelt, und die besten Schläger wurden ihm gegenüber gestellt. So focht er in jenem Sommer mehrere der hartnäckigsten Zweikämpfe aus, die wohl je auf deutschen Universitäten vorgekommen sind, ohne jedoch irgend Schaden zu leiden. Gerade weil er den rohen Zweikampf künftig ganz zu beseitigen dachte, glaubte er zuvor zeigen zu müssen, daß es zum Führen des Schwertes ihm an Muth nicht gebrach.

Während der folgenden Ferien arbeitete er eine Art von Statuten aus, Ehrenspiegel genannt, wonach das gesellige Zusammenleben der Studirenden geordnet und alle etwa vorkommenden Zwistigkeiten in ehrenhafter Weise geschlichtet werden sollten. Man sieht, daß ihm bereits ein Ideal von republikanischem Leben vorschwebte. — Bald nach dem Beginne des Wintersemesters wurde eine allgemeine Versammlung der Studirenden berufen, um die beabsichtigte bessere Ordnung der Dinge zu berathen. Ich selbst war eben erst Student geworden, wußte nichts von allem Vorausgegangenen, ging aber zu der Versammlung und sah dort K. Follen zum ersten Mal. Er trat auf und fragte, ob die Anwesenden zu einer Verständigung geneigt seien. Sogleich nahm ein gewisser Görz (später sehr zahmer Geheimrath in Darmstadt) das Wort und rief mit lauter Stimme: „Hier stehen Landsmannschaften, — mit dem Ehrenspiegel wollen wir nichts zu thun haben, — wer für den bisherigen Comment ist, ziehe ab!“ Darauf verließen zwei Drittel der Anwesenden den Saal und etwa 60 blieben zurück. Auch ich blieb, indem ein mir damals noch dunkles Gefühl mir sagte, daß das Recht auf Seite Derer sein müsse, die eine Verständigung suchten, und seitdem bin ich niemals in Zweifel darüber gewesen, welcher Partei ich mich anzuschließen habe.

Ich sah K. Follen an und erinnere mich noch jetzt seines schmerzvollen Blickes, als wollte er sagen: Eine meiner schönsten Hoffnungen ist bereit gescheitert. Doch nahm er sich bald zusammen, leitete die Verhandlungen ein, trug den Inhalt des Ehrenspiegels vor und forderte zur Besprechung und Abstimmung auf. Die Anwesenden erklärten sich sämmtlich mit dem Vorgetragenen einverstanden. Es kam

indessen später nur ein einziges Mal der Fall vor, daß von dem angeordneten Ehrengerichte wirklicher Gebrauch gemacht wurde: die Freunde des Ehrenspiegels lebten ja als angefeindete Minorität, ohne eines regelnden Statutes zu bedürfen, hinfort in brüderlicher Herzlichkeit zusammen. — Da wir den Comment (das bisherige rohe Studentengesetz) nicht ferner anerkannten, wurde von den übrigen Studenten förmlich der sogenannte Verruf über uns ausgesprochen, und aller Verkehr zwischen uns und ihnen hörte für zwei Jahre gänzlich auf. Gegen Rohheiten mußten wir uns, so gut als wir konnten, zu schützen suchen; doch meistens mied man sich gegenseitig. — So entstand der Bund der „Schwarzen" (wir trugen meistens schwarze deutsche Röcke und unsere Gegner legten uns jenen Namen bei, während sie selbst die „Wilden" hießen), dessen Haupt und Seele K. Follen war, obzwar weder eine Form, noch ein Abzeichen uns zu Gliedern einer wirklichen Verbindung machte.

In diesem engeren Vereine zeigte K. Follen eine solche geistige Höhe und übte einen solchen unwiderstehlichen Einfluß auf die Gemüther seiner Freunde, wie dies selten in der Welt vorkommt. Es war bei der ruhigen Besonnenheit, in der man ihn stets erblickte, etwas Schwärmerisches in seinem Wesen, das besonders die Jüngeren unwiderstehlich mit sich fortriß. Er verschmähte nicht mehr, wie wohl früher, Scherz und Lust, er war liebreich gegen Alle und ließ gerne Jedem seine besondere Art, aber „eine Hoheit, eine Würde" entfernte die Art von Vertraulichkeit, in welcher auf etwas Gemeines oder Ungeziemendes auch nur hingedeutet werden könnte. Er war wie ein Prophet unter seinen Jüngern, über die er nicht sich selbst stellte, sondern die ihn ehrten wie einen älteren Bruder und ihm vertrauten fast wie Einem, der nicht irren kann. Eine Schwäche, oder doch einen schwachen Augenblick verzeiht man auch dem Besten; er aber nahm nichts der Art in Anspruch, und in der That fehlte ihm niemals die vollste und besonnenste Selbstbeherrschung. In seinem ganzen Benehmen erschien jener feste und sichere Takt, welcher nur solchen Menschen eigen ist, welche immer wissen, was und wie sie es wollen, — sein ganzes Wesen stellte sich dar als eine volle, durch keinen Mißton gestörte Harmonie. Dabei schienen seine Gedanken gleichsam beständig über etwas zu brüten, und wenn es vollständig durchdacht war, sprach er es so klar und in so schöner Form aus, daß man entzückt seinen Worten lauschte. Seine Lebensansicht und seine Grundsätze des Handelns waren, durchdacht bis in's Kleinste, so vollständig fertig in seinem Innern, daß in der Besprechung er niemals einen Zweifel oder ein Bedenken an den Tag legte, niemals eine Behauptung zurückzunehmen genöthigt werden konnte. Obwohl schwärmerisch und kühn, war er doch zugleich im höchsten Grade vorsichtig und klug und wußte seine Gegner selbst in schlauester und keckster Weise zu täuschen, während er vor seinen Freunden nichts verbarg oder zu ver-

gen Ursache hatte. — Er war trefflicher Turner, Schwimmer und Fechter, äußerst mäßig in Allem, stets sehr einfach, aber höchst reinlich gekleidet; obwohl er niemals Musikunterricht erhalten hatte, sang er mit seltener Vollkommenheit und mit einer trefflichen und umfangreichen Stimme; die Melodien zu seinen Liedern machte er meistens selbst. Unter seinen bedeutenden Anlagen war vielleicht das Rednertalent die hervorstechendste; Verstand, Bildung, Phantasie, Selbstbeherrschung, Gemüthswärme, Sprachgewandtheit und ein treffliches Organ, wie er sie besaß, machten ihn vorzüglich zum Redner im höchsten Sinne geeignet.

Was K. Follen seinen Freunden zuerst deutlich machte, war, daß jeder Mensch die Aufgabe hat, eine eigene Ueberzeugung in sich auszubilden und dieser in Allem ausnahmslos nachzuleben. Er gestattete auch nicht die kleinste Abweichung von dem als recht und vernünftig Erkannten und forderte dessen unbedingte Durchführung in allen Lebensverhältnissen bis zum vollsten und äußersten Maße von Kräften, die Jedem gegeben sind, und ohne Rücksicht auf die Folgen für den Handelnden selbst. Damit hoffte er eine neue Ordnung der Dinge herzustellen in einer Welt, die bisher noch niemals vollständig zu ihrem menschlichen Bewußtsein gekommen sei. Indem er so die höchsten Anforderungen an das eigene Denken stellte, das höchste Maß sittlicher Kraft hervorrief und eine enthusiastische Opferfreudigkeit erweckte, stellte er zugleich sich und seine Freunde allem Hergebrachten, der Autorität aller Jahrhunderte, sowie allen bestehenden Einrichtungen in einer Weise gegenüber, welche der großen Menge der Conservativen und selbst den gemäßigten Fortschrittsleuten mit Recht als gefährlich erscheinen mußte. Das Wort „Ueberzeugung" spielte damals eine bedeutende Rolle; als Wiederhall von Follen's Lehre kann man die folgende Strophe eines in jener Zeit von Chr. Sartorius verfaßten Liedes betrachten:

„Ueber jede Schicksalsbeugung
Hebt uns uns're Ueberzeugung;
Gottgetrost packt Schwerter an, —
Haut durch alle Teufel Bahn!"

Das gottgetroste Ueberzeugungshandeln war die Religion jener jungen Männer; der „Gott in der eigenen Brust" sollte durch die That sich offenbaren. Dem Ehrenspiegel hatte Follen selbst die Worte vorgesetzt:

„Der Gottheit Blitzstrahl, der aus finstrer Wolke,
Aus dieser Sturmzeit herrlich sich entzündet,
Die Liebe, die uns all' in Gott verbindet,
Als Gottes Stimm' im Menschen wie im Volke
Lebendig neu der Menschheit Urbild gründet,
— — — — — — — — — — — —
Sie geben Feuer uns zum kühnen Handeln,
Das Licht, um frei der Wahrheit Bahn zu wandeln."

Der Verfasser dieses sang damals, von gleichem Geiste beseelt noch sehr jung:

„Drum, die ihr von Gott euch berufen erkannt,
Dem höchsten Gedanken zu leben,
Euch flamme der Muth, wie vom Blitz entbrannt,
Und daure im waglichen Streben!
Nicht achtet der Feigen, — sie wissen nicht,
Daß Donner aus schattigen Wolken bricht!“

Sodann suchte Follen uns einzuprägen, daß der Einzelne die höhere Bedeutung für sein Leben nur gewinnt als Mitglied seines Volkes, und zwar eines gebildeten und freien Volkes. So wurden die Worte „Volk“ und „Volksfreiheit“ zu weiteren, gleichsam heiligen Ausdrücken. Das ganze deutsche Volk hatte gleichen unwürdigen Druck erfahren, hatte durch gemeinsame Anstrengung von der übermüthigen Fremdenherrschaft sich befreit und mußte berechtigt erscheinen nicht allein zu voller politischer Freiheit, sondern auch als einige Nation zur ehrenvollsten Stellung unter den übrigen Völkern. Der im kurz vorher erst beendigten Freiheitskampfe angefachte Franzosenhaß war noch nicht verflogen, andere Nationalitäten lagen uns ziemlich fern, und so verwuchsen Freiheitsstreben und deutsches Volksthum ganz in einander. Christenthum galt uns als gebildete Humanität, und so war ein freies christliches Germanenthum das Ideal von Herrlichkeit, dem wir nachstreben zu müssen glaubten. Alles „Wälsche“ fand keine Gnade, auch mit Juden verkehrten wir nicht, weil der exclusive Mosaismus, wenn er in unserer Zeit sich noch wollte geltend machen, als inhuman erschien und der Jude als solcher keine Volkssympathie mit uns haben konnte. Die eine große, deutsche Republik konnte allein befriedigen. Follen war unbeugsam darin, daß er keine andere Staatsform als die republikanische als zu Recht bestehend anerkannte, und zwar verlangte er völlig gleiche Rechte für alle Staatsbürger, indem auch die öffentlichen Aemter keinerlei Vorrechte geben, sondern nur als Pflicht des Bürgers unter der strengsten Verantwortlichkeit übernommen werden sollten; der Minister und der Schulmeister sollten gleich belohnt werden und gleiche Ehre haben. Man sieht, dem Bestehenden wurde gar kein Zugeständniß gemacht, und das geträumte Ideal sollte ohne Weiteres verwicklicht werden. Dies waren Follen's Worte:

„Es erwacht,
Es erwacht
Tief aus der sonnenschwangern Nacht
In glutflammender Morgenwonne
Der Sonnen Sonne,
Die Volkesmacht.

Menschenmenge, große Menschenwüste,
Die umsonst der Geistesfrühling grüßte,
Reiße, breche endlich, altes Eis!

Stürz' in starken, stolzen Meeresstrudeln
Hin auf Knecht' und Zwingherrn, die dich hudeln,
Sei ein Volk, ein Freistaat, werde heiß!"

Den Erfolg des bevorstehenden Kampfes im Geiste sich vorhaltend, singt er:

„Auf, Jubeldonner und Liedersturm!
Der Begeisterung Blitz hat gezündet;
Der Mannheit Eiche, der Deutschheit Thurm
Ist in Deutschland wieder gegründet!"

So prägte sich uns allen gegen das Königthum überhaupt, gegen die großen und kleinen Tyrannen und ihre Helfershelfer die herzlichste Verachtung ein, und entschiedenere Republikaner gab es nie.

Die größte Schwierigkeit entstand jedoch, als die Frage, wie die deutsche Republik herzustellen sei, aufgeworfen wurde. Follen glaubte und sagte uns Anfangs, daß die Masse des Volkes die wohlverdiente Freiheit verlange und sich bald in seiner Macht erheben werde, um sie zu fordern und seine Dränger zu verjagen. In diesem Fall war unsere Aufgabe einfach und klar: wir hatten als Mitkämpfer in die vordersten Reihen zu treten, während Einige auch zu Führern sich eigneten. Von Männern wie Scharnhorst wurde der Anstoß erwartet, mit anderen bedeutenden Männern hielt sich Follen selbst in steter Verbindung, deren Wichtigkeit jedoch offenbar überschätzt wurde, während die auf die Massen gesetzten Hoffnungen ganz unbegründet waren.*)

Die Erhebung kam nicht, wurde vielmehr mit jedem Tage unwahrscheinlicher; was war nun zu thun? In dieser Zeit sprach Follen eine Lehre aus, die wohl auch schon von Andern verkündigt und in Anwendung gebracht, niemals zuvor aber mit solcher Schärfe und schneidenden Consequenz vorgetragen worden ist; sie hieß später einfach der „Grundsatz", oder der „Grundsatz der Unbedingten" und lautet so:

Dem Menschen, welcher sich selbst achtet, bleibt keine andere Wahl, als seine eigene klare und wohl durchdachte Ueberzeugung zur Ausführung zu bringen. Entgegenstehende Meinungen Anderer, Hindernisse aller Art, Opfer — auch die schwersten, die er desfalls zu bringen hat, dürfen ihn darin nicht beirren. Mag man auch in unwichtigen Dingen gegen die eigene Ansicht Andern nachgeben, so darf dies aber am wenigsten in Bezug auf Das geschehen, wovon die ganze Würde des menschlichen Daseins abhängt, nämlich in Bezug auf ein freies und veredeltes Volkswesen. Ohne ein solches ist unser ganzes menschliches

---

*) Der Entwurf einer Verfassung für die deutsche Republik wurde von Follen abgefaßt und in vertraulicher Versammlung berathen, amendirt und angenommen. Man wollte sich gefaßt halten für den Fall, da Gebrauch davon zu machen wäre. Später forschten die Demagogenjäger diesem Dokumente besonders eifrig nach.

Treiben werthlos, ja des Bestehens unwürdig; denn wir sind auf den innigsten Verkehr mit andern Menschen angewiesen.

Es ist freilich das Natürlichste, Menschlichste und dem Gesitteten das Liebste, ein solches Volksleben zu Stande zu bringen auf friedlichem Wege, d. h. allein durch die Verbreitung der besseren Ueberzeugung, ohne irgend Jemanden Zwang anzuthun oder Schaden zuzufügen; aber wenn dies nicht sein kann, so verliert dadurch unsere Verpflichtung nichts an ihrem strengsten Ernste. Es ist am Ende bloße Feigheit, oder doch Gefühlsverweichlichung, wenn wir von rechtmäßigen Mitteln zur Erlangung der Volksfreiheit reden wollen, weil ja Niemand ein Recht haben kann, sie vorzuenthalten; wir müssen sie erlangen durch jedes Mittel, welches nur immer sich uns bietet. Aufruhr, Tyrannenmord und Alles, was man im gewöhnlichen Leben als Verbrechen bezeichnet und mit Recht straft, muß man einfach nur zu den Mitteln zählen, durch welche, wenn andere Mittel fehlen, die Volksfreiheit zu erringen ist, zu den Waffen, welche gegen die Tyrannen allein uns übrig bleiben. Gegen unser sog. rechtliches Handeln wissen sie vielleicht für immer sich zu schirmen — sie müssen vor unsern Dolchen erzittern lernen. — Wer aus Feigheit oder Selbstsucht eines der genannten Mittel ergreift, ist verächtlich, — wer es mit der innern Gewißheit thut, daß er das eigene Leben und alles Theuerste dem Wohle des Vaterlandes jeden Augenblick zu opfern bereit ist, steht sittlich um so höher, je mehr er nöthigen Falles ein natürliches Gefühl gegen die genannten Thaten in sich niederzukämpfen vermag.

Wenn ihm entgegnet wurde, daß das ja der jesuitische Grundsatz sei, nach welchem der Zweck das Mittel heilige, so erwiederte er: Eine sittliche Nothwendigkeit ist gar kein Zweck im gewöhnlichen Sinne, und gegen sie gehalten kommt es gar nicht in Betracht, ob das Mittel milder oder schärfer ist. Es gibt wenige Menschen, die nicht schon im gewöhnlichen Leben unter Umständen zu einer Nothlüge ihre Zuflucht nehmen; aber eine große Lüge etwa für das unbedingt Nothwendigste kühn auszusprechen, hält sie eine Scheu zurück, welche ich in diesem Falle für bloße Feigheit erkläre. Sie würden gegen den Straßenräuber ihres Lebens sich wehren und diesen niederzuschießen sich nicht scheuen; aber die durch Söldner geschützten großen Räuber und Mörder der Volksfreiheit, die sich jedem menschlichen Gerichte zu entziehen wissen, mit dem Dolche niederzustrecken, davor erzittern sie. Ist denn ihr eigenes elendes Leben oder Eigenthum, welches der Straßenräuber bedroht, oder das Heil der ganzen Nation mehr werth? Wenn nur irgend Consequenz in den Menschen wäre, so wären sie längst auch alle frei. Waren Timoleon, Brutus und Tell keine Mörder? Ihr klagt sie doch sicherlich nicht an. Oder wollt ihr einem Tyrannen ein wahrheitsgemäßes Bekenntniß machen, wenn er euch nach eurer Absicht fragt? Es gilt ja nicht darum, euer Leben gegen ihn durch

jedes Mittel zu schützen, damit es euch erhalten werde, sondern dem Vaterlande, welches dessen bedarf.

Ihr selbst seid zum Theil in den Krieg gezogen, um die Feinde eures Vaterlandes zu erwürgen, und ihr Alle würdet heute dasselbe thun; aber die Meisten, die ihr niederschießen würdet, wären ganz unschuldige Menschen, wären selbst nur durch Gewalt gezwungen, gegen euch zu fechten. Verdienten sie weniger Rücksicht, als unsere eigenen gekrönten Dränger? Auch würdet ihr eine Kriegslist nicht verschmähen dem Feinde gegenüber — warum verschmäht ihr eine gegen Die, welche unserem Volke ihre heilgsten Eide gebrochen haben? — Die Sache ist viel zu ernst, als daß man daran hängen sollte, in sog. ritterlichem Kampfe dem Feinde gegenüber zu stehen, so daß man einander das Gehirn einschlägt nach guter hergebrachter Art; wenn dabei die Volkssache den Kürzeren zieht, so ist gerade dies ein verbrecherisches Verschwenden von Menschenleben. Beseitigt die wirklichen Zwingherrn und ihre gewissenlosen Helfershelfer, wie ihr könnt, und ihr habt auf die menschlich schonendste Art dem Volke zu seinen Rechten verholfen.

Den Hörern war es bei solchen Reden mitunter zu Muthe, als ob sie an einem bodenlosen Abgrunde ständen und ihnen geboten würde, den Sprung hinab zu thun. Der Consequenz war nicht zu entgehen, und doch sträubte sich das Gefühl dieser gerade so streng an sittlichen Grundsätzen haltenden Jünglinge dagegen.

„Kann diese Lehre recht sein vor dem ewigen Richter?" sagte einer derselben.

Chr. S., einer der bereits Ueberzeugten, erwiederte: „Gut, wenn ich wegen einer That, durch welche ich mein Volk errette, ewig verdammt sein soll, so ist es besser, daß ich Einzelner die Verdammniß ertrage, als daß mein ganzes Volk länger in Knechtschaft schmachtet."

Dies ist wohl die fürchterlichste Logik, welche jemals ausgesprochen worden ist. — Doch wurden nicht alle überzeugt. Es war namentlich K. Seebold, der seinen entschiedensten Widerspruch einlegte und seitdem eine Minoritätspartei um sich versammelte den Andern gegenüber, welche den sog. „Messer- und Gabel-Grundsatz" (d. h. Dolch und Eid für's Vaterland) zur Ausführung zu bringen entschlossen waren und sich die „Unbedingten" nannten. Fernerhin wurden denn auch die bedeutendsten Maßregeln nur im engsten Rathe der Unbedingten besprochen. Und doch sind auch jene Unbedingten — nach einigen vereinzelten Thaten im Sinne des unbedingten Prinzips — in die Sphären des gewöhnlichen sittlichen Thuns zurückgekehrt; ich weiß nicht Einen, der jenen Grundsatz zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht hätte. Noch immer aber scheint die Untersuchung nicht geschlossen; denn selbst Herr K. Blind in London (einer der Achtundvierziger, welche von dem Geiste, der 30 Jahre früher einen Theil der deutschen Jugend beseelte, gewiß nicht angesteckt waren)

verhandelt noch neuerdings sehr ausführlich in öffentlichen Blättern das Thema von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes.

Uebrigens ist es jedenfalls gefährlich, wenn entschlossene Menschen ihren Enthusiasmus so weit hinaufschrauben, daß der Einzelne glaubt, mit Hintansetzung der für das gewöhnliche Leben geltenden Regeln die Rolle der sogenannten Vorsehung spielen zu müssen. Was der schwärmende Politiker als Recht und Pflicht für sich in Anspruch nimmt, kann auch der religiöse Schwärmer thun wollen; — ja für diese Ausnahmshandlungen gibt es keine Grenzen mehr, weil auch Dies und Das von Einzelnen noch als Höchstes angesehen werden kann, dem alles Andere zu opfern wäre. Dennoch wird es an jenen Ausnahmshandlungen, so lange die menschlichen Zustände noch so wenig vernünftig geordnet sind, nie ganz fehlen.

Ich habe im Obigen nicht durchaus Follen's Worte wiedergegeben, auf die ich mich nicht mehr vollständig besinne, während sein Gedankengang sich mir durch vielfache Unterredungen so tief einprägte, daß ich ihn niemals vergessen werde. Dichtend sprach er so:

„Allen ruft Deutschlands Noth,
Allen des Herrn Gebot:
Schlagt eure Plager todt,
Rettet das Land!

„Zu dir fleht uns're Schaar
Am Vaterlandsaltar
Mit Herz und Munde.
Dein Opfer harrt; fach' an zum Flammenbunde
Die deutschen Hochgebirge;
Dann, Volk, die Molochspriester würge, würge!"

Das sogenannte „große Lied" (im ersten Bande von Follen's "Works" abgedruckt und übersetzt) endigte ursprünglich mit:

„Nieder mit Thronen, Kronen, Frohnen, Drohnen und Baronen! Sturm!!"

Etwas Grauenhaftes hatte die folgende (wohl niemals veröffentlichte) Strophe besonders durch die fast leichtfertige und rasche Melodie, nach welcher sie gesungen wurde:

„Freiheitsmesser gezückt!
Hurrah, den Dolch in die Kehle gedrückt!
Mit Kronen und Bändern, mit Purpurgewändern
Zum Rach'-Altar ist das Opfer geschmückt!"

Das Ueberschwengliche in Follen's übrigen Poesien fehlt in diesen Reimen; sie sind ein praktisch nüchternes Mandat.

Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Bestrebungen Follen's Freunde allmählich alles Studentenhafte ablegten und einen männlichen Ernst in sich ausbildeten, der kaum ihren Jahren entsprechend war. Regte sich gleich ein verwandter Geist auch auf anderen Universitäten, wie er u. A. bei der Reformationsfeier auf der Wartburg

1817 zum Vorscheine kam, so hatte er überall doch mehr einen — wenn auch neumodischen — burschikosen Charakter, aus welchem Thaten niemals hervorgegangen sind. In dem nahen Marburg regte sich gar nichts, nur mit Jena unterhielten wir einen innigeren Verkehr, wurden mehrmals auch von Studenten aus Erlangen und Heidelberg besucht. Hauptsächlich durch die Brüder Wesselhöfft wurde Follen's „Grundsatz" auch in Jena bekannt, aber keineswegs dort gebilligt. Es erfolgte ein wiederholtes Hin- und Herschreiben, worin es zuletzt zu beleidigenden Ausdrücken kam. Die Ehre schien zu erfordern, daß die Kränkung durch ritterlichen Kampf gesühnt würde. Während der Herbstferien 1818 sollte sich in einem Orte in der Mitte zwischen Gießen und Jena etwa ein Dutzend von beiden Seiten miteinander schlagen; es wäre jedenfalls ein blutiger Auftritt geworden. Vielleicht erwartete Follen, daß es nachher leichter zu einer Verständigung über Das, was ihm zumeist am Herzen lag, kommen möchte, und so wurde von unserer Seite Alles vorbereitet. Zum Glück nahmen die Jenaer die von ihnen ausgegangene Forderung bei kälterem Blute zurück.

Auf einem von der Stadt uns bewilligten Turnplatze tummelten wir uns mehrmals in der Woche tüchtig, hatten Fecht- und Schwimmübungen, tranken Abends in dem Loos'schen Saale ein sehr bescheidenes Glas Bier, wobei Unterredung und Gesang wechselten, hielten dort zu Zeiten auch ein sog. Gelag bei ziemlich saurem Weine, wobei patriotische Trinksprüche fielen, Follen aber meistens eine begeisternde Anrede hielt, machten auch Ausflüge auf die benachbarten Orte, da man dann die schwarze Schaar von Weitem ziehen sehen, von ferne ihren Gesang hören konnte, und immer war Follen die Seele des Ganzen. Das Bedeutendste jedoch geschah in Follen's eigener Stube in einem Hintergebäude der Wohnung seines Vaters, die an Hof und Garten anstieß und mehr Raum als gewöhnliche Studentenstuben hatte. Dies war die Hauptstätte der damals so viel besprochenen „demagogischen Umtriebe," der Tempel der neuen, in Wahrheit „rothrepublikanischen" Lehre. Zu unseren Versammlungen in jener Stube kamen mitunter auch ältere Männer, z. B. Criminalrichter Snell (später Professor in Basel, wohin er sich flüchten mußte), Weidig u. A. Einen Winter hindurch trug uns Follen hier auch das Wesentlichste des Criminalrechtes vor, damit wir in den Untersuchungen, welche uns muthmaßlich bevorstanden, uns zu helfen wüßten.

Trotz diesen vielen Abhaltungen vollendeten doch die meisten dieser Jünglinge ihre Fachstudien in der gewöhnlichen Zeit (einige in sehr kurzer) und zeichneten sich durch gründliches Wissen so sehr aus, daß sie zum Theil später, als eine Art von Friedenszeit eintrat, zu den höchsten Staatsämtern gelangten.

Neben der geschilderten Vorbereitung im Stillen galt es auch darum, zu sehen, wie viel sich durch Anregung in weiteren Kreisen thun lasse. So veranstaltete Follen in den Frühlingsferien 1818 eine

größere Versammlung auf dem Feldberge bei Frankfurt, zu welcher die „Schwarzen“ von Gießen, Studenten von Heidelberg, ältere Gymnasiasten von Darmstadt, auch Männer wie Heinrich Hoffmann, Kahl u. A. von da zahlreich sich einfanden. Zwei Tage wurde auf dem Gipfel des Berges geklettert, geredet, gesungen und berathen, worauf Jeder wieder seines Weges zog. Des älteren Follen's phantastischer Plan war, eine „Massenversammlung“ auf dem Schlachtfelde von Leipzig zu halten, dort die Republik zu proclamiren und das Volk unter Waffen zu rufen, worauf sodann den Fürsten das Handwerk zu legen und die bereits fertige Verfassung sogleich einzuführen wäre. Bekanntlich ist es nicht dazu gekommen; auch schien sein Bruder keine so hoch fliegenden Erwartungen zu hegen. Es zeigte sich vielmehr täglich deutlicher, wie unempfänglich damals noch die Massen, trotz der harten Bedrängniß, die auf ihnen lag, für unsere Freiheitsideen waren. Hätten wir die Volksstimmung des Jahres 1848 gehabt, dann wären Follen und seine Freunde an ihrem Platze gewesen.

Zur genaueren Schilderung der Stimmung jener Zeit gehört noch die Erwähnung einer Idee, welche K. Follen längere Zeit beschäftigte; es war der Gedanke, die für die Freiheit begeisterten Jünglinge, bevor sie nach allen Seiten hin sich zerstreuten, durch einen feierlichen Act zu ihrem Märtyrerberufe einzuweihen und so einen unlösbaren Bund von Todesbrüdern zu stiften. Ihm schwebte dabei die Scene vor, da Christus mit den Jüngern zum letzten Mahle versammelt war. Die Idee eines Christus, wie Follen sie faßte, des Fleckenlosen, auf dem Gipfel des Menschenthumes Stehenden, welcher der eigenen Ueberzeugungstreue sein Leben opfert und liebend für die Sache der Menschheit sich hingiebt, hatte frühe auf die ganze Entwicklung seines Wesens den tiefsten Einfluß gehabt. Schon in einem seiner früheren Gedichte kommt die Stelle vor (später in das sog. „große Lied“ eingeflochten):

> „Dir bist du, Mensch, entfloh'n;
> Ein Christus sollst du werden, —
> Wie du ein Kind der Erden
> War auch des Menschen Sohn.“

Damals hatte noch Strauß mit schonungsloser Kritik den poetischen Hauch von der Vorstellung eines persönlichen Christus nicht weggewischt, und die spätere antichristliche Richtung, welche zum Theile nach Amerika hinüber ging, machte sich gar nicht bemerkbar. Vielmehr hatte gerade in den eben erst beendigten Freiheitskämpfen neben der volksthümlichen auch eine erhöhte religiöse Stimmung obgewaltet und zum „Tod' oder Siege geführt.“ Dieser Zeitrichtung war Follen's Stimmung gemäß, obzwar nach seinem schwärmerisch hochfliegenden Wesen besonders gefärbt. Wir waren Alle „christlich“ im höchsten Sinne, obzwar wir an dem uns umgebenden Christenthume nicht den geringsten Antheil nahmen, d. h. weder die Stadt- noch Universitätskirche in Gießen besuchten, weil

wir die dortigen Prediger als befangene und unfreie Menschen ansahen. Follen dachte an eine Abendmahlsfeier, wie sie allein ihm würdig schien, und malte sie sich bereits in dem „großen Liede“ aus, dessen Bedeutung ohne dies nicht zu verstehen wäre (und den Lesern der englischen Uebersetzung gewiß nicht klar geworden ist). In Folgendem ist der Zweck und die beabsichtigte Art der Ausführung deutlich genug ausgesprochen:

„Es zieht eine Schaar von Männern sich
Herab zum dunkeln Haine
Beim dämmernden Fackelscheine.
Still ist ihr Blick, aber schauerlich
Nachtschwarz ihr Gewand, einfältiglich;
Nichts Glänzendes siehst du an Solchen
Als den Glanz von geschliffenen Dolchen.

Und dort, wo die Tannen und Eichen im Rund'
Zum erhabenen Dome sich thürmen,
Gottes Orgel braust in Stürmen,
Wie ein Altar aufsteigt der Felsengrund,
Dort trat man zusammen zur Mitternachtsstund',
Und hervor aus dem heiligen Kreise
Dumpf schauerlich tönte die Weise:

Nacht und kein Stern!
Zündet des Opfertods Kerzen,
Braust in die Segel der Herzen,
Stürme des Herrn!

Rachengel, auf!
Auf! die Posaunen erklingen,
Gräber und Särge zerspringen,
Freiheit steht auf.

Drum steh'n wir hier;
Dir soll dies Leben gehören,
Freiheitstod! Vater, wir schwören
Kniend bei dir.

So knien sie, im stummen Danke gebeugt,
Vor Dem, deß' Gnad' uns in Freiheit erzeugt,
Bis zween Aelteste treten zusammen
Und entzünden des Hochaltars Flammen,
Und die Todbrüder treten zum Altar hin,
Zu empfahn in heil'ger Entflammung,
Was uns Heil bringt oder Verdammung.
Mit dem König der Märt'rer Ein Blut und Ein Sinn,
So nehmen die Märtyrerweihe sie hin
Und weih'n sich der ew'gen Erbarmung
Mit Opfergesang und Umarmung.

Ihr, die mit mir zugleich
Den Glaubenstrank genossen,
Der Tugend Bund geschlossen
Für Kreuz und Schwert und Eich', —
Ein Herz, Ein Arm, Ein Blut sind wir geworden,
Der ew'gen Freiheit heil'ger Märt'rerorden.
Stehn wir nur treu beisammen,
Wird uns der Liebe Heil'genschein umflammen.

Der du am Brandaltar
Elias Ruf erhörtest,
Baal's Thron und Frohn zerstörtest,
Zu dir fleht uns're Schaar
Am Vaterlandsaltar mit Herz und Munde.
Dein Opfer harrt; fach' an zum Flammenbunde
Die deutschen Hochgebirge!
Dann, Volk, die Molochspriester würge, würge!

Der Ausführung stellten sich so viele Hindernisse entgegen, daß es — glücklicher Weise — nicht dazu kam.

Unter den deutschen Demagogenjägern hatte sich frühe ein Herr Arens ausgezeichnet; er stieg dadurch vom gewöhnlichen Professor zum Kanzler der Universität und später noch zu höheren Würden. Wir alle wurden oft vor ihn geladen, am häufigsten K. Follen, dem aber der Herr Kanzler wenig anhaben konnte, weshalb er ihn um so bitterer anfeindete. Follen hatte eine Bittschrift an den Großherzog zur Einführung einer landständischen Verfassung gemäß den Bestimmungen der Bundesakte aufgesetzt, für die wir in den verschiedenen Theilen des Landes Unterschriften zu sammeln suchten. Dies verwickelte uns Alle in eine ernste Untersuchung, und wir hatten dabei Gelegenheit uns zu überzeugen, daß alle unsere Schritte durch geheime Aufpasser belauert wurden.

Im Frühling 1818 promovirte Follen nach einem glänzenden Examen öffentlich als Doktor der Rechte. Ich erinnere mich noch, daß eine seiner Thesen war: „Nach dem kanonischen Rechte ist der Eidschwur unstatthaft." Gerade dieser Satz wurde als eine ganz unerhörte Neuerung besonders heftig angegriffen. Follen aber sagte ruhig: Das kanonische Recht stützt sich auf die Aussprüche der Bibel — und las dann aus der Vulgata (die ich ihm zu dem Zwecke vorher verschafft hatte) die bekannte Stelle vor: „Ihr sollt allerdinge (unbedingt) nicht schwören, weder bei dem Himmel ꝛc. ꝛc.; eure Rede sei ja und nein, was darüber ist, ist vom Uebel." Die Herren meinten, daß dies nicht so ganz wörtlich zu nehmen sei, kamen damit aber offenbar zu kurz. Bei der ganzen Verhandlung zeigte Follen so viel Gewandtheit, gründliche Kenntniß und scharfes Urtheil, daß dies bei einem noch nicht 22 Jahre alten Gelehrten mit Recht das Erstaunen Aller erregen mußte. Hätte er von jetzt an, wie es wohl Andere thaten, sich einigermaßen fügsam bewiesen, man hätte ihm gerne seine „jugendlichen Unbesonnenheiten" verziehen, und eine glänzende Laufbahn hätte ihm offen gestanden. — Er fing sogleich an, als Privatdocent Lehrvorträge zu halten, blieb aber zu seinen Freunden ganz in dem bisherigen Verhältniß. Mit dem folgenden Semester siedelte er, von Prof. Fries u. A. dazu eingeladen, nach Jena über,, und da um diese Zeit die meisten vom alten Stamme der Schwarzen die Universität verließen und sich zerstreuten, so hörte damit der bisherige Verband auf, und allmählig verloren sich in Gießen die Spuren seiner einst so bedeutenden Wirksamkeit.

Während Follen in Jena mit dem außerordentlichsten Erfolge Pandekten vortrug, galt es ihm natürlich weit mehr darum, für seine Grundsätze des politischen Handelns Propaganda zu machen, wobei er indessen auf größere Schwierigkeiten stieß, als er wohl erwartet hatte. Obzwar er unter den besseren der jüngeren und älteren Männer eine edle Freiheitsliebe antraf, die ihm wohlthat, fand er wenige geneigt, auf seine praktischen Grundsätze zur Erringung der Freiheit einzugehen. Man bewunderte die Kraft des Willens in einem Menschen, der von sich selbst sagen durfte, daß er in seinem eigenen Leben alle Anforderungen der Vernunft zur Ausführung bringe, und sich deswegen herausnahm, durch entschiedenes Handeln das Vernünftige auch außerhalb geltend zu machen; aber man wollte sich weder ohne Weiteres dieselbe Aufgabe stellen, noch die von ihm vorgeschlagenen Mittel sich gefallen lassen. Außerdem fand er in Fries u. A. bei weitem streitgeübtere Gegner, als dies in Gießen der Fall gewesen war. Dennoch wich er aus seiner Stellung auch um kein Haar. Man hielt ihm vor, daß seine Forderungen die eines allzu stolzen Menschen seien, der auf das unvermeidlich Mangelhafte in der Welt und im menschlichen Wesen keine Rücksicht nehme, konnte ihm aber persönlich kaum diesen Stolz verargen, weil er offenbar die höchsten Forderungen immer zuerst an sich selbst stellte und nur darum auch bei Anderen keinen Widerspruch zwischen Erkenntniß, Wille und That dulden wollte. Was man in ihm zu ehren gezwungen war, scheute man sich doch zum Grundsatze des eigenen Handelns zu machen. So konnte Follen nach langem und heftigem Streiten in Jena nur drei Anhänger für seine Lehre gewinnen, unter welchen eine Judasseele war (es wird später davon die Rede sein) und ein trefflicher Jüngling, dessen Name bald genug in den weitesten Kreisen genannt werden sollte.

Im März 1819 erfolgte die Ermordung von Kotzebue durch Sand. Das darüber fast einstimmig gefällte Urtheil geht dahin, daß es eine in dem wilden Fanatismus, oder doch in der jugendlichen Ueberspannung eines sonst edlen Menschen, der sich für ein auserseheнes Werkzeug des Himmels hielt, gereifte That war, daß ein Wahn, um den kein Anderer wußte, den Mörder trieb. Das Letztere wird um so mehr allgemein angenommen, da die schärfste Inquisition nicht im Stande gewesen ist, einen Mitschuldigen oder Mitwisser aufzufinden. Mag man indessen auch die Stimmung und Ansicht, aus welcher jene That hervorging, schwärmerisch nennen, so dürfen die Leser es doch mir glauben, daß die That ebenso kühl ausgedacht war, wie sie mit entschiedenem Willen vollführt wurde, und daß alle Folgen, die sich daran knüpfen sollten, überlegt und berechnet waren, und zwar nicht in Sand's Innerem allein. Nachgerade „waren der Worte genug gewechselt worden“; sollte es niemals zu Thaten nach Follen's Grundsätzen kommen? Was war das zunächst Thunliche? Eine Revolution direkt zu machen, ging nicht an. Aber einen allgemein

als Verräther an der deutschen Ehre und Freiheit gebrandmarkten Menschen in der möglichst auffallenden Weise zu strafen und aus dem Wege zu schaffen, dadurch die ganze Nation zum Gefühl ihrer Schmach mächtig aufzuregen, Tausende anzufeuern, daß sie, dem gegebenen Beispiele folgend, auch ihre Dolche blitzen ließen, wonach dann das Volk zu den Waffen greifen und alle seine Plager todtschlagen würde. — Das war erreichbar und thunlich und es verstand sich also nach dem „Grundsatze" von selbst, daß es gethan wurde. Das Falsche in der Berechnung rührt daher, daß Follen bei aller sonstigen Einsicht doch die Masse des Volkes, seine Stimmung und Anschauung nicht kannte. Es verstand die Bedeutung dieser That so wenig, daß es für den Gemordeten viel mehr Mitgefühl, als für den zugleich sich selbst opfernden Mörder an den Tag legte und auch den später eingekerkerten sogen. Demagogen kaum irgend eine Theilnahme bewies. Follen konnte so wenig durch solche Thaten wie durch Worte der großen Menge sich verständlich machen.

Und warum verrichtete Follen die That nicht selbst? Aus reiner Oekonomie; denn der Gedanke der Selbstaufopferung war ihm in der That einer der liebsten. Ihm aber war eine höhere Aufgabe gestellt, seiner konnte die künftige Revolution als eines Führers nicht entbehren, — er mußte für das Schwere, das noch kommen sollte, sich erhalten. Hätte er dies sich nicht selbst gesagt, so sagte Sand es ihm jedenfalls, und er mußte die That dem Freunde überlassen, der eben dafür und nicht für noch Bedeutenderes sich befähigt hielt. Sand hatte Follen's Ideen vollkommen sich zu eigen gemacht und hielt sich für berufen, den Anfang zu ihrer Ausführung zu machen. So allein wird diese That verständlich, und so sollte sie auf die Nachwelt kommen.

Sand, durchaus religiös und sittlich gestimmt, hatte den „Grundsatz" zu seinem höchsten Glaubenssatze gemacht, in welchem weder ein langes Schmerzenslager, noch die Todesnähe, weder Zureden, noch Drohung ihn wankend machen konnte. Sein Tod war bei ihm selbst vorausbestimmt; denn als freiwillige Selbstaufopferung sollte und mußte die That erscheinen, nicht als gemeiner Akt der Rache, um die beabsichtigte Wirkung auf die Nation hervorzubringen, und es war nicht Mangel an Wille, daß er nicht auf der Stelle todt blieb. Mit der größten Besonnenheit und Ruhe hatte er die ganze lange Reise vollendet, sich das Merkwürdigste in den Städten, namentlich in Darmstadt, angesehen, mit den Freunden verkehrt, dann kühl den rechten Moment gewählt, — ist es zu verwundern, wenn er auch in den nachfolgenden Verhören unbeugsam bei dem Leugnen aller Mitwissenschaft Anderer beharrte? Was im gewöhnlichen Leben eine Lüge heißt, war ihm in seinem Falle eine sittliche Nothwendigkeit, mit welcher er auch vor einen höchsten Richter zu treten nicht das geringste Bedenken hatte.

Auf Follen ruhte dennoch mit Recht der größte Verdacht; denn daß mit ihm Sand vorzugsweise in der letzten Zeit Umgang gepflogen

hatte, war leicht zu ermitteln. So wurde im Mai Follen gerichtlich vorgeladen, in Weimar zu erscheinen und sich verhören zu lassen. Die Behörden hätten es sich selbst voraussagen können, daß damit einem Manne wie Follen gegenüber nichts zu erreichen war.

Um dieselbe Zeit war man dem Vorhandensein des „großen Liedes“ auf die Spur gekommen; Theile davon wurden öffentlich gesungen, und selbst gedruckt war es zu sehen. Follen war der Abfassung und Sand der Verbreitung verdächtig, was die Vermuthung, daß Follen Sand's Mitschuldiger war, verstärken mußte. In Folge davon wurde Follen, der seine Vorlesungen in Jena ruhig fortsetzte, im folgenden Oktober in der Nacht von Gensdarmen überfallen. Sie sagten ihm, daß sie gekommen seien, um ihn nach Mannheim zu transportiren, woraus Follen sogleich abnahm, daß er mit Sand confrontirt werden solle. Obgleich aus tiefem Schlafe geweckt, fand Follen sogleich die vollste Besonnenheit; und als nun der Anführer der Gensdarmen vorerst seiner Papiere sich bemächtigte, nachdem Follen sich mittlerweile angekleidet hatte, galt es darum, einen Brief zu beseitigen, der ihn im höchsten Grade verdächtig machen mußte. Ruhig stellte er sich neben die Gensdarmen, that im rechten Augenblicke einen Griff zwischen die Papiere, nahm den Brief weg und verbrannte ihn in dem Ofen, der zum Glücke noch Feuer enthielt, bevor die Häscher nur hinlänglich von ihrem Erstaunen sich erholen konnten, um ihn darüber zur Rede zu stellen. „Ich habe einen Brief verbrannt,“ sagte er ganz gelassen, „denn es war mein Brief, mit dem ich also thun kann, was ich will.“.

Man brachte ihn vorerst nach Weimar, wo er natürlich auch wegen des verbrannten Briefes verhört wurde. „Er betraf ein zartes Verhältniß, und es war deshalb unpassend, daß er in ungeweihte Hände kommen sollte,“ sagte Follen, und mit dieser Erklärung, unbefriedigend wie sie war, mußte man eben zufrieden sein. — Man ließ ihn auf sein Ehrenwort hin die weitere Reise nach Mannheim unbegleitet machen. Dort wurde er auf's Neue in das schärfste Verhör genommen, doch ohne allen Erfolg. Es blieb nur übrig, ihn mit Sand selbst zu confrontiren, was aber sicher sogar in dem Falle nutzlos gewesen sein würde, wenn der Letztere irgend wankend geworden wäre; denn durch eine etwaige Gemüthserschütterung Follen auch nur für einen Augenblick der vollsten Selbstbeherrschung zu berauben, war jedenfalls eine vergebliche Hoffnung. Wir wissen aber, daß Sand fest blieb bis zum letzten Augenblicke. Nach dem Eintritt in Sand's Gefängnißzimmer wollte ihm Follen die Bruderhand reichen, was aber verhindert wurde. Wie tief ihn auch der Anblick des Freundes erschüttern mußte, der in seiner Idee gehandelt hatte, bleich auf sein Lager hingestreckt, an einer schmerzhaften Wunde leidend, deren Verheilung nur abgewartet wurde, damit er zum Richtplatze geschleppt würde, so hinderte dies doch die beiden Freunde nicht, sich selbst, sich einander und ihrer Sache

treu bleibend, den ergreifenden Auftritt zu bestehen ohne den geringsten Gewinn für die Untersuchungsrichter. Als man am Schlusse Follen wieder entfernen wollte, drängte er die Umstehenden zur Seite, nahte sich rasch dem Lager des Freundes, faßte ihn in seine Arme und drückte ihn an die Bruderbrust, um dann für immer von ihm zu scheiden. Es schien ihm unwürdig, der Aeußerung des natürlichen Menschengefühls in diesem Augenblicke sich berauben zu lassen. Natürlich wurde der Scene baldigst ein Ende gemacht.

Man konnte nicht anders, als Follen völlig freisprechen, die Regierung in Weimar mußte sich jedoch dazu verstehen, die ihm ertheilte Erlaubniß zu Vorträgen zurückzunehmen, so daß er Jena zu verlassen genöthigt war.

Ich habe nicht umhin gekonnt, in Vorstehendem von der Darstellung in dem Werke der Wittwe Follen's wesentlich abzuweichen. Es kann Dinge geben, welche der Mann auch dem geliebtesten Wesen, der eigenen Frau, doch nicht mittheilt; ich darf aber an der Untrüglichkeit meiner eigenen Quelle keinen Augenblick zweifeln.

Bald nach Follen's Entfernung von Jena erschien eine Flugschrift zu dem Zwecke, die gefährlichen und blutdürstigen Umtriebe Follen's und seiner Freunde an's Licht zu stellen. Follen wird darin ein „eingefleischter Teufel" genannt, und die Behörden werden aufgefordert, ihn auf's Grimmigste zu verfolgen. Der Verfasser war ein gewisser Johann Ferdinand Witt, genannt von Dörring (alias Franz Witt, alias Ferdinand), ein begabtes mauvais sujet, d. h. ein sittlicher Schwächling mit ziemlich gutem Verstande. Bereits hatte er durch gemeine Streiche in Jena sich alle Achtung verscherzt und traf zufällig mit Follen zusammen, als dieser im Herbste 1818 nach Jena reiste. Er hängte sich sogleich ihm an, als ob er als Verirrter in ihm einen Retter und eine Stütze suche, miethete sich in Jena in dasselbe Haus mit ihm ein, suchte sich Follen in jeder Art gefällig zu machen und namentlich sich selbst als begeisterten Freiheitsmann darzustellen. Was bei solchen Menschen Wahrheit ist (wenn auch nur Ausdruck des vergänglichsten und oberflächlichsten Eindruckes), oder bloße Heuchelei, ist schwer zu entscheiden — sie wissen es selbst nicht. Vollkommen klar war diesem Burschen wohl nur der Zweck, unter dem Schutze von Follen's Hand unter Denen, welche ihn bereits von sich gestoßen hatten, wieder eine Stellung zu gewinnen. Niemand schien begieriger als Witt Follen's Grundsätze aufzunehmen, niemand bekannte sich offener und rückhaltloser dazu. Follen behandelte ihn nicht allein in seiner gewöhnlichen liebreichen Weise, sondern machte sich sogar mehr als gewöhnliche Mühe mit ihm zu dem Zwecke, ihn sittlich zu heben. Man warnte ihn vergebens vor dem Falschen, aber er erwiederte lächelnd: „Ich weiß alles, was ihr mir sagen wollt; aber was soll aus ihm werden, wenn alle ihn lieblos von sich stoßen und ihn seiner Thorheit preisgeben?" Wenn Witt

darauf gerechnet hatte, durch seinen Verrath sich selbst die Gunst der Behörden zu erwerben, so war dies eine Täuschung; denn er sah sich nicht lange nachher genöthigt, selbst nach Frankreich zu entfliehen.

Zu den trefflichsten jungen Männern jener Zeit gehörten die Brüder Wesselhöfft in Jena, welche beide — vor nicht langer Zeit — ihre Laufbahn in Amerika endigten. Sie stimmten mit Follen in seinen Freiheitsbestrebungen überein, keineswegs aber in seinen Vorstellungen von der „unbedingten“ Verpflichtung. Robert W., der ältere, wurde als Revolutionär eingezogen und 7 Jahre gefangen gehalten. Eine der ersten Arbeiten, die er nach seiner Freisetzung unternahm, war, daß er eine Widerlegung der von Witt erhobenen Beschuldigungen gegen das Streben der deutschen Jugend und K. Follen's in's Besondere veröffentlichte. Die Schilderung des Letzteren nach seiner äußeren Erscheinung, seiner Bildungshöhe, seinem sittlichen Charakter und seinen Grundsätzen ist das Beste, was über ihn gesagt worden ist. Folgendes ist ganz besonders bezeichnend:*)

„Als wir Follen zum ersten Male in seiner Wohnung aufsuchten, empfing er uns wie alte Freunde mit dem einfachen „Du“ — offenherzig, freundlich und vertrauensvoll. Aber in seiner ganzen Erscheinung und Haltung, in dem Tone seiner Stimme, in seinen Bewegungen und Blicken, kurz in dem ganzen Menschen war etwas so Edles, solche Ruhe, Kraft und Entschiedenheit, ein beinahe stolzer Ernst, etwas ganz eigenthümliches, das unbewußt Allen, die mit ihm in Berührung kamen, die größte Hochachtung einflößte. Man male sich eine sehr glatte, etwas breite, aber zartgeformte Stirne; eine wohlgebildete Nase; dunkelblaue, seelenvolle Augen; einen nicht zu großen Mund mit rothen Lippen; einen dichten hellfarbigen Backenbart; glattes, dunkelblondes Haar, auf dem Scheitel getheilt und in Locken über den Nacken wallend; eine so klare, frische, rosige und helle Haut, daß Damen ihn darum beneiden mochten; den ganzen Körperbau von mittlerer Größe, gesund, kräftig und wohlgewachsen; bekleidet mit einem blauen sog. deutschen Rocke mit Perlmutterknöpfen, — und man hat ein Bild von diesem „eingefleischten Teufel.“ — Ich habe drei verschiedene Universitäten besucht und kann versichern, daß ich nie und nirgends seines Gleichen gesehen habe in Sittenreinheit und edlem Betragen. Daß er dabei seine Flausen hatte, gestehe ich gerne zu: er schien alle seine Kraft auf ein einziges Ziel zu richten, auf die Revolution. Des Feindes Untergang und der Freiheit Sieg lagen nicht allein ihm am Herzen, sondern dieses Herz lag auf seiner Zunge, und seine starke Faust konnte man krampfhaft sich ballen sehen, wenn er von Fesseln und Ketten hörte.

„Doch war dieses 22jährigen Jünglings Art, Revolution zu machen, ganz eigenthümlich. Unähnlich anderen Revolutionären,

---

*) Ich bin gezwungen, das Nachstehende aus der englischen Uebersetzung wieder zu übertragen.

begann er mit sich selbst und schuf vor Allem einen wohlgeordneten Freistaat in sich. — — Er war im Grunde seines Herzens zartfühlend und nur dann so unbeschreiblich barsch, wenn er sich berufen fühlte, der Feigheit und Verweichlichung entgegenzutreten. Er war unbestreitbar der geachtetste und gebildetste der jungen Männer, welche damals in Jena lebten. In seiner Gegenwart mußte man sich fast wie ein sittliches Nichts vorkommen. Indem er unnachsichtlich die höchsten Forderungen stellte, sproßte der Dorn der Eitelkeit, des Ehrgeizes und der Selbstsucht nicht in seinem Herzen, obwohl seine große Ueberlegenheit viele abhielt, auch nur einen Widerspruch gegen seine Meinungen vorzubringen, gegen eine Ueberzeugung, die mit einer edlen Persönlichkeit so ganz eins war ꝛc."

Ernster gestimmt und ärmer an Hoffnungen nicht allein in Betreff seiner eigenen Zukunft, sondern besonders der des Vaterlandes, kehrte Follen von Jena in das elterliche Haus zurück. Auf einem Gange, den ich mit seinem jüngeren Bruder machte, traf ich damals zum letzten Male im Leben mit ihm zusammen. Er sprach uns mit ruhigem, feierlichem Ernste nochmals aus, was wir früher ihn mit jugendlicher Begeisterung hatten verkünden hören: „Der Geist des Menschen vermag das Wahre und Rechte zu erkennen, und es ist seine Aufgabe, und er hat die Kraft dazu, es ganz und unbedingt im Leben durchzuführen, selbst wenn das Leben dabei zu Grunde geht; wer Recht hat, darf auch im Kleinsten nicht nachgeben, sonst ist des Nachgebens kein Ende, und das Rechte und Gute geschieht nie." Er ermunterte uns zur Ausdauer mit einem Blicke, den ich nie vergesse; denn er wußte bereits, daß er sich weiter flüchten mußte, weil ihm gefängliche Einziehung bevorstand. Als Arens von seiner Rückkehr nach Gießen hörte, sagte er sehr bezeichnend: „Nun hat die Axt doch wieder ihren Stiel," und als jemand darauf bemerkte, daß Follen doch ein Mann von unbescholtener Ehre sei, fuhr er fort: „Desto schlimmer! wenn er einige Laster an sich hätte, könnten wir ihn eher gewähren lassen."

Ohne seiner Familie zu sagen, daß er sie für immer verlassen müsse, reiste er nach Straßburg, wohin er sich das nöthige Gepäck nachsenden ließ. Doch ging dies sämmtlich zu Grunde, mit namentlich vielen, ihm werthvollen Manuscripten, indem das Rheinschiff, auf dem sich seine Effekten befanden, in Flammen aufging. In Straßburg zog ihn vorzugsweise der Münster an. Die in diesem Bauwerke zur Ausführung gebrachte Gedankengröße stimmte zu Dem, was in seinem Innern lebte. Als gewandter Turner erklimmte er die höchsten Stellen des Thurmes, so weit dies gestattet ist, und herniederblickend auf das Treiben der kleinen Menschen tief unten, ermuthigte er sich im Bewußtsein seines reinen Strebens und unerschütterlichen Willens.

Von hier aus begab er sich nach Paris, um sich mit Lafayette in Verbindung zu setzen, der ihn freundlichst aufnahm und zugleich mit

Gregoire, Benj. Constant, Cousin u. A. bekannt machte. Dies erwies sich nicht allein später nützlich für ihn, sondern hatte für ihn auch die wohlthätige Folge, daß das bis dahin zu ausschließlich vaterländische Bestreben, dem namentlich noch immer etwas von dem Arndt'schen Hasse des Franzosenthums anklebte, in einen Kampf für die höchsten Interessen der gesammten Menschheit verwandelt und so erweitert wurde. Wir werden überhaupt finden, daß, wie Follen dem Schauplatze seines Jugendlebens entrückt wird, er, ohne daß in seinem Charakter und Streben sich etwas änderte, doch mehr von der Ausnahmsstellung zurücktrat, worin er sich bis dahin befunden hatte, und namentlich auch dem Leben einen noch anderen Werth beilegen konnte, als den es darum hat, weil man es aufopfern kann.

Nach der Ermordung des Herzogs von Berri wurden die Fremden größtentheils aus Frankreich ausgewiesen, und auch Follen mußte auf's Neue flüchten; er fand auf dem Landsitze der Gräfin Benzel-Sternau am Züricher See, welche, ohne ihn persönlich zu kennen, sich für sein Schicksal interessirte und ihn zu sich eingeladen hatte, eine herzliche Aufnahme. Hier, von herrlichen Naturbildern und trefflichen Menschen umgeben, wie wohl mußte er sich fühlen! Die Gräfin zeigte später noch Freunden Follen's, die ihr Grüße von ihm aus Amerika brachten, den Lieblingsbaum in ihrem Garten, unter welchem er zu verweilen pflegte. Er ließ nirgends ein anderes Andenken zurück, als ein theures.

Hier erhielt er im September 1820 einen Ruf als Professor an die Cantonsschule in Chur, welchen er, um sich wieder in einem nützlichen Wirkungskreise zu bewegen, annahm. In dem Einladungsschreiben heißt es: „Worum die gebildeteren Deutschen jetzt noch kämpfen, nämlich eine freie Verfassung und unbeschränkte Freiheit der geistigen Entwickelung, finden Sie bereits unter uns in einem höheren Grade, als der Deutsche selbst vielleicht für sein eigenes Vaterland wünschenswerth erkennen möchte. Von unserer Seite müssen wir wünschen, daß Sie während der Zeit Ihrer Anstellung von andern politischen Verbindungen sich fern halten.“ Mit gewohnter Liebe zu nützlicher Thätigkeit begann Follen seinen neuen Lehrerberuf, konnte aber nicht umhin, im Geschichtsvortrage freisinnigere religiöse Ansichten auszusprechen, als den, an dem Dogma von der Erbsünde und allem andern hergebrachten orthodoxen Unsinn haftenden Mitgliedern der evangelischen Synode lieb war, und sah sich so öffentlich der Ketzerei angeklagt. Er erbot sich, in deren Versammlung seine Ansichten vorzutragen und zu vertheidigen, und protestirte am Meisten gegen das heimliche Vernehmen seiner eigenen Schüler, konnte aber mit den frommen Herren zu keiner ehrlichen Verständigung kommen. So gab er — nach weniger als einem Jahre — seine Professur freiwillig auf, auf's Ehrenvollste entlassen und beschenkt von seinen Schülern, die bereits in dem kurzen Verkehre seinen hohen Werth erkannt hatten.

Mittlerweile fand der berüchtigte Monarchencongreß in Troppau statt, von welchem an die Schweiz die direkte Drohung einer bewaffneten Intervention erging, falls sie die Auslieferung Follen's verweigerte, welche Drohung jedoch damit beantwortet wurde, daß man ihm eine Professur an der seit 1817 neu organisirten Universität in Basel übertrug. Hier verlebte er im Freundschaftsbunde mit dem ehrenwerthen de Wette, Dr. Beck, Snell u. A. und in regem wissentschaftlichen Streben einige glückliche Jahre. Er trug Civil-, Natur- und Kirchenrecht, Logik, Psychologie ꝛc. vor, betheiligte sich an de Wette's „Wissenschaftlicher Zeitschrift," für die er u. A. Abhandlungen „Ueber die Bestimmung des Menschen" und „Ueber Spinoza's Lehre" lieferte, und trug wesentlich mit dazu bei, jenen mächtigen geistigen Umschwung in der Schweiz zu bewirken, durch welchen der engherzige Cantonsgeist ausgetilgt und der rasche politische Fortschritt des Landes vorbereitet wurde.

In Follen's Liedern findet sich nicht — wie sonst durchgehends bei jungen Dichtern — die leiseste Hindeutung auf Frauenliebe. Aeußerst fein im Benehmen gegen Damen und von allen begünstigt, verlor er sein Herz an keine und träumte von keinem eigenen Familienglück; das volle Anrecht des Vaterlandes an alles, was er vermochte und war, sollte durch kein anderes Band, das er knüpfen möchte, geschmälert werden. Eine ähnliche Stimmung hatte er in seinen Freunden erweckt; es war von Liebesverhältnissen unter uns niemals die Rede. Erst später gewann die natürliche Stimmung wieder ihre Berechtigung, und Follen selbst wurde um die genannte Zeit von der allerinnigsten Neigung gefesselt. Er verlobte sich mit der Schwester eines seiner vertrauteren Freunde, eines durch äußere und innere Vorzüge gleich ausgezeichneten Mädchens. Aber wie so oft im Leben wurde durch widrige Umstände und kleinliche Rücksicht dieses glückliche Verhältniß zerissen. Als Follen bald nachher flüchten mußte, wollte der Vater seiner Braut die einzige Tochter nicht ihm nach über das Meer wandern lassen; sie opferte der Rücksicht auf den Vater ihr eigenes Glück, wurde ihrer Neigung aber niemals untreu bis an ihr Ende.

Die „heilige Alliance" konnte es nicht ertragen, daß ihr unversöhnlicher Feind länger in Europa auf freien Füßen war und gar Natur- und Staatsrecht öffentlich vortrug. Lafayette, der im Begriffe war, seine bekannte Reise nach Amerika zu machen, schlug Follen damals vor, ihn dahin zu begleiten; er wollte aber weder seinem guten Rechte entsagen, ohne durch die äußerste Gewalt gezwungen zu sein, noch einen ihm lieb gewordenen Wirkungskreis aufgeben, noch überhaupt gerne seinem Vaterlande ganz entrückt sein, noch die Hoffnungen für ein häusliches Leben, welche er damals hegte, zerstört sehen, — und so beharrte er in kräftigem Widerstande. Am 27. August 1824 gingen der Regierung im Canton Basel drei Drohnoten

von der preußischen, österreichischen und russischen Regierung zu, in welchen die Auslieferung von Follen und Prof. Snell, um sie nach Köpnik zu bringen, verlangt wurde. Diese Noten waren begleitet von einer dringenden Mahnung der Bundesregierung in Bern, daß sich der Canton jener Forderung nicht länger widersetzen möge, sowie von zwei Requisitionsschreiben der Regierungen von Hessen-Darmstadt und von Nassau. Follen erklärte, daß er sich nicht als Unterthan einer der genannten Mächte betrachte und den bisherigen Schutz der Schweiz auch ferner als sein Recht fordere; daß er gegen die genannten Regierungen nichts verbrochen habe, die auch gar keine spezielle Anklage gegen ihn vorgebracht hätten; daß er bereit sei, vor schweizerischen Gerichten zu erscheinen, um sich wegen aller etwaigen Anklagen vernehmen zu lassen; daß das Verfahren jener Regierungen ebenso ein Angriff sei gegen die Unabhängigkeit der Schweiz, wie gegen seine eigene Freiheit rc. In der That ermannte sich die bereits wankend gewordene Cantonsregierung und berichtete in diesem Sinne zurück. Doch bald nachher langten drei neue großmächtliche Schreiben an, in welchen unter scharfer Drohung die frühere Forderung wiederholt wurde, begleitet von dem dringenden Ersuchen mehrerer der Hauptcantone, daß doch Basel nicht zweier Fremden wegen die ganze Schweiz in Unglück bringen möge. Zugleich wurde der Regierung an die Hand gegeben, daß es um Snell nicht so sehr gelte. Auch davon wurde Follen in Kenntniß gesetzt, und, als er dennoch nicht weichen wollte, ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen, während Snell, Vater einer zahlreichen Familie, nicht ferner belästigt wurde. So blieb denn nichts übrig als Flucht, und frei athmete Preußen, Rußland, Oesterreich und Hessen, als die Kunde dieser Flucht zu den hohen und allerhöchsten Ohren gelangte, als wäre mit Follen auch die Revolution aus Europa verbannt. Er aber sandte der Cantonsregierung folgende Erklärung zu.

„Da die Republik der Schweizer, welche so vielen Prinzen, Adeligen und Priestern Schutz verliehen hat, mich, der ich wie sie selbst ein Republikaner bin, nicht beschützen will, sehe ich mich genöthigt, in dem großen Asyle der Freiheit, in den Ver. Staaten, eine Zuflucht zu suchen. Meine falschen Ankläger fordere ich vor das Tribunal Gottes und der öffentlichen Meinung. Gesetze habe ich niemals übertreten, aber das gräßliche Verbrechen, mein Vaterland geliebt zu haben, hat mich in solchem Grade schuldig gemacht, daß ich der Verzeihung der heiligen Alliance mich völlig unwerth halte.“

Die Bürger von Basel bezeigten ihm die herzlichste Theilnahme, und der Rector der Universität stellte ihm das ehrenvollste Zeugniß aus.

Es gibt für das Selbstgefühl eines edlen Menschen nichts Quälenderes, als zu Dem sich genöthigt zu sehen, was wie eine Unter-

werfung unter die rohe Gewalt, wie ein Verzichten auf ein Menschenrecht, oder gar wie eine feige Flucht aussieht. Auch dieses Bitterste wurde Follen nicht erspart. Versteckt in dem Futterkasten unter dem Sitze des Kutschers, mußte er sich aus Basel fahren lassen und gelangte, mit einem falschen Passe versehen, in 3 Tagen nach Paris, wo Dr. Beck, der früher als Follen alle Gedanken an eine noch bevorstehende Wiedergeburt Deutschlands aufgegeben und sich zur Auswanderung nach Amerika entschlossen hatte, bereits seiner wartete. Auf der Weiterreise nach Havre mußten beide in Rouen verweilen, wo Follen mit besonderem Interesse Erkundigungen nach dem Leben der „Jungfrau von Orleans" anstellte und die ihm freudige Ueberzeugung gewann, daß Schiller's Auffassung von dem Character des patriotischen Mädchens die richtige sei. Konnte doch kein anderer Fund ihn so glücklich machen, als wenn er das edlere Menschliche in irgend einer Weise gerettet sah.

Am 1. November schifften beide Freunde auf dem „Cadmus" sich ein (dasselbe Schiff hatte auf seiner letzten Fahrt Lafayette nach Amerika gebracht), wo Follen dem Capitain Allen seine Lage offen entdeckte, der ihm dann als echter Freimann verhieß, daß er ihn gegen die Gensdarmen der ganzen Welt schützen würde, wenn es Jemanden gelüsten sollte, ihn auch jetzt noch zu verfolgen. Da des widrigen Windes wegen der „Cadmus" noch bis zum Fünften im Hafen zurückgehalten wurde, so war dies eine hoch anzuschlagende Beruhigung; denn Follen hatte guten Grund, das Schlimmste zu fürchten, indem die Gekrönten gewiß um Alles gerne auch noch jetzt ihn gefangen und — zum abschreckenden Beispiel — für Lebenszeit eingekerkert hätten.

Er hatte in Paris noch seine Verlobte gesehen und ihr versprochen, sie — etwa von England aus — nach der neuen Welt hinüber zu holen, sobald er dort festen Fuß würde gefaßt haben. Auf dieses Verhältniß beziehen sich die auf dem „Cadmus" gedichteten Verse, in welchen er zugleich seine Erwartungen von Amerika ausspricht:

„Suchst du hienieden
Häuslichen Frieden?
Häuslicher Friede blüht
Nur, wo der Freiheit Sonne glüht!"

„Hast du mich lieb, o so gib mir die Hand.
Laß uns wandern, laß uns zieh'n
Mit der Sonne nach Westen hin;
Dort an des Meeres anderem Strand,
Dort ist der Freiheit, dort der Menschheit Vaterland."

Das letztere Gedicht wurde von seiner hinterlassenen Gattin trefflich so übersetzt:

"O, dost thou love me ? Give me then thy hand.
Let us wander, let us fly
With the sun to a western sky.
There, on the ocean's other strand,
There, there is freedom, there is manhood's fatherland "

Die himmelumspannte See und der meerbegrenzte Himmel, die vom Sturme gepeitschten Wogen erhoben das so hart bedrängte Herz des von allem Theuersten Weggerissenen, und er dichtete die folgenden Strophen, die er noch später gern nach einer von ihm selbst componirten Weise sang:

„Auf dem hölzernen Fische,
Hier mitten im Wassergezische,
Schwingt das Herz
Frei von Schmerz,
Frei wie die Lerche sich himmelwärts.

Stürmt nur, ihr wilden Gewässer,
Wir werden nicht röther, nicht blässer;
Meergebraus,
Sturmgesaus
Ist für die Tapfern ein Ohrenschmaus.

Wenngleich mit wilden Gelüsten
Am Maste die Wasser sich küßten:
Freiheitsmuth,
Liebesgluth
Brennt auch in Sturm und in Wasserfluth."

Er führte während dieser Reise ein noch vorhandenes Tagebuch und beschäftigte sich mit mancherlei wissenschaftlichen Arbeiten, sowie mit dem Studium der englischen Sprache. Zehn Tage lang war er seekrank. Den 19. Dezember landete er in New York. Zuerst hatte ein dichter Nebel die amerikanische Küste verhüllt. Als dann plötzlich der Mastenwald des Hafens und die Thürme der Stadt vor seinen Blicken auftauchten, übermannte den so lange Gehetzten fast sein Gefühl. „Ich hätte" — sagte er später — „auf diesen Boden der neuen und freien Welt niederfallen, ihn küssen und mit meinen Armen umfassen mögen, damit dieser letzte Halt mir nicht entgehe."

Follen setzte sich sogleich in schriftliche Verbindung mit Lafayette, ging nach einigem Verweilen in New York nach Philadelphia, wo er sich rasch im Englischen vervollkommnete, durch Lafayette's Vermittlung mit Prof. Ticknor bekannt und in Folge der Verwendung dieser und anderer Männer von Bedeutung schon im nächsten Herbste als Professor der deutschen Sprache an der Harvard-Universität in Boston angestellt wurde. — Einfach in allen Bedürfnissen und im höchsten Grade mäßig, sah er sich doch genöthigt, weil die mitgebrachten Mittel bis zu seiner Anstellung nicht zureichten, seinen Vater um einen Zuschuß zu ersuchen, der ihm auch gewährt wurde, obwohl eigentlich die Familie nichts übrig hatte.

Voll Hoffnung für die Zukunft von Amerika und in Erwartung dessen, was dieser kräftig aufblühende Freistaat, der gerade damals eine Reihe großer Männer aufzuweisen hatte, für die übrige Welt einst leisten würde, suchte er in dem amerikanischen Leben möglichst fest Wurzel zu schlagen; er gab die — ohnehin unthunlich gewordene — europäische Agitation ganz auf und suchte dagegen seinen hiesigen Wirkungskreis möglichst zu erweitern. So verband er bald mit seiner Professur auch juristische Vorträge und zugleich eine Turnanstalt, welche mehrere Jahre lang bestand, — die erste vermuthlich in diesem Welttheile.

Ueber das amerikanische Leben schrieb er an seinen Vater: „Die hiesige Masse des Volkes ist weit besser unterrichtet, als ich sie in irgend einem Theile von Europa gefunden habe. Die gelehrten Schulen stehen zwar den deutschen nach; doch ist der Fortschritt der ganzen Nation während der 50 Jahre ihrer Unabhängigkeit über Erwartung groß. — Die hiesigen Deutschen kommen als Handwerker und Ackerbauer sehr wohl fort, werden aber von ihren Predigern, die meistens unwissende Fanatiker sind, mit Absicht in Dummheit erhalten. — Die hiesigen Franzosen sind unerträglich, indem sie alles tadeln, weil — es nicht französisch ist. — — Zum Glück habe ich so viel zu thun und finde solche reiche Lust in dieser vollen Freiheit, daß die schmerzlichen Gedanken an die Theuren über dem Weltmeere mich nicht ganz überwältigen. Die Liebe zu den Angehörigen mindert sich nicht, sondern wächst durch die Entfernung. Lebt herzlich wohl und sucht den Schmerz der Trennung in dem Gedanken zu vergessen, daß es mir wohlgeht, und daß ich mich frei und glücklich fühle."

In weniger als 6 Monaten, nachdem er das Englische zu lernen angefangen hatte, schrieb er eine Reihe von Vorlesungen über das Civilrecht nieder, die er mit großem Erfolge später in Boston vortrug und die durch Gedankenreichthum, sowie durch eine bereits vortreffliche Sprache sich auszeichnen. — Das erste Buch, das er las, war das bekannte, sehr gut geschriebene Werk "Redwood" von Miß Sedgwick. Mit ihr wurde er später persönlich bekannt, und durch sie mit seiner nachmaligen Frau, Elise Cabot, einer Dame, welche durch ihre Bildung und ihren sittlichen Werth gleich sehr ihn anzog.

Es ist wohlthuend und ermunternd, zu sehen, mit welchem unverdrossenen Muthe er alle Schwierigkeiten überwand, die sich ihm entgegen stellten. Er mußte bereits durch Unterricht und Vorträge sein Brod verdienen — in einer Sprache, deren correcte Aussprache namentlich der Oberdeutsche in späteren Jahren so schwer sich aneignet. Es kam nicht selten vor, daß seine eigenen Schüler ihn auslachten. Dann sagte er mit der freundlichsten Miene: "You must, young gentlemen, tell me what I have said that is so laughable, that I may have my share of the amusement," worauf dann in heiterster Weise der Verstoß besprochen wurde.

Für seinen Unterricht in der deutschen Sprache fand er es nöthig, ein deutsches Lesebuch und bald nachher eine deutsch-englische Sprachlehre herauszugeben; beide Werke gehören jetzt noch zu den Besten, die wir haben, wenngleich bei der großen Schwierigkeit, die Regeln unserer Muttersprache festzustellen, manches gegen die von ihm gegebenen Regeln sich sagen läßt (dasselbe ist bei ähnlichen, von Anderen erschienenen Werken der Fall).

Seine Wittwe schreibt: „Es war im Herbste dieses Jahres, 1826, daß ich Dr. Follen zum ersten Male sah. Unsere beiderseitige Freundin, Katharine Sedgwick, machte mich mit ihm bekannt. Er begleitete uns zu seiner Turnhalle, wo wir die Knaben ihre Uebungen machen sahen. Uns allen fiel die einfache und heitere Würde seines Wesens auf; sein kindlicher Ernst, seine erhabene Einfachheit machten den tiefsten Eindruck auf mich; obwohl ich ihn zum ersten Male sah, hatte er doch nichts Fremdes für mich, — ich glaube, keiner Menschenseele ist er jemals wie ein Fremder erschienen." Sie hat ganz Recht; denn es war eben nur das veredelte Menschliche ohne jeden Auswuchs, das in ihm erschien.

An seinen Vater schrieb er damals: „Meine Stellung hier wird täglich fester und angenehmer, wie meine neuen Landsleute sich überzeugen, daß ich keiner der Abenteurer bin, durch welche der Name eines „Fremden" hier verdächtig geworden ist. Sieben Jahre schon bin ich von Denen getrennt, an welche die heiligsten Bande der Liebe und Dankbarkeit mich ketten, und auch euch schmerzt diese Trennung. Aber ihr wißt, daß ich verfolgt wurde wegen solcher Grundsätze, die für mich Sache des Gewissens waren und das Ergebniß des angestrengtesten und ernstesten Denkens, die ich aus Rücksicht auf mein äußeres Wohl nicht aufgeben durfte. Du wirst, theurer Vater, dich zufrieden geben, wenn du siehst, daß wir dein eigenes Bild unbeugsamer Rechtschaffenheit, das uns von Kindheit an vor Augen stand, treu und rein in uns bewahrt haben. — In einem Lande, wo allein das Gesetz herrscht, giebt es keinen friedlicheren Bürger als mich." Man sieht, daß Follen in Amerika dem „Grundsatze" keine Anwendung geben wollte, daß er aufgehört hatte, ein „eingefleischter Teufel" zu sein. — Mit Recht geht ihm die Lage seines ehrwürdigen Vaters nah. Bereits war auch dessen ältester Sohn für immer flüchtig geworden; später wanderte der jüngste ebenfalls nach Amerika, und bald nachher die ältere Tochter, Prof. Vogt's Frau, nach der Schweiz, so daß von allen Kindern nur die jüngste Tochter ihm blieb. Wenn der alte Mann von seinem Karl sprach, kamen ihm immer Thränen in die Augen; — er brach dann rasch ab, um den Schmerz in sich selbst zu erdrücken.

Bezeichnend für seine Stimmung sind die Schlußworte jenes Briefes: „Was du, theurer Vater, von unserer Wiedervereinigung in einer andern Welt sagst, ist mir selbst wie aus der Seele geschrieben

und hat für mich eine größere Gewißheit als alles, was unsere fünf äußeren Sinne als wirklich erkennen lassen. Aber in dem, was du über ein unmögliches Wiedersehen in dieser Welt sagst, kann ich dir nicht beistimmen, und ich werde zu rechter Zeit es unternehmen, dich vom Gegentheile zu überzeugen." — Da er aller politischen Agitation in Bezug auf Europa entsagt hatte, so hoffte er vielleicht die Erlaubniß zum Besuch seiner Eltern zu erhalten; denn damals war die Verbindung mit seiner Verlobten, von welcher er bereits seiner neuen amerikanischen Freundin erzählt hatte, noch nicht abgebrochen, und er beabsichtigte sie abzuholen, sobald er mit einem Passe als amerikanischer Bürger reisen konnte. Er schreibt: „Durch mein Bürgerwerden hier habe ich öffentlich und eidlich aller ferneren Verbindung mit auswärtigen Regierungen entsagt, bin also für Europa politisch todt. Mein Haß gegen die Regierungen drüben, welchen ich mit auf das Schiff brachte, hat sich in völlige Gleichgültigkeit verwandelt, und ich wünsche nur, daß meine Verfolger einfach mich vergessen."

Seine Wittwe schreibt: „Eine kleine Zahl von Damen, zu welchen ich gehörte, hatte einen Lesezirkel gebildet, zu welchem wir Dr. Follen einluden. Als die Reihe des Vorlesens an ihn kam, bemerkte er, daß er nicht gerne englisch vorlese, ohne es vorher für sich gelesen zu haben. Ich ersuchte ihn darauf, ein deutsches Gedicht vorzutragen. Niemand unter den Anwesenden wird jemals vergessen, mit welchem Ausdruck er Göthe's Lied „Kennst du das Land" hersagte und besonders die Worte wiederholte: „Dahin! dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!" — Es war die Stimme des Heimwehs, die wenigstens in diesem Augenblick aus seinem Herzen sprach."

Zu jener Zeit nahm Dr. Channing, unitarischer Prediger in Boston und ein Mann von hoher Bildung und dem edelsten Streben, dort eine ähnliche Stellung ein, wie später Theodore Parker. Er unterhielt zugleich eine Sonntagsschule, in welcher noch von mehreren Andern, zu welchen auch Fräulein Elise Cabot gehörte, Unterricht ertheilt wurde. Die sämmtlichen Lehrer kamen alle zwei Wochen in Channing's Hause zum Zwecke der Besprechung und gegenseitigen Belehrung zusammen und durften auch Freunde der Sache mit sich bringen. „Ich lud — schreibt die genannte Dame — Dr. Follen ein, an unseren Besprechungen theilzunehmen, und so wurde er mit Channing bekannt, dessen geliebtester Freund er bis an sein Ende blieb. Durch seinen Zutritt gewannen unsere Unterhaltungen bedeutend; das offene Aussprechen seiner eigenen gründlich durchdachten Ansichten, verbunden mit Bescheidenheit und Achtung den Meinungen Anderer gegenüber, machten ihn zu einem Muster für Alle. — Eines Abends am Schlusse dieser unvergeßlichen Unterhaltungen sagte ich zu ihm: „Warum werden Sie nicht Prediger?" — „Ich halte mich," erwiederte er, „für diese große Aufgabe nicht hinreichend befähigt, obwohl es das höchste Ziel meines Strebens wäre." — „Warum

bereiten Sie sich nicht noch jetzt dazu vor?" — „Ich habe wohl selbst schon daran gedacht, und meine frühesten Studien in Deutschland waren eine Vorbereitung dazu; aber glauben Sie, das ein Fremder jemals wagen dürfte, englisch zu predigen?" Ich sagte ihm, daß er ein besseres Englisch spreche, als wir Alle, und forderte ihn ernstlich auf, sich die Sache zu bedenken, was er versprach. — Als ich ihn eine Woche später wieder sah, fragte ich ihn: „Ja, oder nein?" — „Ja," sagte er mit einem feierlichen und freudigen Ernste."

Hier dürfen uns wohl die Worte Göthe's einfallen: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin" — und fast möchten wir hinzufügen: „Da war's um ihn gescheh'n!" Daß K. Follen, der gelehrte Jurist, der Aesthetiker, der Literaturkundige, der Philosoph (welcher Spinoza's Schriften das ernsteste Studium gewidmet hatte), unitarischer Prediger wurde, dünkt uns ein beklagenswerther Rückschritt und das Aufgeben einer Wirksamkeit, welche viel bedeutender hätte sein können. Wir möchten wünschen, daß er in einem der jüngeren Staaten sich niedergelassen hätte, wo es ihm nicht schwierig für sein Talent und seine Bildung sein konnte, zu einer bedeutungsvollen Stellung zu gelangen und seine Stimme in den Hallen der Gesetzgebung hören zu lassen; — einen würdigeren Vertreter hätte das deutsche Element dieses Landes an keiner Stelle haben können. Ja, lebte er heute noch, er würde, nachdem vieles ganz anders sich gestaltet hat, als es damals war, vermuthlich seine Wirksamkeit nicht in einem stillen Winkel von Massachusetts begraben. — Doch in diesen Dingen folgt der Mensch einem fast unvermeidlichen inneren Zuge, welcher das Produkt theils des angeborenen Naturells, theils der äußeren Lebensverhältnisse ist, — und in unserm Urtheile über den Werth der Menschen hängt zuletzt alles an der einen Frage: Wie treu ist er sich selbst und seiner Ueberzeugung geblieben? Follen war unter allen Umständen sich selber treu; was er in jener Zeit that, haben wir kein Recht so zu wägen, als wenn er es heute thäte. Höher als eine direkte politische Wirksamkeit schlug er den Beruf an, die ihm selbst zur Ueberzeugung gewordenen Wahrheiten zum Gemeingute seiner Mitbürger zu machen, nicht zweifelnd, daß die Macht der Wahrheit, sobald sie nur klar erkannt ist, unwiderstehlich die Lebensverhältnisse der Menschen umgestaltet. — Daß er übrigens nicht auf Kanzelreden sich beschränkte, werden wir weiterhin sehen.

Unter Channing's Anleitung studirte er rasch und mit großem Fleiße die unitarische Theologie, ohne jedoch alle Meinungen des Lehrers anzunehmen, oder die eigenen bereits feststehenden Ansichten aufzugeben.

In dieser Zeit führte er ein Tagebuch, in welchem sich die für ihn merkwürdigen Vorgänge und die Früchte seines eigenen Forschens in englischer Sprache aufgezeichnet finden. Von dem Auszug daraus, welchen seine Wittwe mittheilt, führe ich nur Folgendes in deutscher Uebersetzung an:

„Es ist wichtig für unsere menschliche Aufgabe, daß wir bis zu einem gewissen Grade von andern Wesen abhängig sind; ihr guter oder schlimmer Einfluß ist ein nothwendiges Mittel, unsere Kräfte zu entwickeln und unsern Charakter zu bilden."

„Ich las einiges aus Faust nach Gower's Uebersetzung vor; ich machte auf Folgendes aufmerksam: Eine Scene in dem mythologischen Himmel der Christen, oder eigentlich der Juden, die an das Buch Hiob erinnert, macht den Anfang. Faust hält fälschlich ein bis dahin weder befriedigtes, noch überwundenes Verlangen nach Sinnenlust für ein glühendes und unendliches Sehnen nach Erkenntniß. Gehöhnt von dem Dämon, den er gerufen, nach dem Tode verlangend, daß er ihm die Geheimnisse aufschließe, welche das Leben nicht enthüllen kann, dann davon abgebracht durch den seine Seele durchzitternden Chorgesang am Ostermorgen, gibt er dem Versucher nach, der ihm Lust zur vollsten Genüge verspricht. Doch bleibt auch nach seinem Falle noch menschlicher Werth genug, um ihm unsere Theilnahme zu sichern. Margarethe erscheint in jugendlicher Unschuld und für die innigste Liebe empfänglich; aber ihr sittlicher Werth besteht mehr in Unbekanntschaft mit dem Schlechten, als in wirklicher Tugend, — ein eben so wahres als schmerzliches Mitgefühl erregendes Bild. Ganz dem Gegenstande ihrer Liebe sich hingebend, fällt sie durch weibliche Eitelkeit und ein zu unbedingtes Vertrauen. Doch triumphirt sie schließlich über die Macht des Bösen, indem sie die angebotene Befreiung verschmäht und durch den Tod ihr Vergehen büßt; die Verzeihung des Himmels macht die Ansprüche der Hölle zu nichte. Ihre letzten Worte: „Heinrich! Heinrich!" scheinen auch für ihn noch eine künftige Rettung zu bedeuten. Das Stück endigt gerade, wo der sittliche und poetische Sinn des Lesers den Schluß fordert."

„Frau Rudolph, Jefferson's Enkelin, erzählte mir von den schönen Vögeln Virginien's. Ihr Großvater habe gewöhnlich drei Spottvögel unterhalten und einen derselben während seiner Präsidentschaft bei sich in Washington gehabt. Der Vogel war meistens in seiner Arbeitsstube — auf seinem Fuß und Knie, oder auf seiner Schulter, und sträubte seine Federn zornig, wenn irgend ein Fremder sich nahte."

„Wegen meiner Meinung über Walter Scott's „Napoleon" befragt, bemerkte ich, daß er die Royalisten viel zu sehr erhoben und ihre Laster verschwiegen, Lafayette aber besonders ganz schändlich behandelt habe. Sodann habe er die Girondisten auf Kosten der Jakobiner in ein viel zu günstiges Licht gestellt, und für Robespierre's Charakter fehle ihm alles Verständniß. Ich sprach von des Letzteren trefflicher Rede über Religion und von seinem Mißgriff, daß er seine Ideen durch ein Gesetz geltend zu machen unternahm."

„Was jeder Mensch dem Wesen seiner Natur nach verlangt, ist Fortdauer seiner Identität (Persönlichkeit) und möglichst mannigfaltige

und zugleich harmonische Uebung seiner Kräfte oder der Art seines Bestehens. Sein Selbst oder Ich will der Mensch bewahren unter allem beständigen Wechseln und Wandeln, und mannigfaltigst, doch geordnet durch das höchste Gesetz des Ich, soll dessen inneres reiches Leben sich äußern und offenbaren." (Ich habe aus zerstreuten Bemerkungen das Vorstehende zusammengestellt.)

„Früher habe ich über die höchsten metaphysischen Wahrheiten (die letzten oder ersten Gründe der Dinge) mich gerne unterhalten, glaube aber jetzt mit Plato, daß solche Betrachtungen nur für die Eingeweihten sich eignen. Andere werden dadurch gerade mit Widerwillen gegen das höhere Denken erfüllt, oder zu der eitlen Meinung verleitet, daß sie etwas ganz Absonderliches wissen."

„Was würde aus dem Christenthume geworden sein und werden, wenn nicht die sog. klassische Bildung Urtheil und Geschmack der Menschen dahin geläutert hätte, daß sie in den Stand gesetzt wurden, die reinen Goldkörner aus dem Schlamme hervorzusuchen, womit Aberglaube und Priesterthum sie verschütteten! — Die Ideen des Christenthumes sind abendländisch (theils platonisch, theils stoisch) die Form, in welcher sie erschienen, ist ganz orientalisch."

„Die vornehme Welt in Boston ist allerdings ein Fortschritt aus roher Geldaristokratie, von welcher sie ausging und zum Theil noch immer ausgeht. Sie ist jetzt hauptsächlich eine Aristokratie der Sitten. Zugänglich zu ihr machen Talent, Reichthum und sittliche Bildung, denen aber die feinere äußere Sitte nicht fehlen darf. Auf solche Weise kann das demokratische System allerdings veredelt werden, verliert aber das Volksmäßige durch die eingeführte Ausschließlichkeit, welche offenbar sehr verderblich wirkt."

„Ich sah Fräulein C. in ihrer ganzen sittlichen Schönheit, die aus ihren Zügen und Bewegungen, sogar aus der Art ihrer Bekleidung hervorleuchtete und durch jeden Ton ihrer Stimme klang." (Nur ein solches weibliches Wesen konnte Follen's Herz gewinnen.)

„Es war von der Bedeutung des Gefühles die Rede. Unter Gefühl verstehe ich die unmittelbare Anschauung dessen, was unserer geistigen Natur gemäß ist. Davon scheide ich Empfindung, als die durch die Sinne vermittelte Wahrnehmung dessen, was unserem körperlichen Wesen gemäß und entweder Wohlsein oder dessen Gegentheil zu erwecken im Stande ist. Beides findet früher statt, als es zum Bewußtsein der erregenden Ursache kommt."

Ein Anderer hätte vielleicht andere oder mehr Auszüge gegeben; ich habe namentlich das Meiste weggelassen, was ich als Follen's theologische Ansicht betrachte. Er haftet dabei an eigenthümlichen Vorstellungen von einem Verhältniß zwischen Göttlichem und Menschlichem, über welche die Mehrheit der gebildeteren Deutschen in Amerika in jüngster Zeit in schnellem Fluge hinaus gekommen ist. Er war eben von einem religiösen Gefühle durchdrungen, das mit seinem

innersten Wesen eins war und dessen Berechtigung zu bestreiten er Keinem gestattet hätte, so daß es nutzlos wäre, es hier einer Kritik zu unterwerfen. Was ihn so frühe und so dauernd an das Christenthum band, war die sittliche Reinheit, die es seinen Anhängern zur Aufgabe macht, der opferfreudige Muth, mit welchem der Stifter und die Apostel für ihre Ueberzeugung kämpften, und der Sinn der Brüderlichkeit, welchen es über die Welt zu verbreiten sich vorgesetzt hatte. Die spätere Orthodoxie kümmerte ihn nicht. In dem genannten Sinne wollte er schon die jungen Studirenden vereinigen, dann in weiterem Kreise sein ganzes Volk. In demselben Sinne predigte er Christenthum auch der neuen Welt und trat dort vorzugsweise — wie wir sehen werden —, weil es den Weißen an Freiheit nicht fehlte, als Vertheidiger der Menschenrechte der unterdrückten schwarzen Rasse auf. Unter seinen Predigten hat keine einzige einen eigentlich dogmatischen Inhalt; sie sind Mahnungen zur edelsten Humanität, geknüpft an die christliche Kultur, von der wir nach seiner Meinung uns nicht lossagen sollten. Jetzt sehen die am meisten Vorgeschrittenen die Sache freilich anders an.

Das Jahr 1828 war für Follen eines der wichtigsten. Er wurde zum Prediger geweiht, verlobte sich — nachdem er den Schmerz über den Verlust seiner ersten Verlobten überwunden hatte*) — mit Fräulein Elise Cabot und wurde den 15. September mit ihr verbunden. — Im innigsten Vereine mit ihr führte er über 12 Jahre ein so reines und glückliches Familienleben, wie es wohl nur selten vorkommt. Bewährt sich doch der edlere menschliche Sinn gerade darin am meisten, daß er das häusliche Zusammenleben verschönert in einer Weise, wie kein anderer Vorzug es thun kann.

Follen war nicht von Anfang ein populärer Prediger, — er war ein Geistesverschwender, indem er in einer Rede mehr Gedanken zusammendrängte, als womit Andere für ein Dutzend ausreichen. Indem er auf alle jene rednerischen Kunstgriffe verzichtete, welche auf Gedankenersparniß berechnet sind, und in stets edler, ja vollendeter Form den inneren Reichthum ergoß, muthete er seinen Hörern eine ungewohnte Anstrengung zu, während die, welche ihm zu folgen entschlossen waren, wie bezaubert an seinem Munde hingen. Er forderte Alle auf, mit ihrem Tadel nicht zurückzuhalten, und ertrug diesen mit einem milden Wesen, das nicht von dem geringsten Verdrusse, sondern

---

*) Er schrieb mit Bezug darauf in sein Tagebuch: "I shrink from the task of describing my feelings, since that time. What I loved in her, I still love, and shall love forever. I supposed it to be in her, nay one with her; yet all I demanded of her, was truth. She has been true to herself and to me, in saying that she did not love me. May the God of truth reward her. May every cloud of grief, which rises from my heart, be turned into showers of blessings upon her innocent heart! Er täuschte sich; sie liebte ihn bis an ihr Ende, opferte aber ihre Neigung Dem, was sie für Gebot der Pflicht hielt.

nur von dem Willen, es besser zu machen, zeugte. Einmal trat nach der Predigt einer seiner Freunde, ein ehrlicher, aber etwas derber Mann, zu ihm, faßte ihn am Knopfloche und sagte: „Sie haben eine sehr gedankenreiche Rede gehalten, Sie verderben aber Ihre Reden mit Ihren Freiheitsideen. Wir mögen darüber gar nichts mehr von Ihnen hören, — wir haben der Freiheit nur zu viel, ja bis zum Ueberdrusse; also nichts weiter davon!" Mit ruhigem Lächeln erwiederte Follen: „Ich danke Ihnen für Ihre Freimüthigkeit und bedauere, daß ich Sie nicht befriedigt habe."

Im Frühling dieses Jahres litt er an einer Halsentzündung. Er schrieb seiner Freundin: „Ich erhole mich wieder täglich mehr. Diesen ganzen Tag hat die herrliche Sommerluft mich erquickt. Unter meinem Fenster stehen einige Apfelbäume in voller Blüthe, die ich mit wachsender Lust seit dem ersten Aufbrechen der Knospen beobachtet habe. Der Frühling erfüllt alles mit Leben und Lust; nur die grauen Wände scheinen verschämt hinter der grünen Umgebung sich bergen zu wollen. Ich danke Gott, daß ich wohl genug bin, dieses neue Leben zu empfinden, welches durch jede Ader der Schöpfung fließt und hervorbricht in Tönen und Farben tief und fröhlich, jetzt in überschwellender Lust und dann in stiller Freude. Doch mischt sich in die vollste Lust dieser festlichen Zeit der Natur ein Gefühl von Trauer; der fröhliche Willkomm bringt den Gedanken des baldigen Entschwindens mit sich. Gerade diese Trauer scheint jedoch in unsern Gemüthern die Quelle der höhern Wonne zu öffnen; denn sie bringt es uns zum Bewußtsein, daß dieses neue Leben, welches nur eine vorübergehende Herrlichkeit über das weite Reich der Natur ausgießt, einen ewigen Quell in jedem liebenden Herzen hat."

Er schreibt an seinen Vater den 24. August 1828: „Ich fühle mich glücklicher als je zuvor — Freiheit nach außen, und Friede und Liebe am eigenen Heerde. Nur ihr fernen Geliebten fehlt mir. Laßt uns leben in dem stillen und festen Glauben an unsere gegenseitige Liebe, die uns für Zeit und Ewigkeit vereinigt. — Um der körperlichen Uebung nicht ganz zu entbehren, säge ich meistens mein Feuerholz selbst.

Im Klötzespalten werd' ich stets dir weichen,
Im Sägen aber such' ich meines Gleichen.

„Du siehst, lieber Vater, daß ich wohl noch einen Reim zu Stande bringen kann; doch lebe ich der Wirklichkeit hier weit mehr, als der Poesie, wohl aus dem Grunde, weil meine kühnsten europäischen Dichtungen hier Wahrheiten geworden sind. — Ich hoffe, die Zeit wird kommen, da die Regierungen drüben mir glauben werden, daß ich in ihre Angelegenheiten mich durchaus nicht mische, und daß mir dann gestattet wird, euch wiederzusehen. Wird es euch aber zu enge drüben, so kommt zu mir und eurer amerikanischen Tochter; mein zwar geringes Einkommen wird doch für uns alle zureichen."

Im März 1830 erhielt er seine Bürgeraufnahme. Es war ihm lange schmerzlich gewesen, sich als Fremder betrachtet zu sehen. „Nun — sagte er — wird es mit dem Heimweh am Ende sein."

Am 11. April wurde ihm ein Sohn geboren. Beim ersten Blick auf das Kind sagte er: „Ich muß das Glück des Gefühles, der Vater dieses kleinen Burschen zu sein, erst verdienen, — seine Mutter hat es bereits durch Leiden verdient." Seinen Eltern schreibt er am folgenden Tage: „Gestern war meine Seele so voll des Unaussprechlichen, daß ich vergebens es versuchte, an euch zu schreiben. Selbst jetzt kommt noch ein Zittern über mich, als ob ich meiner Freude nicht völlig gewiß sein dürfte." — So menschlich rein war jedes seiner Gefühle.

Man hatte nach und nach Follen so viel Unterrichtsarbeit an der Universität in Cambridge und an der theologischen Schule daselbst aufgebürdet, daß ein Mann, welcher dabei noch so bedeutende Privatstudien betrieb, darunter erliegen mußte, während jedoch sein Gehalt im Ganzen kaum zureichend und seine Stellung insofern eine untergeordnete war, als er keine eigentliche Professur bekleidete. Seine Frau bemerkt, daß er um diese Zeit bis ein und zwei Uhr in der Nacht zu schreiben pflegte, zugleich gerne die Wiege seines geliebten Kindes zu seiner Seite hatte und diese beim Schreiben mit seinem Fuße bewegte, damit die Ruhe der Mutter nicht gestört würde. Er sehnte sich nach einer Veränderung mit Recht und würde den Ruf als Prediger der unitarischen Gemeinde in Newburyport angenommen haben, hätte man ihm nicht jetzt eine ordentliche Professur an der Universität angeboten. Da es jedoch die Professur der lateinischen Sprache war, so schlug er diese aus, weil er glaubte, in anderen Zweigen mehr und Bedeutenderes leisten zu können. Er empfahl dagegen seinen Freund Dr. Beck zu dieser Stelle, der sie auch erhielt, während für ihn selbst — vorerst auf fünf Jahre — eine ordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur gestiftet wurde, so daß beide Freunde nun wieder vereinigt waren. Unter Deutschen, mit welchen er außerdem umging, finde ich hauptsächlich nur Gräter und einige Mal Lieber erwähnt. Mit Beck hatte er stets einen lebhaften Briefwechsel unterhalten und ihn besucht, so oft er konnte. Er schreibt an ihn unterm 13. Oktober 1830: „Die herrlichen Nachrichten aus Frankreich haben uns in einem beständigen Jubel erhalten. Ich glaube jedoch nicht, daß es eine unmittelbare Wirkung auf Deutschland haben wird. Was denkst du?"

Mit erwünschtem Erfolge hielt er, jetzt sich freier bewegend, im folgenden Winter in Boston eine Reihe von Vorträgen über Moralphilosophie (das Feld, worauf er sich am liebsten bewegte) und gewann sich dadurch zahlreiche neue und einflußreiche Freunde. Es sind 15 Vorlesungen, welche einen mehr geschichtlichen Character haben und in höchst anziehender Weise und in klassischer Sprache eine

Uebersicht über den bisherigen Bildungsgang der Menschheit in sittlicher Hinsicht geben und zugleich die allein vernünftigen Grundsätze des menschlichen Handelns feststellen. Sie füllen den größten Theil des dritten Bandes der "Works of Chas. Follen." Eine Controverse, in welche er deshalb mit einem zwar wohlmeinenden, aber vom Wahne der Erbsünde völlig befangenen Prediger gerieth, zeigt, wie Follen zugleich bescheiden und fest, ohne weder die eigene Achtung, noch die dem Gegner schuldige zu verletzen, Andersdenkenden gegenüber sich zu benehmen wußte. In dieser Hinsicht steht er in der That als fast unerreichtes Muster da.

Er glaubte jetzt eine feste Stellung an der Universität errungen zu haben und ließ in der Nähe von Cambridge eine kleine Wohnung mit anstoßendem Garten für sich erbauen. Mit Wonnegefühl bezog er das kleine Eigenthum. „Nun werde ich doch ein Plätzchen für mich selbst haben und für meine Papiere und Bücher, und nun werde ich auch arbeiten können." Er mochte gerne alles reinlich um sich haben, — Unordnung und alles Unschöne waren ihm zuwider. So bepflanzte er selbst seinen Garten mit Zierbäumen. Daß er jetzt auch Gastfreundschaft gegen Andere üben konnte, war ihm ein großer Genuß.

Von einem Ausfluge heimkehrend, fand er einen alten und durchnäßten Neger an der Straße, den er freundlichst in seinen Wagen aufnahm. Dieser brachte die Rede auf die Sclaverei, und Follen unterhielt sich lange mit ihm mit hohem Interesse. Wir sehen, daß seitdem die Sache der unterdrückten Rasse ihm vorzugsweise am Herzen liegt, wir sehen ihn für dieselbe handeln mit einer Entschiedenheit und Ausdauer, welche ihn in die vorderste Reihe jener früheren Kämpfer für Menschenrechte in diesem Lande stellte, sehen ihn in Verbindung treten mit Garrison, Quincy, Adams, Ed. Livingston und Andern, welche zu den bedeutendsten Männern jener Zeit gehörten, und sehen ihn endlich gehaßt und verfolgt werden auch hier wegen desselben Strebens, das ihn zum Flüchtling aus der alten Welt gemacht hatte. Er erfüllte sein Geschick wie alle, welche die Märtyrer-Rolle in der Welt übernehmen.

Am 17. Nov. 1832 hielt er in Boston vor einer großen Menge seinem Freunde Spurzheim (Gall's Schüler und Gehülfe und Mitstifter des Systems der Phrenologie) eine Leichen- und Gedächtnißrede, welche 36 Seiten im fünften Bande seiner Werke einnimmt und das Beste enthält, was über diesen begabten und trefflichen Mann veröffentlicht worden ist.

Obwohl er während dieses Winters in einer schmerzlichen und langen Krankheit seiner Frau deren Wärter und Tröster sein mußte, unterrichtete er doch neben seinen Berufsarbeiten eine Zahl junger Juristen im Civilrechte und hielt zugleich in Boston eine Reihe von Vorträgen über Schiller und dessen dramatische Dichtungen. Jeder

der bedeutendsten darunter ist ein besonderer Vortrag gewidmet. Diese Vorträge nehmen den ganzen 4. Band seiner Werke ein und scheinen mir zu dem Bedeutendsten zu gehören, was er hinterlassen hat. Sie mußten auf ein gebildetes amerikanisches Publikum nothwendig einen tiefen Eindruck machen. Durch sie wie durch sein Wirken in seinem Lehramte trug Follen wesentlich dazu bei, daß für das Verständniß und die richtige Würdigung der deutschen Literatur in diesem Lande Bahn gebrochen wurde. Die von ihm gegebene mächtige geistige Anregung wird fortwirken und hoffentlich in kommenden Zeiten noch immer bedeutender werden.

Im folgenden Mai schreibt er: „Ich danke dir, liebe Mutter, für die über New York mir übersandten Hemden. Sie werden mir besser behagen als die amerikanischen; denn ich bin eben noch immer ein Deutscher, „wo mich das Hemd anrührt." Nicht lange nachher trat er mit freudestrahlendem Gesicht zu seiner Frau, mit einem noch ungeöffneten Briefe in seiner Hand. „Hier sind Nachrichten von der Heimath." Beim Lesen verfärbte sich sein Gesicht, — er weinte lang und bitterlich wie ein Kind, — sein Vater war nicht mehr. Später sagte er: „Mein Vater ist mir jetzt geistig näher, als da er räumlich durch eine so große Ferne von mir getrennt war." — Er schrieb seiner Mutter: „Meine Wunden bluten frisch im Gedanken an die erbitterten Feinde, welche meiner Heimath, meiner Freunde, meiner Vergangenheit und Zukunft mich beraubt haben. Es ist hart, von Theuren im Leben zu scheiden —, es ist vielleicht noch härter, geliebten Sterbenden fern sein zu müssen." Nach Follen's Tode schreibt seine Mutter seiner Wittwe: „Wie gut ist es, daß der liebende Vater nicht so lange lebte, um den Schmerz über den Verlust seines theuersten Kindes ertragen zu müssen. Als er in seinem letzten Lebensabschnitte beinahe gegen alles Andere gleichgültig geworden war, war sein Karl, und fast Karl allein der Gegenstand seiner Unterhaltung mit uns."

Nach der Geburt seines Sohnes hatte Follen ein schweres häusliches Leiden zu bestehen, verursacht durch neues langwieriges Kranksein seiner Frau. Nachdem er in Folge davon bereits die Führung eines eigenen Haushaltes hatte aufgeben müssen, und da nun die Aerzte versicherten, daß nur Ortsveränderung und Reisen eine Herstellung bewirken könne, sah er sich jetzt auch genöthigt, seine Wohnung und seine Freunde zu verlassen, seine Berufsarbeiten einzustellen und mit einer leidenden Gattin und einem kleinen Kinde eine Wanderung in's Weite zu unternehmen. Dabei verließen ihn das freundlichste Wohlwollen und die Hoffnung auch keinen Augenblick. In Newport, nahe dem Wohnsitze seines Freundes Channing, fand er einen passenden Aufenthaltsort, wo sich seine Frau so weit erholte, daß er mit ihr nach Philadelphia reisen konnte. — Von dort schrieb er u. A. an Dr. John Bowring in Paris unterm 10. Oktober 1833;

„Die ehrlichen Antisclaverei-Bestrebungen einiger wenigen Märtyrer der guten Sache stoßen selbst im Norden dieses Landes auf einen entschiedenen, mit Verfolgungssucht gepaarten Widerstand. Doch habe ich starke Hoffnung, daß das ruhmvolle Beispiel Großbritanniens die jetzt bethörte Mehrheit der südlichen Freimänner dahin bringen wird, den ersten Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: „alle Menschen sind frei und gleich geboren," zur Wahrheit machen wird."

Bowring schreibt ihm wieder: „Ich wundere mich nicht über die Art, wie Sie von der Sclavenfrage reden. Darin liegt allerdings die Schmach der Ver. Staaten. Sie können der klaren, bedeutungsvollen und unheilbringenden Thatsache nicht entgehen, daß menschliche Wesen gekauft und verkauft werden von Solchen, die sich selbst Republikaner und Christen nennen. Sie wird uns in die Zähne geschleudert, auf das Gesicht geschlagen, in unsere Seelen eingebrannt, wenn wir von Ihrem Lande reden und dessen Verfassung zur Bewunderung und Nachahmung vorhalten. Sie müssen in der That arbeiten Tag und Nacht, bei Sonnenauf- und untergang, zu Hause und auswärts, mit aller Kraft, die Ihnen von Innen oder von Oben kommt, diesen einen Fleck von Ihrer Republik abzuwaschen."

Nach seiner Rückkehr sagte er, daß er den Gedanken hege, sich der seit Kurzem in Boston bestehenden Antisclaverei-Gesellschaft anzuschließen. „Ich weiß," sagte er ruhig, „daß ich damit meine Stelle an der Universität und alle Aussicht auf ein erfreuliches Fortkommen verliere; dies ist keine Rücksicht, die ich für mich selbst nehmen dürfte, aber es fragt sich, ob ich sie nicht für Weib und Kind zu nehmen habe." Seine Frau erwiederte: „Du hast für die Sache der Freiheit und Menschlichkeit dein Vaterland, deine Heimath und alles, was sie dir theuer machte, aufgegeben, hältst du uns für unwürdig oder unfähig, das kleinere Opfer für die hiesige Sache der Humanität zu bringen?" — Er schloß dieser Gesellschaft sich an, wurde ihr Vicepräsident und ihr thätigstes und eifrigstes Mitglied, mußte aber zugleich erfahren, daß die voraus erwarteten Folgen vollständig für ihn eintraten. Des bald hiernach erhaltenen Auftrags, eine „Adresse an das Volk der Ver. Staaten über die Sclavenfrage" abzufassen, entledigte er sich in der glänzendsten Weise. Diese Adresse nimmt 38 Seiten im fünften Bande seiner Werke ein, zeichnet sich durch ihren ruhigen und würdigen Ton sehr vortheilhaft vor andern abolitionistischen Dokumenten aus und gehört unstreitig zu dem Besten, was jemals in englischer Sprache geschrieben worden ist. Sie erwarb ihrem Verfasser warme Freunde, aber noch weit mehr heftige Tadler und Feinde. Sie wurde an alle Mitglieder des Congresses, sowie an alle hervorragenden Männer des Südens geschickt, von welchen nur einer mit der Bemerkung sie zurücksandte, daß es einem Fremden nicht zukomme, Feuerbrände in dies Land zu schleudern. Ein Bostoner Blatt griff den Verfasser ebenfalls auf's Bitterste an.

Die um jene Zeit erfolgende heftige Bewegung in Betreff der Sclavenfrage durch die ganze Union war zum großen Theil durch jene Adresse veranlaßt, zugleich aber hörte Follen's Professur auf, so daß er gezwungen war, nach 10jährigem pflichtgetreuesten Wirken in Cambridge, sich nach einem andern Nahrungszweige umzusehen. Die Errichtung einer Privat-Hochschule in Boston — in Verbindung mit Richard Dana u. A. —, welche er nun beabsichtigte, scheiterte hauptsächlich an dem Mangel der erforderlichen Geldmittel.

In einer um diese Zeit an die arbeitenden Klassen in Boston gehaltenen Rede sagt er: „Ich weiß es, daß es Leute gibt, welche nur darum Religion predigen und kirchliche Anstalten unterstützen, damit die Geringen und Armen durch die Schätze im Himmel, auf welche man sie hinweist, sich trösten lassen über Alles, was man von Glück und Freude auf dieser Erde ungerechter Weise ihnen vorenthält." (Frankline Lecture im 5. Bande s. W.)

Follen's damals bedrängte Lage verbesserte sich schnell durch das ihm gemachte Anerbieten, die Erziehung drei verwaister Söhne einer reichen Familie unter sehr liberalen Bedingungen zu übernehmen. Er packte seine Sachen abermals zusammen und zog in das freundliche Städtchen Watertown, wo er für die Bildung dieser Kinder gewiß mehr that, als die meisten leiblichen Väter thun mögen. Doch gab Follen nach einem Jahre gegen den Wunsch des Vormundes und zur großen Betrübniß der Kinder die Sache wieder auf, wie es scheint, weil er den Vormund der Kinder nicht mit deren Mutter in Streit bringen wollte.

Im Jahre 1835 und 1836 stieg die Erbitterung gegen die Massachusetts-Antisclaverei-Gesellschaft, deren thätigstes Mitglied Follen war, auf den höchsten Punkt. Eine Versammlung der Frauen wurde durch eine rohe Rotte auseinander getrieben und Garrison sogar an einem Stricke durch die Straßen geschleift. Follen billigte zwar des Letzteren heftige und aufreizende Reden nicht, stand ihm aber an muthigem Eifer für die Sache nicht nach. Die bekannte Henriette Martineau wurde wegen ihrer Theilnahme an eben dieser Bewegung damals ebenso unwürdig öffentlich angegriffen, wie von Follen, mit dem sie einen innigen Freundschaftsbund geschlossen hatte, auf's Mannhafteste vertheidigt. — In einer Versammlung am 20. Januar 1836 legte Follen folgenden Beschluß vor: „Daß wir die Sache der Antisclaverei als die Sache der Menschlichkeit (Philanthropie) betrachten, in Bezug auf welche alle menschlichen Wesen, Weiße und Farbige, Bürger und Fremde, Männer und Frauen, dieselben Pflichten und dieselben Rechte haben," — und hielt dann eine treffliche Rede, die sich im Anhang des ersten Bandes seiner Werke gedruckt findet.

Inzwischen hatte die Legislatur von Massachusetts auf Veranlassung des Gouverneurs ein Committee von Fünfen ernannt, um Zwangsgesetze gegen die Antisclaverei-Gesellschaft in Vorschlag zu

bringen. Die letztere ernannte ebensowohl einen Ausschuß, welcher mit jenem Committee sich besprechen sollte, und wählte Follen als eines der Mitglieder. Er ließ Garrison und Andere zuerst reden und sagte dann: „Was die Prüfung, die Kritik, die öffentliche Besprechung nicht vertragen kann, muß in sich selbst schlecht sein, und wenn die Legislatur es sich herausnimmt, die freie Rede und Presse zu fesseln, so kann nur ihr Zweck sein, eine Anstalt zu verewigen, die niemals hätte bestehen sollen. Man unternimmt es nicht, uns zu beweisen, daß wir Unrecht haben, sondern man will uns verbieten, unsere ehrliche Meinung auszusprechen. Die südlichen Legislaturen haben bereits Belohnungen auf unsere Ermordung gesetzt, — Sie, meine Herren, werden vielleicht nicht einmal das Reden uns verbieten, aber durch einen Akt der Legislatur unser Bestreben tadeln, und dies wird dem rohen Haufen neue Veranlassung zu Gewalthandlungen gegen uns geben —." Hier unterbrach ihn der Vorsitzer des Committees und wollte ihm kein weiteres Wort gestatten, wogegen indessen seine Collegen protestirten, indem sie zugleich Follen aufforderten, in seiner Rede fortzufahren. Dieser erhob sich wieder und sagte: „Bevor ich weiter rede, wünsche ich zu wissen, was Unziemliches von mir gesagt worden ist, und dann, ob ich ein Recht habe, hier zu sprechen, oder ob mir dies nur durch besondere Gunst verstattet sein soll." Da hierauf keine genügende Erklärung von dem Vorsitzer gegeben wurde, verließ Follen mit seinen Freunden die Versammlung, gab aber am folgenden Tag eine Remonstration bei der Legislatur ein, welche sofort eine abermalige Zusammenkunft anordnete. Follen war wieder der Hauptredner, wurde zwar wieder unterbrochen, wußte sich aber dennoch bis zu Ende Gehör zu verschaffen. Selbst die Gegner der Sache mußten die ruhige und würdige Art seiner Verfechtung heiliger Rechte bewundern; er selbst hat sich nicht betrogen in dem festen Glauben, daß muthiger Kampf für Recht und Wahrheit doch niemals ganz vergeblich ist. Könnte er heute die Umstimmung in seinem damaligen Heimathstaate sehen, wie würde er frohlocken!

Abermals ohne alles gesicherte Einkommen bezog Follen mit den Seinigen eine Sommerwohnung in dem mit seltener Naturschönheit umgebenen Städtchen Stockbridge, wo er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen gedachte, wurde aber nach einiger Zeit veranlaßt, mit seiner Familie und in Gesellschaft von Fräulein Martineau und einigen anderen Freunden eine Reise nach dem Westen zu unternehmen. Die Niagara- und Trenton-Fälle wurden besucht, dann Chicago, auch Rapp's Colonie in Economy. Wie sehnte sich sein Herz darnach, auch seinen seit zwei Jahren in Missouri lebenden Bruder nach so langer Trennung wiederzusehen und mit dessen Familie bekannt zu werden. Er glaubte jedoch in seiner Stellung es nicht wagen zu dürfen, die Grenze eines Sclavenstaates zu überschreiten. — Von Rapp's Colonie ging er mit getäuschter Erwartung weg.

Er hatte sich vorgestellt, den christlichen Grundsatz der Brüderlichkeit dort in schönster Ausführung zu sehen, fand auch wirklich Ordnung, Nettigkeit und einen Ueberfluß an Lebensgütern, aber daneben ein despotisches, verdummendes und alles frische Leben ertödtendes Priesterthum. Die kurze Unterredung mit Rapp in dem schönen Garten der Anstalt ist sehr bezeichnend:

Follen: „Ihre gesellschaftliche Einrichtung zeigt einen großen Erfolg; Sie haben alles in Ueberfluß, und auch die letzte Ernte scheint eine reichliche gewesen zu sein."

Rapp: „Ja, wir haben gut ausgemacht."

F.: „Es wäre zu wünschen, daß Andere das Vorbild Ihrer Einrichtungen nachahmten."

R.: „Unser Glück entsteht blos aus unserer Abtrennung von der Welt und den Weltleuten."

F.: „Jesus trennte sich nicht von seinen Mitmenschen und verkehrte selbst mit Zöllnern und Sündern."

Ein düsterer und hochmüthiger Blick war die einzige Antwort.

F.: „Ihre Gesellschaft erntet und erwirbt wohl immer mehr, als sie gebraucht."

R.: „Mag wohl sein; aber ich muß jetzt zum Frühstück gehen." — So entfernte sich der alte, übrigens sehr wohl und verständig aussehende Mann und ließ Follen und seinen Begleitern das Nachsehen.

Nach seiner Rückkehr erhielt Follen eine Einladung, die erste unitarische Predigerstelle in New York provisorisch zu übernehmen. Dorthin zog er demnach mit seiner Familie. Dem allerbedeutendsten Erfolge, welchen er hätte haben können, stand nur das Eine im Wege, daß er, wo es die Gelegenheit zu erfordern schien, seine Ansichten in Betreff der Sclavenfrage auf's Freimüthigste aussprach, den dadurch gegebenen Anstoß nicht achtend. Mit Ausnahme von einem Monat, während dessen er in Washington City predigte, und von zwei Sommermonaten, die er sich ausbedungen hatte, zu seiner Erholung im höheren Norden zubringen zu dürfen, verweilte er dies Mal 1½ Jahr in New York, durch sein Predigtamt, durch Vorträge anderer Art, durch Armenpflege auf's Höchste in Anspruch genommen. Er gab die Stelle auf, weil er bemerkte, daß einige Mitglieder der Gemeinde feindselig gegen ihn gestimmt waren, obwohl die Mehrzahl ihm die höchste Achtung und Anhänglichkeit bewies, und kehrte nach Boston — abermals heimathlos — im Mai 1838 zurück.

Um diese Zeit schrieb er in das Album einer jungen Freundin: „— — Hoffnung und Muth mir frisch zu erhalten, bedarf ich mitunter ein freundliches Wort, das laute Lachen eines Kindes, oder den stillen Gruß einer Blume, und dann das Wiedersehen eines alten Freundes und dazwischen eine neue Bekanntschaft. — Schon oft hat eine neue Bekanntschaft den Gedanken in mir hervorgerufen, daß wir viele Brüder und Schwestern in diesem Leben finden könnten, an denen wir

wie an Fremden vorübergehen, weil wir nicht wissen, wie nahe sie uns stehen, bis vielleicht der Zufall ihr Inneres uns aufschließt —."

Dann findet sich eine Reihe abgerissener Gedanken von ihm aufgezeichnet (in Englisch), von welchen ich folgende mittheile; denn was ein bedeutender Mensch denkt, ist ja wichtiger, als was er erlebt:

„Es gibt eine Art von Erfahrung über Geistesfortdauer selbst in diesem Leben; durch stete Uebung wird der Geist vom Körper gleichsam getrennt und entwöhnt."

„Ich kann, um Andere zufrieden zu stellen, wohl persönliche Ansprüche und Gefühle zum Opfer bringen; aber um meine Grundsätze mich zu betrügen, oder sie mir zu entreißen, ist eben so unmöglich, als die Schaumfluth des Niagara wieder rückwärts zu treiben."

„Mag der Kopf noch so unabhängig geworden sein, — das Herz gewöhnt sich nie."

„Zwischen den Geschichtsschreiber, der das Gewesene und Wirkliche erzählt, und den Philosophen, welcher die Dinge darstellt, wie sie sein sollten, stellt sich der Dichter, der die Wirklichkeit zum ewigen Ideal zu erheben sucht, indem er das göttliche Bild mit irdischer Form bekleidet."

„Sie haben Lovejoy ermordet; das ist eine Gewaltthat — nicht gegen die Abolitionisten, sondern gegen die ganze Republik und alle Menschenrechte, welche zu sichern sie gestiftet wurde. Doch scheinen nur Wenige dies zu begreifen."

„In dem amerikanischen Character finde ich einen Mangel an sittlicher Selbstständigkeit, welcher durch die achtungsvolle und gütige Art, in welcher die Amerikaner im allgemeinen sich einander behandeln, nicht aufgewogen wird."

„Was ist Glück? Der vollkommenste Gebrauch aller unserer Kräfte, die größtmögliche Thätigkeit und das Gefühl der Uebereinstimmung unseres Zustandes mit unserem naturgemäßen Verlangen."

„Alle seine Reden und seine verschiedenartigsten Handlungen" — sagt seine Frau von ihm — „waren nur Strahlen aus der einen Ueberzeugung, daß die ganze große Menschenfamilie eine durch allseitiges Wohlwollen verbundene Brüderschaft von Solchen sein soll, welche gleiche Aufgaben und gleiche Ansprüche haben."

Follen kehrte, immer noch arm wie zuvor, nach Neu-England zurück und beschäftigte sich in stiller Zurückgezogenheit jetzt vorzugsweise mit seinem schon lange begonnenen Werke über die Seelenlehre. Keine andere wissenschaftliche Arbeit lag ihm so sehr am Herzen, zu keiner anderen hielt er sich so sehr berufen, für keine andere bot er so alle Kraft des Denkens und allen Fleiß des Forschers auf, in keiner aber wurde er so oft unterbrochen, — und was die höchste Leistung eines jahrelangen Bemühens sein sollte, blieb unvollendet. Die Einleitung wurde fertig zum Drucke (S. 323 bis 363 im 3. Bande s. W.), und beinahe für das ganze Werk ist das Ma-

terial vorhanden, doch in einer Weise, daß die Zusammenstellung nur durch den Verfasser selbst gemacht werden könnte. Der gedruckte Theil zeigt, daß Follen die Sache nicht in der trocken abstrakten Weise deutscher Metaphysiker behandeln, auch nicht ein Compendium der Psychologie liefern, sondern in lebendigen Bildern das innere Seelenleben anschaulich und für jeden gebildeten Leser verständlich machen wollte. Die Vollendung dieses Werkes, von welchem er einen bedeutenden Erfolg erwartete, war Jahre lang der Gegenstand seiner Sorge. Als eines Tages ein ungewöhnlich heftiger Gewittersturm über seinem Hause hinzog, sagte er: „Wenn ich einen dieser Donnerschläge höre, fällt mir ein, das meine Seelenlehre noch nicht fertig ist, und daß ich es vielleicht nicht erleben möchte, sie zu vollenden." Er erlebte es nicht. Seine Gattin schreibt:

„Bei solch' harter Geistesarbeit war er der glücklichste Mensch. Früh am Morgen hörte man ihn vaterländische Lieder singen, während er das Schreibzeug zurecht legte. Nach dem Frühstücke nahm er mich und Karl zu einem Spaziergange, von welchem er Blumen zurückbrachte, und arbeitete dann fast unausgesetzt, indem er mitunter nur einmal mit seinem Karl spielte, bis spät nachmittags, da er dann seiner Familie angehörte, gerne von entfernten Angehörigen und Freunden sprach und uns Alle aufzumuntern suchte."

In diese Zeit fällt die Abfassung einer Bittschrift zur Begnadigung eines gewissen Kneeland, welchen die Gerichte von Massachusetts wegen Gotteslästerung verurtheilt hatten. Kneeland hatte im Bostoner Investigator drucken lassen: „Die Universalisten glauben an einen Gott, was ich nicht thue; denn ihr Gott ist nichts anderes, als ein Trugbild ihrer Einbildungskraft." Unter den Gründen, warum wegen einer solchen Aeußerung keine Art von Strafe verhängt werden sollte, führt Follen an: „Weil eine solche Bestrafung gegen den Geist unserer Institutionen und unseres Zeitalters ist; weil volle Freiheit der Rede das Hauptmittel ist, die Wahrheit an's Licht zu fördern; weil, wenn man Meinungen bestrafen will, keine Grenze für Verurtheilungen zu ziehen wäre; weil Hauptwahrheiten so klar sein müssen, daß sie keines Schutzes durch Gesetze bedürfen; weil solches Verfahren endlich zum unerträglichsten Despotismus führen müßte; weil die Religion keiner Stütze durch Strafgesetze bedarf; weil gerade religiöse Meinungen die strengste Prüfung müssen ertragen können, wenn sie als Wahrheiten sich geltend machen; weil der Irrthum dann am gefährlichsten wird, wenn man ihn durch Verfolgung zum Fanatismus erhebt; weil die Ehre unseres Staates durch die Verfolgung von Meinungen geschändet erscheint ꝛc." (Siehe am Ende des 1. Bandes)

Im folgenden Winter hielt Follen in Boston und Cambridge eine Reihe von Vorträgen über die „Geschichte des Pantheismus" und die Lehren der sog. Ungläubigen (Infidels). Er bemerkt in der Einleitung: „Wir werden uns auf die schwierigsten Untersuchungen einlassen

müssen, welche der menschliche Geist anzustellen im Stande ist, nämlich auf die Fragen über Gott und die Welt, — ob es einen Gott der Natur gibt, oder ob die Natur selbst Gott ist. Doch ist unser Geist mit der Kraft ausgerüstet und zugleich getrieben von einem unstillbaren Verlangen, alles zu erforschen, selbst die Tiefen der Gottheit."

Er leistete in diesen Vorträgen das Höchste, was schärfstes Denken und die außerordentlichste Beredtsamkeit nur immer vermögen, hatte aber doch nur eine geringe Zahl von Zuhörern, ja er sah sich außerhalb dem Kreise vertrauterer Freunde gemieden von der Menge, welche, statt in ihm den edlen Menschen zu lieben, den Abolitionisten haßte. Kein Wunder, daß dann wohl auch Augenblicke der Entmuthigung für ihn kamen. Doch schnell faßte er sich wieder und hielt die Grundsätze, um derentwillen man ihn anfeindete, um so höher im Werthe. „Sollte man denken," — sagte er — „daß die Lehren der Freiheit und Menschlichkeit, wenn sie praktisch gemacht werden sollen, in einem Lande verpönt sind, dessen ganze Verfassung auf diese Lehren gebaut ist? Doch ist es mit Staaten wie mit Menschen; Wenige findet man folgerecht, nur zu Viele verleugnen ihre bessere Natur, und man muß trotz ihrer Fehler sich doch ihrer annehmen."

Hätte er die Mittel gehabt, wie gerne hätte er um diese Zeit eine Reise in die Schweiz gemacht, — nicht um dort zu bleiben, denn die Hoffnung für Amerika mochte er niemals aufgeben, aber um noch ein Mal unter den äußeren Eindrücken früherer Jahre zu leben, welche jeder gefühlvolle Mensch, nachdem er lange in einer vordem ihm fremden Welt sich umgetrieben hat, so gerne noch ein Mal zurückrufen möchte.

Zu dieser Zeit kam ihm die allerdringendste Aufforderung zu, die Predigerstelle bei einer neu gestifteten sog. unabhängigen Gemeinde in East Lexington zu übernehmen. Nur einen geringen Gehalt konnte man ihm bieten; aber mit so viel Vertrauen und Achtung kamen ihm die Leute entgegen, daß er es für Pflicht und in seiner Lage zugleich für rathsam hielt, das Anerbieten anzunehmen. Am ersten Mai 1839 zog er dorthin. Eine Kirche mußte gebaut werden, und er wandte alle Mühe an, daß dies mit den vorhandenen geringen Mitteln und in möglichst geschmackvoller Weise geschehen konnte.

Um seine ökonomische Lage zu verbessern, beschloß er, im nächsten Winter einige Vorträge über die Geschichte der Schweiz in Boston zu halten und nahm zugleich eine Einladung von New York zu Vorträgen daselbst über deutsche Literatur an. Mittlerweile sollte die Kirche seiner Gemeinde fertig werden. Die Vorträge in Boston, wo er offenbar aufgehört hatte, populär zu sein, wurden nicht einmal stark genug besucht, um die Kosten zu decken, was ihn aber nicht verhinderte, sie in meisterhafter Weise zu beendigen. — Zu Weih-

nachten begab er sich mit seiner Familie nach New York, war aber kaum dort angelangt, als seine Frau abermals in ein langes und schmerzhaftes Kranksein verfiel. Er hatte sie zu pflegen und zugleich seine Vorträge zu halten, welche großen Beifall fanden. So wurden auch die von dieser Reise gehegten Erwartungen zwar nicht ganz, aber doch großen Theils zunichte.

Die Betrachtung des Lebens von Karl Follen macht denselben Eindruck, wie das Lesen eines echten Trauerspiels, und nichts kann in Wahrheit mehr tragisch sein, als der Schluß. Wir sehen eine edle Natur für die höchsten Zwecke des Leben's klar bewußt, muthig, fest und opferfreudig kämpfen, mit Aufbietung der höchsten Kraft immer nur wenig erreichen von dem, was sie erstrebt, hoffen und ausdauern unter steten Täuschungen und endlich, durch den kleinlichen Eigensinn Anderer aus den Armen treuer Liebe gerissen, grauenvoll untergehen durch einen Zufall oder die Schuld nachlässiger Menschen, — untergehen, weil sie auch bis zum letzten Augenblicke die eigenen Wünsche dem Dienste Anderer zu opfern bereit war. — Es dünkt mir besser, die letzten Scenen im Namen seiner Gattin mitzutheilen, welche dieselben mit so viel Takt und Zartheit schildert, daß man ihr selbst, der von der höchsten Höhe häuslichen Glückes so plötzlich Herabgestürzten, das innigste Mitgefühl nicht versagen kann.

„Am Neujahrs-Abend ging er in der Nacht zwei Mal aus nach dem Arzte. Das Wetter war sehr rauh und die Straßen waren voll von Strolchen, welche gräßlich lärmten; ich fürchtete fast für sein Leben. Dem Hause gegenüber, in welchem wir wohnten, war ein großer Tanzboden, worin Musik und Tanz die ganze Nacht hindurch fortdauerten. Das Licht in meiner Krankenstube erregte die Aufmerksamkeit einiger der Straßenstrolche, sie versammelten sich unter meinem Fenster und brüllten „Prost Neujahr!“ hinauf. Ein solcher Neujahrswunsch aus dem Munde dieser Ungeheuer schien mir nichts anderes als Unglück zu bedeuten. — Follen kehrte endlich zurück; die Kälte hatte ihn nicht zitternd gemacht, der Straßenlärm nicht seine Ruhe gestört, Ermüdung und Sorge ihn nicht überwältigt, — Liebe und Freude strahlten aus seinem hoffnungsvollen Auge. Nur daß er den Arzt nicht gefunden hatte, schien ihn zu betrüben. — Er ging nur aus, um seine Vorträge dreimal in der Woche zu halten, und war außerdem stets um mich, mich zu pflegen und aufzuheitern. Nur am Neujahrstage verließ er uns auf kurze Zeit, um seinem Kinde ein Geschenk zu kaufen; — „für dich“ — sagte er wehmüthig — „habe ich dies Mal nichts.“

„Der 15. Januar war durch frühere Verabredung festgesetzt worden zur Einweihung der Kirche in Lexington. Bis dahin waren seine Vorträge in New York beendigt, und frühe genug für diesen Zweck gedachten wir wieder zurück zu sein. Mein Kranksein machte dies unmöglich. Da ich aber jetzt mich wieder erholte, hätte unsere

Abreise von New York wohl eine Woche später vorgenommen werden können. Deshalb schrieb er den Vorstehern der Gemeinde in Lexington, daß sie die Feier um eine Woche verschieben möchten, da er mich sonst hier zurücklassen müsse; doch wolle er, wenn darauf bestanden würde, auch an dem erst verabredeten Tage sich einstellen.

Ich beschwor ihn mit Thränen, kein solches Versprechen zu geben, — die Mehrzahl der Menschen sei selbstsüchtig, man werde seinen Wunsch nicht beachten, und es sei zu hart für mich, ihn allein gehen zu lassen. Er wollte mich beruhigen durch die Versicherung, daß man eine so menschliche Rücksicht jedenfalls nehmen werde. „O, gehe nicht," rief ich in fast verzweifelter Angst und Vorahnung von Unglück; „es ist nicht recht, daß du gehst." — Er ließ mich ausreden und sagte dann ernst: „Elise, du bist nicht in diesem Augenblicke, was du sonst bist; nimm deine Besinnung zusammen. Ich habe mein Versprechen gegeben und muß es erfüllen, wenn es verlangt wird. Darauf begann er die Vorarbeiten für den letzten am Abend dieses Tages zu haltenden Vortrag. Nach kurzer Zeit trat er wieder zu mir und sagte: „Elise, hilf mir dies tragen." Ich versprach es ihm, und er redete nun über die Art, wie er diesen letzten Vortrag eindringlich und unvergeßlich für seine Zuhörer zu machen gedachte. Alle sagten mir später, daß es ein meisterhafter Vortrag war. — Er kehrte heiter zurück und suchte mich aufzurichten durch Bilder stillen Glückes, das unserer in der Zukunft warte; auch die gemeinschaftliche Reise in die Schweiz war noch nicht aufgegeben, vielmehr der Gedanke daran durch einen von seiner dortigen Schwester erhaltenen Brief ihm zu einem der liebsten geworden.

„Die Kirchenvorsteher in Lexington schrieben zurück, das es bei dem zuerst festgesetzten Tage bleiben müsse, und so gab es für Follen keinen Ausweg. — Am Abend vor der Abreise wurden ihm die 300 Dollar für die gehaltenen Vorträge eingehändigt. Er zeigte mir die Anweisung und sagte: „Nie in meinem Leben haben mich 300 Dollar so erfreut; aber du scheinst diese Freude nicht zu theilen, wie du solltest."

„Er erkundigte sich, ob der Dampfer Lexington, mit welchem er zu gehen gedachte, ein sicheres Boot sei (eine andere schnelle Reisegelegenheit von New York nach Boston als zur See gab es damals nicht), und alle versicherten ihn, daß nichts zu fürchten sei. Einige Freunde sagten: „Die Vorsehung wird Sie in ihren Schutz nehmen," worauf er erwiederte: „Die Vorsehung heißt uns, unsere Pflicht zu thun, und das sollen wir Alle."

„Ohne den Tod zu fürchten, setzte er doch niemals sein Leben leichtsinnig in Gefahr, weil er dessen Aufgaben kannte und vollständig zu erfüllen entschlossen war. Kam vom Sterben die Rede, so sagte er: „Ich werde nicht sterben, sondern *leben*; denn der Tod ist nur die endliche Offenbarung der Unsterblichkeit, — er ist nothwendig,

damit wir auch über ihn im Leben uns zu erheben lernen und des unsterblichen Daseins uns würdig machen. Ewiges Leben beginnt für uns von dem an, da wir uns dessen bewußt werden. Die Todesfurcht ist für uns der Schatten des Körpers, welcher schwinden muß, wenn die Sonne der Unsterblichkeit im Zenith des Geistes steht." — Nichts, auch keines der neuerdings vorgebrachten Bedenken konnte in ihm diesen Glauben erschüttern.

„Am Morgen des Tages seiner Abreise (13. Januar) sagte ich ihm noch: „Vielleicht wäre es besser, du nähmest Karl mit dir zu unsern Verwandten in Boston, — ich kann hier nichts für seinen Unterricht thun." — „Das ist wahr" — sagte er — „und ich hätte ihn gerne bei mir; aber würdest du seinetwegen dich nicht beunruhigen?" — „Das wohl, aber für ihn selbst ist es besser, daß er mit dir geht." — „Ich werde ihn nicht mitnehmen," sagte er bestimmt und fuhr in seinem Schreiben fort; es waren Gedanken für die zu haltende Einweihungsrede. Er ließ beim Weggehen das Papier auf dem Schreibtische; ich fand darauf die Worte: „Es werde Licht und es ward Licht. Der Zweck des Christenthums ist, Licht in der Welt zu verbreiten. Jedes menschliche Wesen strebe nach Licht und breite Licht aus, Freiheit und wahre Freisinnigkeit. Wir sind freigeboren, Licht aber muß Jeder in sich selbst suchen. Jedes menschliche Wesen muß selbst der Schöpfer seiner sittlichen Natur sein durch unablässige Anstrengung." Mündlich sagte er noch, was er zu reden gedenke, und fragte mich dann, ob ich es billige. — „Ganz und gar" — sagte ich; — „aber ich denke nur an dein Fortgehen und möchte so gerne bei dir sein." — „Also du hast nichts auszusetzen." Damit schloß er und ging, um sein Billet zu holen.

„Ich ginge lieber" — sagte er nach der Rückkehr — „wenn ich es nicht selbst für unrecht und unvernünftig hielte, daß mich die Leute jetzt kommen heißen, ohne daß du dabei sein kannst. Ich werde nach der Einweihung sogleich wieder zurückkehren." Er zeichnete sich Mehreres auf, was er nach seiner Rückkehr zunächst zu thun haben würde, und gab dann seinem Sohne einiges Geld, um Trauben für mich zu holen aus einem Laden, wo er eben besonders schöne gesehen hatte. „Sie sind deiner Mutter gut, und du mußt sie immer damit versorgen, so lange ich weg bin," sagte er zu seinem Kinde. „Sei gutes Muthes, bis wir einander wiedersehen," waren seine letzten Worte zu mir. Dann umarmte und küßte er sein Kind mit den Worten: „Sei gut und folge hübsch deiner Mutter," und so verließ er uns.

„Am 13. Januar 1840 ging Follen auf dem Dampfer Lexington von New York nach Boston ab. Die gräßliche Geschichte vom Untergange des Dampfers und daß Follen einer der Verunglückten war, ist bekannt."

So schließt die unglückliche Frau die Lebensschilderung ihres

Gatten und fügt noch hinzu: „Ich wollte eigentlich nur für unser Kind die vorstehende Schilderung niederschreiben, wurde aber durch unsere Freunde bestimmt, sie zum öffentlichen Denkmal eines Menschen so seltener Art zu machen. Nur mit Widerstreben habe ich den Schleier von unserm stillen häuslichen Leben weggezogen; aber ich mußte es thun, um Alle ihn so sehen zu lassen, wie er war. So ganz wie ich hat ihn niemand gekannt. Der tiefe Schmerz, dem ich nicht entgehen kann, indem ich das mit ihm Verlebte wieder durchdenke und diesen Gedanken Worte zu geben suche, wird schneller vergehen als dieses treue Bild menschlicher Vortrefflichkeit. Ich will seiner letzten Mahnung folgen: „Sei gutes Muthes, bis wir uns wiedersehen.“

Ich habe für meine Leser hinzuzusetzen, daß der genannte Dampfer bis zur Ueberfülle mit Baumwollenballen beladen war (wovon jedoch Follen nichts wußte); daß mitten auf der See und in dunkler Nacht das Boot Feuer fing und alles schnell in einen nicht zu löschenden Brand gerieth. Ein einziger Matrose rettete sich auf einem der Ballen, — alles Andere ging unter in Flamme und Fluth. — Wie oft stellt die Phantasie Karl Follen's Bild vor mein geistiges Auge, da er am Rande des brennenden Bootes steht, zwar „nicht röther und nicht bläßer;“ da er, nicht bebend und nicht schwankend, in die rasch nahenden Flammen neben sich, in den schwarzen tosenden Abgrund unter sich blickt mit Gefühlen, welche keine Beschreibung gestatten, und dann mit der Kraft eines Muthes und einer Ueberzeugung, um welche er wohl zu beneiden war, den unvermeidlichen gräßlichen Tod dahin nimmt. „Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah;“ ihm war es keinen Augenblick fern. — Er war nur etwas über 43 Jahre alt, da er in den Wellen sein Grab fand.

Eine Menge kleinerer Züge von Freundlichkeit, Güte und Selbstverleugnung, welche die liebende Gattin von ihm erzählt, und die mit Recht noch in der Erinnerung ihr eigenes Herz auf's Tiefste rühren, habe ich übergehen müssen. Die von ihr gelieferte Biographie gibt das ebenso lebendige wie seltene Bild eines ganzen Menschen von klarem und gebildetem Geiste, von reiner Seele, von warmem Gemüthe, von der edelsten Sitte, von dem unerschütterlichen Willen, immer nur das Rechte zu thun. In den mitgetheilten Ansichten wird nicht leicht ein Leser alles billigen; wie hoch aber stehen die, an welchen man nichts anders wünschen dürfte, als die eine oder andere Ansicht!

Follen's Wittwe lebte seitdem eingeschränkt, wohlthuend, wie sie konnte, und immer geistig thätig, von einem geringen Einkommen ihres elterlichen Vermögens, das ihr Gatte niemals anrührte, hauptsächlich bemüht, die fernere Ausbildung ihres Sohnes zu leiten. Später reiste sie mit diesem nach Europa, wurde in England ehrenvoll aufgenommen, besuchte dann alle Verwandten und viele Freunde ihres Mannes in der Schweiz und in Deutschland und ließ ihren

Sohn in Dresden mehrere Jahre Architektur studiren, worauf sie mit ihm nach Boston zurückkehrte, wo sie im vergangenen Jahre starb, hochstehend unter den bedeutendsten Frauen dieses Landes.

Vielleicht am reinsten findet sich Follen's jugendlicher Freiheitsmuth ausgeprägt in dem „Bundesliede", welches er um die Zeit dichtete, da er die ganze studirende Jugend zu einem Bruderbunde zu vereinigen hoffte. Es war damals die Rede davon, Roth, Blau und Schwarz als Bundesfarben anzunehmen, worauf in der achten Strophe sehr sinnig angespielt ist; doch unsere Sache wurde bald viel zu ernst für Farbenspielerei. Dieses Lied theile ich zum Schlusse hier noch mit; die dazu gehörige Sangweise ist ebenfalls von ihm.

Auf! ihr Glocken dieses festen Thurmes,
Bruderstimmen, auf! stimmt mächtig an!
Schlagt im Weh'n des Liedersturmes,
Freiheitsflammen, himmelan!
Bundesflammen, himmelan!
Heran! heran! heran!

Preis zuerst Dir, höchster Hort und Retter,
Vater, der uns frei und selig macht;
Dein Panier, dein heilig' Wetter
Leucht' uns vor in Nacht und Schlacht,
Bis Zwinguri niederkracht!
Hurrah! hurrah! hurrah!

Auf! ihr Säulen eines Bruderdomes,
Schützet eures Volkes Altarflamm'!
Quellen eines Freiheitsstromes,
Niederreißt der Bosheit Damm,
Der Gewaltherrn ganzen Stamm!
Hinan! hinan! hinan!

Ja, „bei Gott und Vaterland! verderben
Woll'n wir der Gewaltherrn letzte Spur,
Gern für Recht, für Freiheit sterben,
Bleibt dem Volk die Freiheit nur!"
Gott, hör' unsern Bundesschwur!
Hör' an! hör' an! hör' an!

Steig' aus uns'res Blutes Morgenglanze,
Glüh'nde Volkessonn', in alter Pracht!
In des Reiches Sternenkranze
Steig' aus uns'res Todes Nacht,
Freistaat, Volkes Gottesmacht!
Empor! empor! empor!

Aus den Dornen uns'rer Märt'rerkrone
Blühen Rosen auf dem Vaterland'.
Freien Muth muß Freiheit lohnen;
Darum, Brüder, Hand in Hand
Folgt der Freiheit heil'gem Brand!
Voran! voran! voran!

Heil dir, Bruderbund, den wir beschworen!
Heil dir, Freiheitswiege, Zwingherrngruft!
Der zu Märt'rern uns erkoren,
Der zur Hermannsthat uns ruft,
Zur Sankt-Georgenthat uns ruft!
Hurrah! hurrah! hurrah!

Freiheitshimmel, roth von Jugendwonnen,
Du, mit deinem Blau allewig neu!
Keine Nacht löscht deine Sonnen;
Denn kein Tod löscht Lieb' und Treu':
Mannestreue, Bundestreu'!
Wohlan! wohlan! wohlan!

Freiheitsbund, vortrage deinem Volke,
Deiner Zeit das Freiheitsbanner kühn!
Aus dir, freie Donnerwolke,
Soll das Siegkreuz Gottes glüh'n,
Soll ein neues Reich erblüh'n!
Hinan! hinan! hinan!

Ganz verwandt damit in Geist und Stimmung ist das Bundeslied:

„Augen glänzen, Herzen glüh'n hoch zur Bundesfeier &c. &c."

Bald nach Follen's Tod erschien im „Anzeiger des Westens" folgendes Gedicht von Julius Weyse (damals in St. Louis, später in Californien):

„Karl Follen.

Wieder ist ein deutscher Stern verblichen,
Dessen Lauf die Bahn der Freiheit war,
Der, ob And're von der Bahn gewichen,
Wie auch Zeitenstürme ihn umstrichen,
Seinen Strahl bewahrte rein und klar.

Und ein deutsches Herz hört' auf zu schlagen,
Das so warm für Menschenrecht geglüht,
Groß und kühn die Hermannsthat zu wagen,
Schwert und Leier in den Kampf zu tragen,
Wenn zur Frucht die heil'ge Saat erblüht.

Eine Freiheitsharfe ist verklungen,
Die einst stürmisch an die Herzen drang;
Denn der donnergleich zu ihr gesungen,
Ach! der Barde hat das Ziel errungen, —
Nur als Nachhall tönt sein Sturmgesang.

Und ein Priester aus geweihten Kreisen
Hehrer Wissenschaft ist uns entführt,
Der dem Ausland, deutschen Geist zu preisen,
Aufgethan die Schätze uns'rer Weisen,
Selbst die Reihen deutscher Geister ziert.

In der Elemente wildem Ringen
Zog es ihn in's Land der ew'gen Ruh',
Wohin uns're Klagen nicht mehr dringen; —
Den zwei Welten einst mit Lieb' umfingen,
Deckt des Meeres grause Tiefe zu."

Ich schließe mit dem Gedanken, welchen ich in einen von Follen's Reden finde:

„Die Dornenkrone des Märtyrers steht höher als der Lorbeerkranz, welchen man auf die Stirne des Siegers drückt."



Das Leben von Paul Follenius.

In einem Werke: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Auswanderung nach dem Westen der Ver. Staaten, besonders nach dem Staate Missouri," dessen Manuscript zum Theil fertig ist, mußte ein Abschnitt dem Leben von Paul Follenius gewidmet werden, während die Geschichte der Gießener Auswanderer-Gesellschaft und der Duden'schen Niederlassung, mit welchen sein Name eng verknüpft ist, sich ausführlich darin erzählt finden. Für den Zweck dieses Werkes sind im Ganzen dieselben Mittheilungen zu machen; nur werde ich die Zusammenstellung etwas ändern und manches kürzer fassen. (S. den Schluß [1]).

Ueber Paul's Eltern ist in dem „Leben von Dr. Karl Follen" bereits das Nöthige gesagt worden. Er wurde den 5. Mai 1799 in Gießen geboren, wo sein Vater damals Hofgerichtsadvokat war. Einige Tage nach seiner Geburt starb seine treffliche Mutter, und so wurde das früh verwaiste Kind zu den väterlichen Großeltern in Romrod, einem Marktflecken in Oberhessen, gebracht, wo es seine ersten Jahre zubrachte. Später verheirathete sein Vater sich wieder und nahm auch diesen Sohn wieder zu sich. Für ihn war es jedenfalls ein Unglück, daß er die leibliche Mutter so frühe verlieren mußte. Er hat mir oft gesagt, daß die Erinnerung der frühesten Eindrücke nach der Rückkehr in das Vaterhaus bitter für ihn war. Er war von dem Großvater, einem ehrlichen Forstmanne, mehr ländlich als fein auferzogen worden, dabei über seine Jahre, also auch über seine geistige Entwickelung hinaus, groß und stark, und zugleich waren ihm Vater, Stiefmutter und Geschwister völlig fremd, ebenso der ganze Ton, der im Hause herrschte. Daß man ihn mitunter als „Vogelsberger Bauer" bezeichnete und ihn fühlen ließ, daß er den andern Geschwistern nachstand, schmerzte ihn viel mehr, als die Andern annahmen und voraussetzten, war ihm aber ein mächtiger Sporn, sich selbst möglichst zu vervollkommnen.

Noch befand er sich in den untern Klassen des Gymnasiums, war noch nicht 15 Jahre alt, hatte aber bereits Mannesgröße, als im Anfange des Jahres 1814 der Großherzog von Hessen die männliche Jugend des Landes zur Theilnahme an dem bekannten Zuge gegen den nach der Schlacht bei Leipzig über den Rhein geflohenen Napoleon aufforderte. Paul's Brüder, damals Studenten, folgten sogleich dem Rufe und traten als freiwillige Jäger in die Reihen der Krieger. Er

selbst wollte nicht zurückbleiben und nahm, in der Linie dienend, bald aber zur Stelle eines Corporals befördert, an diesem Feldzuge sowie an mehreren Gefechten Theil, wobei er eine Schenkelwunde durch eine Musketenkugel davontrug. Einst wurden zur Erstürmung einer Feldschanze Freiwillige aufgeboten. Paul war der erste, der sich meldete, und dann allen Stürmenden voraus. Dafür wurde er vor dem ganzen Heere mit einem Ehrenzeichen belohnt, das er aber niemals sehen ließ; er legte der soldatischen Bravour geringen Werth bei.

Seine Meinung war, sich nun ganz dem Kriegerstande zu widmen, und so machte er auch den Kriegszug des folgenden Jahres mit. Wenige haben so jung so viel erfahren und erlebt. Obwohl seine Umgebung eine ziemlich rohe gewesen war, kehrte er als sittenreiner Jüngling aus beiden Feldzügen zurück, hatte ein mannhaftes Ansehen, eine männliche Haltung und eine für seine Jahre seltene Charakterfestigkeit gewonnen. Das Kriegshandwerk in der nun folgenden Friedenszeit, der ganze geisttödtende Gamaschendienst und besonders der Gedanke, als Söldner nur ein Werkzeug der herrschenden Gewalt zu sein, verleideten ihm die Sache, und er beschloß, gleich seinen Brüdern sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Da seine Vorkenntnisse hierzu unzureichend waren, so erforderte es großen Fleiß, das früher Versäumte rasch nachzuholen, wobei ihm ein vortreffliches Gedächtniß und eine leichte Auffassung zu Statten kamen. Er hat selbst oft bedauert, daß er diese Vorstudien zu schnell machen mußte, und daß er an gründlicher und umfassender Vorbildung seinen Brüdern nicht gleich stand, was ihn jedoch nicht hinderte, ein sehr tüchtiger Jurist und gebildeter und gewandter Mann zu werden.

Als er im Frühling 1817 als Student die Universität Gießen bezog, wurde ich, selbst ein junger Student, mit ihm bekannt, und es bildete sich zwischen uns eine Jugendfreundschaft von seltener Innigkeit, welche an die von den Alten erwähnten Freundschaftsbündnisse erinnert und ungeschwächt, obzwar natürlich in ihrem Wesen verändert, fortbestanden hat bis zum Tode. — Die Jünglinge jener merkwürdigen Zeit, welche sich der Sache der Freiheit gewidmet hatten, erhielten — besonders auf der Universität Gießen — überhaupt unter sich ein weit innigeres Verhältniß, als gewöhnliche Studenten-Freundschaften zu sein pflegen. Dabei gab es aber noch besondere Freundespaare, welche in einer Art von Todbrüderschaft lebten und für welche Schiller's „Bürgschaft“ gar nichts Außerordentliches enthielt. Doch ich weiß von keiner, welche durch alle Wechsel von Lebensverhältnissen so dauernd und innig bestanden hätte, wie die zwischen Paul Follenius und mir; nicht, als ob wir in unserm Wesen einander sehr ähnlich gewesen wären, — es war vielmehr das *gleiche Streben*, das uns verband und verbunden hielt; die Verschiedenheit machte uns einander nur unentbehrlicher.

Seinen älteren Brüdern gegenüber, so lange diese in Gießen

verweilten, trat Paul nicht sehr bedeutend hervor. Er war ein fleißiger und munterer Student, ein trefflicher Schläger und Turner, einer unserer besten Sänger, trotzdem, daß er niemals Musikunterricht erhalten hatte. Die Zeit der Ferien brachte er gewöhnlich mit mir und meinem jüngeren Bruder in unserem elterlichen Hause zu, und hier war es, wo er mit meiner jüngsten Schwester, Maria, bekannt wurde, welche, einfach und ländlich erzogen, ihn fesselte und ihrerseits von ihm, der einer der schönsten jungen Männer seiner Zeit war, angezogen wurde. Selbst ehe die Eltern es wußten oder ahnten, war es zwischen Beiden zu einer Verständigung gekommen, wovon aber die übrigen Freunde nichts vermuthen konnten, weil in seinem Treiben und Streben keine Veränderung zu bemerken war.

Ein Streit, welchen er mit dem Kanzler der Universität, dem berüchtigten Arens, hatte, und in welchem er sich eines Mangels an Unterwürfigkeit schuldig machte, hatte die Folge, daß er mit dem sog. Consilium abeundi bestraft, d. h. auf ein halbes Jahr von der Universität verbannt wurde. Er verwandte diese Zeit zu fleißigem Privatstudium; als er aber mit dem Anfange des folgenden Semesters wieder eintreten wollte, wurde ein veraltetes Gesetz gegen ihn geltend gemacht, nach welchem ein so Verwiesener erst förmlich wieder aufgenommen werden müsse, und diese Aufnahme wußte Arens aus wohlbegründeten Regierungsrücksichten und aus persönlichem Hasse gegen die Familie zu hintertreiben. So schien Paul's wissenschaftliche Laufbahn zu Ende; denn an eine Gesinnungsänderung bei Arens war nicht zu denken, außer im Falle demüthiger Unterwerfung, wovon natürlich keine Rede sein konnte.

Paul hegte jetzt eine Zeit lang den Gedanken, Oekonom zu werden, wozu er jedoch wenig paßte. Darauf bezieht sich folgender von den wenigen poetischen Versuchen, womit er sich jemals befaßt hat:

„Student bin ich gewesen,
Nun werd' ich Bauersmann;
Das burschikose Wesen
Ist künftig abgethan.
Jedoch der wahre Bursche soll
Stets noch in mir fortleben;
Und treiben's And're laut und toll,
So kann ich heimlich weben.

Lebt wohl, fidele Gesellen,
Lebt wohl nun allzumal!
Das Feld muß ich bestellen,
Grüß' euch zum letzten Mal.
Die freie deutsche Burschenschaft —
Ein Nichts ist sie geworden;
So laßt nun einzeln Saft und Kraft
In euch nicht niedermorden.

Ihr alten schlauen Hänze,
Hochklug und tiefstudirt,
Tragt stets Perückenschwänze,
Das Zierrath nicht verliert.
Dem Janus seht ihr ähnlich zwar,
Doch nur zum halben Theile:
Denn stets schaut ihr in's alte Jahr, —
In's neue habt ihr Weile."

Nach einiger Zeit erfuhr er, daß Arens nach Darmstadt gereist sei (um höchsten Orts die gebührende Belobung in Empfang zu nehmen). Sogleich begab er sich nach Gießen und erklärte den Professoren, daß er da bleiben und nur der äußersten Gewaltanwendung weichen würde; wenn sie einen das größte Aufsehen erregenden öffentlichen Skandal vermeiden wollten, so möchten sie ihn jetzt sogleich wieder aufnehmen, da gar kein Grund zu seiner längeren Verbannung vorliege. Diese kecke Entschiedenheit wirkte, und bei seiner Rückkehr fand Arens zu seinem großen Verdrusse den Widerwärtigen wieder unter der Zahl der Gießener Studenten.

Seine älteren Brüder waren nicht mehr da, — auch ich mit dem übrigen alten Stamme der „schwarzen Brüder" hatte bereits die Universität verlassen. Jetzt machte Paul die äußersten Anstrengungen, den früheren Geist zu erhalten und den jüngeren Studenten einzupflanzen, unterhielt eine möglichst rege Verbindung mit den bereits weit zerstreuten älteren Freunden und bereitete im Stillen und vorsichtig den großen Schlag vor, von dem Viele damals noch immer glaubten, daß er nicht lange mehr ausbleiben könne. Wie Karl Follen der That Sand's nicht ferne gestanden hatte, so stand Paul dem Attentat von Löning wohl noch näher.

In weit tieferes Dunkel als Sand's That ist die von Löning versuchte gehüllt geblieben. Jene erregte durch ihren romantisch-tragischen Character durch ganz Deutschland hin Aufsehen und Interesse, ja ist noch neuerdings in einer gut geschriebenen Novelle ausführlich behandelt worden [2]); diese wurde mit ein paar Zeilen in den öffentlichen Blättern abgethan: „Ein halbverrückter Apothekergehülfe, namens Löning, hat eines Mordversuches gegen den nassau'schen Minister Ibell sich schuldig gemacht und dann im Gefängnisse sich selbst entleibt." Damit war die Sache bald und für immer vergessen. Und doch gehörte Löning, was Aufopferungsfähigkeit betrifft, zu den bedeutendsten Menschen aller Zeiten und sollte neben Orsini und den andern sog. Schwärmern für blutige Thaten der Ueberzeugung niemals vergessen werden. Da ich aus einer Quelle schöpfte, welche für keinen der jetzt noch Lebenden mehr vorhanden ist, so halte ich es für Pflicht, jene dunkel gebliebene Sache so weit aufzuklären, als gewisse Rücksichten, die ich glaube nehmen zu müssen, es gestatten.

Karl Follen's Grundsätze (die ich in der Schilderung seines Lebens ausführlicher besprochen habe) lebten in einer kleinen Zahl

seiner Freunde in Gießen auch nach seiner Entfernung von da fort. Waren die „Schwarzen“ schon früher mit älteren Männern in engerer Verbindung gewesen, so bildete deren sog. „unbedingter“ Theil immer mehr einen im Ganzen kleinen Verein, zu welchem jetzt nur wenige der Studirenden gehörten; sie sahen und beriethen sich gelegentlich, und Jeder agitirte und handelte zugleich in seiner eigenen Weise. Das Wort Bund oder gar Verschwörung würde auf diesen ganz formlosen Verein gar nicht passen; man vertraute allein auf die Macht der gleichen Gesinnung, ohne daß Alle in dem, was sie von der nächsten Zukunft erwarteten, oder was geschehen müsse, übereinstimmten. Die in Gießen Zurückgebliebenen standen besonders mit Dr. Weidig in Butzbach (dem Unermüdlichsten von Allen), Advokat Heinrich Hoffmann in Darmstadt und Andern in näherem Verkehre.

War Sand's That von Jena ausgegangen, so mußte die zweite der Ordnung gemäß von Gießen aus erfolgen. Und wem galt zunächst die Reihe? Unter den Fürsten war damals keiner, der sich durch auffallende Schlechtigkeit so sehr vor den anderen hervorgethan hätte, daß ein einzelner von ihnen ein passendes Object gewesen wäre; hätte man sie mit einem Schlage alle zermalmen können, dieser Schlag wäre ohne Zweifel geführt worden. Außerdem war es klar, daß nicht sowohl die Fürsten — lauter unbedeutende und durch schlechte Erziehung verdorbene Menschen — das Unglück, worunter Deutschland seufzte, über dasselbe absichtlich brachten, als daß deren nichtswürdige Rathgeber ihren Verstand zur Unterdrückung des Volkes herliehen; es schien passend und recht, jetzt an diesen zuerst ein Exempel zu statuiren. Auf den großen Schurken Metternich war es eigentlich abgesehen, und mehr als einmal wurde er zu dem Tode durch das „Freiheitsmesser“ verurtheilt. Aber wie schwer war ihm beizukommen! Die Sache mußte noch immer aufgeschoben werden, zumal da es auch fast ganz an den nöthigen Geldmitteln fehlte, und man mußte vorerst mit dem näher Liegenden und Erreichbaren sich begnügen.

Minister Ibell in Wiesbaden hatte sich binnen Kurzem zum Gegenstande des Fluches von Seiten der Bewohner des Ländchens gemacht; sein Tod mußte ja wohl Schrecken in das ganze Lager seiner Genossenschaft bringen, — das Weitere, dachte man, wird sich finden.

So saßen denn in dem Hinterstübchen einer Dorfschenke an der Grenze von Hessen und Nassau in nächtlicher Berathung drei Männer zusammen. Einer aus Gießen — derjenige, welcher dort Karl Follen's Geist am meisten vertrat — dann Pfarrer F. aus der Wetterau (ein Mann, der sich durch freisinnige Reden im Jahre 1813 hervorgethan hatte, den Behörden aber in keiner Weise verdächtig war, weil er mit großer Klugheit handelte) und der Apotheker-

gehülfe Löning aus dem Nassau'schen, ein jüngerer Mann, welcher erst seit Kurzem aus innerem Drange die Bekanntschaft der Vaterlandsfreunde gesucht und sich ihnen angeschlossen hatte. Man einigte sich darüber, daß Ibell fallen müsse, und wollte das Loos darüber entscheiden lassen, welcher von den Dreien das Urtheil vollstrecken solle. Es fiel auf den ersten der drei Genannten, und wäre es bei dieser Entscheidung geblieben, so hatte unfehlbar des Ministers letzte Stunde geschlagen. Löning aber beruhigte sich bei dieser Entscheidung nicht, führte überzeugend aus, daß die beiden Andern zu Größerem berufen und fähig seien, daß er, der weniger Bedeutende, nicht hoch in Anschlag komme, daß mit Recht ihm, dem näheren Landsmanne Ibell's, die Rolle des Rächers zukomme, und forderte die That so bestimmt für sich, daß ihm endlich nachgegeben wurde. (Niemand konnte bei diesen Verhandlungen ahnen, daß Einer von den Dreien nicht lange vorher ein zartes Verhältniß angeknüpft hatte; er hatte es unter der Voraussetzung gethan, daß die Pflicht für das Vaterland jeder anderen vorgehe, und von den wenigen Frauen, mit welchen wir umgingen, verlangten wir eben dieselbe Opferfreudigkeit, welche uns beseelte). — Löning's körperliche Kraft und Gewandtheit waren seinem Willen nicht gleich, und so entzog sich Ibell dem gegen ihn geführten Dolchstoß. In der ersten Nacht, welche Löning in dem Gefängniß zubrachte, während man die ausgedehntesten Vorbereitungen zu einem Verhöre traf, von welchem die wichtigsten Aufschlüsse erwartet wurden, tödtete er sich selbst durch verschluckte Stücke einer Glasscheibe; — es gibt wenige gräßlichere Todesarten; aber die Möglichkeit, seine Freunde in Verdacht zu bringen, war damit abgeschnitten.

Sand's und Löning's Thaten äußerten in keiner Weise diejenige Wirkung auf das Volk, welche man irrig davon erwartet hatte. Die Gebildeteren verurtheilten fast durchgehends das eingeschlagene Verfahren und die Grundsätze, aus welchen es hervorging, vom sittlichen Standpunkte aus; die große Masse aber blieb völlig gleichgültig bei dieser Selbstaufopferung einzelner „Enthusiasten." Die bald allerwärts eintretende Verfolgung und Einkerkerung der sog. „Demagogen" rührte die Menge so wenig, daß man ihnen vielmehr die verschärften Maßregeln der Regierung zur Last legte. Es blieb jenen nichts anderes übrig, als entweder in anderen Ländern oder Welttheilen eine Zuflucht, oder, einer besseren Zukunft harrend, einstweilen in unverpönten Beschäftigungen, in der Gründung eines eigenen Heerdes Befriedigung zu suchen, oder aber — was manche thaten — mit den Regierungen ihren Frieden zu machen. Das neu heranwachsende Geschlecht war keineswegs geneigt, dieselbe gefährliche Bahn zu betreten; der alte Geist verschwand schneller, als man hätte erwarten sollen, um niemals in gleicher Art wieder zu erscheinen.

Der Friede, welchen Paul Follenius mit den Behörden schloß,

war nur ein scheinbarer. Nach einem glänzenden Examen Accessist und dann Advokat in Gießen geworden und bald darauf verheirathet (seine Trauung mit meiner Schwester war die letzte Amtshandlung meines Vaters, der bald darauf starb, ohne sein besonders geliebtes jüngstes Kind wiederzusehen), fuhr er in derselben politischen Wirksamkeit fort und war, nachdem der eine seiner Brüder in die Schweiz, der andere von da nach Amerika hatte flüchten müssen, die Seele der revolutionären Umtriebe in Deutschland, so lange nur die entfernteste Möglichkeit des Erfolges vorhanden war, bis nach den vereitelten Hoffnungen des Jahres 1830 ihm, wie den meisten Anderen, alles fernere Bemühen nutzlos erschien. Keiner überbot ihn an Entschiedenheit, wenn es um die That galt, und Wenige waren zugleich so klug und vorsichtig, um sich dennoch gegen jede gerichtliche Untersuchung und Verfolgung zu schützen.

Sein häusliches Leben blieb zwar nicht ungetrübt, war aber ein glückliches in hohem Grade. Der aus reinster Neigung geschlossene eheliche Bund dauerte in seltener Innigkeit 20 Jahre — nur der Tod konnte ihn lösen. — So lange P. Follenius Advokat in Gießen war, konnte — bei einer ausgedehnten Praxis von Anfang an, bei der allgemeinen Achtung, die ihm zu Theil wurde, und indem er mit den Besten in freundschaftlichem Verkehre stand, — sein Leben ein beneidenswerthes genannt werden. Selbst höhere Staatsämter, wenn er in der hergebrachten Weise darnach gestrebt hätte, wären ihm nicht versagt worden. Warum verließ er plötzlich diese äußerlich so glückliche Laufbahn, um Neues und Ungewohntes zu wagen, für dessen Gelingen er keinerlei Bürgschaft hatte? Weil für ihn, wie für einige Andere, die in der früheren Jugend aufgenommenen Ideen von Freiheit und Volksthum durch nichts Anderes, was das Leben bieten könnte, zu erdrücken waren; weil er dem inneren Drange, sich selbst und seinen Grundsätzen treu zu bleiben und diesen gemäß sich auszuleben, nicht widerstehen konnte; weil er nicht als deutscher Philister endigen mochte und die männliche Wagniß dem sorglosen und bequemen Genusse vorzog. Ohne Zweifel stellte er sich das Aufgeben alles Gewohnten in der alten und das Zurechtfinden in der neuen Welt weniger hart und schwer vor, als es nachher ihm wirklich wurde. Doch habe ich ihn nie ein Wort der Reue aussprechen hören, und er wußte auch, trotz dem großen Abstande, dem Leben eines Missouri-Farmers mehr als *eine* heitere Seite abzugewinnen; dann aber sollten auch Augenblicke der bitteren Sorge für ihn kommen, da er dann das Unpassende seiner Lage und seiner Aufgaben tiefschmerzlich empfand.

Der Gedanke der Auswanderung kam früher mir selbst als ihm; er zögerte noch, weil er noch an die halbe Möglichkeit glaubte, dem Vaterlande dienen zu können, selbst wenn er dabei sich opfern müßte. Dann aber willigte er mit einem Male ein, bestand aber darauf, daß das Unternehmen zu einem größeren und volksmäßigen gemacht

würde; auch selbst die Ehre der bisherigen Stellung der anderen Partei gegenüber sollte gewahrt werden. Wie sehr uns dadurch die Sache nutzlos erschwert wurde, sollten wir nur zu bald erfahren. Mein eigener Gedanke war, daß wir in gewöhnlicher Art und etwa in Verbindung mit einigen befreundeten Familien in Amerika eine neue Heimath suchen, etwa nach dem Staate Ohio (wo ich bereits Bekannte hatte) uns begeben sollten; ich gab jedoch nach.

So wurde 1833 von P. Follenius und mir die Gießener Auswanderungsgesellschaft gestiftet zu dem Zwecke, nach und nach ein Stück neues Deutschland auf amerikanischem Boden zu gründen, dorthin den besten Theil der — damals in großer Menge vorhandenen — europamüden Deutschen zu ziehen und ein frisches und freies deutsches Volksleben in der neuen Welt erstehen zu lassen. An die ersten Colonien sollten alljährlich neue sich anschließen, bis die nöthige Bevölkerung vorhanden wäre, die zum Eintritt eines neuen Staates in die Union erforderlich ist. Da uns die in der alten Welt so lange vergebens bekämpften politischen und sozialen Gebrechen nur zu wohl bekannt waren, und in der neuen Welt alles von vornen zu machen war, auch nur unbescholtene und freisinnige Menschen in die Gesellschaft aufgenommen werden sollten, so hofften wir, wenn auch im Kleineren, eine deutsche Musterrepublik herzustellen, von welcher eine wohlthätige Rückwirkung selbst auf das alte Vaterland zu erwarten wäre. Da in einem der Staaten ein solches Unternehmen nicht mehr ausführbar war, so mußte eines der Gebiete gewählt werden, und nach den sehr unvollständigen Nachrichten, welche man damals haben konnte, schien das Territorium Arkansas (den Hochebenen Spaniens ähnlich geschildert) am besten dazu geeignet. So anlockend war dieser Gedanke, daß, während wir — ein ganzes Jahr vor unserer Abreise — über das Unternehmen uns zu berathen anfingen, bereits eine kleinere Gesellschaft, von Klingelhöffer angeführt, dorthin wirklich aufbrach.

Der Plan wurde in einem von P. Follenius und mir verfaßten Schriftchen: „Aufforderung und Erklärung in Betreff einer Auswanderung im Großen aus Deutschland in die nordamerikanischen Freistaaten“ ausführlich dargelegt. Das Schriftchen erlebte rasch zwei Auflagen und wurde in allen Theilen von Deutschland gelesen, so daß wir uns einer beträchtlichen Theilnahme versichert halten durften und nun auch die Statuten der Gesellschaft, die mit dem größten Fleiße, aber freilich und leider ohne genauere Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse ausgearbeitet waren, veröffentlichten. Man fand sie vortrefflich und ermunterte uns, nur kühn den Anfang zu machen, — Tausende wollten uns nachkommen und den Gedanken des Unternehmens zur Wirklichkeit machen helfen. Und dies wäre wirklich geschehen, wenn alles der Erwartung gemäß gegangen wäre, und besonders, wenn wir Ersten dafür hätten sorgen können, daß jeder später Kommende ein bequemes

Plätzchen gefunden hätte, um sich behaglich in dem neuen Freistaate niederzulassen. Da die Sache fehlschlug, so wirkte sie gerade auf die gebildeteren Familien abschreckend; sie söhnten sich mit dem alten Deutschland lieber aus, als Aehnliches zu wagen, und die Andern fuhren fort, planlos dahin und dorthin zu wandern.

Schon die Wahl von Arkansas war ein Fehlgriff. Eine von uns vorausgeschickte Commission, die uns viel Geld kostete und gerade zurückkehrte, als bereits die erste Abtheilung der Gesellschaft im Begriffe war, sich in Bremen einzuschiffen, warnte uns — zu spät — vor dem ganzen Unternehmen und besonders vor Arkansas, so daß noch im letzten Augenblicke beschlossen wurde, alle Mitglieder vorerst nach St. Louis zu dirigiren, wo über die weiter zu thuenden Schritte berathen werden sollte.

Es war ferner unpraktisch, bereits in Deutschland eine Art von Freistaat zu stiften, der fix und fertig eben nur auf den Boden der neuen Welt versetzt werden sollte. Frische Europäer eignen sich überhaupt zum Pionierleben nicht besonders; mit der raschen und massenhaften Ansiedlung in der Wildniß geht es gar nicht: den rechten republikanischen Takt bringen auch unter den Besseren nicht Viele mit, — und endlich wäre in keinem Theile dieses Landes der Gedanke eines ganz deutschen Freistaates ausführbar gewesen. Wohl kann man durch Benützung eines religiösen Wahnes hier eine Rapp'sche Colonie oder eine Mormonen-Ansiedlung gründen; das Deutschthum aber, wenn es hier zur Blüthe kommen soll, muß sich von selber hier machen, wie es die Verhältnisse gestatten, und kann nicht von der alten Welt aus gemacht werden. Außerdem leisten die Deutschen immer einzeln mehr als in gemeinsamen Unternehmungen, indem sie zu leicht und gerne sich zersplittern und Dem mißtrauen, der die Rolle des Führers übernimmt. Wir haben beide, Follenius und ich, in diesem Punkte die bittersten Erfahrungen gemacht; auch sind nach unserem Versuche keine ähnlichen wieder gemacht worden.

Als 500 Köpfe zusammen waren, schlossen wir die Gesellschaft, welche 1834 abgehen sollte. Der Sache zu Liebe leisteten wir sogar Verzicht auf die gemeinschaftliche Reise, indem Follenius die Führung der ersten Abtheilung von Bremen über New Orleans übernahm, und ich mit der zweiten Abtheilung (weil nicht Alle früh genug sich fertig machen konnten) über Baltimore folgen sollte.

Unglück und Verlegenheiten kamen von Anfang von allen Seiten her. Follenius hatte eine unbemittelte, aber zuverlässige Arbeiterfamilie mitgenommen. Auf dem Wege nach Bremen verunglückte der Mann durch einen Sturz vom Wagen, und Follenius hatte nun, der Hülfe, auf die er sicher baute, beraubt, für eine verwaiste Familie zu sorgen. Auf der See verlor er ein Kind; auf der Fahrt von New Orleans nach St. Louis brach die Cholera auf dem für die

Gesellschaft angenommenen Dampfer aus und raffte mehrere Mitglieder weg; er selbst mußte mit der Familie erkrankt in Paducah liegen bleiben, und als er endlich nach St. Louis kam, fand er die Gesellschaft auseinander gegangen und die Gesellschaftskasse in einer Art getheilt, die sich später als ungenau erwies, so daß er und ich einen Theil unserer eigenen unentbehrlichsten Mittel aufopfern mußten, um die Verluste der zweiten Abtheilung — so weit es möglich war — zu ersetzen, ohne daß wir dadurch Vorwürfen und den bittersten Anfeindungen entgingen.

Bereits im Jahre vorher hatten einige Familien aus Norddeutschland in der Gegend in Missouri (in Warren County, nicht weit von dem Missouri Flusse, etwa 56 Meilen westlich von St. Louis), wo Gottfried Duden einst gelebt hatte, sich angebaut, und dorthin begab sich auch Follenius mit etwa sechs deutschen Familien und kaufte eine schön gelegene und werthvolle Hofstelle von 160 Ackern. Die häusliche Bequemlichkeit war freilich nur nothdürftig, und die unentbehrlichsten Verbesserungen verursachten nicht geringe Kosten. Daß es nicht leicht war, in die ganz veränderte Lebensweise mit ungewohnter harter Arbeit und ungewohnten Entbehrungen sich zu finden, begreift Jeder. Die mitgebrachten Leute halfen nicht sehr viel; denn um die Zeit, da ihre Hülfe hätte werthvoll werden sollen, entfernte sich eines um das Andere, so daß nichts übrig blieb, als sich selbst helfen zu lernen.

Da ich später ganz in der Nähe mich ebenfalls ankaufte, so halfen wir einander wie wir konnten. Einige Jahre später wanderte auch mein jüngerer Bruder aus und ließ sich hier nieder, und so hatten wir wenigstens unter uns und mit anderen gebildeteren Familien den Genuß eines aufheiternden gesellschaftlichen Zusammenlebens. Der stets durch Geist, Witz und Freundlichkeit anregende und ermunternde Umgang mit Follenius wird allen Denen, die sich dessen erfreut haben, unvergeßlich bleiben. Er vergaß die eigene Sorge, um die Andern zu erfreuen, und für ihn selbst waren dies die glücklichsten Stunden.

Obgleich für den Beruf eines amerikanischen Farmers durch sein früheres Leben in keiner Art vorbereitet und weniger technisch-praktisch von Natur, aber ausgerüstet mit ungewöhnlicher Körperkraft und dem höchsten Maße von Energie, dabei unverwöhnt, mäßig wie Wenige, ein sehr guter Jäger — würde er auch hier eine glückliche Existenz sich gegründet haben, wären die Zeiten nicht gar zu ungünstig gewesen, und hätte er neben der Ackerwirthschaft auch nur einige Hülfsquellen besessen. Wie manchem vielbegabten Menschen fehlte auch ihm das sehr untergeordnete und im praktischen Leben doch so wichtige Talent des genauen Rechnens, und so kam er bei mehr als gewöhnlichen Leistungen und bei den mäßigsten Anforderungen doch zu kurz.

Er war morgens der Früheste von Allen, trieb seine Ackerstiere, pflügte und säete sehr gut, schwang die Axt so rüstig als Einer, pflegte seine Thiere, und gleich ihm machte seine häuslich erzogene Frau die erdenklichsten Anstrengungen, ohne daß es möglich war, über eine Existenz voll Sorge und Entbehrung hinauszukommen. Dies verhinderte ihn nicht, ein gastfreies Haus zu halten, und wie Vielen ist es in diesem Hause bei aller äußern Einfachheit so herzlich wohl geworden! Selbst den Jüngsten, und Fremden wie Freunden, wußte er angenehme Stunden zu bereiten. Er selbst ließ nicht leicht in seinem zufriedenen und hoffnungsvollen Sinne sich stören; und erst, als nach Jahre langen Mühen noch immer keine Verbesserung der Verhältnisse zu sehen war, und der Blick in die Zukunft nur immer trüber wurde, wobei er weit weniger seine Person, als das Wohl seiner Angehörigen im Auge hatte, fing er an zu zweifeln, ob ein längeres Ausdauern in der für ihn unpassenden Lage rathsam sei.

Dazu kam, daß die Strapazen zweier Feldzüge in noch zartem Jugendalter doch schlimme Folgen für ihn zurückgelassen hatten, nämlich eine Adergeschwulst an einem der Beine und eine Schwächung des Nervensystems, welche in den letzten Jahren ihm fast allen Schlaf raubte. — Er hatte einmal den Gedanken, alles zu verkaufen und nach Mexico zu seinem Jugendfreunde Sartorius zu gehen. Ich redete es ihm aus. Was aber war sonst zu ergreifen? Obwohl er das Englische mit Leichtigkeit las, hatte er doch im Sprechen wenig Fertigkeit und im freien Vortrage gar keine Uebung; so konnte er von seiner Rechtskenntniß gar keinen Gebrauch machen. Dagegen hatte er mit der hiesigen Politik durch fleißiges Lesen sich ziemlich vertraut gemacht, und seine schriftlichen Arbeiten (deren er gelegentlich einige lieferte) waren, was Schärfe und Gründlichkeit des Urtheils, Witz und gefällige Einkleidung betrifft, so vortrefflich, daß sie ihres Gleichen suchen.

So wandte er sich an Herrn Wilhelm Weber in St. Louis, den damaligen Herausgeber des „Anzeigers des Westens," welchem bekannter Umstände wegen schon damals die Redaktion des Blattes lästig zu werden anfing. Dieser erklärte sich bereit, die Hauptredaktion an ihn abzugeben, indem er sich selbst die Lokal-Berichte und die Anzeigen vorbehielt; das Nähere sollte in St. Louis verabredet werden, und Follenius sollte nur baldigst dorthin kommen. Auch Herr Angelrodt, ein Bekannter von Deutschland her, redete ihm zu und bot ihm an, ihm eine Wohnung und ein Stück Gartenland vor der Stadt in Pacht zu geben.

Demgemäß verließ er im Frühlinge 1844 seinen ländlichen Wohnsitz (den er jedoch aus Vorsicht nur verpachtete) und wagte sich mit seiner ganzen Familie in das ungewohnte Leben von St. Louis — nicht ohne manches Bedenken, doch in der Hoffnung, irgend etwas dort zu finden, woran er sich würde halten können. Indessen

zerschlugen sich die Unterhandlungen mit Weber — hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil das genannte Blatt damals noch auf so schwachen Füßen stand, daß nicht wohl zwei Herausgeber mit Familie davon leben konnten. — Man rieth ihm, ein eigenes Blatt zu gründen, und so entstand die „Wage,“ deren Nummern, so viele ihrer erschienen sind, von dem Talente und Fleiße des Herausgebers genügendes Zeugniß ablegten. Doch waren für sein Kapital die Kosten viel zu groß und seine Lage nicht von der Art, daß er die Vermehrung des Absatzes, die wohl nicht ausgeblieben wäre, hätte abwarten können. Dazu kam, daß durch besondere Umstände (auch durch die beispiellos hohe Fluth jenes Jahres, welche ungewöhnlich viel Krankheit zur Folge hatte) die ganze Stadtexistenz ihm unerträglich geworden zu sein schien, so daß er mit unwiderstehlichem Verlangen nach der Stille seines Landsitzes sich zurücksehnte — vielleicht in dem Vorgefühle des nahe bevorstehenden großen Wechsels.

Die „Wage“ ging ein und Follenius kehrte im September zu seiner ländlichen Heimath zurück, indem er mit dem Pächter sich absand. Die Wasserfahrt auf dem Missouri war sehr unangenehm gewesen; er hatte sich eine Erkältung zugezogen und kam angegriffen hier an, doch unendlich glücklich, sich wieder in seinem Blockhause zu finden, und nicht ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft, da seine älteren Kinder doch nun schon heranzuwachsen anfingen. Er sprach von Weinbau, womit bereits in St. Louis ein Anfang gemacht war, und von Anderem, was mit Hülfe der Kinder betrieben werden sollte. — Doch er erkrankte nach wenigen Tagen, und bald erklärten die Aerzte sein Leiden für nervös; unsere Hoffnung sank mehr und mehr. Als schon seine Besinnung sich getrübt und sein Reden nur noch ein Lallen war, konnte man bemerken, daß er mit sorgenvollen Gedanken sich beschäftigte. Er richtete einen wehmüthigen Blick nach der treuen und liebenden Gattin, die an seinem Lager stand; wußte er doch, daß sogar nach seinem Hinscheiden noch eine Vermehrung der Familie bevorstand. Zuletzt schien das Bewußtsein ganz verdunkelt.

Ich finde in meinem Familienbuche folgende Aufzeichnung aus jener Zeit:

„Das Jahr 1844 war in vieler Beziehung für uns das härteste aller hier verlebten. Auf einen milden Winter und günstigen Frühling folgten im Sommer so anhaltende und heftige Regengüsse, daß unsere Saatfelder verflößt wurden und die westlichen Ströme eine nie vorher erhörte Höhe erreichten. Das Wasser des Missouri stand an der Grenze meines Landes und bedeckte die Niederungen 8 bis 14 Fuß hoch. Die Zerstörungen waren gräßlich und die Folgen außerdem ein weit verbreitetes Kranksein, von dem Wenige ganz verschont blieben, und das zahllose Menschenleben hinraffte. — Uns traf ebenwohl ein harter Verlust durch das allzufrühe Hinscheiden unseres unvergeßlichen Bruders P a u l F o l l e n i u s. Er starb am dritten Oktober, nachts

um 11 Uhr, am Nervenfieber. Ich hatte vier Nächte an seinem Krankenlager gewacht und war zugegen, als der letzte schwere Athemzug ein Leben endigte, das von dem Streben nach dem Edelsten beseelt war, aber nicht frei von mancher Täuschung und von schwerer Last. Sein klarer und gebildeter Geist, ein scharfes und sicheres Urtheil, ein hohes Maß von Energie, Feinheit und sicherer Takt des Benehmens zeichneten ihn vor vielen Anderen aus. Mir war er der innigste Jugendfreund gewesen; wir verstanden uns in Hinsicht der wichtigsten Fragen des Menschenlebens, wie ich nicht leicht mit einem Andern mich verstehe, — wir waren eins in unserm höchsten Streben, Hoffen und Glauben."

Diese Worte wurden im ersten Gefühle des Schmerzes von mir niedergeschrieben, und ich mag jetzt — nach vielen Jahren — nichts daran ändern. Der Verlust des Werthvollsten im Leben verschmerzt sich nie.

Paul Follenius hatte nichts von dem Phantastischen seines ältesten Bruders und stand an umfassender wissenschaftlicher Bildung seinem zweiten Bruder nicht gleich; auch fehlte ihm die Rednergabe. Aber er gehört zu den verständigsten Menschen, die ich jemals gekannt habe; in seinem Urtheile zeigte er meistens eine untrügliche, intuitive Sicherheit. Dabei überstürzte er sich niemals, war vielmehr immer vorsichtig und besonnen, durchschaute die Menschen schnell und gewann leicht eine große Macht über sie. Aber er war ein ganzer Mensch; denn er trug ein warmes Herz in seiner Brust und verstand es, die Stunden, welche man in seiner Nähe zubrachte, zu einer festlichen Zeit zu machen. Andern gegenüber war er meistens heiter und unerschöpflich in Witz und ergötzlichem Humor. Alles Rohe und Gemeine widerte ihn an — er ließ sich niemals dazu herab. Unmäßigkeit irgend einer Art schien für ihn eine Unmöglichkeit zu sein. Vollkommen sittlich-rein hatte er seine Jugend hingebracht; um so weniger konnte später ein Flecken an seiner Ehre haften. Er wußte im höchsten Grade sich selbst und jede Leidenschaft zu beherrschen und vergaß sich nie. Deutscher war er durch und durch; vom Amerikanerthume haftete auch nicht das Geringste ihm an — es widerstand seinem Wesen.

Er war blond, die Farbe seiner Augen grünlich grau, das starke Haar fast eisenfarbig, — mit sehr frischer Gesichtsfarbe, hoher Stirne, breitem Kinn zc. Er war von ungewöhnlicher Größe, breitschulterig, doch etwas gebückt in seiner Haltung, sehr muskulös und von solcher Kraft, daß er einen Kampf mit Zweien und Dreien nicht zu fürchten brauchte, — ein guter Turner, Schwimmer, Fechter und Jäger.

Zum Missouri-Farmer hatte ihn die Natur nicht gemacht. Er wäre am Meisten an seiner Stelle gewesen als Führer einer großen Volksbewegnng im Vaterlande; unter Denen, welchen in neuerer Zeit diese Rolle zufiel, hat Keiner Das geleistet, was mit Recht von ihm

zu erwarten war. Oder lebte er heute noch hier, so würden auch vor seiner Feder viele, die sich jetzt breit machen, in's Dunkel sich flüchten müssen.

Seinem Wohnhause gegenüber hatte er zwischen Zuckerbäumen einen Garten angelegt, und im Schatten dieser Bäume ruhte er gerne aus. Eben da hat auch sein Staub die endliche Ruhe gefunden; eine einfache Umzäunung umgibt sein Grab [3]), und davor wachsen zwei Zederbäume empor. Der Platz kam später in andere Hände, und die vor Kurzem verlegte Straße führt jetzt gerade an seiner Grabstätte vorüber.

Seine Wittwe lebt noch in dem Städtchen Augusta in St. Charles County, wo auch zwei seiner Söhne wohnen und die älteste Tochter verheirathet ist. Die jüngere Tochter ist in St. Louis verheirathet, und von den beiden anderen Söhnen ist einer in Saline County in Missouri etablirt, und der jüngste ist im Augenblick in Louisiana beschäftigt. [4]) — Von seinen Schwestern ist die ältere die Frau des bekannten Professors Vogt in Bern, die jüngere lebt in der Nähe von Darmstadt. — Er hat nur 45 Jahre und 4 Monate gelebt; doch dieses kurze Dasein wog manches längste Leben auf.

Geschrieben im Februar 1861.

Den 10. Juli 1871. In folgenden Anmerkungen mache ich die durch die veränderten Umstände nöthig gewordenen Zusätze:

[1]) Herr Friedrich Kapp beabsichtigte bekanntlich vor Jahren, seinem Werke über die ältere deutsche Einwanderung nach Nordamerika mehrere Bände folgen zu lassen, welche die Geschichte der neueren deutschen Einwanderung nach den verschiedenen Bundesstaaten, besonders nach den westlichen, enthalten sollte. Dazu bedurfte er mehrerer Mitarbeiter, und unter diesen war ich es, der das Nöthige in Bezug auf Missouri und Arkansas liefern sollte. Leider ist Kapp's Gedanke nicht in Ausführung gekommen, theils weil er selbst inzwischen zu anderen Beschäftigungen sich mehr hingezogen fühlte, theils weil von den ausersehenen Mitarbeitern außer mir zur Erfüllung der übernommenen Aufgabe nicht Einer auch nur den Anfang machte. So übersandte ich auf Kapp's Wunsch mein Manuscript vor mehreren Jahren an Herrn C. Butz in Chicago, der es in den „Monatsheften" abdrucken ließ.

[2]) Die erwähnte Novelle ist nicht dieselbe, welche unter dem Titel „Ein deutscher Burschenschaftler" kürzlich in den Spalten des Belletr. Journal" veröffentlicht wurde, und über welche ich mein Urtheil öffentlich auszusprechen mich veranlaßt fand.

[3]) Der jüngste Sohn hat seitdem die Grabstätte durch ein einfaches und geschmackvolles Marmor-Monument, das Werk seiner eigenen Hände, geziert.

[4]) Der älteste Sohn, Arzt und Weinbauer in Augusta, nimmt jetzt im Staatssenate von Missouri denselben Sitz ein, zu welchem ich vor 10 Jahren erwählt wurde. Der zweite Sohn, Geschäftsmann und Familienvater, starb 1866 am Nervenfieber. Der dritte bekleidet jetzt die Stelle eines Geschäftsführers der „Bluffton Weingesellschaft.“ Der jüngste Sohn steht einem Bildhauergeschäfte in St. Louis vor. Die ältere Tochter, verheirathet an Dr. Gerling in Augusta, starb vor zwei Jahren. Die jüngere Tochter ist die Gattin des Präsidenten der „International Bank,“ Wilh. C. Lange, in St. Louis. An einer zahlreichen Nachkommenschaft fehlt es nicht.



Aus dem Leben von Friedrich Münch.

Von ihm selbst.

Der Herausgeber der beiden vorhergehenden Lebensschilderungen verlangt, daß ich auch über mich selbst und mein Leben und Streben einige Mittheilungen anfüge. Ich entspreche diesem Wunsche, ohne den Tadel der Unbescheidenheit zu fürchten, indem es nicht zu meinen Schwächen gehört, meine Begabung oder meine Leistungen zu überschätzen. Mein ganzer Lebensplan war nicht danach angelegt, mein Wirken und mein Bekanntsein aus einem engeren Kreise heraustreten zu lassen, und daß dies doch einigermaßen geschehen ist, liegt mehr in Verhältnissen, in welche ich gedrängt wurde, als in eigener Absicht. Mich meinen Mitmenschen nützlich zu machen, war mir immer an sich eine Freude, wodurch manche Entbehrung mir leicht wurde, und was man nennt „sich einen Namen machen," sehe ich nur zu oft durch Opfer errungen, welche höher anzuschlagen sind, als der Gewinn, von ein paar hundert Menschen mehr genannt und gekannt zu werden. Die unsterblichen Namen sind dünn gesät, — der meinige sucht unter ihnen keine Stelle. Kann das Nachstehende noch nützen, auch wenn ich nicht mehr bin, so ist mein Zweck erreicht.

Mein Vater war Prediger in Niedergemünden, einem Dorfe in der darmstädtischen Provinz Oberhessen, an der Grenze von Vogelsberg und Wetterau. Ich denke an ihn nie anders als mit Dank, Liebe und wahrer Verehrung. Mit einem gebildeten Geiste verband er das wärmste Gemüth, einen männlich unerschrockenen und dabei praktischen Sinn und etwas Originelles in seinem ganzen Wesen. Er war bis in's Kleinste gewissenhaft, aufrichtig fromm, doch ohne an den Buchstaben irgend einer Orthodoxie sich zu binden, und heiter oft bis zum fröhlichsten Humor; dabei stets thätig und in Bedürfnissen der einfachste und zugleich mäßigste Mensch, den ich jemals gekannt habe. Man muß erwarten, daß er seiner eigenen Denkungsart gemäß auch seine Kinder zu erziehen sich bemühte. — Da das Einkommen der Stelle sich nur auf etwa 500 Gulden ($200) belief, so unterrichtete er mit seinen eigenen Kindern fast beständig junge Leute, deren einige er bis zur Universität vorbildete. Daneben beaufsichtigte er die zur Stelle gehörende Oekonomie auf das Sorgfältigste, pflanzte Obstbäume, wartete seine Bienen, sägte im Winter

sein Ofenholz, las viel und wurde häufig von Gästen, Jung und Alt, aufgesucht.

Ohne die Mithülfe meiner gleich thätigen, sorgfältigen und gewissenhaften Mutter hätte doch die zahlreiche Familie (es waren 7 Kinder da) in der ehrenhaften Weise, wie es der Fall war, nicht bestehen können. Beide Eltern schienen nur für das Wohl ihrer Kinder zu leben. Sie litten in manchen Jahren schwer durch die damaligen Kriegeszeiten, früher durch lange französische, später durch preußische und zuletzt russische Einquartierung. Doch sahen sie endlich alle ihre Kinder erwachsen und im Stande, sich selbst zu helfen.

Ich wurde am 25. Juni 1799 geboren und lebte bis zum 15. Jahre in dem einsamen Dorfe, allein von meinem Vater, — nur zuletzt noch zugleich von einem älteren Bruder unterrichtet. Daß es irgendwo in der Welt schöner sein könne, als an dem Bache, welcher das Dorf durchfließt, und in den Wiesengründen, in den Wäldern und auf den Bergen, welche es umgeben, fiel mir nicht ein. In unseren Freistunden halfen wir fleißig mit an manchen ländlichen Arbeiten; wir Knaben lernten Axt und Säge und andere Werkzeuge gebrauchen, graben, hacken, pflanzen, pfropfen und in vielem uns selbst zu helfen, was alles mir später trefflich zu Statten gekommen ist. Das Lernen war mir niemals zuwider, wurde mir auch eben nicht schwer; doch habe ich sehr viele gekannt, die weit leichter darüber hinweg kamen, und von denen ich deshalb größeres erwartete, als demungeachtet später von ihnen geleistet wurde.

Als einfach gewöhnter und unverdorbener, aber etwas ländlich unbeholfener Knabe wurde ich im Herbste 1814 auf das Gymnasium in Darmstadt gebracht und auf die unterste Ordnung in Prima gesetzt. Der gewöhnlichen Ordnung nach hätte es 3 Jahre erfordert, durch Prima und Selecta zu kommen; mein Vater sagte mir aber, daß ich in 2 Jahren mich fertig machen müsse, weil die Kosten zu bedeutend seien, und — ich machte mich fertig. Noch jetzt jedoch denke ich fast mit Mitleid gegen mich selbst an die übertriebene Anstrengung zurück, die ich mir auflegen mußte, um manche Lücke auszufüllen, die in meiner Vorbildung geblieben war, und um neben manchem Anderen in fünf Sprachen zu gleicher Zeit die nöthigen Fortschritte zu machen. Von meinen Lehrern habe ich nie ein hartes Wort gehört (dem vortrefflichen damals schon greisen Professor Zimmermann verdanke ich besonders viel); aber ich habe oft bitter die geistige Qual empfunden, der ich mich zu unterwerfen hatte, und war in Folge davon weniger jugendlich heiter als ernst gestimmt. Es ist unnatürlich und unrecht, daß Tausenden auf diese Weise die Jugend verkümmert, ja oft das ganze spätere Leben verkrüppelt wird.

Meinem Vater war sein eigener Beruf so werth, daß nach seinem Wunsche auch seine drei Söhne sich demselben Berufe widmeten. Außerdem war damals das theologische Studium das wenigst kost-

spielige und eröffnete einem jungen Manne am schnellsten eine Aussicht auf selbstständiges Fortkommen, was ebenfalls in Anschlag zu bringen war. So bezog ich als einer der jüngsten Studenten im Herbste 1816 die Universität Gießen.

Mein Vater hatte uns zur Frömmigkeit erzogen, so zwar, daß er im Religionsunterrichte immer unser eigenes Denken zu wecken sich bemühte, und wobei eine durch Beispiele anschaulich und eindringlich gemachte Sittenlehre die Hauptsache war. Damit verglichen kam die von meinen Professoren in dicke Hefte diktirte Theologie mir ausnehmend ungenießbar vor. Ich prägte mir diese geistlosen Doktrinen eben nur ein, weil sie für das Examen gelernt sein mußten. Wie ein Blitzstrahl fiel eine Bemerkung von Karl Follen in mein Inneres. daß nämlich Christus ein „idealer Mensch“ gewesen sei. Dies war in Widerspruch mit meines Vaters Lehre; aber ich hatte Den, welcher diesen Gedanken mir gab, bereits so hoch achten gelernt, daß ich nach einem heftigen inneren Kampfe dem Glauben des Vaters entsagte, mich der Ansicht des Jugendfreundes zuwandte und meine eigene Theologie, ohne Rücksicht auf die Dogmatik in meinen Heften, ganz im Sinne des damaligen Rationalismus ausbildete.

Viel bedeutender für mein ganzes künftiges Sein und Streben als die gesammte Theologie war meine innige Verbindung mit jenen meistens älteren Jünglingen, welche den sogenannten „Bund der Schwarzen“ bildeten, von welchem bereits in den vorhergehenden Lebensschilderungen die Rede war. Beseelte gleich unser Zusammenleben ein weit höherer Ernst, als dies bei jungen Leuten gewöhnlich ist, so fehlte doch auch die heitere Anregung nicht; Turnerei und Gesang waren in vollem Gange, und ich war ein kräftiger und blühender Jüngling, gesund bis in's innerste Mark, einen Gang von 15 Stunden des Tages nicht scheuend — mit dem Studentenranzen auf dem Rücken, im einfachen Turnergewande, während der Wind mit den auf den breiten Kragen herabwallenden Locken spielte. — Ich glaube, daß von den tiefen Eindrücken jener merkwürdigen Zeit mehr — selbst bis zu meinem höheren Alter — in meinem ganzen Wesen geblieben ist, als dies bei den meisten Andern der Fall sein mag. Ich könnte niemals ein „Philister“ werden; aber verstandloser Leichtsinn ist mir gleich zuwider. Vielleicht ist mir auch manches geblieben, was die an mir tadeln, welche mitunter mit pöbelhafter Heftigkeit mich angegriffen haben; ich habe mich niemals herabgelassen, sie mit gleicher Münze zu bezahlen.

Mittlerweile hatte auch mein jüngerer Bruder die Universität bezogen, und die doppelten Kosten waren für die Eltern zu schwer. So ging ich — mit obrigkeitlicher Bewilligung — zum Examen und war vor dem Schlusse des Jahres 1819 examinirter Kandidat, ja, da bald nachher ein Vikariat mir angeboten wurde, noch vor meinem 20sten Jahre ordinirter Prediger. Doch fühlte ich wohl den Mangel

an Reife und übernahm unter angenehmen Verhältnissen eine Hauslehrerstelle. Gerne hätte ich mich jetzt weiter in der Welt umgesehen, mußte aber einige glänzende Anerbietungen ausschlagen, weil der mittlerweile alt und schwach gewordene Vater der Hülfe des Sohnes bedurfte. So kehrte ich denn, 21 Jahre alt, als Pfarrassistent in dasselbe stille Dörfchen, das mein Geburtsort war, zurück, indem ich, gestärkt durch die Liebe der Eltern und Geschwister, resignirend mich in den Gedanken ergab, von nun an nur eine beschränkte Existenz vor mir zu haben. Ersatz dafür suchte ich darin, daß ich die mir reichlich bleibende freie Zeit auf sorgfältiges Weiterstudium verwandte, indem das bis dahin Erlernte mir selbst viel zu lückenhaft erschien.

Ich nahm beinahe Alles von vornen vor; indessen waren deutsche Sprache, Poesie, Naturwissenschaft und die verschiedenen philosophischen Systeme die Hauptgegenstände meines Studiums. An poetischen Versuchen fehlte es nicht, — Trauer- und Lustspiele wurden verfaßt; doch habe ich außer einzelnen Liedern nie etwas davon veröffentlicht, weil ich mir bald selbst sagte, daß, obwohl ich mir in der Form gut zu helfen gelernt hatte, ein höheres Maß von schaffender Phantasie mir nicht verliehen war, und weil ich die Masse des Mittelmäßigen und Dessen, was noch darunter ist, nicht vermehren wollte. Es genügte mir, durch solche Versuche mich selbst auszubilden und näher Befreundeten eine Freude zu bereiten.

Schon auf der Universität war der ehrenwerthe Fries in Jena hauptsächlich der Mann unseres Vertrauens. Seine Philosophie, die eine weitere Ausbildung der Kant'schen ist, beschäftigte mich nun hauptsächlich, prägte sich am tiefsten mir ein, und da wenige Menschen die Fähigkeit haben, alle paar Jahre sich selbst und ihre Lebensansicht völlig umzugießen, so gestehe ich, daß, obzwar ich bei jenen frühen Studien nicht stehen geblieben bin, ich doch die Eindrücke derselben noch jetzt in mir finde. — Hegel galt damals für einen Mann der Reaktion und wurde von unserer Seite wenig beachtet. Die Neuhegelsche Schule wurde erst später gestiftet, und danach erst trat der moderne Materialismus auf die Bühne; mit ihm und den neuesten physiologischen Aufschlüssen, an welche er sich anschließt, habe ich erst hier Gelegenheit gefunden, mich genauer bekannt zu machen, bekenne aber, daß ich bis zu diesem Augenblicke in der Hauptsache Kantianer geblieben bin. — Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß unsere Zeit die widerstreitenden Lebensansichten nicht versöhnen wird, und rathe daher Jedem, zwar ruhig und ernst weiter zu forschen, aber dem Ergebniß jeder ehrlichen Forschung sein gutes Recht nicht zu bestreiten.

Wie allmählig die Mannesreife den Jünglingsenthusiasmus in mir zurückdrängte, die jugendlichen Träume verflogen, und eine in jedem Betrachte mangelhafte Wirklichkeit sich mir darstellte, habe ich unzählige Mal mit Schiller's Worten mir gesagt: „Die Ideale sind

zerronnen"! Nicht in der Geschichte der Vergangenheit und in ihren mit Blut beschriebenen Blättern, nicht in der thatenlosen Gegenwart fand ich, was als Höchstes mir vorschwebte; ich hätte gerne damals für eine Idee mein jugendliches Leben geopfert, wäre — wie mehrere meiner gleichgesinnnten Freunde es thaten — mit in den damaligen Freiheitskampf Griechenlands gezogen, oder wäre über's Meer nach dem „freien Amerika" gegangen, wenn die Rücksicht auf meine Eltern mich nicht zurückgehalten hätte.

Doch dies änderte sich in naturgemäßer Weise. Früher hatten wir „Schwarzen" aus Grundsatz alle Frauenliebe von uns fern gehalten, weil wir uns gleichsam als geweihte Opfer betrachteten. Später folgte doch einer nach dem andern dem Rufe der Natur, und auch mir zeigte das Leben seine schönste Seite, gewährte mir einen vollen und frischen Lebensfrühling. — Sie ist längst meinem irdischen Blicke entzogen, die Unvergeßliche, welche in treuester Liebe sich mir anschloß und später die Mutter meiner zwei ersten Kinder wurde, und die auch während der drei Jahre, da sie meine Verlobte war, meinem ganzen Wesen einen Aufschwung gab, der mein Inneres fast umwandelte. Ich schrieb u. A.

„O laßt dem Herzen diese hohe Wonne!
Einst floß mein Leben auch so trüb und bang;
Doch glänzend durch das tiefste Dunkel drang
Die Morgensonne.

Nun fühlt ein Herz mit meinem Herzen, kennet
Den gleichen Drang, der mir im Busen lebt.
O Wonne, die kein Sang genug erhebt,
Kein Name nennet."

Nach fünf Jahren meiner Assistenz starb mein Vater, beweint von Allen, die ihn gekannt hatten, als ich selbst gerade von einer tödtlichen Krankheit genesen war. Unter den Bewerbern um die Stelle war keiner, der größere Ansprüche als ich selbst hätte machen können, und so wurde sie mir „allergnädigst" übertragen. Die Demagogenverfolgungen hatten damals aufgehört. Die freisinnigen Jünglinge waren längst zu Männern geworden, und wer nicht früher entflohen war, dem blieb eben nichts anderes übrig, als entweder dem Regierungsinteresse sich anzuschließen, oder doch die wahre politische Gesinnung zu verbergen — in Erwartung von künftigen besseren Zeiten.

Nach einem Jahre stiftete ich mir mein eigenes Hauswesen, das für die nächsten 4 Jahre so glücklich war, wie es die schönste Zeit des Menschenlebens nur überhaupt sein kann. — Manchmal aber häufen sich im Leben so schwere Schicksale und treffen so rasch nach einander, daß man später kaum begreift, wie sie ertragen wurden, und doch erträgt man, was man muß. Kein anderer Schmerz kam indessen dem gleich, welchen ich durch den plötzlichen Verlust meiner treuen

Gattin und der Mutter meiner beiden Kinder empfinden mußte. Ich fühlte mich geknickt bis ins innerste Leben und glaubte nicht, mich jemals wieder erheben zu können. Ich sprach diese Stimmung so aus:

Wann vom Schlummer ich erwache
Bei des Morgens Schein,
Ha! wie fühl' ich mich verlassen,
Einsam und allein!

Wann ich still und einsam wandle
Ueber Berg und Flur.
Ach! es suchet all mein Sinnen
Die Verlor'ne nur.

Wann der letzte Strahl der Sonne
Glühend niedersinkt,
Wähn' ich, daß aus diesem Strahle
Die Verklärte winkt.

Wann die goldnen Sterne flimmern
Hoch am Himmelszelt,
Meine Thräne auf der Theuren
Stillen Hügel fällt.

Nach einem Jahre schrieb ich:

„— — Manch Wähnen für immer ist abgestreift,
Gedämpft die glühende Leidenschaft,
Erstarkt des Geistes innerste Kraft —
Und es bleibt der frohe Lebensmuth
Als unvergängliches Seelengut.
Noch schlägt das Herz von Liebe warm,
Noch hebt zur That sich rüstig der Arm,
Noch lebt des Herzens hehrster Zug,
Noch hebt sich kühn der Gedanken Flug;
Noch steht das Leben dem Muthigen offen,
Und nimmer ermüden Wagen und Hoffen."

Nach einem weiteren halben Jahre gab ich meinen Kindern wieder eine pflichtgetreue Mutter. Keine meiner Erwartungen wurden durch diese zweite Wahl betrogen, und in Glück und Friede hat dieser zweite Bund bereits fast 40 Jahre bestanden. Aber die nun folgenden ernsten Ereignisse und Jahre langen Mühen in dem so ganz veränderten Lebensverhältniß brachten es mit sich, daß ich auf jene ersten vier Jahre als auf eine Zeit ungetrübten Glückes, wie sie selten in einem Menschenleben nochmals wiederkehrt, noch jetzt zurückblicke, ohne daß ich jedoch im steten Wechsel der Dinge die im Leben gesuchte Befriedigung jemals dauernd vermißt hätte; ja, selbst in meinem höheren Alter finde ich noch immer einen guten Theil von heiterem Jugendsinn vor und fürchte nicht, ihn jemals ganz einzubüßen. Ich habe niemals die Freude in unmäßigen Zügen geschlürft; durch nichts mein Inneres verbittern lassen, und ich hoffe, in Frieden zu endigen.

Von der Zeit an, da ich mit Paul Follenius zur Gründung der „Gießener Auswanderungsgesellschaft" mich entschlossen hatte, folgte eine schwere Prüfung der Geduld und des Muthes auf die andere; ich will nur das Bedeutendste hier anführen. Einen Monat, nachdem die erste Abtheilung unter Follenius' Führung von Bremen nach New Orleans abgegangen war, sollte ich als Führer der zweiten mich auf den Weg nach Baltimore begeben. Meine Pfarrstelle hatte ich bereits

aufgegeben, dabei aber mit unerledigt gebliebenen Correspondenzen nach allen Theilen Deutschlands, mit Vollzähligmachung der vertragsmäßigen Passagier-Liste, Eintreibung rückständiger Einzahlungen, Reisen, Kämpfen gegen feindselige Behörden und mit dem Ordnen meiner Privatangelegenheiten vollauf zu thun. So wurde eine veraltete, bis dahin nicht in Anwendung gebrachte Verordnung gegen mich geltend gemacht, wodurch ich gezwungen wurde, bevor ich meinen Reisepaß erhalten konnte, zehn Prozent von meinem Vermögen an die Staatskasse abzuliefern. Der Kreisrath (ein gewisser Neidhardt — später Consistorialrath in Darmstadt) gestattete mir nicht einmal, den Tag meiner Abreise — zur Nachricht für die Mitreisenden — in dem Bezirksblatte anzuzeigen.

Meine Frau war indessen in Folge eines Wochenbettes tödtlich erkrankt und dabei, während ich jeden Augenblick sie zu verlieren fürchten mußte, der Tag der Abreise unwiderruflich festgesetzt. Sie erholte sich dennoch wieder, so daß sie zur Noth reisefähig wurde. — Nicht lange vorher war ihr erwachsener älterer Bruder und dann ihr Vater gestorben; ihr einziger jüngerer Bruder war bei uns, und auch diesen sollte sie noch in den letzten Tagen auf eine gräßliche Weise verlieren. Mein eigener älterer Bruder hatte uns noch besucht; als er nach dem Abschiede sein Pferd besteigen wollte und jener liebliche Knabe gerade in der Hausthüre stand, bäumte sich das Pferd, durch irgend etwas erschreckt, schlug rücklings über und zerschmetterte mit dem Sattelknopfe die Hirnschale des Kindes, das sogleich bewußtlos und nach 12 Stunden todt war.

Wie der Abschied von allem Theuren war, das zurückblieb, während ich Schwester und Schwager (Follenius) erst am Mississippi wieder treffen sollte, will ich nicht schildern. — Im ersten Nachtquartiere wurden wir vom Scharlachfriesel angesteckt,— in Hannover kam es zum Ausbruche, uud die Kinder sowie einige Mitreisende erkrankten so bedeutend, daß Grund genug da war zu neuen Befürchtungen. Indessen war die vertragsmäßige Zeit zur Abfahrt von Bremen herangerückt, und da eine ansehnliche Straffumme angesetzt war für jeden Tag, um welchen durch die Schuld der Gesellschaft die Abreise verzögert werden würde, so mußte ich zugleich auf eine nicht geringe Geldeinbuße gefaßt sein. Trotzdem, daß es der Arzt noch nicht gestatten wollte, eilte ich mit den Meinigen nach Bremen, sobald es nur halb thunlich war. Dort aber wurden wir von unsern Rhedern (den Herren Delius) keineswegs freundlich aufgenommen; sie bemerkten mir, daß sie mir geschrieben hätten, unsere Abreise von Haus noch um einige Wochen zu verschieben, weil das Schiff, das uns aufnehmen sollte, gegen Erwartung länger in Amerika zurückgehalten worden und noch nicht angelangt sei. Der Brief war erst nach meiner Abreise angekommen, hätte aber in keinem Falle beachtet werden können, da die einzelnen Mitglieder zerstreut waren (es waren viele

Sachsen darunter), auch bereits keine Heimath mehr hatten, in welch
sie länger hätten verweilen können. Unser Kontrakt bestimmte fü
jeden Tag der verzögerten Abfahrt, wenn die Schuld unsere Rhede
traf, für diese eine gleiche Strafsumme, wie die uns auferlegte; wi
beriefen uns darauf, aber man sagte uns, daß, wenn wir Gedul
haben wollten, man uns manche Vortheile zuwenden, sonst aber auc
trotz unserem Vertrage uns hart halten könne, und suchte uns durc
Vertröstungen hinzuhalten.

So verging eine Woche, — wir verloren Zeit, und die Gesellschaft
mußte auf ihre Kosten zehren; es blieb mir nichts übrig, als einen
Advokaten anzunehmen, um die Erfüllung unseres Vertrages zu
erzwingen. Nachdem dieser jedoch die einleitenden Schritte gethan
hatte, erklärte er uns, daß er eine Reise machen müsse, und empfahl
uns einen andern — es war offenbar, daß er nicht Lust hatte, gegen
die angesehenen und reichen Herren Delius die Sache von Fremden
zu vertreten; dieser Andere aber erklärte uns, daß die Sache von der
beklagten Partei Monate lang könne hingezogen werden, und rieth
uns zu einem Vergleiche. Ein solcher wurde endlich dahin zu Stande
gebracht, daß wir in einem Oekonomiegebäude auf einer Weser-Insel
Brake gegenüber und Harrier-Sand genannt, einquartiert und auf
Schiffskost gesetzt wurden, bis ein Fahrzeug zur Hand sein würde,
welches uns aufnehmen könnte. Ich arbeitete fleißig mit den übrigen
Vorstandsmitgliedern, um die Rechnungspapiere in Ordnung zu brin-
gen; die Andern vergnügten sich mit Turnspielen und allerlei Kurzweil.
Als nach weiteren vier Wochen unser Schiff noch immer nicht erschienen
und mittlerweile das Schiff „Medora“, unter dem amerikanischen
Kapitain Griffith, in Bremerhafen eingelaufen war, hielten unsere
Rheder es für das Gerathenste, uns an den Amerikaner zu verhandeln.
Das Schiff war neu und gut, strikte Ordnung wurde gehalten, aber
der Kapitain zeigte sich bald als rauher und eigennütziger Mensch.
Ohne Zweifel waren ihm die vertragsmäßigen Gegenstände der Be-
köstigung in gutem Zustande geliefert worden; er gab uns dagegen
ungenießbares Salzfleisch, das — wie die Matrosen sagten — bereits
die Reise nach Ostindien gemacht hatte, und faules Wasser, so daß
von Allem nur die mitgenommenen Kartoffeln zu genießen waren.
Keiner hatte Ursache, den Andern zu beneiden; denn wir hatten — in
echt republikanischem Geiste — uns verbindlich gemacht, alle im
Zwischendecke zu reisen.

Nach einer glücklichen Fahrt von sieben Wochen gingen wir in dem
Hafen von Baltimore vor Anker. Hier gedachten wir uns einige Tage
zu erholen; aber welche Art von Erholung war Das! Eine Juli-
Sonne brannte auf uns nieder, die uns sowohl bei Nacht als bei Tag
kaum zu Athem kommen ließ; Einer der Gesellschaft starb plötzlich am
Sonnenstich, die Kinder wurden leidend, und das Gerathenste war,
schnell weiter zu kommen. — Ich miethete die nöthigen Frachtwagen —

einen für je 2 bis 3 Familien —, die uns auf der Hochstraße durch Pennsylvanien bis nach Wheeling bringen sollten. Unglücklicher Weise war mein eigener Fuhrmann der schlechteste und lüderlichste von allen; gegen 9 Uhr morgens war er in der Regel betrunken und legte sich dann in den hinten am Wagen befestigten Futterkasten, unbekümmert darum, was aus uns werden möchte. Es blieb für mich nichts übrig, als selbst das Sattelpferd zu besteigen (solche Wagen hatten 5 Pferde), Peitsche und Leine in die Hand zu nehmen und so über die Alleghanies zu kutschieren. Beim Erwachen zeigte sich der Bursche mehrmals zornig und wild, und es wäre beinahe zu blutigen Auftritten gekommen. Auch an Unannehmlichkeiten anderer Art fehlte es nicht. Manchmal hatten wir freundliche Wirthe, dann war auch wieder über die Derbheit zu klagen, und starke Rechnungen waren jeden Morgen zu zahlen. Diese Landreise dauerte zwei Wochen. Wir hatten dabei Gelegenheit, das hiesige Leben etwas kennen zu lernen, und ermunternd war die Wahrnehmung eines so allgemeinen Wohlstandes, wie man ihn in der alten Welt nirgends antrifft.

In Wheeling, wo wir bereits Landsleute antrafen, sammelte sich innerhalb einiger Tage der ganze Zug, und es gelang mir, mit einem Dampfboot-Kapitain einen Vertrag zur Ueberfahrt der ganzen Gesellschaft nach St. Louis abzuschließen. Unser Kapitain war ein wohlgenährter, jovialer und gutmüthiger Kentuckier, sein Boot aber ein wackeliger Kasten. Doch war die Fahrt den „schönen Fluß" hinab für uns Alle eine Erholung, — nur litten die Kinder an peinigendem Hautausschlage, und mein jüngstes Kind war, seitdem wir das Festland betreten hatten, nicht mehr so gesund als vordem. — In Cincinnati wurde angehalten, und da sich viele fanden, welche nach etwas Erquickendem verlangten, so steuerten wir einem Gasthause zu. Hier redete ein kurzer, ältlicher Herr zu meiner Verwunderung mich in Deutsch an und sprach die Vermuthung aus, daß wir zur zweiten Abtheilung der Gießener Gesellschaft gehörten. „Was wissen Sie von dieser Sache?" — „Ich kann Ihnen vieles darüber sagen, was Sie selbst noch nicht wissen; die erste Abtheilung hatte viel Unglück auf ihrer Fahrt den Mississippi hinauf, verlor viele ihrer Leute durch die Cholera, Follenius selbst erkrankte und blieb unterwegs liegen; die Gesellschaft theilte und zerstreute sich, indem Jeder sich zu helfen suchte, wie er konnte; jetzt wohnt Follenius nicht fern von mir, nahe der Stelle, wo Duden gelebt hatte; ich heiße Bock und bin im Begriffe, meine später angekommene Familie in Philadelphia abzuholen u. s. w."

Ich war „wie aus den Wolken gefallen" bei dieser Nachricht, deren Richtigkeit ich doch nicht bezweifeln durfte. Mit großer, unausgesetzter Anstrengung und unsäglichen Opfern, unterstützt durch einige treue Freunde (unter welchen ich besonders Professor Göbel aus Coburg, der sich später in Franklin Co., Mo., ansiedelte, nennen muß) hatte ich bis dahin meine Abtheilung zusammengehalten, unser

Rechnungswesen auf's Pünktlichste geordnet und in mancher bitteren Stunde auf das nahe bevorstehende Zusammentreffen mit unseren Freunden der ersten Abtheilung hingewiesen, da dann alles sich besser gestalten würde, und so einen alle ermunternden Enthusiasmus für unsere Sache trotz den vielen abkühlenden Erfahrungen erhalten; jetzt war dies Alles zu Ende, der „schöne Wahn war entzwei gerissen", und es blieb nur die Frage, ob wir noch immer in kleinerer Zahl eine gemeinschaftliche Ansiedlung versuchen, oder auf gut Glück uns ebenfalls zerstreuen sollten. Doch wir hatten ja mit der ersten Abtheilung noch abzurechnen und eine bedeutende Summe zu gut und beschlossen deshalb, jedenfalls uns zusammen nach St. Louis zu begeben.

Die Fahrt ging langsam (im Ganzen brauchten wir zwei Wochen von Wheeling nach St. Louis); einige Tage nahm es uns, den Canal von Louisville zu passiren, und kaum war dies geschehen, als unser Kapitain uns erklärte, daß er auf seinem schadhaft gewordenen Boote uns nicht weiter bringen könne. Wir mußten zufrieden sein, daß der Kapitain selbst uns an einen geriebenen Yänkee verhandelte, der es übernahm, uns bis St. Louis zu bringen, obwohl ich nicht einsehen konnte, daß des Letzteren Boot irgend besser war als das, welches wir verlassen mußten. Der Kentuckier sagte mir beim Abschied, daß der Yänkee ihn im Handel betrogen habe. „Warum denn?" fragte ich allzu naiv, und die mir unvergeßliche Antwort war: "He did so, because we differ on politics." Das muß ein sonderbares Land sein, dachte ich, in welchem die Leute einander betrügen, um sich für politische Meinungsverschiedenheit zu rächen. Ich fand aber bald, zu welchen Mitteln der Parteihaß hier treibt. Unser treuherziger Kentuckier war eifriger Jackson-Mann, und der Yänkee gehörte mit allen seinen Leuten und den amerikanischen Passagieren zur Oppositionspartei; seines war ein Whig- und das des Ersteren ein Jackson-Boot. So fand ich auf dem Whigboote auch unter den Büchern, mit welchen die Reisenden ihre Zeit vertrieben, fast keine andern als die infamsten Schmähschriften auf Jackson und seine Verwaltung, so daß es die anständiger erzogene und ehrlichere deutsche Natur wahrhaft empörte. Auf dem Jacksonboote wurde weniger gelesen und die Zeit fast nur mit Kartenspiel getödtet.

Je näher wir St. Louis kamen, desto höher stieg unsere Besorgniß auch noch aus einem anderen Grunde. Wir erhielten nämlich auf der ganzen Reise Zeitungsberichte, daß die Cholera in verheerender Weise in der Stadt ausgebrochen sei. Als wir anlangten, fanden wir die Sache nicht so schlimm. St. Louis hatte damals noch das Ansehen einer gewöhnlichen Landstadt; Blockhäuser erblickte man noch in der zweiten Straße, Alles ging sehr still zu, und von künftiger Größe war kaum ein Anzeichen vorhanden. — Da ich gegen Erwartung hier von Follenius keine Nachricht vorfand, begab ich mich schon am nächsten Tage nach dem zwanzig Meilen weiter entfernten Städtchen St.

Charles, wo das ernstliche Erkranken zweier Mitglieder meiner Familie mich einige Tage zu verweilen nöthigte. Von hier aus schickte ich einen Boten an Follenius, worauf er bald selbst zu uns kam. Was wir einander mitzutheilen hatten, war wenig im Einklange mit den Erwartungen, mit welchen wir die Heimath verlassen hatten. Er bewohnte mit einem Dutzend mitgebrachter Menschen ein Farmhaus, dessen bisheriger Eigenthümer mit einem Rudel Kinder ebenfalls noch darin wohnhaft war; doch hatte er für eine vorläufige — nothdürftige — Unterkunft in der Nähe auch für meine Familie bereits gesorgt.

Was mich am meisten schmerzte, war der Umstand, daß, als ich die genau geführte Rechnung der zweiten Abtheilung mit dem in den Händen von Follenius zurückgelassenen Reste der Hauptkasse verglich, an dem Guthaben der ersteren mehrere tausend Dollar fehlten. Offenbar hatte die erste Abtheilung nicht mit demselben Fleiß wie wir ihre Bücher geführt; denn es fehlten viele nöthige Angaben. Das Schlimmste aber war, daß, während Follenius erkrankt mit seiner Familie in Paducah liegen blieb, der Kassier und Rechner die Kasse mit sich und dem Reste der Gesellschaft nach St. Louis nahm, dort — wie es scheint — nach einem ungenauen Verfahren unter die Mitglieder vertheilte und einen Rest, der weniger betrug, als uns zukam, für uns in St. Louis deponirte. Ich will keinen der an der Sache betheiligten Männer anklagen, weil ich keinen eines absichtlichen Betruges fähig halte; aber sie hatten — wenn auch in gutem Glauben — zu viel genommen, und als dies später sich herausstellte — obwohl das Speziellere bei der Mangelhaftigkeit der Rechnungspapiere nicht nachzuweisen war — zeigte unter den bereits zerstreuten Mitgliedern niemand sich willig, auch das Geringste wieder herauszugeben. Follenius und ich legten von unseren nicht bedeutenden Mitteln noch das Letzte zusammen, was nur möglicher Weise zu entbehren war, um den Ausfall so weit als thunlich zu decken; es blieb aber noch immer ein Verlust von 7—8 Dollar auf den Kopf. — Ich begab mich mit gedrücktem Gefühle nach St. Louis zurück, versammelte dort unsere Leute, die jetzt alle der Meinung waren, daß wir uns trennen müßten, erklärte ihnen den Stand der Dinge, vertheilte unter sie, was ich hatte, theilte das Bedauern aller wegen des Verlustes, mußte aber bereits Aeußerungen hören, daß man sich damit nicht beruhigen würde. Mich selbst konnten die Leute freilich kennen, aber Follenius kannten die Meisten persönlich gar nicht; zu Mißtrauen war allerdings Grund vorhanden, und ein gutes Recht gibt ja Niemand gerne auf.— Ich versprach ehrlich noch ferner zu thun, was ich konnte, setzte mich mit dem Rechner und Andern in Verbindung, ohne aber ein besseres Ergebniß zu Stande bringen zu können. Außer einem bitteren Zeitungskriege wäre es beinahe sogar zu thätlichen Angriffen gegen Follenius gekommen. Später überzeugten sich alle, daß von uns Beiden nur Opfer gebracht

wurden, daß aber auch nicht die kleinste Summe in unseren Händen zurückgeblieben, oder durch unsere Schuld verloren gegangen war, und mit den Meisten stellte sich das frühere freundschaftliche Verhältniß wieder her.

Jene widerlichen Auftritte waren keine geringe Zugabe zu dem übrigen Harten, das damals täglich zu bestehen war. Hatte ich doch eben erst mein jüngstes Kind begraben, das unter den verderblichen klimatischen Einflüssen allmählig erlag. — Jetzt ist die Sache längst vergessen, und die wenigen noch überlebenden Mitglieder der Gießener Gesellschaft und ihre zahlreichen Nachkommen befinden sich sämmtlich, so weit es mir bekannt ist, in glücklichen äußeren Verhältnissen.

Ich hatte indessen ein Grundstück von 120 Ackern mit etwa 15 Ackern Klarland und den allernothwendigsten Gebäuden in der Nähe von Follenius gekauft (dasselbe, auf dem ich noch heute wohne) und 1000 Dollar dafür bezahlt (später fiel das Land, das durch die Ankunft so vieler Deutschen plötzlich auf $9—10 pro Acker gestiegen war, wieder auf die Hälfte), und fing sogleich an, zu bessern und alle nöthigen Arbeiten mit willigem Muthe selbst zu verrichten. — Wir waren dabei auf schmale Kost gesetzt. Kartoffeln und anderes Gemüse, auch Obst waren gar nicht und kaum Brot und Fleisch zu haben. Wir rieben den noch nicht ganz reifen Mais auf mitgebrachten Reibeisen, und aus diesem Mehle suchten die Frauen mit lobenswerther Erfindungsgabe mancherlei Gerichte zu bereiten, während die Jagdflinte Spechte, Eichhörnchen, Tauben und anderes Wild lieferte. Dies wurde besser, nachdem wir selbst ausgesät und geerntet hatten.

Ich war auf dem Lande erzogen und in keinem Stücke unanstellig, wußte vielmehr mit mancherlei Handwerksgeräthen umzugehen. Doch mußte die hiesige Art des Baumfällens erst gelernt werden, und da wir die hiesigen Baumarten nicht kannten, und man doch wissen muß, wozu jede gut ist, welche spaltet, welche dauernd ist ꝛc. und welche nicht, so wurden natürlich mancherlei Mißgriffe gemacht, und manche Mühe wurde nutzlos aufgewandt. Doch lernte ich bald die hiesige Axt führen, lernte pflügen, säen, mähen, lernte alles selbst verrichten, was zur Erbauung eines Hauses erforderlich ist, lernte Schweine schlachten und Würste machen, lernte später auch Obst-, Hanf-, Tabaks-, Hopfen- und Weinbau, so daß nichts, was in der hiesigen Landwirthschaft vorkommen kann, mir fremd blieb.

Nach den von Duden gegebenen Schilderungen hatten wir uns die Sache einigermaßen anders gedacht, nämlich so, daß bei dem noch unangebrochenen hiesigen Naturreichthume es hinreichen würde, etwa die Hälfte unserer Zeit der rauhen Arbeit zu widmen, und daß die andere Hälfte frei bleiben würde für verschönernde Arbeiten, zur eigenen Fortbildung, zum Unterrichten der Kinder ꝛc. Aber wir fanden des Nothwendigen so viel zu thun, daß wir kaum an Sonn- und Regentagen einige Freistunden uns gönnen durften, — und an

manchen Abenden waren die Glieder so müde, daß ich kaum noch die Gabel zum Munde führen konnte, oder auch der Kopf in Schlummer auf den Tisch sank. In der Erntezeit mußte ich oft die Kleider, die von Schweiß trieften, 2 bis 3 Mal des Tages wechseln, während das Gehirn wahrhaft glühte mit beständigem Sausen in den Ohren. Die Ursache lag theils in dem Ungewohnten dieser Arbeiten, theils darin, daß wir noch nicht alle Vortheile in der Arbeit kannten, und daß wir alles netter, geordneter und reinlicher haben wollten als unsere amerikanischen Nachbarn, die sich weit weniger abmühten, zumal da sie meistens Sclaven hielten. Wir mußten später es aufgeben, Alles nach heimathlichem Geschmack einzurichten, indem doch hier die Arbeitskraft für Vieles, worauf man sie in der alten Welt verwendet, jetzt noch zu theuer ist.

Nun war ein ganzes Heer von deutschen Kindern da und keine Schule. Ich entschloß mich, mehrere Tage in der Woche gegen eine sehr mäßige Vergütung Schule zu halten, lernte dadurch selbst rascher Englisch, mußte aber die Schulstunden als Zeit körperlicher Ruhe betrachten, und um das Nöthigste doch daneben zu besorgen, frühe vor Tag und oft noch Abends im Sternenscheine die andern Arbeiten verrichten. Meine natürlich gesunde, frühe durch Turnen gestärkte, durch Mäßigkeit ungeschwächt erhaltene Körperkraft ertrug Alles während der ersten vier Jahre. Dann befiel mich ein hitziges Fieber, von welchem ich erst nach vielen Wochen mich wieder erholte. Ueberhaupt hatten fast alle Familien in jenen Jahren viel Kranksein, und unsere Doktor-Rechnungen betrugen oft mehr, als wir erringen konnten. Ich arbeitete fort, zwar von Schulden mich frei haltend, ohne aber unter den damals drückenden Zeitverhältnissen über eine Existenz voll Mühe, Sorge und Entbehrung hinaus zu kommen, doch zufrieden in dem Gedanken, ein freier Mensch zu sein, der nach seiner Ueberzeugung lebt und von keines Menschen Gunst abhängig ist.

Einmal hatte ich im Winter durch einen Fehlhieb mit der Axt mir eine Zehe abgehauen, was mich für zwei Monate zum Stubengefangenen machte. Ich lernte, um dennoch nützlich beschäftigt zu sein, das Korbflechten und habe gar manchen Korb gefertigt, auch viele Andere die Kunst gelehrt. In einem anderen Winter lernte ich — immer ohne Lehrer — Cigarren zu drehen und tauschte mitunter meinen Kaffee ein gegen meine Winterarbeit. Später indessen gerieth ich in einen dauernd fieberhaft nervösen Zustand mit beständigem Brausen im Gehirne und Sausen in den Ohren, so daß ich, ohne Schmerzen zu empfinden, doch wie ein Betrunkener kaum von einem Stuhle zum andern mich bewegen, oder auf dem Pferde mich halten konnte. Dies dauerte über 2 Jahre und verlor sich endlich dadurch, daß ich für mich in der Anlegung einer kleinen Rebenpflanzung, auch in wieder aufgenommenen wissenschaftlichen Arbeiten eine angemessenere Beschäftigung fand, während mir die härteren Sommerarbeiten durch

einen indessen herangewachsenen Sohn abgenommen wurden. Es ist klar, daß auch bei dem besten Willen und bei sonst kräftiger Gesundheit doch wir, die wir vom fünften Lebensjahre an unsere Gehirn-Nerven durch eine Masse abstrakten Wissens unnatürlich reizen und geistig uns abquälen mußten, in der anhaltenden Verrichtung schwerer Arbeit — besonders unter der Gluth der Missouri-Sonne — es dem rauh gewöhnten Tagelöhner nicht gleich thun können, sowie daß die hier Erzogenen zu Dem was hier zu leisten ist, am besten sich eignen. Da ich fünf Söhne habe, alle kräftig und frisch, so wird mir nunmehr für den Rest meiner Lebenszeit die nöthige Hülfe nicht ausgehen, und für ihr so viel leichteres Fortkommen will ich gerne die schwere Mühe übernommen haben.

Meine mir nun selbst lieb gewordene Heimathstätte habe ich fast ganz dem Zustande der Urwildniß abgerungen, und wohin ich blicke, sehe ich das Werk meiner Anstrengung. Da ich nur 4 Jahre meines Lebens in Städten zugebracht habe (30 Jahre in dem stillen Dörfchen meiner Geburt, das ich vor zwei Jahren wiedersah), so ist es kein Wunder, daß das geräuschlose und einfachere Landleben bis an mein Ende mich anzieht, und daß ich auch jetzt, da ich es wohl könnte, in eine hiesige Stadt mich nicht übersiedeln mag. — Meine Wohnung ist auf einer sonnigen und luftigen Anhöhe, von Schattenbäumen umgeben. Unten läuft neben einem klaren Bache eine frequente Straße hin. Hinter dem Hause ist ein kleiner Garten, an welchem ausgedehnte Obstpflanzungen sich anschließen. Am Fuße eines nahen und höheren Hügels ist die Rebenanlage, auch eine Baumschule, und der Gipfel der Anhöhe ist mit einem Pfirsichwalde bedeckt. Von dem Vorplatze aus übersieht man den größten Theil der Fruchtfelder. An einer Seite stößt der Wald bis an den Hof. Am entferntesten Ende des größeren Obststückes, am frühesten von der Morgensonne beschienen, ist ein Begräbnißplatz hergerichtet, von Akazien und Zedern beschattet, wo außer anderen Verwandten sechs meiner Kinder ruhen (ich verlor diese fast sämmtlich im zartesten Alter durch die sog. Sommerkrankheit), und neben ihnen wünsche ich selbst meine Ruhestätte zu finden. — Noch kann und sollte vieles verbessert und verschönert werden, und es wird geschehen, wenn die künftigen Besitzer dieses Grundstückes in meinem Sinne fortarbeiten. Doch wie es auch jetzt ist, sage ich: "Hic terrarum mihi praeter omnes angulus ridet." Ich verlange nicht, daß Andere ihm denselben Werth beilegen.

Schon in den ersten Jahren benützte ich mitunter eine Mußestunde zu Aufsätzen für verschiedene deutsche Blätter und gab dann — hauptsächlich zur Belehrung meiner deutschen Nachbarn — ein Schriftchen in zwei Heften heraus: „Ueber Religion und Christenthum, eine Aufforderung zu besonnener Prüfung an die Deutschen in Nordamerika." Es bildeten sich darauf in dieser Umgegend mehrere freie Gemeinden,

welche lange bestanden haben. — Um auch meinen amerikanischen Nachbarn mich nützlich zu machen, gab ich ein Schriftchen ähnlichen Inhalts in englischer Sprache heraus: "A Treatise on Religion and Christianity, Orthodoxy and Rationalism"; der bekannte Theodore Parker war mir behülflich, daß dasselbe in Boston gedruckt wurde.

Für eine Zeit lang war ich Mitarbeiter an dem von Ed. Mühl in Hermann herausgegebenen „Lichtfreund." — Dann wurde ich aufgefordert, regelmäßige Mittheilungen für die „Schnellpost" zu liefern, später für noch mehrere andere Blätter, namentlich für die „Atlantis." — Diese literarische Thätigkeit war für mich selbst bildend, und manche Ermunterung kam mir zu, aber meine ökonomische Lage erleichterte sie wenig; denn in vielen Fällen verlor ich alle Vergütung und hatte in manchen sogar noch Geldopfer zu bringen. — Auf Verlangen von Hrn. Börnstein in St. Louis wurden dessen „Geheimnisse von St. Louis" von mir in's Englische übersetzt. Sodann veröffentlichte ich nach einander — als Frucht der Mußestunden mehrerer Winter — in verschiedenen Blättern fünf kleinere Novellen, von welchen vier wiederholt abgedruckt worden sind. Mein Zweck war, Erinnerungen aus meiner eigenen merkwürdigen Jugendzeit der Vergessenheit zu entreißen, zugleich hiesige Verhältnisse, besonders insofern sie den deutschen Einwanderer näher berühren, zu schildern, Charaktere aus meiner eigenen Beobachtung zu zeichnen und das Wesentlichste einer durchdachten Lebensansicht mitzutheilen. Da ich eine bedeutende Erfindungsgabe mir niemals zutraute, so habe ich auch keine größere Arbeit dieser Art unternommen, wozu ich ohnehin die erforderliche Zeit nicht hätte finden können. Die erste jener Novellen „Der Flüchtling in Missouri" halte ich selbst für die gelungenste.

Der sog. „Turnerbund" schrieb seit 1856 jährlich Preisaufgaben aus. Ich erhielt das erste und das zweite Mal den Preis allein, das dritte Mal mit Dr. Rösch in St. Louis zugleich; im letzten Sommer wurde meine Arbeit über die Frage: „Ist die Union in Gefahr &c.?" für preiswürdig erklärt, Herrn Hielscher in Indianapolis aber der Preis zuerkannt. Ich hatte mich dahin ausgesprochen, daß der Versuch einer Trennung nahe bevorstehe, während meine Mitbewerber auf eine entferntere Wahrscheinlichkeit derselben hinwiesen.

Ich muß bemerken, daß ich meine literarische Wirksamkeit mit dem Gedanken begann, daß mein Name und meine Person niemals aus dem ländlichen Verstecke, das ich im fernen Westen für mich aufgesucht hatte, hervortreten sollten, — und nicht durch mich selbst ist es kund geworden, wer "Far West" ist, und wo er verweilt. Wie groß und weit auch dieses Land ist, so kann man doch hier, wie es scheint, noch weniger sich verstecken, als in den Ländern der alten Welt. Wer gar eine entschiedene Richtung verfolgt, muß hier oft auf sehr unangenehme Weise sich auf die Gasse ziehen lassen; doch Das

muß man in dieser Musterrepublik, zumal wenn man es mit deutschen Landsleuten zu thun hat, ertragen lernen. Ich denke, daß ich meinen Gegnern gegenüber niemals die Regeln der besseren Sitte verletzt habe. Wie unrecht ist es, Andere darum anzufeinden, weil die Gründe, mit welchen man sie überzeugen will, für sie eben nicht überzeugend sind!

Die letzten 5 Jahre waren die wichtigsten für mich. Nachdem ich 22 Jahre mich in räumlich sehr beengten Grenzen bewegt hatte, wurde ich im Wahlkampfe von 1856 zum ersten Mal persönlich auf die große Weltbühne gerufen und redete mit Friedrich Hecker u. A. vor großen Massen in Buffalo, Rochester, New-York, Philadelphia, Pittsburg, Cincinnati, Indianapolis, sah zum ersten Mal diese und andere Städte und kehrte, bereichert an Anschauungen und Eindrücken, nach monatlicher Abwesenheit in meine stille Heimath zurück. Im folgenden Winter hielt ich, vom Vorstande des „deutschen Institutes" eingeladen, mehrere wissenschaftliche Vorträge in St. Louis.

Im Sommer 1858 suchte Hr. C. L. Braie von New York auf meiner Heimstätte mich auf und sprach mir den Wunsch aus, daß ich ein Werk über den Staat Missouri schreiben möchte — zu dem Zwecke, eine verstärkte deutsche Einwanderung nach Missouri dadurch zu veranlassen, was auf die fernere Entwickelung dieses Staates in jedem Betrachte und auf die künftige Lösung der Sclavenfrage von großem Einflusse sein müsse. Mit Rücksicht auf den Zweck übernahm ich die Arbeit und lieferte das Manuscript zu rechter Zeit ab (es ist ein Band von 237 Seiten). Kaum war aber das Buch in New York gedruckt, als von eben daher die Aufforderung mir zukam, eine Reise über den Ocean zu machen, um für die Verbreitung des Werkes in Deutschland und in der Schweiz die nöthigen Schritte zu thun. Ungerne entschloß ich mich, meine Familie für 8 Monate zu verlassen und in einem Alter von 60 Jahren eine solche Wanderung zu unternehmen, folgte aber dennoch dem Rufe, als das Verlangen dringender an mich gestellt wurde,— und wie freut es mich, daß ich es that! Ich reiste im April 1859 von hier ab, ertrug alle Beschwerden der Reise mit Leichtigkeit, sah nach 25jähriger Abwesenheit das geliebte Heimathland, theure Angehörige, viele der Jugendfreunde wieder, durchreiste die Schweiz und einen großen Theil von Deutschland, lernte mein Geburtsland jetzt erst recht kennen (wozu ich in meinen früheren, allzu beengten Verhältnissen niemals Gelegenheit gehabt hatte), wurde mit vielen der bedeutendsten Männer bekannt (Feuerbach, Roßmäßler, Moleschott, Rieser, dem alten Kapp, Rösing u. v. A.), erreichte meinen Zweck nach Wunsch und langte wohlbehalten zu Ende des Novembers wieder bei den Meinigen an.

Vor meiner Abreise hatte ich auf Verlangen erst noch eine Anleitung zum Weinbau in Nordamerika geschrieben, welche in der „Mississippi-Handelszeitung" veröffentlicht wurde und

inzwischen in Buchform erschienen ist. Was von meinen Beobachtungen und Erlebnissen während jener Reise mir am wichtigsten schien, theilte ich in Correspondenzen für die „Westliche Post“, die „Criminalzeitung“ und andere Blätter mit, und den Deutschen ließ ich als Abschiedswort ein Schriftchen zurück, welches in Bremen gedruckt wurde: „Die Zukunft von Nordamerika, und Blicke aus der alten Welt in die neue.“

Im vorigen Sommer hat man mich zum Hauptredakteur der in St. Louis erscheinenden „Farmer-Zeitung“ gemacht; außerdem sind mir mehrere wissenschaftliche Arbeiten aufgetragen, und ich werde in keinem Falle aufhören, meine Kräfte zu regen, so lange sie vorhalten, — ist's nicht mit der Feder, so doch mit dem Spaten, der Rebenscheere, dem Pfropfmesser und selbst noch mit der Axt des Pionieres.

Anregenden Umgang hatte ich in der ersten Zeit sogar in meiner nächsten Nähe mehr als jetzt. Drei Jahre nach mir verließ mein jüngerer Bruder Deutschland, baute sich gerade neben mir an und wohnte bis vor Kurzem nur ein paar hundert Schritte von mir entfernt. Mit ihm pflegte ich am häufigsten meine Gedanken auszutauschen und vermißte darum andern Umgang weniger; denn unsere Jugenderinnerungen sind großen Theils dieselben, und in Streben und Lebensansicht stehen wir einander so nahe, wie dies selbst unter Brüdern nur selten der Fall ist. — Von meinen Kindern leben noch acht, außerdem dreizehn Enkel; ich kann sie alle erreichen und habe schwerlich zu fürchten, in meinen letzten Jahren hülflos zu werden. Der zweite meiner Söhne steht jetzt meiner Ackerwirthschaft vor.

Auch an der so gewaltigen politischen Bewegung des Jahres 1860 betheiligte ich mich nach Kräften. Wanderungen nach entfernteren Orten wurden dies Mal nicht von mir verlangt. Doch in Folge dieser Bestrebungen habe ich die bittersten Anfeindungen von Seiten der Gegner reichlich empfinden müssen und wurde selbst mit rohester Gewaltthätigkeit bedroht. — Ich will aber mit dem Bitteren nicht schließen und vielmehr erklären, daß mein uneigennütziges, wenn auch beschränktes Bestreben für den Sieg des Besseren in der Welt unter meinen Zeitgenossen viel mehr Anerkennung gefunden hat, als worauf ich jemals glaubte rechnen zu dürfen, und daß ich ohne Neid, ohne Haß und ohne Klage aus einer Welt zu gehen gedenke, in welcher ich eine höhere Lust als die, meine Pflicht zu erfüllen, niemals gesucht habe.

Geschrieben im März 1861.

Den 11. Juli 1871. Sehr bald, nachdem das Vorstehende niedergeschrieben war, nahm der greuliche Rebellionskrieg seinen Anfang. Ich selbst war in einer weiten Umgegend der von den Rebellen am meisten Gehaßte. In einer in meiner Nähe abgehalte-

nen Versammlung wurde beschlossen, mich zu erwürgen, mein Haus niederzubrennen, meine ganze Familie gewaltsam zu vertreiben. Nahe und ferne Freunde boten mir Schutz an, ich wollte aber weder als Flüchtling meine bedrohte Heimstätte verlassen, noch Andern lästig werden, und so blieb ich wo ich war. Während meine beiden älteren Söhne in der "home guard" dienten, traten die beiden jüngeren (der allerjüngste war noch Knabe) in Sigel's Regiment ein, nahmen Theil an der Eroberung von „Camp Jackson" und fochten dann bei Wilson's Creek, wo der jüngere der beiden, ein blühender und trefflicher Jüngling von kaum 18 Jahren, tödtlich getroffen fiel; der andere hielt tapfer fechtend aus bis zum Schlusse des Krieges. — Ein anderer schwerer Verlust traf mich etwas später durch den Tod einer erwachsenen Tochter, welche in der Fülle von Gesundheit und Kraft durch ein Nervenfieber mir entrissen wurde.

Im Herbste 1861 wählten mich die drei Counties Warren, St. Charles und Montgomery zum Staats-Senator. Gerade die vier Jahre, während welcher ich diese Stelle bekleidete, waren die wichtigsten und entscheidendsten für unsern Staat, indem unter schweren Mühen und steten Kämpfen die neue Ordnung der Dinge festgestellt werden mußte. In Folge von unmäßiger Anstrengung besonders während der letzten Sitzung kehrte ich so körperlich angegriffen zurück, daß ich erst nach Jahren mich wieder erholte.

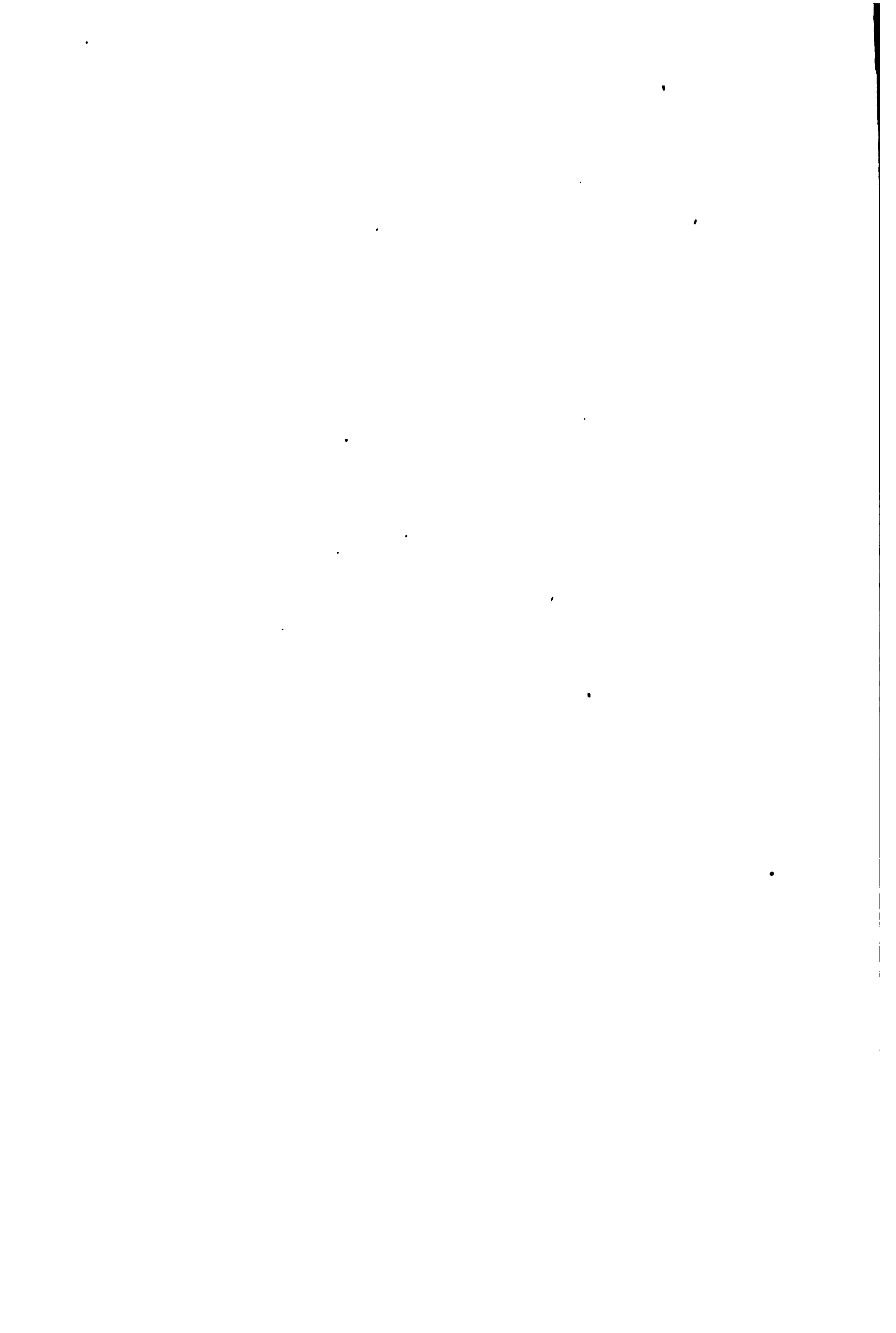
Durch Gouverneur Fletcher wurde ich als Mitglied der „Staats-Einwanderungs-Behörde" ernannt und von seinen beiden Nachfolgern zu derselben Stelle wiederernannt; sie ist ein sog. Ehrenamt, womit für mich u. A. eine viel Zeit raubende Correspondenz fast nach allen hiesigen Staaten und nach vielen Theilen der alten Welt hin verbunden ist. Doch haben wir alle Ursache, mit den Erfolgen dieser Anstalt zufrieden zu sein.

Noch immer theile ich meine Zeit zwischen Arbeiten an meinem Schreibtische und in der Rebenanlage und dem Obstgarten, unterrichte auch nebenbei einige der Enkel, nachdem die eigenen Kinder meinem Unterrichte entwachsen sind. Ich darf von Tag zu Tag fast keine Zeit verlieren, um Alles zu beringen, was ich als meine Aufgabe betrachte. Wie lange wird es noch so fortgehen können? Ich weiß es nicht; aber ein erwünschteres Ende kann ich mir nicht denken, als mitten im regsten Bestreben zu fallen.

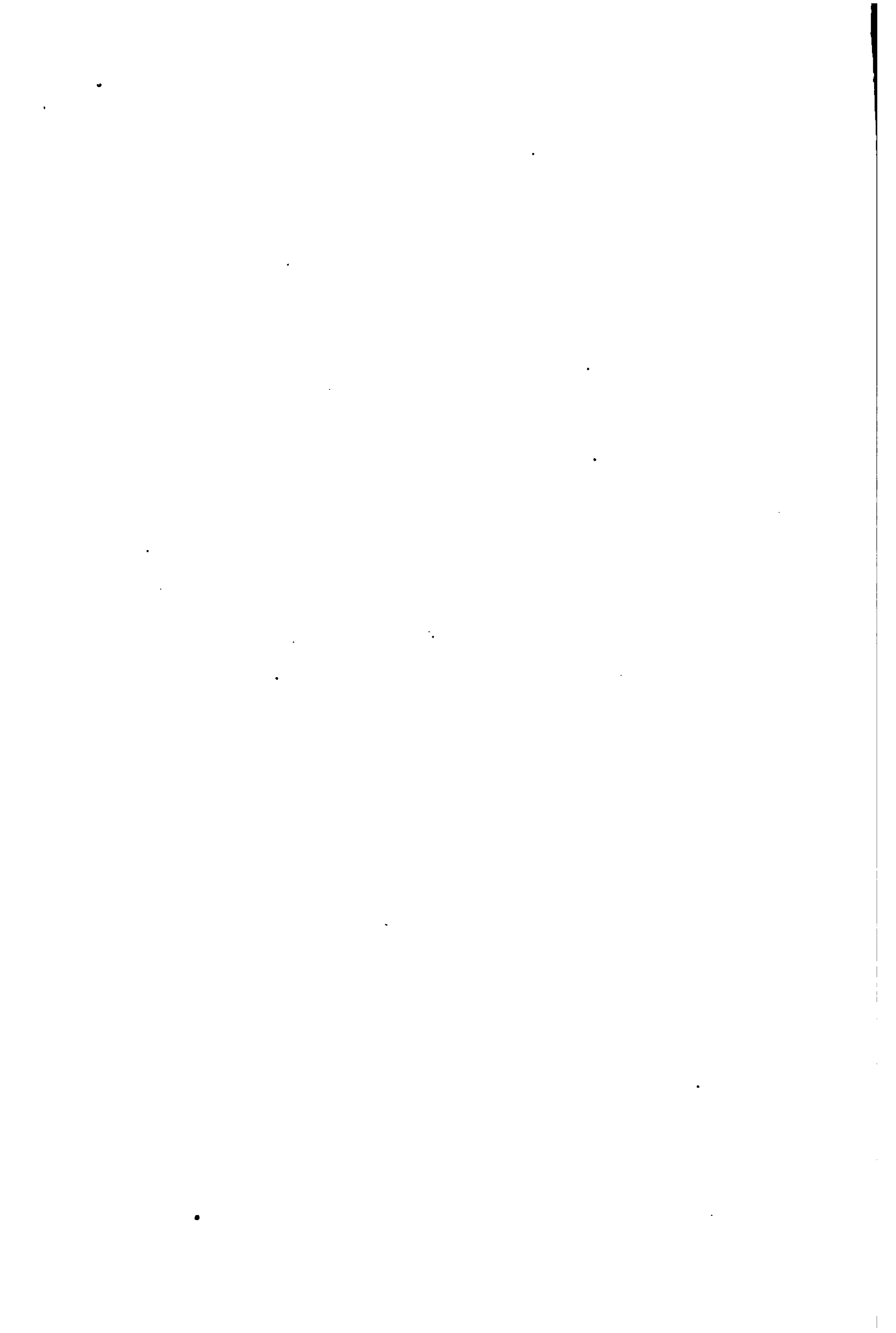
Zwei Winter arbeitete ich angestrengt an dem kürzlich erschienenen Werkchen: „Die sinnliche und die geistige Lebensansicht u. s. w." und gab das Manuscript hin ohne alle Vergütung, befriedigt dadurch, daß das Buch zahlreiche Freunde zu finden scheint. In Arbeit habe ich noch — vermuthlich als letztes Bemühen der Art — eine „Geisteslehre für die heranwachsende Jugend — zum Gebrauche für Lehrer und Schüler." Außerdem kann ich es kaum vermeiden, theils über

wissenschaftliche, theils über praktische Fragen in vielen deutschen auch englischen Blättern — hier und auch in der alten Welt — gelegentlich mich auszusprechen, an den politischen Vorgängen mich zu betheiligen, Fest- und andere Reden zu halten ꝛc., weil eben noch Niemand zu glauben scheint, daß ich zur Altersruhe berechtigt sei. — Nur wenige der Gefährten meiner Jugend sind noch da, und so hoch angewachsen ist die Masse des Erlebten, daß es in der Erinnerung erdrückend werden müßte, wäre nicht unserem geistigen Wesen die nöthige Spannkraft verliehen, durch welche wir allem neu sich Ereignenden auch ein neues Interesse abgewinnen, so lange wir noch da sind, wie viel auch des Vergangenen hinter Dem liegt, was augenblicklich uns anregt.





Philosophisches.





Wer ist ein Freidenker?

I.

Bekanntlich ist in unserer Zeit vielfach die Rede von einer „neuen Weltanschauung“ gegenüber der bis jetzt noch weit überwiegenden „alten“, — nicht, als ob das Wesentliche der „neuen“ nicht auch schon vor Jahrtausenden da und dort hervorgetreten wäre; aber erst in unseren Tagen wird die „neue Weltanschauung“ umfassender, gründlicher, wissenschaftlich gestützt und folgerecht durchgeführt, zur Geltung gebracht, woraus ein Kampf entsteht, in welchen nothwendig alle Denkenderen (wir können diese Steigerung von „denkend“ nicht mehr entbehren) nothwendig hineingezogen werden. Unter verschiedenen Namen vereinigt, gab es von Frühem an Solche, welche gegen das Herkömmliche protestirten, — die neuerdings von den Widerstrebenden angenommene Benennung ist „Freidenkerthum“, womit ausgesprochen scheint, daß sie alle Anderen als unfrei in ihrem Denken betrachten.

Zu dem Wesentlichen des „Freidenkerthums“ gehört die Behauptung: 1. Es hat niemals etwas im eigentlichen Sinne Wunderhaftes stattgefunden, vielmehr ist Alles erfolgt und es wird auch fernerhin in der ganzen weiten Welt Alles erfolgen nach ewig feststehenden Gesetzen der Natur, welche keine willkürliche Unterbrechungen für besondere Zwecke, d. h. kein Wunder, zulassen; nur das Naturgemäße ist möglich, der Glaube an Uebernatürliches ist beklagenswerthe Täuschung; 2. die Bibel und andere alte Religionsbücher haben wir zu beurtheilen nach dem Geiste der Zeit, in welcher sie entstanden sind, ohne an ihren Inhalt uns mehr zu binden als an irgend ein anderes Erzeugniß des menschlichen Denkens, — die sog. „heiligen Bücher“, wie vieles der Beachtung Werthes sie auch enthalten mögen, unterliegen unserer durchaus freien Beurtheilung wie alles andere Menschliche; 3. die überwiegende Mehrzahl der „Freidenker“ scheint außerdem der „Kraft- und Stoff-Lehre“ zugethan zu sein, welche in der Behauptung gipfelt: alle sog. religiösen Anregungen sind eitle

Selbsttäuschung, — was man Gewissen nennt, ist nur eine beigebrachte Angewöhnung, — Verantwortlichkeit und Willensfreiheit giebt es nicht, da vielmehr Alles erfolgt durch die unabwendbare Verknüpfung von Ursache und Wirkung, also durch unvermeidliche Nothwendigkeit, im menschlichen Handeln durch den im Augenblick am stärksten hervortretenden Naturtrieb. Wenn es unter den zum Freidenkerthum sich Bekennenden eine Meinungsverschiedenheit giebt, so betrifft sie diesen letzten Punkt, indem sie doch nicht alle dem grassesten Materialismus sich in die Arme werfen, mit der geistleugnenden, das Freiheits-Bewußtsein vernichtenden, die ganze ideale Lebensansicht zertrümmernden, den Menschen nur als ein mit etwas mehr Verstand begabtes Thier — ohne einen wesentlich höheren Daseinszweck — darstellenden Lehre sich befreunden wollen.

Ich bezweifle keinen Augenblick, daß in Bezug auf die beiden ersten Punkte das Freidenkerthum immer rascher siegreich voranschreiten, den veralteten Dogmen-Glauben überwinden und das starr gewordene Kirchenthum mit seinen sog. Ceremonien oder heiligen Gebräuchen mehr und mehr beseitigen wird, wogegen der Kampf zwischen der geistigen (idealistischen) und sinnlichen (materialistischen) Lebensansicht durch das Freidenkerthum nicht zu schlichten ist, vielmehr nur heftiger entbrennen und fortdauern wird, bis für die Menschheit auf dem Standpunkte höherer und vollster Selbstbestimmung das Richtige unanfechtbar gefunden wird.

Ich selbst schließe keinem Freidenker-Verein mich an. Ich habe mir selbst zur Klarheit verholfen, so weit sie geht und gehen kann, ohne Vereins-Hülfe, und in meinem Wirken für „mehr Licht“ bedarf ich keiner Anlehnung. Doch habe ich nichts einzuwenden gegen das Bestreben der Freidenker von der rechten Art, denke aber, daß sie sich selbst überschätzen, wenn sie am Ziele der allerwichtigen Forschungen angelangt zu sein meinen.

Die Benennung „Freidenker“ will ich nicht antasten, bemerke aber von meinem psychologischen Standpunkte Folgendes: Ein freier Denker ist Jeder insofern, als keine Gewalt, wie es in Bezug auf Thun und Nichtthun so vielfach geschieht, auf das Denken zwingend einwirken kann. Unser Handeln unterliegt theilweise der Beaufsichtigung, den Bestimmungen der Gesetze, mitunter den willkürlichen Eingriffen von Außen her; aber „Gedanken sind zollfrei“, und im weiten Reiche der Natur giebt es nichts, das so frei von Zwang wäre wie das innere Gedankenspiel. Man kann einem Menschen Arme und Beine fesseln und ihn zum Galgen schleppen, nicht aber auch nur einen einzigen seiner Gedanken beherrschen.

In anderem Sinne giebt es gar kein unbedingt freies, d. h. allein von der Willkür des eigenen Ich ausgehendes Denken. Das Denken ist ein geistiger Vorgang, nicht unähnlich dem leiblichen Vorgange des Blutumlaufes und der Verdauung, und kein denkender

Mensch kann bestimmen, an welchem Endziele sein Gedankengang ankommen soll, wie etwa der Reisende im Voraus weiß, ob New York oder Philadelphia das Ziel seiner Wanderung ist. Wir müssen unser Gedankenspiel gewähren lassen und ihm dahin folgen, wohin es uns führt. Geleitet wird im Ganzen unser Gedankengang durch die Jedem eigenthümliche seelische Anlage und Stimmung, durch den vorherrschenden Zeit- und Volksgeist, durch die Einflüsse unserer Umgebung, durch die im besonderen von Jedem gemachten Erfahrungen. Lassen wir aber nur unserem Gedankengange seinen Lauf, so besteht die ganze Denkbarkeit darin — was bei den Meisten der Fall ist — daß die stets wechselnden Sinneseindrücke in bewußte Vorstellungen umgewandelt werden; die ersteren sind ihrer Natur nach schnell vergänglich, die letzteren mögen mehr oder weniger lang an dem seelischen Wesen haften bleiben und einen mehr oder minder werthvollen inneren Gedankenvorrath bilden. Doch haben wir auch die Fähigkeit, mit Absicht zu sinnen und zu forschen, unser Denken gleichsam zu zwingen, daß es uns den Zusammenhang von Ursache und Wirkung klar und auch die nothwendigen Folgen vorliegender Thatsachen verständlich mache. Doch, wie gesagt, was durch selbst angestrengtestes Denken gefunden werden soll, läßt sich im Voraus so wenig bestimmen, als daß man da oder dort im noch unbekannten Weltmeere eine so oder anders beschaffene Insel entdecken will. Nichts ist verkehrter als eine zusammenhanglos aufgetauchte Anschauung festzuhalten in der Erwartung, die für ihre Begründung nothwendige Denkarbeit nachträglich besorgen zu können, da es gerade zu dieser Begründung gewöhnlich nicht kommt. Das Denkergebniß setzt sich zusammen aus dem bereits vorhandenen und den neu hinzukommenden Vorstellungen.

Besteht das Freidenken wirklich darin, daß man keiner „Autorität" Einfluß auf den eigenen Gedankengang gestattet? Kann denn ein einzelner Mensch allen Erkenntniß-Vorrath allein aus seinem eigenen Selbst, aus seinen persönlichen Erfahrungen und den Ergebnissen seiner eigenen Denkarbeit schöpfen? Nicht allein ist aller Unterricht neben der Anregung zu eigenem Denken eine Mittheilung des bereits von Anderen Erforschten, sondern kein einzelner Mensch kann so durchaus alle Gebiete des Wissens beherrschen, daß er nicht sehr Vieles im Vertrauen auf Autorität hinnehmen müßte. Nicht selbst konnte ich die Entfernung und Größe der Sonne messen, nicht allen physikalischen Erscheinungen auf den Grund gehen rc., und doch stimme ich den Ergebnissen der neueren Astronomie und Naturkunde zu. So mag es die große Menge auch in anderen Fragen halten, zu deren tiefster Erforschung ihr die Mittel und die nöthige Vorbildung fehlen. Wir können die Autorität, d. h. den Einfluß der Hervorragenderen, bis jetzt noch nicht entbehren, — und in der That sind deren Bemühungen in Wort und Schrift doch nichts Anderes als ein Bestreben, auf das Denken der Anderen einen dieses Denken bestim-

menden Einfluß zu üben. Ich wüßte keinen einzigen Denker zu nennen, der nicht mehr oder weniger durch Einflüsse und Eindrücke bestimmt worden wäre, welche außerhalb dem Bereiche seiner eigenen Willkür lagen.

Was kann der Mensch nun thun, um die Bezeichnung des echten Freidenkers zu verdienen? Ohne von tausendfach verschiedenen Eindrücken sich frei machen zu können, kann er zweierlei thun: 1) er kann und soll überhaupt zum Denken sich anhalten; es giebt eine Faulheit des Thuns und des Denkens, — aus der ersteren entspringen Lüderlichkeit und Elend, aus der letzteren Vorurtheil und Aberglaube; 2) er soll im ganzen Bereiche seiner Vorstellungen keinen Widerspruch dulden, nichts in sich aufnehmen, was wohlbegründeter Einsicht widerstreitet, die unhaltbaren bisherigen Vorstellungen bereitwillig gegen bessere neue aufgeben, seinen Gedankenreichthum mehren durch alle dargebotenen Mittel, doch immer so, daß das ganze innere Wesen, bestehend aus Ansichten und Grundsätzen, eine volle Harmonie darstellt ohne einen Mißton und ohne eine Lücke. Wer so viel im Leben erreicht hat, braucht sich nicht anzuklagen, daß er seinen Daseinszweck verfehlt habe, welcher Art von Weltanschauung er auch gehuldigt haben mag.

II.

Man will neuerdings und höchst willkürlich nur Den als „Freidenker" gelten lassen, welcher nichts Anderes als Wahrheit anerkennt, als was er entweder mit den Sinnen fassen, oder mathematisch beweisen kann, also nur Den, welcher sich zum modernen Materialismus bekennt. Man könnte einen Schritt weiter gehen und sagen: Noch viel freier denkt ja Der, welcher durch keine Rücksicht auf Ehre, Billigkeit und Gerechtigkeit sich binden läßt, weil ja solche Rücksicht eine Fessel für sein Denken und das diesem entsprechende Handeln wäre.

Sind wir nicht Alle Freidenker? Gewiß in dem einen Betrachte, daß man das Denken nicht, wie das Handeln, durch äußeren Zwang antreiben, oder zurückhalten, oder willkürlich bestimmen und lenken kann. In anderem Betrachte ist kein Mensch ein vollständiger Freidenker, d. h. wir bilden nicht willkürlich unsere Gedanken wie in gewisse Formen gegossene Kugeln, vielmehr spinnt unsere Gedankenreihe sich fort und fort wie eine endlose Kette, indem sich Vorstellung an Vorstellung knüpft, hervorgerufen theils durch die stets wechselnden Eindrücke von außen, theils durch die innere Stimmung, immer in gewisser Verbindung mit bereits früher aufgenommenen Erfahrungen, Eindrücke und mit der Menge und Art der bereits vorhandenen Vorstellungen, Begriffe und Urtheile. Unser Denken ist eine innere Entfaltung und Gestaltung, kein willkürlich gemachtes Werk.

Da alles Genannte bei keinen zwei Menschen völlig gleich ist, so

giebt es auch keine gleichen Gedankenreihen und somit keine vollständig gleichen Ergebnisse des Denkens. Auch das freieste Denken ist doch niemals ein absolut freies (dessen nur ein absoluter Verstand fähig wäre), sondern ein subjectiv und individuell modificirtes. Da nun unser menschliches Dasein gerade darin seinen höchsten Werth hat, daß Jeder von uns eine ausgeprägte Individualität darstellt, d. h. ein selbstständiges, seiner selbst, seines Denkens und Wollens sowie seiner Eigenthümlichkeit sich bewußtes Wesen ist, so verzichten wir gerne auf das für endliche Wesen ebenso unmögliche absolut freie Denken wie Handeln.

Die für die Richtung, welche unser Denken nimmt, so wichtige innere Stimmung — mag sie eine mehr vorübergehende, oder eine mehr dauernde sein — wird durch Umstände verursacht, welche außerhalb unserer Willkür liegen. Warum bewegen sich die christlichen Völker in vielen Hauptsachen in einer anderen Gedankenwelt als die nicht christlichen? Warum beurtheilt im Ganzen der Franzose, Engländer, Amerikaner die Dinge anders, als es der Deutsche thut? Oder hatten unsere Großväter keinen Anspruch darauf, frei zu denken, weil sie so Vieles ganz anders ansahen, als es von uns heute geschieht? Werden wir selbst nach Jahrhunderten als schmachvoll Befangene gelten müssen, weil man dann Manches, worin wir irrten, besser einsehen gelernt haben wird? Muß ich meine eigene Jugend als eine Zeit bedauernswerther Thorheit anklagen, weil ich damals, obwohl mit dem höchsten Ernst der Seele nach Wahrheit strebend, über die bedeutendsten Lebensfragen nicht zu derselben Entscheidung kam (oder kommen konnte) wie in der späten Altersreife? Sollen Kant, Fichte, Schiller, Göthe ꝛc. zu den unfreien Denkern geworfen werden, weil sie — — keine Büchner'schen Materialisten waren, d. h. weil es für sie eine ideale Welt gab, von welcher die Sinnesempfindung nichts weiß?

Wer also ist in dem allein statthaften Sinne ein freier Denker oder ein „Freidenker"? Wer sich bewußt ist, daß er ernstlich nach Erkenntniß der Wahrheit strebt, — daß er nicht durch Einflüsterung und Einwirkung von außen her und gegen die ihm klar gewordenen Gesetze seines eigenen vernünftigen Denkens zu gewissen Ansichten sich bestimmen läßt, wer entschlossen ist, jeder bis dahin gehegten Meinung zu entsagen, sobald dieselbe durch eigene ernste Forschung oder durch einleuchtende Belehrung sich für ihn als Vorurtheil und Irrthum erweist, — wer keinen Widerspruch in seinem eigenen Denken duldet, ohne daß er die höchste Anstrengung macht, das Widerspruchsvolle auszugleichen. — Höhere Forderungen dürfen wir an den dem Irrthum unterworfenen Menschen nicht stellen, auch nicht vergessen, daß die sog. „Freidenker" unserer Tage so wenig durch Umstände vielerlei Art, Zeitströmungen, extreme Richtungen im Gegensatze zu anderem Extremen ꝛc. unbeeinflußt bleiben wie die bedeutendsten Denker aller Zeiten und Völker.

Eine Parallele zum freien Denken stellt das freie Handeln dar. Alles Handeln geht hervor — abgesehen von äußerem Zwange, wodurch es natürlich völlig unfrei wird — aus der eigenthümlichen Naturanlage, der Gewöhnung, der augenblicklichen Stimmung, aus der im Inneren stets fortlaufenden Gedankenreihe, ist mehr oder weniger den vorhandenen Umständen und augenblicklichen Eindrücken angepaßt, und allen diesen Antrieben und Hemmnissen ist ebensowohl der allgewaltige Selbstherrscher wie der geringste seiner Diener unterworfen. Wo bleibt nun die Freiheit, welche Jeder so gerne für sich in Anspruch nimmt? Es giebt nur eine Lösung der seit Jahrtausenden besprochenen Frage, betreffend die menschliche Willensfreiheit, nämlich diese: es kann keine unbedingte Freiheit des Handelns für ein endliches und beschränktes Wesen geben; aber wir werden gradeweise freier, wie unser vernünftiges Selbstbewußtsein wächst, klarer und bestimmter wird. So mag der Mensch sich selbst als freihandelnd betrachten, wenn er den zu erwähnenden Zweck seines Thuns, die dazu dienenden Mittel, auch die zu erwartenden Folgen deutlich sich vorhält und zugleich mit vollster Bestimmtheit sich selbst sagt: ich kann so verfahren, wenn ich will, und ich kann auch die That unterlassen, kann gerade das Gegentheil davon thun. So giebt es eine menschliche Freiheit nur als Thatsache des Bewußtseins und keine andere. Begleitet von diesem Bewußtsein verfällt unser Handeln der Verantwortlichkeit, der Selbstanklage, der inneren Befriedigung, dem verdienten Lobe, der gerechten Bestrafung. Wo das klare Selbstbewußtsein fehlt, ist das gesammte menschliche Handeln nur eine entweder erfreuende, oder eine widerwärtige Naturerscheinung.

Mit dem freien Denken verhält es sich ganz ähnlich. Unfrei beginnt das Kind, da es ja mit der Sprache auch seine Gedanken erst von außen her aufnehmen muß. Nun wird auch fernerhin seiner Gedankenreihe durch Umgang, Erziehung und Unterweisung eine nicht von ihm selbst gewählte Richtung gegeben, und erst später befreit sich der Mensch gradweise von dieser Abhängigkeit. Fast ganz darin, also Kindern gleich, verbleiben Diejenigen, welche entweder nicht den Muth, oder nicht die nöthige Geisteskraft haben, um den Eingebungen Solcher, vor welchen sie sich innerlich beugen, ihr eigenes gesundes Denken entgegen zu stellen, ungeprüft das Dargebotene hinnehmen und so dem Vorurtheil verfallen. Wer von allen Vorurtheilen frei wäre, alle Dinge, die eigene Persönlichkeit eingeschlossen, genau so sähe, wie sie in Wirklichkeit sind, jeden Widerspruch aus der eigenen weiten Gedankenwelt entfernt hätte, den möchten wir gerne als den vollkommenen Freidenker gelten lassen, werden aber zufrieden sein müssen, uns stufenweise diesem Ideale zu nähern.



Fünf Reden*)

über Religion, Aberglauben und vernünftiges Menschenthum.
An die Deutschen in Nordamerika.

Vorrede.

Werfen wir in dieser Zeit einen Blick auf das menschliche Treiben im Großen und Ganzen, so finden wir, daß bei Weitem die Mehrheit der Menschen in ihren Vorstellungen und in ihrem Handeln bestimmt wird — nicht durch eigenes vernünftiges Denken, sondern durch gewisse Lehrsätze, welche ihnen im Namen der Religion und als der Glaube eines der verschiedenen Glaubensbekenntnisse eingeprägt wurden. Zu gleicher Zeit macht die wissenschaftliche Erkenntniß, namentlich die Naturforschung, so rasche Fortschritte, wie nie zuvor und wirft schonungslos Alles nieder, was, aus einer an solcher Erkenntniß noch armen Zeit herstammend, die Prüfung nicht bestehen kann. So mußte denn zwischen den hergebrachten kirchlichen Lehren und der wissenschaftlichen Einsicht ein immer grellerer Gegensatz entstehen.

Wer im rechten Geiste denkt und forscht, wird auch bei dem höchsten Maße von Aufklärung den unentbehrlichen sittlichen Halt in sich selbst nicht verlieren, denselben gerade nur fester gründen. Andere dagegen mit halber und weniger als halber Bildung scheinen nur froh zu sein, daß sie des Zwanges ledig wurden, den der kirchliche Glaube ihnen auferlegt hatte, und nehmen nun rücksichtslos die wilde und selbst die wildeste Begierde zu ihrer Führerin. Noch Andere, irre gemacht, doch nicht zu klarer Einsicht gelangt, wandeln gleichgültig dahin, ohne Glauben und ohne Unglauben, mehr oder weniger den besseren natürlichen Antrieben folgend. Endlich haben andere zwar für sich selbst von dem hergebrachten Kirchenglauben sich losgesagt, halten es aber für gefährlich, wenn die große Menge das Gleiche thäte, wollen also die kirchlichen Anstalten nicht antasten, ja führen vielleicht die eigenen Kinder zu denselben hin, damit diese nicht durch leichtsinniges Nichtglauben auf den Weg des Verderbens gerathen.

Dies ist ein unnatürlicher, kaum als Uebergangszeit zu rechtfertigender Zustand. Die volle Wahrheit kann niemals dem menschlichen Wohlsein gefährlich werden, wohingegen die Scheinwahrheit Uebles stiften mag. Es ist unsere Pflicht, ein jedes denkende Wesen auf die

*) Zuerst in Buchform erschienen in Bremen, 1865.

Bahn der eigenen Prüfung und Forschung zu stellen; wie weit der Eine und der Andere es darin bringen wird, läßt sich nicht voraus bestimmen. Wir können und sollen aber auf diesem Wege und für denselben Jedem gewisse einfache und klar erkannte Grundsätze mitgeben, durch welche jeder neue Zuwachs von Einsicht ihm selbst zur Wohlthat wird, zum Verderben niemals. Was veraltet und irrig ist, sollte fallen ohne Aufschub, und was der Mensch nothwendig bedarf zu seinem eigenen Halte, das sollte ihm so tief eingeprägt werden, daß er nicht in die Gefahr geräth, entweder zum Unvernünftigen seine Zuflucht zu nehmen, oder der Gemeinheit zu verfallen.

Nichts steht der rascheren Beseitigung des Unvernünftigen mehr im Wege, als gerade die Besorgniß, daß alles edlere Menschliche zu Grunde gehe, wenn der hergebrachte Kirchenglaube die Herrschaft über die Gemüther verliert; einen Abgrund meinen gerade die Besseren vor sich zu sehen, vor welchem sie zurückschrecken, gewarnt durch eine innere Stimme und zugleich durch die Verworfenheit Derer, welche nichts anderes von sich zu rühmen haben, als daß sie losgebunden sind.

Der Zweck der „fünf Reden“ ist, in allgemein verständlicher Sprache und mit dem der Sache gebührenden Ernst jede Art von Aberglauben dahin zu verweisen, wohin er gehört, in die vergangenen finsteren Zeiten, und dagegen dem vernünftigen Menschenthume den Weg zu bahnen. Gezeigt soll werden, daß wahre Aufklärung den Menschen nicht in das Gemeine herabzieht, sondern, indem sie mit dem wohlthuenden Lichte zugleich die rechte Herzenswärme gibt, ihn in jedem Betrachte emporhebt und zur Erfüllung seiner höchsten Aufgaben geeignet macht.

Sollten die mir gleich Denkenden die hiermit vorgelegte Arbeit billigen, so möchte ich ihnen vorschlagen, an allen passenden Orten Vereine zu gründen und dadurch dieses Schriftchen in die Hände der großen Masse zu bringen, damit aus mißleiteten Werkzeugen des Wahnes geistesfreie Menschen werden.

Wie schwierig die Sache war, werden die Sachkundigen erkennen, wenn sie bemerken wollen, mit welcher Sorgfalt sogar jeder Ausdruck gewählt wurde zur Erreichung des vorgesteckten Zweckes. Auch wird ihnen nicht entgehen, daß von der ersten bis zu der letzten Rede ein sich steigender Anspruch an das Denk- und Prüfungsvermögen der Leser gemacht ist, ohne daß jedoch irgend etwas herangezogen wäre, was über das Maß der allgemein zu fordernden menschlichen Bildung hinausginge.

Langes Leben oder kürzeres Dasein, mit Lebenserfahrungen dieser und jener Art, würden gleich wenig bedeuten, wenn nicht vor Allem Jeder bei und mit sich selbst zum klaren Abschlusse gekommen ist. Dabei mag und soll einer dem Anderen hülfreich die Hand bieten, der Erfahrene dem Unerfahrenen, der Fortgeschrittene dem

Zurückgebliebenen, und dadurch gerade erhält das menschliche Zusammenleben seinen höchsten Werth. — Wenn die Leser meine Gabe in diesem Sinne hinnehmen und verwenden, so ist Alles erreicht, was ich bezweckt habe.

P. O. Dutzow, Missouri, im Januar 1873.



I. Einleitende Bemerkungen; die Bibel.

Es sind euch, liebe Landsleute, schon in eurer Jugend gewisse Lehrsätze mitgetheilt und eingeprägt worden, von welchen man euch sagte, daß es heilige Lehren der Religion und des Christenthums seien, und daß der Glaube daran zu eurem Seelenheile nothwendig wäre. Solche Lehren sind euch auch seitdem von verschiedenen Predigern vorgetragen worden, und viele unter euch hegten niemals einen Zweifel, daß es sich damit richtig verhalte, zumal da ihr in den verschiedenen Lehrbüchern das Nämliche findet, und da man euch zugleich auf Stellen der Bibel hinwies, welche eben dasselbe zu enthalten scheinen.

Findet ihr nun bei solchem Glauben vollkommen reine Befriedigung, so fragt es sich, ob es recht wäre, euch darin zu stören. Wir leben jedoch in einer Zeit, da über Religionsfragen viel geredet und gestritten wird; ihr selbst hört die eine und die andere Meinung, — Zweifel mögen in euch entstehen, und ihr hegt den ehrlichen Wunsch, daß das Richtige euch klar werde, werdet also geneigt sein, auf eine ruhige und verständige Besprechung dieser Dinge euch einzulassen. Sagt ihr euch doch selbst, daß in einer so ernsten Sache, wie Glaube und Religion sind, in einer Sache, worüber so viel Verschiedenheit der Meinung unter Menschen von Anfang bestanden hat und noch besteht, Jeder eine eigene deutliche Ansicht haben und ohne eigene Prüfung der Lehre keines anderen Menschen, wofür er auch immer sie ausgeben mag, blind folgen soll. Dieses eigene Prüfen ist nicht nur ein natürliches Recht, das jeder vernünftige Mensch hat, sondern zugleich eine heilige Pflicht, damit er nicht durch eigene Schuld in Irrthum verfalle. Auch die christliche Lehre gebietet ausdrücklich: „Prüfet Alles, und das Gute behaltet.“

Habt ihr nun wirklich geprüft, was man bisher euch lehrte? Ist Alles gut und richtig, was ihr behalten habt? In eurer Kindheit verlangte man solches eigene Prüfen noch nicht, es geziemt euch aber durchaus in erwachsenen Jahren; Diejenigen dagegen, welche euch davon abhalten wollen, machen eben dadurch nur sich selbst verdächtig. Die Wahrheit, um welche es allein gilt, scheut das Licht der Prüfung nicht, — sie wird dadurch nur fester begründet. Ich selbst verlange nicht, daß irgend Jemand meinen Worten zustimme, wenn ich nicht im Stande bin, Das, was ich meine, für ihn einleuchtend und überzeugend zu machen.

Es wäre demnach wohl der Mühe werth, zu fragen: Waren Diejenigen, welche euch bisher lehrten, selbst unterrichtet genug, daß

ihr völlig gewiß sein könnt, sie haben euch nur das Wahre und Richtige gelehrt? Waren sie vielleicht genöthigt, durch den Willen ihrer Vorgesetzten (wie es in der alten Welt der Fall ist) so zu lehren. wie sie es thaten? Waren sie vollkommen aufrichtig und selbst überzeugt von Dem, was sie den andern mittheilten? Ist nicht der Fall denkbar, daß namentlich in diesem Lande, wo allerdings Lehrfreiheit besteht, Mancher gewisse hergebrachte Lehren nur aus dem Grunde vorträgt, weil er das Predigeramt zum bequemen Geschäfte des Broderwerbs gemacht hat, welcher aufhören würde, wenn er sagen wollte, was er wirklich denkt? Und endlich: hat wirklich die Art des Glaubens, welche man euch bisher einzuprägen suchte, die Menschen so zufrieden und gut gemacht, wie sie sein sollten?

Die Wahrheit ist friedsam und verträglich, gerade der Irrthum aber leidenschaftlich, unduldsam und verfolgungssüchtig. Keine Gehässigkeit war jemals größer, als die wegen der Verschiedenheit der Religionsansichten; die unmenschlichsten Grausamkeiten sind deshalb verübt; Ströme von Blut vergossen, blühende Länder für Menschenalter verwüstet worden — Alles in dem eitlen Wahne, daß dieser oder jener Glaube der allein richtige wäre und die Andersgläubigen dazu gezwungen werden müßten. Wie wir in Wirklichkeit der Wahrheit näher kommen, läßt die feindselige Stimmung nach, und wer völlig sich selbst geistig frei gemacht hat, ist immer der Friedlichste von Allen. Die Menschheit muß endlich zum richtigen Verständniß dieser Dinge kommen, damit der bisherige Zustand rohen Kampfes in der ganzen Welt aufhöre.

Ich habe während eines langen Lebens gerade diesen Fragen mein Denken und Forschen vorzugsweise gewidmet und will, was mir selbst klar geworden ist, in dem Folgenden auf eine für Alle verständliche Weise mittheilen.

Die Bibel.

Die katholischen Christen sagen: Man soll glauben, was das Oberhaupt der Kirche, der irdische Stellvertreter Gottes und Christi, nämlich der Papst, als Kirchenlehre vorschreibt; denn nach seiner Erwählung gehört er nicht mehr in die Reihe der anderen Sterblichen, welche bekanntlich alle irren mögen, ist vielmehr allein unfehlbar, hat deshalb auch allein das Recht zu bestimmen, wie die Bibel ausgelegt werden soll. — Kein auf Selbstständigkeit Anspruch machender Mensch wird in unserer Zeit sich solcher willkürlichen Anmaßung und Bevormundung unterwerfen wollen.

Die Protestanten sagen: Man soll das glauben, was in der Bibel steht, denn sie ist das „Wort Gottes". Wer aber soll den Protestanten die Bibel auslegen? Dazu hätte Einer so viel Recht

als der Andere. Dann aber werden wir sehr verschiedenartige Auslegungen haben; denn die Bibel ist keineswegs ein leicht zu verstehendes Buch, und die hundert verschiedenen christlichen Sekten, welche es jetzt giebt, gründen ihre besonderen Lehren und Religionsgebräuche auf die besondere Art ihrer Bibelerklärung. — Bei Weitem die meisten Leser der Bibel kennen dieselbe nur als Uebersetzung in eine der neueren Sprachen, da sie doch ursprünglich in alten, schwer zu verstehenden Sprachen geschrieben war. Sind nun die gewöhnlich gebrauchten Bibeln durchaus richtige und genaue Uebersetzungen? In manchem Betrachte ist die deutsche Uebersetzung von Luther eine der besten, aber sogar weniger genau und richtig als die hier gebräuchliche englische, und vergleicht man mit beiden die neuesten Uebertragungen, so wird man finden, daß jede von der anderen abweicht.

Doch wenn auch Jemand die Bibel nach der Wortbedeutung richtig verstände, so fragt es sich noch sehr, ob er sie dem Geiste nach versteht. Es kommen nämlich in der Bibel (wie in anderen Büchern) eine Menge von Redensarten vor, welche man nicht wörtlich nehmen darf, vielmehr bildlich zu verstehen hat, um nicht in den gröbsten Unsinn zu verfallen. Es ist z. B. darin die Rede von den Augen, Ohren, Händen Gottes ꝛc. Dagegen wird gelehrt, daß „Gott ein Geist“ sei, von dem man sich „kein Bild machen“ solle, dem also auch körperliche Glieder und Sinne nicht zuzuschreiben sind. Bildlich verstanden bedeuten jene Ausdrücke die Göttliche Allmacht und Allwissenheit ꝛc. — Es wird ferner in der Bibel gesagt, daß „Gott zu den Menschen geredet“ habe. Reden kann man nur mit einem Munde, einer Zunge, Lunge ꝛc., also mit menschlich-sinnlichen Werkzeugen, und wenn man — gerade nach der christlichen Lehre — Gott weder sehen noch hören kann, so ist auch sein sog. Reden kein wirkliches Sprechen zu unseren Ohren, sondern bildlich ein Reden zu unserem Geiste und Herzen; als eine solche göttliche Stimme mag man das keineswegs von unserer Willkür abhängende strafende oder billigende Urtheil unseres eigenen Gewissens betrachten, wie dies schon in der Geschichte von Kain sich darstellt.

Demnach muß der Ausdruck „Wort Gottes“ nicht so verstanden werden, als sei die Bibel ein Buch, dessen Inhalt von Gott gewissen Menschen wörtlich vorgesprochen und von diesen dann niedergeschrieben worden sei, was von Anfang an ebenso unmöglich war, wie es jetzt unmöglich ist. Wer ein Buch schreibt oder jemals schrieb, drückt darin seine eigenen Gedanken aus; weil nun jene alten Bücher hauptsächlich von sog. göttlichen Dingen handeln, und weil man annahm, daß die Verfasser durch eine Art von höherer Begeisterung sich angetrieben fühlten, nannte man diese Bücher „Wort Gottes“, obzwar im eigentlichen Sinne es nur menschliche Worte giebt, keine göttlichen.

Indessen enthält die Bibel auch ganze Erzählungen, welche man

nicht wörtlich zu verstehen hat, sondern als sog. Gleichnisse, d. h. als bildliche oder erdichtete Geschichten, aus welchen eine wichtige Lehre sich ergeben soll. So sind die Erzählungen vom Sämanne, vom verlorenen Sohne u. v. a. nichts wirklich Vorgefallenes, sondern Gleichnisse, obwohl Jesus sie geradeso erzählt, als ob er eine Geschichte vortrüge. Die Bibel enthält eine große Menge von solchen gleichnißartigen Geschichten, welche ebenso unmöglich vorkommen konnten wie die Märchen, dir wir den Kindern erzählen, zum Theil aber einen tiefen Sinn enthalten, an welchem der Verständige sich noch heute erfreut. Solche Geschichten bildlicher Art sind die Erzählung vom Sündenfalle im Paradiese, die Versuchungsgeschichte in der Wüste, die Geschichten von Hiob, Tobias, Jonas u. s. w.

Einige Beispiele mögen zeigen, zu welchem Unsinn es führt, wenn man das dichterisch Erfundene in der Bibel als wirkliche Begebenheit auffassen will. Lesen wir den Anfang des Buches Hiob, so fragen wir erstaunt: Was sind das für Tage, da die Kinder Gottes vor den Herren kommen? Hat auch der Teufel Zutritt zu dem göttlichen Throne? Mag sich Gott mit ihm wohl so vertraulich unterhalten, wie etwa einmal zur Kurzweil ein gekröntes Haupt einem Spitzbuben Gehör schenkt? Mag er ihn Dinge fragen, welche er, als allwissend gedacht, selbst besser wissen muß? Wird Gott, als gerechtes Wesen gedacht, einem höllischen Teufel Gewalt und Auftrag geben, den Unschuldigen und Frommen bis zur Verzweiflung zu quälen? Und endlich: Wer ist denn dabei gewesen, daß er die im Himmel geführten Gespräche hätte mit anhören und dann aufschreiben können?— Oder beachten wir die Erzählung vom Propheten Jonas. Drei Tage und Nächte soll er in des Wallfisches Bauch zugebracht haben (in keinem Falle konnte es im Bauche eines Wallfisches sein, welcher bekanntlich eine ganz enge Schling-Gurgel hat), und zugleich werden die Lieder mitgetheilt, die er während dieser Zeit gesungen haben soll; wir wissen aber, daß ein Mensch ohne frische Lebensluft keine Paar Minuten lang leben kann. Solche Lebensluft ist in keinem Fischmagen; darin kann kein Mensch athmen, beten und Lieder singen. — Was die Erzählung vom sog. Sündenfalle im Paradiese betrifft, so ist das Reden der Schlange und vieles Andere so ganz gegen alle Ordnung der Natur, und das Ganze ist so offenbar eine bildliche Beschreibung der Art, wie der Mensch, gelockt durch Sinnenlust, seine Unschuld verliert und dadurch Sorge und Noth über sich bringt, daß in unseren Zeiten nur der Unverstand darin eine wirkliche Geschichte erblicken, oder gar die sterbliche Natur des Menschen, die sog. Erbsünde und dergl. daraus herleiten kann.

Die Bibel fängt an mit der sog. Schöpfungs-Geschichte, das Ganze ist aber nur eine menschliche Vorstellung, nichts wirklich Geschehenes. Von Frühem an lag den Menschen die Frage nah: wie ist

die Welt entstanden? Eine uralte Vorstellung von einer Welterschaffung aus Nichts fand sich bei den asiatischen Völkern schon vor den jüdischen Zeiten, und sie ging der Hauptsache nach in die Mosaischen Schriften über. Wer aber könnte über die Entstehung der Welt, d. h. des unermeßlichen Weltalles mit seinen zahllosen Himmelskörpern Etwas wissen wollen? Ein Schaffen in sechs Tagen, eine Entstehung vor etwa 6000 Jahren ist eine Vorstellung, welche Allem widerspricht, was die neuere Naturkunde mit vollster Gewißheit lehrt. Wir sind so weit vorgeschritten, daß wir es uns einigermaßen begreiflich machen können, wie unsere Erde vor Millionen Jahren, allmälig aus dem bereits vorhandenen Weltstoff sich verdichtend, sich gebildet haben mag zu Dem, was sie jetzt ist. Was ist aber die Erde im Vergleiche mit dem Weltall? Kaum, was ein einzelnes Körnchen ist in einer unübersehbaren Sandwüste. Der Gedanke einer zeitlichen Erschaffung des Weltalles, die Vorstellung, daß vor solcher Erschaffung Nichts dagewesen sei, oder daß das Weltall irgendwo ein Ende habe — das Alles erscheint in unserer Zeit als kindische Träumerei. Wir bescheiden uns, daß derartige Fragen weit über unserem menschlichen Begriffsvermögen hinaus liegen und völlig nutzlos sind.

Die biblische Schöpfungs-Geschichte entstand zu einer Zeit, da zu wissenschaftlicher Erkenntniß kaum ein Anfang gemacht war; daß sie manches Irrige enthält, darüber hat man sich also viel weniger zu verwundern als über die richtige Darstellung einiger vollkommen bestätigten Wahrheiten der wichtigsten Art. Es sind diese: Die Welt ist ein planvoll geordnetes Ganzes, das von „Anfang“ an war (was eigentlich so viel heißt als: einen Anfang können wir uns gar nicht denken); unsere Erde hat im Verlaufe der Zeiten große Umwandlungen erfahren; sie war einst in einem unbewohnbaren Zustande („wüst und leer“), und erst allmälig ordnete sich Alles darauf, wie wir es jetzt finden; aus der ganzen „wüsten“ Masse sonderte sich nach und nach ein Wolkenhimmel ab, das Licht der Sonne drang durch bis zur dichteren Erdmasse; trockenes und festes Land hob sich aus dem Gewässer empor, während das Meer die tieferen Stellen einnahm; die unvollkommeneren Geschöpfe erschienen früher als die vollkommeneren, — zuerst die Gewächse, dann die Thiere, zuletzt der Mensch, dem Leibe nach aus irdischen Stoffen gebildet, aber beseelt gleichsam durch einen Lebenshauch von oben. Auch mag der Gedanke richtig sein, daß der Ursitz der weißen Menschen in einer der begünstigsten Gegenden Vorderasiens zu suchen ist.

Worin der Verfasser der Schöpfungsgeschichte geirrt hat, das ist abzuleiten theils aus dem Mangel an Kenntnissen, welche zu jener Zeit noch Niemand haben konnte, theils aus einem religiösen Vorurtheile, welches ebenfalls sich natürlich erklärt. Wir wollen Beides betrachten, das Letztere zuerst.

Außer der natürlichen Abtheilung der Zeit in Tag und Nacht gab

der Mondwechsel den Menschen die erste Veranlassung zu einer weiteren Eintheilung. Der Mond umläuft unsere Erde in beiläufig 28 Tagen einmal und verändert dabei, je nach seinem Stand gegen die Sonne, während dieses Umlaufes viermal scheinbar seine Gestalt (Neumond, erstes Viertel, Halbmond, Vollmond), so daß wir alle sieben Tage einen anderen Mondesanblick oder anderes Licht haben. Demnach theilten schon die älteren Völker und namentlich die Aegypter (unter welchen Moses erzogen war) die Zeit in Monde (Monate) und in Wochen (von sieben Tagen) ab. Die Wocheneintheilung war also vorhanden vor und unabhängig von der Mosaischen Schöpfungs-Erzählung. Nun betrachtete es Moses aber als sehr wesentlich für seine neue Religionsanstalt, den Dienst des Jehovah oder des Gottes Israel auf das Genaueste zu ordnen, deshalb auch diesem Dienste ausschließlich gewisse Tage zu widmen. Er wählte dazu den letzten Tag der Woche und nannte ihn Sabbath, d. h. einen Tag der Ruhe. Damit nun diese Vorschrift von seinem, stets zur Widerspenstigkeit geneigten Volke um so gewisser befolgt werde, brachte er damit die Schöpfungsgeschichte in Verbindung, nämlich so: „Sechs Tage hat Gott an der Erschaffung der Welt gearbeitet und am siebenten Tage ausgeruht; so sollt auch ihr sechs Tage arbeiten und am siebenten ruhen und Gott dienen."

Zuerst nun ist dieses „Arbeiten und Ruhen Gottes" eine allzu menschliche, ja kindische Vorstellung. Läßt doch die Bibel selbst an anderen Stellen durch das bloße Machtgebot Gottes Alles entstehen, und so läßt sich nicht einsehen, wie Gott dadurch ermüdet werden könnte, und daß er eines Ruhetages bedürfte wie der Mensch nach saurer Wochenarbeit. Auch ruht ja in der That die schaffende Kraft der Natur nirgends und nimmer. — Mit den sechs Schöpfungstagen steht es ebenso schlimm. Die Erde hat zu ihrer Entwickelung bis dahin, da der Mensch darauf wohnen konnte, nicht Tage, sondern unbezweifelbar Jahrtausende, ja Millionen von Jahren gebraucht. Dafür sprechen die gewaltigen Umbildungen, welche dem Kenner überall begegnen und nur nach langen Zwischeuräumen der Zeit erfolgen konnten; dafür sprechen die Steinkohlen-Lager, welche sich nur bilden konnten in undenklich langen Zeiträumen, und zwar aus einer Pflanzenwelt, wie sie an den Lagerorten schon längst nicht mehr bestehen könnte; dafür sprechen die an vielen Orten gefundenen Ueberreste von thierischen Geschöpfen, deren Arten meistens längst untergegangen sind, namentlich von riesenhaften Thiergeschlechtern aus einer Zeit her, da die Erde zum Aufenthaltsort für Menschen noch lange nicht geeignet war. — Wer jetzt noch an eine Weltschöpfung in sechs Tagen glauben wollte, würde sich damit als ein völlig Unwissender bekennen, der am wenigsten berechtigt sein kann, der Lehrer Anderer sein zu wollen.

Moses (oder wer sonst der Verfasser war) irrte ferner darin, daß

er unsere Erde für das wichtigste Stück der ganzen Schöpfung oder Welt ansah, während ihm das Uebrige — Sonne, Mond und Sterne — nur um der Erde willen da und zu ihr gehörig zu sein scheint. Deshalb läßt er Sonne, Mond und Sterne, alle zusammen, an Einem Tage entstehen, nimmt aber an, daß fünf Tage nöthig waren, um die Dinge auf der Erde zu ordnen. Dagegen wissen wir mit vollster Bestimmtheit, daß unsere Erde nur ein fast verschwindend kleiner Theil des unermeßlichen Weltgebäudes ist; daß allein die Sonne fast 1½ Millionen mal so groß ist als unsere Erde; daß die Sonne außer der Erde noch viele andere, unserer Erde ähnliche, Himmelskörper beleuchtet, zum Theil mehr als tausend mal größer als unser Erdball; daß endlich die, auch mit dem besten Fernrohre lange nicht mehr alle zu erblickenden Millionen und Millionen Sterne am Himmel ebenso wohl Sonnen sind, zum Theil ungeheuer viel größer als die unserige, die auch wieder andere Weltkörper beleuchten und Leben und Wachsthum darauf hervorrufen u. s. w. Kurz, der Himmel, wie wir ihn jetzt kennen, ist nicht mehr der Wolken- und Sternensitz, welchen der kindische Begriff alter Zeit als den „Stuhl Gottes“ betrachtete, von welchem er zu Zeiten herniederstieg, — er ist eine Unermeßlichkeit mit zahllosen darin umkreisenden Weltkörpern; das Blaue über uns ist aber nichts mehr als die den Erdball umgebende Luftschicht.

Die erweiterte und richtige Ansicht von der Welt kannte man noch vor 500 Jahren nicht; noch unbekannt waren die Gesetze der Umdrehung der Erde, des Umlaufes der anderen Himmelskörper; die Erde galt gleichsam als der feste Hauptort des Weltalls, um welchen Alles sich drehte. Deshalb ist der Irrthum in der Schöpfungs-Erzählung verzeihlich, daß das Licht früher dagewesen sein soll, als die Sonne gemacht war, und der andere eine Unmöglichkeit enthaltende Irrthum, daß auf Josua's Befehl die Sonne stillgestanden habe; denn die Sonne steht zwar niemals einen Augenblick still, läuft aber nicht um die Erde, wie es den Anschein hat, sondern die Erde dreht sich um ihre eigene Achse, wodurch Tag und Nacht entstehen. — Lehren, welche sich wissenschaftlich als falsch erweisen, können doch von keinem Vernünftigen als „Wort Gottes“ betrachtet werden.

So ist auch die Erzählung von der Erschaffung des ersten Menschenpaares nur eine sinnvolle Dichtung. Weil die Frau dem Manne das Theuerste ist, so soll sie gemacht sein aus einer Rippe, welche seinem Herzen nahe weggenommen wurde. Konnte aber die Schöpferkraft, welche den Mann hervorbrachte, nicht in gleicher Weise auch das Weib in das Dasein rufen, wie es ja auch bei den Thiergeschlechtern der Fall ist? — Ferner, so wenig man annehmen kann, daß irgend eine Thierart aus einem einzigen ersten Paare entstanden sei (denn der erste Fuchs hätte die ersten Hasen, die erste Schwalbe die ersten Fliegen aufgefressen 2c.), so unwahrscheinlich ist es auch, daß alle die verschiedenen Menschenrassen von einem ein-

zigen ersten Menschenpaare abstammen sollen; hätte doch ein Löwe oder Tiger oder eine Giftschlange dem ganzen Menschengeschlechte sofort ein Ende machen können.

Auch die Erzählung von Kains Brudermord ist eine Dichtung, in welcher die Folgen der rohen Leidenschaft — des Neides in diesem Falle — versinnlicht werden sollen; sie stellt nur unter einem einzelnen Falle dar, was überhaupt leider von Anfang bis heute menschlicher Gebrauch war, nämlich das selbstsüchtige und gewaltthätige Verfahren der Einen gegen die Anderen, was Alles erst dann aufhören wird, wenn allgemein höhere Bildung und veredelte Gesinnung an die Stelle der thierischen Rohheit treten.

Endlich finden sich Erzählungen in der Bibel, deren offenbare Unmöglichkeit darauf zurückzuführen ist, daß in den ältesten Zeiten die Schreibkunst noch nicht bekannt war, daß also die wichtigeren Vorfälle blos durch mündliche Erzählung von einem Geschlechte zum anderen erhalten, im Wiedererzählen aber manche Zusätze und Veränderungen gemacht wurden, so daß nach dem Verlaufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden diese Begebenheiten mit solchen Wunderdingen in Verbindung scheinen, wie sie allerdings der Geschmack des ungebildeteren Menschen der einfachen Wahrheit vorzieht. Denn je unbegreiflicher und übernatürlicher eine Sache ist, desto lieber hört das Kind und hören Menschen, welche am Geiste noch Kinder sind, sie erzählen. Solche Wunderdinge kommen am meisten in den älteren Büchern der Bibel, aber auch noch in den neuesten in Menge vor; meistens sind sie erst längere Zeit nachher niedergeschrieben worden, nachdem die mündliche Weitererzählung Vieles darin verändert hatte.

Beispiele mögen auch dieses bestätigen. Vermuthlich war einmal in alten Zeiten jenes große Thal zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris in Vorderasien, welches seiner Fruchtbarkeit und Schönheit wegen die Menschen früh anlocken mußte, überschwemmt und ein großer Theil seiner Bewohner ertränkt worden. Dies veranlaßte die Erzählung von der sog. Sündfluth. Von den meisten anderen bewohnbaren Theilen der Erde wußte man damals noch nichts, betrachtete also jene Ueberschwemmung als eine Fluth, die über die ganze Erde gegangen sei, was bei unserer jetzigen Kenntniß von der Ausdehnung und Gestalt der Erde ganz undenkbar ist. Auch regnete es niemals zu gleicher Zeit an allen Orten der Erde, schwerlich 40 Tage und Nächte ohne Unterlaß irgendwo. — Aber wie viel anderes Unglaubliche ist noch mit dabei! Erst in neueren Zeiten ist die Schiffbaukunst vollkommener geworden; und doch könnte man heute mit Hülfe von Hunderten der geschicktesten Arbeiter, der allerbesten Werkzeuge und Maschinen kein Schiff bauen, daß alle verschiedenen Thierarten, Vögel und Gewürme, zugleich mit dem nöthigen Futter auf 150 Tage, (wie die Erzählung sagt) fassen könnte. Wie hätte Noah mit seinen Söhnen dies thun, wie hätte man die Thiere herbei-

schaffen, sie in dem engen Raume abscheiden und jedes nach seiner Art verpflegen können? Auch waren ja in Noah's Gegend bei Weitem nicht alle Thierarten vorhanden, gewiß nicht der amerikanische Hirsch und Bär, das australische Beutelthier, das nur im höchsten Norden lebende Rennthier, der Schakal der afrikanischen Wüste u. s. w. Ja, was hätte geschehen müssen, als die Thiere endlich wieder aus dem Kasten entlassen wurden? Der Wolf, der Löwe und die anderen reißenden Thiere wollten fressen, hätten also sogleich die einzigen mit ihnen freigesetzten Schafe, Ziegen, Rehe rc. zerrissen, und die ganze Gattung wäre sofort wieder vertilgt gewesen.

Ganz ebenso verhält es sich mit vielen andern Dingen, welche unmöglich sich so zugetragen haben können, wie sie in der Bibel erzählt werden. Merkwürdig z. B. ist die kindische Vorstellung, daß Gott, dem doch Allwissenheit zugeschrieben wird, der alles Künftige voraus sehen mußte, erst b e r e u t, daß er die Menschen geschaffen hat, und ihrer Schuld wegen selbst die Menge der unschuldigen Thiere zu vertilgen beschließt, dann aber, nachdem er den „lieblichen Geruch von Noah's Brandopfer gerochen" hat, wiederum seinen vorigen Zorn bereut und den Entschluß faßt, die Erde nicht wieder zu verfluchen, weil die Menschen doch unverbesserliche Taugenichtse sind (s. 1. Mos. 6 bis 8).

Eine Menge von Wunderdingen wird erzählt aus der Zeit, da Moses sein Volk aus Aegypten durch die arabische Wüste führte, als: die Zauberkunststücke, welche Moses selbst verrichtet; die über das Volk der Aegypter verhängten „Landplagen" endigend mit den Thaten des Würgengels; der Durchgang durch das rothe Meer; das vom Himmel fallende Mana rc.; die von Bileam's Esel geredete menschliche Sprache u. s. w. Dieselbe Art des Erzählens völlig unglaublicher Dinge geht noch durch die späteren Bücher fort. Es mögen wirkliche und natürliche Begebenheiten dabei zu Grunde gelegen haben, allein der Aberglaube der damaligen Zeiten veränderte und entstellte die einfache Sache so, daß man jetzt kaum herausfinden kann, wie viel davon wahr und was zugesetzt ist.

Die dichterischen Bücher der Bibel — das Buch Hiob, die Psalmen, das sog. hohe Lied, die Bücher der Propheten — wird Niemand verstehen, der sich nicht mit der morgenländischen bildlichen Redeweise vertraut gemacht hat. Die in den prophetischen Schriften enthaltenen „Weissagungen" sind theils angedrohte Strafen für das vom göttlichen Gesetze abgefallene Volk, theils ausgesprochene Hoffnungen auf künftige Errettung, beziehen sich aber nur auf die Geschicke des jüdischen Volkes und haben natürlich nicht das Geringste mit den Vorgängen unserer Zeit zu thun. „Im Geiste" glaubt der Mensch das Eine und Andere vorauszusehen; aber nie kommen die Dinge genau so, wie selbst der Allerverständigste sie prophezeit haben mag; dies gilt jetzt und galt zu allen Zeiten.

Jeder Religionsstifter hält sich entweder oder giebt sich aus für ein besonderes Werkzeug Gottes und verkündigt deshalb im Namen Gottes seine Lehren und Vorschriften. Ein Brigham Young in unseren Tagen unterscheidet sich in diesem Betrachte nicht von Denen, welche tausende von Jahren vor ihm lebten. In Moses erkennen wir einen der bedeutendsten Männer des ganzen Alterthums. In geistiger Bildung ragte er weit über seine Zeitgenossen empor; sein glühendes Verlangen war, sein eigenes versklavtes und tiefgesunkenes Volk wieder frei zu machen durch den kühnen Plan, es nach Palästina, in das Land der Stammväter, zurückzuführen; gehoben sollte dieses entartete Volk werden durch scharfe Gesetze, welche sich fast auf Alles beziehen, was der Mensch thun und lassen mag; diese Gesetze mußte er geben im Namen des strafenden Jehovah, weil sonst die rohe Masse solchen strengen Anordnungen sich nicht unterworfen hätte; und seinen ganzen Plan führte er aus mit einer Willensstärke, welche noch heute unsere Bewunderung erregt. Das obenhin gestellte Gebot „Du sollst nur Einen Gott verehren und anbeten und sollst von ihm kein Bildniß machen" war ein Fortschritt von unberechenbarer Wichtigkeit über den damaligen rohen Götzendienst hinaus, und die folgenden Gebote: „Du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst nicht tödten, nicht die Ehe brechen, nicht stehlen, nicht falsches Zeugniß reden *rc.*" sind einfach sittliche Vorschriften, welche mehr dazu beigetrageu haben, der sittlichen Verwilderung zu wehren, als irgend etwas Anderes, das aus dem Alterthume herstammt.

Dagegen gab Moses — ebenfalls im Namen Gottes — eine Menge anderer Gebote und polizeilicher Vorschriften, welche wohl für die damaligen Zeiten und Zustände passen mochten, in unserer fortgeschritteneren Zeit aber völlig unanwendbar sind. Dahin gehören die weitläufigen Anordnungen in Betreff des Priesterstandes, der Darbringung von Opfern, der Enthaltung einer Menge von Speisen und vieles Andere, wovon selbst die Juden theilweise und die Christen durchaus längst abgekommen sind, trotzdem daß es in der Bibel steht. Glauben wir etwa wirklich, daß Gott den Menschen Gesetze darüber gemacht habe (s. 3. Mos.), wie sie das Land abernten und den Wein lesen sollen? oder daß er ihnen verboten habe, vor dem fünften Jahre die Frucht vom Obstbaume zu essen? oder daß er angeordnet habe, wie man den Aussatz heilen, oder wie man das Tuch weben und den Bart scheeren soll u. s. w.?

Wie groß der Fortschritt war in den 1500 Jahren von Moses bis zu Christus zeigt eine Vergleichung der Lehren des Einen und des Andern. Der Letztere lehrte: „Gott ist ein geistiges Wesen und Niemand hat ihn je gesehen." Nach der Mosaischen Lehre geht Gott im Paradiese spazieren; Moses selbst hat ihn zu verschiedenen Malen gesehen; Gott spricht menschliche Sprache, riecht den Opfergeruch,

ja, hat sogar einen Zweikampf mit Jakob ꝛc. — Nach der christlichen Lehre ist Gott das allervollkommenste, heiligste und so unergründlich erhabene Wesen, daß seine Größe nicht durch menschliche Gedanken zu fassen ist. Nach Moses ist Gott ziemlich den Menschen ähnlich in allem ihren Thun und selbst in ihren Schwachheiten: er arbeitet und ruht, wird zornig und grimmig und bereut dann wieder, was er gethan hat; mit der unmenschlichsten Grausamkeit läßt er unschuldige Weiber und Kinder vertilgen (4. Mos. 31 fe), Anderer Eigenthum nehmen, und fordert sogar die aus Aegypten wandernden Israeliten zu einem gemeinen Diebstahl auf (2. Mos. 3. 22, 12 und 36).— Nach der christlichen Lehre erscheint Gott als der milde, verzeihende liebevolle Vater aller seiner Menschenkinder, zu welchem Volke sie auch gehören, zu welchem Glauben sie sich bekennen mögen; dagegen ist der Mosaische Gott grausam und rachsüchtig und dabei nur der Schutzherr des kleinen hebräischen Volkes, welches allein ihm wohlgefällig ist, während alle anderen Völker ihm ein „Greuel“ sind, und werth, vertilgt zu werden, weil sie nicht von Abraham entsprossen sind.

Nun können doch nicht solche einander völlig widersprechenden Lehren zugleich wahr und wirkliches „Wort Gottes“ sein. Menschen mögen ihre Meinungen ändern; ein „göttliches Wort“ aber muß das gleiche sein von Anfang und für alle Zeiten.

Es finden sich endlich im alten Testamente nicht wenige Erzählungen, welche als „heilige Geschichte“ dargestellt werden, aber nach unseren jetzigen reineren Begriffen die gröbste Unsittlichkeit enthalten, von welcher der unverdorbene Leser mit Abscheu sich wegwendet. Beispiele der Art kommen vor in dem Leben Abraham's, Lot's, Jakob's und seiner Söhne, David's, Salomo's u. A., wie denn schon die Vielweiberei der Erzväter und ihrer Nachfolger, von den heutigen Mormonen nachgeahmt, wahrlich kein Musterbild für gesittetere Menschen aufstellt.

Das neue Testament.

Zu der Zeit, da die neutestamentlichen Bücher geschrieben wurden, war die Menschheit um viele Jahrhunderte älter geworden und in Bildung und Einsicht bedeutend fortgeschritten, und wir dürfen mit Recht etwas Vollkommeneres erwarten. Der Hauptinhalt dieser Bücher ist die Lebensgeschichte Jesu, die Mittheilung seiner Lehren und die Ausbreitung des Christenthums in der ersten Zeit. Es ist wichtig, zu bemerken, daß Jesus selbst nichts niedergeschrieben hat; er wollte keinen „todten Buchstaben“ hinterlassen, sondern den lebendigen Geist seiner Lehre der Menschheit mittheilen, ihr das erweckende Beispiel seines Lebens vorhalten. Er redete zu seinen Schülern und zu der Menge in der hebräischen Sprache; was

von einigen dieser Schüler und den ersten bekehrten Christen später aus dem Gedächtniß und aus mündlicher Ueberlieferung in der griechischen Sprache schriftlich aufgezeichnet wurde, hatte also erst übersetzt werden müssen, wobei, der großen Verschiedenheit dieser Sprachen wegen, offenbar manche Mißverständnisse vorgekommen sind. — Dann liefen diese Bücher lange Zeit als Handschriften umher, wurden wieder abgeschrieben und beim Abschreiben mitunter verändert, mit Zusätzen versehen, oder wohl auch ganz umgearbeitet, was Alles der gelehrte Forscher noch jetzt zu erkennen im Stande ist. Nach einigen Jahrhunderten endlich sammelte man, was zerstreut sich noch vorfand, suchte, so gut man konnte, zwischen dem Echten und Unechten zu scheiden und vereinigte die als echt betrachteten Bücher unter dem Namen des „Neuen Testamentes“; dabei herrschte jedoch von Anfang an keineswegs Einstimmigkeit, und es ist noch heute eine offene Frage, welche Bücher, welche Kapitel, welche Verse man als echt oder als später untergeschoben anzusehen hat. Doch erfordert dies gelehrte Untersuchungen, mit welchen man noch immer nicht zu Ende ist. So viel ist indessen klar, daß dem verderblichsten Irrthum ein weites Thor geöffnet ist, wenn man Lehren, welche an sich unvernünftig sind, auf irgend eine Bibelstelle gründen will; denn das an sich Unrichtige kann kein Buch in der Welt richtig machen, und dabei mag man sich noch irren, über den wahren Sinn der Schriftstelle, oder die Stelle gehört gar nicht einmal in die biblischen Bücher.

Was die Jünger und Apostel von der Lehre ihres Meisters später aufzeichneten, schrieben sie nieder, wie sie es behalten und verstanden hatten, (sie bekennen aber ehrlich, daß Vieles von ihnen mißverstanden wurde); was sie von den Lebensumständen Jesu mittheilen, zeichneten sie so auf, wie sie entweder selbst es aufgefaßt, oder von Andern (zum Theil aus der dritten und vierten Hand) es hatten erzählen hören. Hieraus erklärt sich, warum in diesen Berichten keine volle Uebereinstimmung stattfindet; manche Begebenheiten sind so verschieden erzählt, daß nicht die eine und andere Darstellung zugleich richtig sein kann. (Man vergleiche z. B. die Stammbäume Jesu bei Matthäus und Lucas, welche ganz verschiedene Namen enthalten; wie konnte man auch die Namen aller Voreltern Jesu von Adam's Zeiten her noch wissen, da doch keine Geburts-Register geführt wurden? Oder man vergleiche die Umstände beim Sterben und Auferstehen Jesu, welche mit bedeutenden Abweichungen in den verschiedenen Evangelien erzählt sind u. v. A.) — Außerdem finden sich auch im N. T., ähnlich wie im A. T., viele widernatürliche und nach unseren jetzigen Begriffen unmögliche Dinge, welche offenbar durch die Abschreiber später hinzugefügt wurden (wie z. B. die zwei ersten Kapitel in Matthäi, welche gar nicht zum Evangelium gehören, — oder die Verse Matth. 27, 52—53, — oder das letzte Kapitel des Ev.

Johannes u. a. m.); oder Dinge, welche wir jetzt merkwürdig und auffallend nennen würden, kamen jenen, in vielfachem Aberglauben befangenen Menschen als wirkliche Wunder vor. (Solche z. B., welche Krankheiten heilen, gab es von jeher; wenn aber Jesus dasselbe that, so war dies ein Wunder. Viele Krankheiten betrachtete man in jener abergläubischen Zeit als durch böse Geister verursacht, welche von den unglücklichen Menschen sollten Besitz genommen haben; wer die Krankheiten heilte, hatte also „die Teufel ausgetrieben". Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Wundern. Die Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur war immer und bleibt für immer die gleiche; was heute der Naturordnung nach nicht möglich ist, war niemals möglich. So kann z. B. zwar ein Scheintodter wieder zum Leben kommen, aber kein Todter, bei welchem bereits der Leichengeruch eingetreten ist. Dem Wasser kann man Stoffe beimischen so daß es wie Wein schmeckt; aber die Verwandlung des Wassers in Wein ist unmöglich. Und so ist es mit den anderen Wundern. Man kann sie alle natürlich erklären; es verlohnt sich aber in der That nicht der Mühe, da kein wirklich aufgeklärter Mensch in unseren Tagen den geringsten Werth darauf legt.)

Wer nun mit den nöthigen Sprach- und Sachkenntnissen ausgerüstet, das Neue Testament durchliest und dabei zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen zu unterscheiden weiß, der findet in diesen Büchern als Hauptergebniß: das Leben, Lehren und Wirken eines in jedem Betrachte erhabenen Menschen, genannt Jesus. Derselbe wird nur mit der höchsten Ehrerbietung genannt, ja — nach damaligen Begriffen — wie ein Halbgott oder Gottessohn betrachtet, weil er so hoch über den anderen Menschen seiner Zeit stand. Er wird dargestellt als ein Weiser, der eine Lehre des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der reinen Sittlichkeit vortrug, so trefflich, eindringlich und überzeugend, wie die Welt sie noch nicht vernommen hatte. Er erscheint in seinem eigenen Leben und Thun als der Liebreiche, Reine und Untadelhafte, der in Allem dem höheren Willen sich unterwirft, Keinem einen Anstoß giebt, wohlthut, heilt und beglückt, die Herrlichkeit und Lust der Welt verschmäht, für sich selbst fast nichts fordert, ohne Menschenfurcht die Wahrheit verkündigt, sich liebevoll der Schwachen und Verirrten annimmt und selbst die bitterste Todesqual nicht verschmäht, um durch sein Sterben die Wahrheit seiner Worte zu besiegeln und seinem erhabenen Leben und Wirken gleichsam die Krone aufzusetzen. Wie hoch stand er über Denen, die ihn nicht verstanden! wie hoch über dem Neid und Haß seiner Verfolger! — Er tritt in die Welt und geht aus derselben wie eine himmlische Erscheinung, nachdem er durch Erwählung einer Zahl schlichter aber edler Männer, welche er mehrere Jahre lang vorbildete, dafür gesorgt hatte, daß sein Werk nicht untergehe. Und so wurde in der That ein Umschwung in der Menschheits-Geschichte hervorgebracht, wie durch

nichts Anderes vorher und nachher, freilich nicht ohne daran geknüpfte neue Verirrungen, von welchen die Menschheit großen Theils noch bis jetzt sich nicht befreit hat.

Es ist der menschlichen Natur gemäß, zur Zeit des Unglücks in der Hoffnung Trost zu suchen, daß auch wieder bessere Zeiten kommen werden. So suchten die jüdischen Propheten ihr in Knechtschaft gerathenes Volk durch die Erwartung aufzurichten, daß ein Retter erstehen und die Volksherrlichkeit wiederherstellen werde, wie es einst der über alle Feinde siegreiche König David gethan hatte. Ein Nachkommen David's sollte dieser Retter sein, und ein König, ein Gesalbter, der Messias, oder Christus, oder Gottessohn wurde er genannt, was Alles in der damaligen Sprechweise das Gleiche bedeutete. Unter der drückenden Römer-Herrschaft zur Zeit der Geburt Jesu waren diese Erwartungen so hoch gestiegen, daß Jesus nicht hoffen konnte, seine höheren Zwecke zu erreichen, wenn er nicht einigermaßen sich diesen Erwartungen anschloß, — und zwar in der Art, daß er die Hoffnung auf weltliche Herrlichkeit für nichtig erklärte und an deren Stelle „ein himmlisches Reich auf Erden“ setzte, d. h. eine menschliche Gemeinschaft, in welcher Alle gleich, geistig frei und durch veredelte Sitte und Gesinnung glücklich sein sollten. So war er selbst denn, als der Stifter eines solchen himmlischen (oder idealen) Reiches, der wahre „Messias“ und wollte als solcher von seinen Anhängern anerkannt sein. Wer in Jesu den „Messias“ sah, folgte ihm nach; die Anderen haßten und verfolgten ihn.

Die Hoffnungen der Propheten haben sich nicht erfüllt, obwohl sie von dem größeren Theile des jüdischen Volkes noch heute gehegt werden; auch das christliche „Gottesreich auf Erden“ besteht bis jetzt nirgends, ist vielmehr ein Ideal, welches nicht mit einem Male zu verwirklichen ist, welchem aber durch die Anstrengungen der Besten unseres Geschlechtes die Menschheit Schritt um Schritt näher gebracht werden muß.

Nach jüdischen Begriffen durfte der „Messias“ weder auf gewöhnliche Art geboren sein, noch wieder aus der Welt gehen, und deshalb wurde später die übernatürliche Geburt und die sichtbare Himmelfahrt Jesu dessen Lebensgeschichte angedichtet; Beides betrachten wir als ganz unmögliche Dinge. Zu den Möglichkeiten gehört seine Auferstehung, da dann sein Sterben am Kreuze nur ein Scheintod gewesen wäre; doch ist es jetzt nicht mehr thunlich, das Wahre und das Erdichtete in den vorhandenen Berichten mit Sicherheit zu scheiden, und so lassen wir sie auf sich beruhen, da für uns wenig darauf ankommt.

Als nach und nach viele sog. Heiden zum Christenthume übertraten, ja die christliche Mehrheit bildeten, sie, die gewohnt waren, ihre Götter als verheirathet und mit Söhnen und Töchtern sich vorzustellen, kam man bald dahin, den Ausdruck „Sohn Gottes“ im

wörtlichen oder vielmehr heidnischen Sinne zu nehmen. Durch mißverstandene Bibelstellen verleitet, fügte man unter dem Namen des „heiligen Geistes“ sogar noch eine dritte göttliche Person hinzu, — und die Christen hatten jetzt eigentlich drei Götter, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, wenn sie gleich — gegen alle Regeln der Rechenkunst und dem gesunden Menschenverstande völlig zuwider, zugleich behaupteten, diese drei göttlichen Personen seien doch nur Eins. — Nichts hat mehr die große Masse der Juden, welchen noch immer das erste der Mosaischen Gebote als heilig gilt, und die Denkenderen aller Völker von der Annahme des Christenthumes abgeschreckt, und nichts hat unter den Christen selbst mehr Gehässigkeit und blutige Verfolgung hervorgebracht, als eben diese unselige Dreieinigkeitslehre, welche keinem menschlichen Verstande einleuchtet und doch gerade zur Hauptsache gemacht wurde.

Wir erkennen in Jesu nichts Anderes als einen Menschen von seltener Begabung und Geistesgröße, der sich gebildet hatte durch Mittel, welche uns zum Theil unbekannt sein mögen, den Sohn von Joseph und Maria, der leibliche Brüder und Schwestern hatte, der gleich uns fühlte, versucht wurde und auch irren konnte, den größten aller sog. Propheten oder begeisterten Volkslehrer, welchen die Welt für alle Zeiten dankbar ehren soll, dem aber ein schlechter Dienst dadurch erwiesen wurde, daß man ihm das Wesen eines Gottes andichtete. Was könnte die christliche Lehre heute sein ohne diese Entartung!

Hier ist noch eines anderen weitverbreiteten Irrthums zu gedenken. Worin das wirkliche Verdienst Jesu um die Menschheit bestehe, ist bereits angedeutet worden. Allein unter dem „Verdienste Jesu“ verstehen die gewöhnlichen Lehrer noch etwas Anderes, worauf sie großes Gewicht legen, daß nämlich Jesus durch seinen Tod als Unschuldiger für die Sünder die Vergebung Gottes verdient und sie von der verdienten Strafe befreit oder „erlöst“ habe. Genauer angegeben ist diese Lehre wie folgt: durch Adam's Ungehorsam (den Biß in den Apfel) kam der Fluch Gottes über das ganze Menschengeschlecht. Seitdem werden alle Menschen schon als Sünder und untauglich zu allem Guten geboren und sind der Strafe und dem Zorne Gottes verfallen. Gott möchte sie freilich gerne schonen, aber er kann es nicht, weil er als gerechter Gott die Sünder strafen muß. Deshalb hat er nun auf eine andere Art geholfen, nämlich dadurch, daß er seinen eigenen Sohn in die Welt schickte, ihn unschuldig und ohne Erbsünde geboren werden, dann kreuzigen ließ, indem nun dessen Todesqual als Strafe und als Sühnopfer für die Vergehen aller Menschen, als eine der göttlichen Gerechtigkeit geleistete Genugthuung betrachtet werden soll. Die Menschen brauchen nur gläubig auf das Verdienst Jesu sich zu berufen, etwa in der Sterbestunde sich noch zu „bekehren“, und — trotz Erbsünde und allen

Uebelthaten ist ihnen die Seligkeit des Himmels gewiß, indem ihnen der Priester im Namen Gottes und um Christi „Opfertodes willen“ die Sünden vergiebt.

Wer erkennt nicht auf den ersten Blick das Unsinnige und Verderbliche dieser Lehre? Sie ist entstanden aus jüdischen und heidnischen Opferbegriffen, von welchen auch die Apostel nicht frei waren. An die Stelle des Blutes der geopferten Thiere sollte als allgemeines Opfer das Blut Christi treten, ein für alle Zeiten giltiges Mittel der Versöhnung und des Straferlasses. Und doch kann nichts unchristlicher sein als gerade diese Lehre. Nach ewig feststehenden Naturgesetzen knüpfen sich gewisse Folgen an unsere Handlungen („was der Mensch säet, das wird er ernten“) in der sinnlichen sowohl als in der sittlichen Weltordnung, und diese Folgen werden niemals wie durch ein Wunder hinweggenommen. Eine „Erbsünde“ giebt es nicht, denn Sünde ist nur das Unrecht, welches der Mensch mit Bewußtsein und freiwillig begeht. Geboren werden die Menschen mit Anlagen und Neigungen verschiedener Art, welche alle durch richtige Erziehung zum Guten sich lenken und ausbilden lassen. Auf die Kinder als Bilder der Unschuld weist Jesus selbst hin. Das höchste Wesen stellte er dar als voll Liebe und Gnade (vergl. das treffliche Gleichniß vom „verlorenen Sohne“ u. a. m.) und fordert von dem fehlenden Menschen nichts Anderes, als daß er in sich gehe, sein Unrecht bereue und ein besserer Mensch werde. Daß der Unschuldige für den Schuldigen leide, ist sogar gegen alle menschlichen Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit, wie viel mehr gegen jede reinere Vorstellung des göttlichen Wesens! Wozu nun dieses ganze Spiel der Schein-Bestrafung? Es dient höchstens dazu, rohe Menschen in ihrer verbrecherischen Handlungsweise zu bestärken, da sie ja am Schlusse nur nöthig haben, sich in die Arme des Priesters zu werfen, um in der anderen Welt straflos auszugehen. Jesus selbst stellt sein Sterben, das er vorausgesehen zu haben scheint, niemals in diesem Sinne dar. Warum sollten wir also noch länger an dieser unwürdigen Vorstellung festhalten? — Soll doch auch alle menschliche Strafe nur den Zweck der Besserung haben; dieser einzig vernünftige Zweck würde ebenso wohl vereitelt werden durch eine Freisetzung des Schuldigen, weil der Schuldlose für ihn litt, wie durch eine ewig dauernde Höllenstrafe der Uebelthäter, welche nichts Anderes wäre, als die Ausübung einer über alle Maßen grausamen Rachsucht, die keinen weiteren Zweck hätte. Das Wahre ist vielmehr dieses: Der Mensch kann fallen und kann auch wieder sich erheben durch die eigene Kraft des Geistes; denn er ist ein freigeborenes Wesen. Die Folgen unserer Thaten sind meistens nicht mehr in unserer Hand, und sie lassen bittere Reue oder Freudigkeit in der Seele zurück; der inneren Verbesserung aber wird der Mensch niemals unfähig, und er wird sie bei sich selbst vornehmen, sobald sittlich wohlthätige Eindrücke an die Stelle der schlechten treten. Hinweg also mit der alten Thorheit!

Noch sei der Engels-Erscheinungen erwähnt, welche in der Bibel so häufig vorkommen. „Engel“ heißt eigentlich „Bote“, und besonders solche Boten, welche gute Nachricht brachten, wurden „Engel“ genannt, woraus dann der spätere Aberglaube eine Art von himmlischen Wesen machte. Man dachte sich nämlich, daß auch Gott seine Boten haben müsse, um durch sie mitunter seine Bestellungen auf der Erde zu machen; man gab denselben die Gestalt von jungen Mädchen mit weißen Kleidern, versah sie aber zugleich mit Flügeln, um die Reise vom Himmel herab und dahin zurück machen zu können. Eine solche Reise über den Luftkreis der Erde hinaus ist aber für Geschöpfe mit Fleisch und Blut völlig unmöglich; sollten dagegen die Engel „Geister“ sein, so brauchen sie keine Flügel. So verschwinden denn mit dem Aberglauben überall auch die Engel.

Lange vor der Mosaischen Zeit war im Morgenlande die Lehre verbreitet, daß es von Anfang zwei höchste Wesen gegeben habe, ein gutes und ein böses; dem ersteren wurde Alles, was in der Welt gut ist, dem letzteren alles Störende und Schlechte zugeschrieben. Dieser Glaube ging (freilich erst in späterer Zeit und etwas verändert) auch in das Judenthum und von diesem in das Christenthum über. Das böse Wesen erhielt den Namen Teufel oder Satan (auch Belzebub u. s. w.); ja allmälig erdichtete man ein ganzes Heer solcher „unsauberer Geister“, gab ihm einen Obersten und bald diese, bald jene schreckenhafte Gestalt. Alle Versuchungen zum Bösen, Krankheiten und Tod wurden dem Teufel zugeschrieben, namentlich wurde er zum Beherrscher der Hölle gemacht, wo er zur Qual der ihm verfallenen Seelen die ewige Gluth des Feuers schürt. Wäre es nöthig, ein Wort über dieses allergrasseste Stück von altem Aberglauben zu sagen? Ist es doch eine Schmach für unser Jahrhundert, daß man überhaupt noch davon reden muß, ja, daß die große Mehrzahl der christlichen Lehrer noch heute die Teufelsfurcht für eine Hauptsache erklärt, ohne welche, wie sie sagen, ihre Ermahnungen nicht eindringlich zu machen wären. Eine reinere Gotteslehre und der Teufelsglaube sind völlig unvereinbar; was wir „teuflisch“ nennen, ist nichts Anderes als menschliche Bosheit mit Arglist gepaart; „Hölle“ und „Himmel“ aber hat Jeder im eigenen Herzen.

Welches ist nun unser Endurtheil über die Bibel? Natürlich betrachten wir sie als ein ganz in der Art anderer Schriften abgefaßtes Buch, über dessen Inhalt wir uns unser eigenes Urtheil zu bilden haben, ohne uns blind auch nur an ein einziges Wort binden zu lassen. Die Verfasser der Bibel waren ebenso wenig unfehlbare Menschen, wie dies irgend Einer von uns ist; sie konnten irren und haben geirrt, wie dies in dem Vorhergehenden nachgewiesen wurde und noch weit ausführlicher dargethan werden könnte. Sie schrieben jedoch meistens in einem gewissen heiligen Ernste und bedienten sich einer kindlich einfachen Darstellung, was Alles den Leser mehr oder

weniger anzieht. — Die Bibel ist jedenfalls das merkwürdigste aller vorhandenen Bücher. Sie macht uns bekannt mit der Denkweise, den Sitten und der Geschichte eines vor allen Völkern des Alterthums sich auszeichnenden Volkes, des jüdischen, welches zwar zu klein und zu abgeschlossen war, um in die Geschichte anderer Völker mächtig einzugreifen, dagegen die geistigen Keime in sich trug und ausbildete, aus welchen das Christenthum hervorging, welches dann einen Umschwung in dem Entwickelungsgange der Völker hervorbrachte, wie nichts Anderes vorher und nachher. — Der letztere Theil der Bibel bleibt für immer die Quelle, aus welcher wir die ursprünglichen christlichen Lehren und Vorstellungen zu schöpfen haben und wird deshalb niemals seinen hohen Werth verlieren.

Die Bibel ist indessen ein Buch, zu dessen richtigem Verständnisse eine Menge gelehrter Kenntnisse erforderlich sind. Sie ist also kein Volksbuch und hört immer mehr auf, ein Buch für Jedermann zu sein, je weiter in unserer Zeit Anschauungen und Sitten sich von denen des Alterthumes entfernen. Sie ist am wenigsten ein Buch, das man in die Hände von Kindern geben sollte; sie vermögen nicht zu fassen, was sie lesen, wodurch ihr natürliches Verständniß verwirrt werden muß, ja ihr Auge mag auf Dinge fallen, durch welche der kindlich reine Sinn gerade vergiftet wird.

Aus der Bibel haben allerdings zahllose Menschen Belehrung, Trost und Ermunterung zu allem Guten geschöpft. — Andere dagegen haben daraus Lehren hergenommen, welche zur Verdummung der großen Menge, zu gehässiger Absonderung und zur Entwürdigung alles Heiligen führten, ja die Ursache der blutigsten Kämpfe und der unmenschlichsten Verfolgungen wurden. So ist die Bibel also gleichsam ein zweischneidiges Schwert, vom höchsten Werthe in der Hand des Verständigen, vom höchsten Uebel für Den, der ihren Sinn nicht zu fassen weiß und sie mißbraucht. Noch heute finden wir in einzelnen Stellen der Bibel die allerbedeutendsten Wahrheiten so eindringlich und vortrefflich ausgesprochen, wie vielleicht in keinem anderen Buche; aber nicht an diese hält sich der Unverstand, sondern vielmehr an das Unwesentliche, oder noch lieber an Das, was wir hinweg wünschen möchten, weil es für unsere Zeit nicht passend ist. Namentlich ist der Sinn des amerikanischen Volkes im Ganzen noch so sehr befangen in abergläubischer Unterwerfung unter den Buchstaben der Bibel (wobei die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse fast ganz fehlen), daß auf eine unbefangene Lebensansicht, dem jetzigen Bildungsstande entsprechend, gar nicht zu rechnen ist, bevor ein großer Umschwung erfolgt. Diese Befangenheit hat hier eine Art von Sektenwesen und Kirchenthum hervorgebracht, von welchem der Aufgeklärte mit Lächeln, oder gar mit Widerwillen sich abwendet. Vergebens predigte den Amerikanern schon vor fast 100 Jahren der hochgebildete Thomas Paine die Lehren der Freiheit und des gesunden Menschenverstandes;

sie wiesen aber auch das aller Ueberzeugendste mit der dummen Anklage ab, daß der Vernunftprediger ein Ungläubiger sei. Ebenso werden die hier wohnenden gebildeteren Deutschen, welche die kirchlichen Fesseln von sich geworfen haben, als Ungläubige dargestellt und übel angesehen, wenn sie auch die Weisesten und Vortrefflichsten wären. Das ganze Volk muß leiden durch das pfäffische Eingreifen in die Gesetzgebung, in das Erziehungswesen u. v. A.

Doch geben wir keineswegs die Hoffnung auf. Es fängt an Tag zu werden an allen Enden; nur noch künstlich wird das alte und morsch gewordene Gebäude des blinden Glaubens zusammengehalten, — der fortschreitende Geist der Zeit wird es niederstürzen mit sammt allem Unvernünftigen und Unmenschlichen, das jetzt noch in der Welt ist. Wer aber ehrlich seinen Theil beigetragen hat zur Errichtung des Tempels der Wahrheit und des veredelten Menschenthumes, der hat nicht umsonst gelebt, wenn es auch nur ein Scherflein wäre, was er liefern konnte.



2. Die Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Ohne Zweifel befand sich unsere Erde — wie jetzt noch der ungeheure Sonnenkörper — vor Millionen Jahren ganz in dem Zustande der Glühhitze; erst sehr allmälig kühlte sich die Oberfläche so weit ab, daß sie eine feste, obzwar immer noch im Ganzen dünne Erdkruste bildete, während im Innern der glühende Zustand noch immer fortdauert. Demnach ist es gewiß, daß von Anfang nichts Lebendiges auf der Erde sein konnte, daß alles Lebende darauf einen wirklichen Anfang gehabt hat; von allen Geschöpfen und Arten, welche jetzt noch da sind, oder nicht mehr da sind, muß es solche gegeben haben, welche die ersten waren, also auch erste Menschen. Durch welche Naturgesetze (oder durch welche Art von Schöpferkraft) zuerst das Lebendige aus dem Todten hervorging, ist eine Frage, mit welcher sich die Naturforscher noch lange beschäftigen werden; denn ihnen genügt es nicht, daß man sagt: es ist eben ein großes Wunder geschehen. Die Wissenschaft weiß nichts von Wundern und erklärt nichts durch sie.

Die zahllosen Geschöpfe und ihre Arten bilden eine Reihe von der untersten Stufe bis zur höchsten; obenan steht der Mensch als das höchstbegabte und vollkommenste aller irdischen Wesen. Dies war die Stellung des Menschen von Anfang, selbst zu der Zeit, da er dem Treiben und Leben der Thiere noch sehr nahe stand; das Merkwürdige aber ist, daß, während die Thiere im Allgemeinen bleiben, was und wie sie sind, die Menschen mit dem Vermögen der Fortbildung versehen sind, deshalb immer mehr von der Thierwelt sich entfernen, immer weiter auch die vollkommensten Thiere hinter sich zurücklassen, von Jahrhundert zu Jahrhundert sichtbar Fortschritte machen und in Wahrheit eine endlose Bahn des weiteren geistigen Fortschrittes vor sich haben.

Wie uns in den ältesten, schon vor Jahrtausenden abgefaßten Büchern die Vögel, die Füchse, die Schlangen u. s. w. geschildert werden, gerade so finden wir sie noch heute. Auch die dem Menschen am nächsten in Gestalt stehenden Affen haben gar nichts zu Stande gebracht, als daß sie gerade noch so thierisch leben, wie von Anfang. Dagegen, welche Veränderungen sind mit dem Menschen vorgegangen in Denken, in Sitte und Lebensweise, in Geschicklichkeit und Kunst, in der ganzen Lebenseinrichtung — selbst seit der Zeit, da wir bestimmte geschichtliche Nachrichten haben! Also die Menschen haben

eine Geschichte, die Thiere haben keine; die rasch vergehenden Geschlechter der Menschen arbeiten nicht allein für sich, sondern für die künftigen Geschlechter zugleich; geistige Schätze werden gesammelt, welche niemals wieder untergehen; an Allem wird gebessert in mannigfaltigster Weise.

Die Wissenschaft der Geschichte giebt uns eine Uebersicht über die Veränderungen, welche im Verlaufe der Zeiten in dem Leben der Menschen und Völker vorgekommen sind, der von Einzelnen und ganzen Völkern gemachten Anstrengungen zur Verbesserung der Zustände; sie lehrt uns die Fehler und Irrthümer kennen, in welche man dabei verfiel; sie zeigt uns im Einzelnen den allmäligen Fortschritt des Ganzen vom Roheren zum Vollkommeneren. Nähmen wir dieses Hauptergebniß aller der unaufhörlichen menschlichen Kämpfe in der alten und neuen Zeit hinweg, so wäre es wahrlich nicht der Mühe werth, noch heute wissen zu wollen, wie und warum die Einzelnen und die Völker von jeher einander todtgeschlagen haben, wie es die Thiere auch thaten und thun.

In dem genannten Fortschreiten zeigt sich nun, daß zwischen dem Menschen und den Thieren ein breiter, nicht zu überschreitender Strich gezogen ist. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist nicht ein ähnlicher wie der zwischen einer höheren und niederen Thierklasse, sondern das Menschliche bildet einen vollen Gegensatz gegen alles Thierische. — Für das thierische Wesen giebt es keine Veredlung; dagegen hat das menschliche Wesen die Fähigkeit und die Aufgabe, das Thierische immer mehr zurückzudrängen und das Vernünftige — d. h. geistige Zwecke — an dessen Stelle zu setzen.

Der menschliche Fortschritt wird in Folgendem sich darstellen:

1. Zunahme in Erfahrung und Geschicklichkeit, um das menschliche Dasein annehmlicher und die Kräfte und Gaben der Natur dem allgemeinen Wohle immer mehr dienstbar zu machen;

2. Schärferes Denken, richtigeres Urtheilen und Folgern, Vermehrung der Erkenntniß, stete Bereicherung der Wissenschaft;

3. Verfeinerung der äußeren Sitte, — zunehmende Anständigkeit statt der rohen Aeußerungen des thierischen Naturtriebes;

4. Ausbildung des Sinnes für das Wohlgefällige und Schöne in Natur und Kunst;

5. Veredlung der Gesinnung und Handlungsweise, Hervorbildung des wahren Ehr- und Pflichtgefühles, Zurückdrängung der Selbstsucht, an deren Stelle immer mehr allgemeines Wohlwollen und der Sinn der Gerechtigkeit treten sollen.

Das Letztere, die sittliche Vervollkommnung, ist gerade die Hauptsache, hängt zum Theil von dem Vorhergenannten ab, hält aber damit nicht durchaus gleichen Schritt, weil eben die niedere Selbstsucht das von Allem am schwersten zu Ueberwindende ist.

Täglich mehren sich die Zeichen, aus welchen sich deutlich erkennen läßt, in welchem rohen und fast ganz thierähnlichen Zustande die Menschen uranfänglich sich befunden haben. Es lassen sich folgende Haupt-Uebergangszustände unterscheiden:

1. Leben ohne Gemeinschaft und Unterhaltung des Lebens in derselben Weise, wie das Thier ohne Waffen von wild wachsenden Kräutern, Früchten und Wurzeln, oder von anderen erhaschten Thieren sich nährt; Höhlen dienten als Wohnstätten.

2. Anfang des Zusammenlebens; Gebrauch des Feuers; Gebrauch roher Waffen, nämlich hölzerner Keulen und aus Stein und Knochen bereiteter Lanzen- und Pfeilspitzen, Aexte, Messer, Nadeln u. s. w.; Bekleidung mit Thierfellen; Errichtung von Hütten und Zelten; der Lebensunterhalt wird fast nur durch Jagd und Fischerei geliefert.

3. Verwendung des Kupfers, als des leichter zu verarbeitenden Metalles, zur Verfertigung von allerlei Geräthen; Anfang der Töpferkunst; Verbesserung der Wohnstätten; Erweiterung des Verkehres und Austausches; Zähmung der wichtigsten Hausthiere; Herstellung von Geweben aus Wolle und später auch aus Pflanzenfasern; Hirtenleben mit den Anfängen des Ackerbaues; Anfänge des Nachdenkens über Natur und Leben — noch ganz im kindlichen oder kindischen Sinne.

4. Gebrauch des Eisens und Stahles; Häuserbau und feste Wohnsitze; Ernährung hauptsächlich durch Ackerbau und damit verbundene Viehzucht; Einführung von Gewerben verschiedener Art; Metallgeld als Tauschmittel; Schifffahrt und Herstellung von Straßen; erhöhte geistige Anstrengungen, um über Welt und Leben zu einem richtigen Verständnisse zu kommen, doch mehr Träumerei, als Ergründung der Wahrheit; mündlicher Unterricht.

5. Erfindung der Schreibkunst; Erbauung von Städten für Gewerbe und Handel; Lehranstalten; Priesterwesen mit vielartigem Gottes- oder Götterdienst; Dichtkunst, Bildhauerei, Baukunst rc.; ernstere wissenschaftliche Forschung; Unterschied zwischen Ständen und Klassen, Dienstbarkeit der niedersten Klasse; staatlich geordnetes Leben und Gesetze.

6. Erfindung der Buchdruckerkunst, an welche der ungeheuere, in der sog. Neuzeit sich darstellende Umschwung im Denken und Streben der Menschen sich anschloß; Entdeckung der neuen Welt; rascher Fortschritt der Wissenschaft in allen Fächern; Ausbildung des staatlichen Lebens; Vervollkommnung der Gewerbe durch Benützung der Dampfkraft; Weltverkehr durch verbesserte Schifffahrt, Eisenbahnen und Telegraphen; vielartiges Maschinenwesen; Heranbildung der großen Menge durch Volksschulwesen; Bücher und öffentliche Blätter in Menge; regelmäßige Postverbindung fast durch die ganze Welt, geordneter Staatshaushalt; vielfache Völkermischung und v. A. m.

Welches waren nun die Mittel, durch welche der Mensch mehr und mehr aus dem Rohen sich hervorbildete? So wichtig ist diese Frage, und für so schwierig hielt man die Antwort darauf, daß man einfach mit der Annahme sich half: Alles ist den Menschen von oben herab auf eine wunderbare Art geoffenbart worden. Gott oder die Götter sollten selbst vom Himmel zur Erde herabgestiegen sein, um mit den Menschen zu reden und sie zu belehren, — ja ein Gott brachte ihnen das Feuer, ein anderer den Weinbau, eine Göttin die Kunst des Ackerbaues u. s. f. Namentlich werden alle Religions-Stiftungen auf einen übernatürlichen Ursprung zurückgeführt, weil man annahm, der Mensch vermöge nichts von göttlichen Dingen zu erkennen, außer durch unmittelbare Eingebung von oben. Sehen wir uns die Sache unbefangen an, so finden wir Folgendes:

1. Die Noth macht erfinderisch, und so kamen die Menschen immer mehr dazu, sich gegen Wind und Wetter zu schützen, sich der natürlichen Hülfsmittel zu bedienen, dieselben durch künstliche zu vermehren, sich das äußere Leben möglichst behaglich zu machen. Hierin zeigt sich einige Aehnlichkeit mit dem Leben der Thiere, aber noch mehr ein auffallender Unterschied. Mit vollster Sicherheit wird das Thier geleitet durch den ihm angeborenen Naturtrieb; so machen die Biber ohne Belehrung oder längere Erfahrung ihren merkwürdigen Bau, die Vögel ihre zum Theil so kunstvollen Nester. Auch die regelmäßigen Thierwanderungen setzen keine Bekanntschaft mit der Erdkunde voraus, sondern erfolgen wie durch ein Naturgesetz. Bei dem Menschen tritt immer mehr die verständige Ueberlegung an die Stelle des blinden Triebes; er stand wohl von Anfang in der Herstellung einer Wohnung dem Biber und der Meise nach, lernte erst allmälig sich immer besser zu helfen, die eigene und fremde Erfahrung zu benützen, sich nach den vorhandenen Umständen zu richten, und zeigt schon in diesem Allen eine Freiheit der Wahl, welche dem an den Naturtrieb gebundenen Thiere fehlt, die menschlichen Leistungen über die thierischen weit emporhebt.

2. Umgeben fand sich der Mensch von der Natur, ihren staunenswerthen Werken, ihrem wunderbaren Walten. Dieselbe Natur umgiebt auch das Thier; doch selbst das vollkommenste starrt sie nur an, genießt ihre Gaben, schützt sich gegen ihre Ungunst wie es kann und — denkt nicht weiter. War das Nämliche auch bei dem Menschen von Anfang der Fall, so trat doch allmälig eine Aenderung ein; die Vernunftanlage erwachte und nöthigte ihn zu fragen: wie? warum? woher? — Alle Erkenntniß war bis dahin dem Menschen allein ans der Betrachtung der Dinge um ihn her, also mittelst der äußeren Sinne zugekommen; aber bereits erhob er sich in Gedanken über die sinnliche Anschauung, indem er nach dem Grunde Dessen fragte, was um ihn her war und vorging. Gab er sich selbst nun auch die Antwort in kindisch befangener Weise, so war doch ein großer

Schritt vorwärts damit gethan, daß er auf das Gebiet des Uebersinnlichen sich wagte, indem er den Gedanken faßte: in dem Sichtbaren selbst kann nicht der letzte Grund oder die erste Ursache aller Dinge liegen.

Das Gewaltige in der Natur, die Schrecken einflößenden Natur-Auftritte erweckten die Vorstellung von einer weit über die menschlichen Kräfte hinausgehenden Macht, vor welcher der schwache Mensch sich beugen, ja die er sich geneigt zu machen suchen muß. — Genauere Beobachtung lehrte eine staunenswerthe und deutlich erkennbaren Zwecken entsprechende Einrichtung der belebten Wesen, sowie eine trotz aller Störungen sich immer wieder herstellenden Ordnung der Natur, was den Gedanken einer unergründlichen Weisheit, die über dem Weltganzen waltet, hervorrufen mußte. — Die für alles Lebende getroffene Fürsorge, die Menge der dem Menschen dargebotenen Lebensfreuden schienen hinzuweisen auf eine höchste Güte, welche gleichsam beständig ihre milde Hand aufthut und ihre Gaben ausstreut.

Hat sich nun der Menschengeist bis zu solchen Betrachtungen erhoben, so ist es das Natürlichste, daß er die Einbildungskraft zu Hülfe nimmt, um das Vorgestellte in Begriffe und Bilder zu bringen, — weil er zu der schweren Geistesarbeit des sog. „Abstrahirens“ noch nicht fähig ist. Er denkt sich Alles, was in der Welt wirkt und arbeitet, will und schafft, als persönliches Wesen, und wenn er ihm auch eine göttliche Natur beilegt, so ist das Bild des persönlich Gedachten doch nur von dem Menschen selbst hergenommen, weil ihm eben nichts Höheres bekannt ist. Die Naturkräfte als ein Gesammtes zu fassen, wirkend nach feststehenden Naturgesetzen, ist, wie gesagt, ein sog. Abstrahiren (es giebt kein deutsches Wort dafür), wozu die Menschen im Anfange ihrer Naturbetrachtungen noch nicht fähig sind, vielmehr erst durch lange fortgesetzte Denkübung fähig werden.

Nur ein Volk, das der Hebräer, hielt in der Person des höchsten Wesens wenigstens fest an dem Gedanken der Einheit; bei Weitem der Mehrzahl wurde das Unerfaßliche begreiflicher durch die Theilung. Und so donnerte denn ein Gott in dem Wolkenhimmel, ein anderer in der Meerestiefe thürmte die Wellen auf, noch ein anderer blies die Winde an u. s. w., — ja sogar in jeder Quelle war eine Göttin, welche das labende Wasser hervorsprudeln ließ, selbst in jedem Baume war ein unsichtbares Wesen, welches die Blätter und Blüthen hervortrieb. Am allernächsten lag die Vergötterung der Sonne, der Spenderin des Lichtes und alles Lebens.

An nichts Anderem hat sich die menschliche Einbildungskrgft so hoch entwickelt, als an der Versinnlichung der göttlichen Wirksamkeit. Welche reichen Schätze des Schönen würden wir verlieren, wenn Alles hinweggenommen würde, was die Dichtkunst und andere Künste als Göttergeschichten und Götterbilder geschaffen haben! — Freilich ist

zugleich nichts Anderes so störend der unbefangenen Naturbetrachtung in den Weg getreten als eben dieses Spiel der Einbildungskraft. Doch zeigt die Allgemeinheit der Vergötterung der Naturkräfte in den vergangenen Jahrtausenden, daß kein anderer Entwickelungsgang möglich war. Wir nun, die wir jetzt Alles mit dem nüchternen Verstandesbegriffe messen und Alles von uns weisen, was nicht mit den Händen zu greifen oder doch sinnlich sich erfassen läßt, wir begehen das größte Unrecht, wenn wir die vergangenen Geschlechter ihrer kindlichen Träume wegen anklagen wollen. Danken wir es ihnen jedenfalls, daß sie es wagten, ihre Gedanken über die alltäglichen Erscheinungen der Sinnenwelt emporzuheben, wenn auch die Art, wie sie es thaten, nur ein schönes Traumgebilde war.

Fing nun die höhere Geistesthätigkeit mit der Naturbetrachtung an, so ist es eben diese, welche nach und nach zugleich auch zur nüchternsten Forschung anregte, Beobachtungsgabe und Urtheil schärfte und für alle Zeiten ein unermeßliches Feld darbietet für die ernsteste Arbeit des menschlichen Geistes.

3. Ein anderes Bildungsmittel ist die nur dem Menschen mögliche Selbstbetrachtung, das „Einkehren in sich selbst.“ — Die steten Sinneseindrücke zerstreuen das Innere; dann tritt das Bedürfniß ein, dieses Innere wieder zu sammeln, und mit Ausnahme derjenigen Naturen, welche immer nach außen sich gleichsam zertheilen wollen, findet der Mensch im zeitweiligen stillen Umgange mit sich selbst die allerhöchste Befriedigung. Die Geschichte lehrt uns ausdrücklich, daß gerade die ausgezeichneteren Menschen sich mitunter in die Einsamkeit zurückzogen, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Was stellte sich dann ihnen dar? Ihr eigenes inneres Wesen als vollster Gegensatz zur äußeren Welt; ein einheitliches Bewußtsein, welches die eigene Persönlichkeit bestimmt von Allem scheidet, was nicht dazu gehört; eine Denkkraft, welche alle Eindrücke von außen her verarbeitet, sie dem innern Wesen zu eigen macht und zugleich das Mannigfaltigste aus sich selbst hervorbringt; ein lebhaftes Gefühl, welches wechselnd wohlthätig und widrig angeregt wird, bei dem Einen mit Wohlgefallen verweilt, vom Andern mit Mißfallen sich abwendet, vor Allem aber in dem menschlichen Handeln selbst, in dem eigenen sowohl als in dem der Anderen, das Lobenswerthe und Verächtliche, das Gute und Böse mit Gewißheit scheidet; endlich eine Kraft der eigenen Wahl, des Entschlusses aus freiem Antrieb, des Handelns nach Zweck und Einsicht ohne einen Zwang von außen her.

Freilich gingen Jahrtausende hin, bis das innere Seelenleben so weit beobachtet und erforscht war, daß man aus dem Ergebniß der Forschung eine Wissenschaft machen konnte; aber schon die Anfänge wirkten bildend in hohem Grade. Wäre doch alle Welterkenntniß nichtig ohne die hinzukommende Kenntniß des inneren menschlichen Wesens, des eigenen Seins. So wurde denn schon von den Weisen

des grauen Alterthumes als höchste Aufgabe alles Forschens die aufgestellt: „Erkenne Dich selbst!" — Zwar verhilft auch schon die sorgfältige Beobachtung des menschlichen Treibens und längere Lebenserfahrung zu der so nothwendigen Menschenkenntniß, aber nur durch Eingehen in uns selbst erhalten wir einen tieferen Blick in das Wesen der Menschennatur, und vor Allem erhält ihn Jeder in sein eigenes, immer eigenthümliches und besonderes Wesen.

4. Wie im weiten Waldgehäge immer einzelne Stämme hoch über die anderen emporragen, so gab es auch von jeher einzelne höher begabte Menschen, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Kraft des Denkens, durch — unter günstigen Umständen erlangte — klarere Einsicht, durch eine besondere Gabe der Belehrung, auch hervorragend durch ihr Leben und Handeln, welche die Lehrer der großen Menge wurden und sie auf eine Stufe emporhoben, die sie ohne solche Hülfe nicht erreicht hätten. Solche Männer gewannen Schüler, ja, ganze Völker schlossen sich ihren Lehren an. Die späteren Geschlechter waren gewöhnlich geneigt, in Uebertreibung des an sich richtigen Gefühles der Dankbarkeit und Ehrerbietung, diese Wohlthäter als höhere Wesen zu betrachten, ja, sie zu vergöttern. Waren die Lehren neu und in weitem Abstande von den bisherigen Meinungen und Gebräuchen des Volkes, und verband sich damit eine besondere Art von religiösen Anordnungen, so galten solche Männer als Religionsstifter, unter welchen Zoroaster in Persien, Confucius in China, Moses und Jesus im jüdischen Lande, Mohammed unter den Arabern sich besonders bemerkbar gemacht haben.

Unter den Völkern, durch welche der heutigen Bildung am meisten vorgearbeitet wurde, thaten sich schon in uralter Zeit hervor die Indier (Bewohner des Landes, von welchem u. a. auch die deutschen Stämme in grauer Vorzeit hergekommen sind) mit sehr alten Religionsbüchern, — die Perser, ebenfalls mit alten heiligen Büchern; doch am bedeutendsten wurde Aegypten (wo die drei alten Welttheile fast zusammenstoßen) in doppeltem Betrachte. Hier hatte sich eine mächtige Priester-Klasse gebildet und mehr Kenntnisse verschiedener Art gesammelt, als damals vermuthlich irgend ein anderes Volk besaß, namentlich in der Himmelskunde, in der Meß- und Rechenkunst &c. Auch in staatlicher Einrichtung war man weit fortgeschritten. Natürlich fehlte es nicht an einer umfänglichen Götterlehre und an gottesdienstlichen Einrichtungen. Die noch vorhandenen Trümmer von Großstädten, Tempeln und Palästen, die heute noch stehenden Pyramiden und Obelisken erregen unsere Bewunderung; auch von der ägyptischen Bildhauerei, Malerei und Zeichenschrift hat sich Manches erhalten. — Was dieses Volk schon lange vor der christlichen Zeit leistete, ist nicht den späteren Bewohnern des Landes zu gut gekommen, hat sich aber in höchst merkwürdiger Weise in zwei Strömen von ganz entgegengesetzter Art nach Osten und nach Westen ergossen; und als

nach langer Trennung diese beiden Ströme sich wieder vereinigten, trat das Vollkommenste hervor, wodurch die neue Zeit von der alten sich unterscheidet.

Es waren nämlich nach Kleinasien und Griechenland Stämme eines hochbegabten Volkes gekommen, welches jedoch den Aegyptern in Bildung nicht gleich stand. Dies erkannten die besten Männer des Griechenvolkes selbst, gingen hinüber in das benachbarte Aegypten, hielten Jahre lang aus in dem Verhältniß als Schüler, um sich mit der Geheimlehre der Priester vertraut zu machen, und brachten das Beste davon zurück in ihr Heimathland. Der griechische Geist war jedoch ein höher strebender als der ägyptische, und so übertrafen bald die Schüler in dem Meisten weit ihre Lehrer.

Ihre vordem rauhe Sprache bildeten die Griechen zu einer Vollkommenheit aus, welche von keiner der jetzt todten und der lebenden Sprachen wieder erreicht worden ist; in der Feinheit, in dem Wohlklang und in dem Reichthum der Sprache zeigt sich aber am meisten der veredelte Sinn und die Gedankenfülle des Volkes selbst. In der Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei leisteten die Griechen so Außerordentliches, daß wir noch jetzt darauf verzichten müssen, sie überbieten zu wollen. In der Dichtkunst haben sie Musterwerke aufgestellt, welchen die Bewunderung aller Zeiten nicht fehlen kann. Was sie als Redner, als Geschichtsschreiber, als tiefe Denker und Erforscher des menschlichen Wesens leisteten, ist noch heute der höchsten Beachtung der Allergebildetsten und Verständigsten werth. War freilich die Masse des Volkes in einem Götterglauben befangen, welcher zwar die Einbildungskraft besticht, das tiefere Denken aber nicht befriedigen kann, so erhoben sich dagegen einzelne Weise zu einer so vorurtheilslosen und tiefsinnigen Ansicht von Gott und Welt, daß, was von ihnen bereits gedacht und erkannt wurde, von den späteren sog. Weltweisen bis auf unsere Tage fast nur wiederholt wird. Und dabei fehlten ihnen fast noch ganz die reichen Schätze der Naturkunde, welche damals noch gar nicht vorhanden sein konnten, erst in der neueren Zeit allmälig angesammelt wurden und dem Forscher unserer Tage einen so großen Vortheil gewähren über den der längst vergangenen Zeiten. — In der Masse des Volkes scheint es an roher Unsittlichkeit nicht gefehlt zu haben, einzelne hervorragende Geister legten aber bereits den Grund zu einer vortrefflichen und reinsten Sittenlehre, welche kaum durch die christliche übertroffen wird. (Die Lehren eines Seneca, eines Schülers der Griechen, stimmen fast wörtlich genau mit der christlichen Sittenlehre überein, und doch ist dabei von keiner übernatürlichen Eingebung die Rede, — es sind Sätze, hergeleitet aus dem tieferen Selbstverständniß.)

Die einzelnen griechischen Stämme hatten meistens Erb- oder Wahlkönige, welche zum Theil zugleich die Gesetzgeber des Volkes waren; andere versuchten es bereits mit einer volksthümlichen oder

republikanischen Staatseinrichtung, und diese kleinen griechischen Republiken mit ihrem bewegten Volksleben sind das Muster geworden für die Freistaaten der späteren und der jetzigen Zeit, ja, das Wort „Demokratie“ (Volksherrschaft) stammt aus jenen alten Zeiten her.

Die Griechen beschränkten sich nicht auf ihr eigenes Land, sondern gründeten Colonien oder Ansiedlungen in nahen und auch ferneren Ländern — in Italien, Sicilien, Südfrankreich u. s. w. — und verbreiteten so weithin ihre Sprache und ihre Art von Bildung.

Von hoher Wichtigkeit ist es, daß ein anderes Volk, das römische, ebenfalls bedeutend begabt, doch in anderer Art, mit dem griechischen in enge Verbindung kam. Die Römer, beseelt von dem Gedanken der Weltbeherrschung, eroberten und unterwarfen sich auch ganz Griechenland, erkannten aber, daß sie in Bildung den Griechen weit nachstanden und wurden deren Schüler. Sie kamen ihnen in Manchem nach, übertrafen sie in großartigen Staatseinrichtungen und in der Ausbildung des Rechtswesens, blieben aber hinter ihnen zurück in den bildenden Künsten, in der Dichtkunst, in den meisten Zweigen der Wissenschaft, so daß wir sie im Ganzen doch nur als glückliche Nachahmer trefflicher Muster zu betrachten haben. Dagegen wurden durch sie die Keime der Bildung viel weiter getragen, als durch irgend ein anderes Volk. Mit kühnem Eroberungsmuthe drangen sie in alle damals bekannten Länder ein, milderten die rohen Sitten ihrer Bewohner, lehrten sie mancherlei Gewerbe und Künste, gaben ihnen staatliche Einrichtungen, gründeten Städte und veränderten sogar die Sprache solcher Völker insoweit, daß das Römische (oder Lateinische) darin noch heute mehr oder weniger vorherrscht. Die Thaten und die Größe des Römervolkes und die Fehler, in welche es zugleich verfiel, gehören zu dem Bedeutendsten, was die Weltgeschichte uns vor Augen zu stellen hat; nach Jahrtausenden wird wie heute der Hinblick auf die untergegangene Römerwelt die höchste Theilnahme erwecken.

1. Alle Menschen- und Völkerstämme, welche sich als der höheren Bildung unzugänglich erweisen, werden untergehen, — sie müßten denn solche Gegenden der Erde bewohnen, wo ihr thierähnliches Dasein auch fernerhin eben darum möglich bleibt, weil darin der gebildetere Mensch nicht leben will oder kann.

2. Alle anderen Völker, wie verschieden auch ihre Abstammung sei, werden in den stets wachsenden Verkehr und somit in den Bildungskreis der vorgeschrittenen Völker hineingezogen werden — immer mehr, wie die Mittel und das Bedürfniß des Weltverkehres sich vermehren, womit das Unvollkommenere dem irgendwo aufgefundenen Besseren nothwendig überall weichen muß.

3. Man braucht keinen Zweifel darüber zu hegen, daß kein Stillstand eintreten wird in Erfindungen und Unternehmungen aller Art, um dem Menschen die möglichste Herrschaft über die Natur zu sichern, damit er deren Gaben und Kräfte zur Erhöhung des menschlichen

Wohlseins ausbeute und benutze. Immer schneller wird an das Neue das Neueste sich reihen.

4. Auf dem wissenschaftlichen Felde wird nichts unerforscht bleiben, was menschlicher Scharfsinn zu ergründen im Stande ist. Nach den so bedeutenden Vorarbeiten der vergangenen Jahrhunderte wird man immer schneller mit der Scheidung des Falschen und Wahren zu Stande kommen. Die wichtigsten Fortschritte sind in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften zu erwarten, — Stillstand in nichts, was des Wissens werth ist.

5. Die religiöse Frage wird gelöst werden — nicht mit „Feuer und Schwert", wie in vergangenen Tagen, sondern im Einklange mit der wissenschaftlichen Forschung, mit der tieferen Ergründung des menschlichen Wesens und entsprechend der zeitweiligen Bildungsstufe der Völker und der Einzelnen. Bibelvergötterung, päpstliche Obmacht und Unfehlbarkeit, Jesuitismus und Priesterthum haben ihre Zeit gehabt, aber die Zukuuft gehört ihnen nicht.

6. Die bürgerlichen Verhältnisse sind noch vielfach im Kindheitszustande aus dem Grunde, weil die große Mehrheit es selbst noch ist. Das Monarchenthum mit Adelsgeschlechtern und Söldnerheeren ist ein Ueberbleibsel aus roher Zeit, in welcher Bevormundung der Massen und Gewaltanwendung unerläßlich waren. Doch auch in den Republiken, obwohl sie die vernunftgemäße Art des Verbandes gesitteter und gebildeter Menschen zu einem bürgerlichen Gemeinwesen darstellen, zeigen sich jetzt noch gar viele Schattenseiten. Der Grund liegt in den sehr ungleichen Bildungsstufen der Staatsbürger, indem den Einen mehr Freiheit gewährt ist, als ihnen selbst und dem Ganzen wohlthätig sein kann, und den Andern, die sich vollkommen selbst zu beherrschen im Stande sind, nicht genug davon. Der echte Freistaat wird erst möglich bei viel allgemeinerer Bildung und sittlicher Erhebung. Dann wird die Staatseinrichtung in nichts Anderem zu bestehen haben, als in der Feststellung des Rechts-Kreises, in welchem die Einzelnen sich zu bewegen haben, und in der Vereinigung Aller zur Erreichung solcher Zwecke, welche durch die Bestrebungen der Einzelnen sich weniger gut oder gar nicht erreichen lassen, als öffentliche Erziehung, Verhandlung mit anderen Staatsvereinen u. s. w.

7. Ganz besonders drängt sich in unserer Zeit die gesellschaftliche Frage heran und fordert sogar schleunige Lösung. Auf der einen Seite steht das sog. Kapital und, mit ihm mehr oder weniger verbunden, die höhere Begabung und Ausbildung, — auf der anderen Seite stehen Tausende, welche hauptsächlich nur ihre körperlichen Arbeitskräfte, verbunden mit mehr oder weniger Geschicklichkeit, anzubieten haben, aber, weil sie als Menschen da sind und bei der Vertheilung der Lebensgüter verkürzt zu sein glauben, jedenfalls ein ihnen behagliches Dasein fordern, was auch immer die Folgen ihres Protestirens gegen die bestehenden Zustände sein mögen.

— Ich will es hier nicht versuchen, Vorschläge zur Lösung dieser Frage zu machen, oder anzugeben, was auf der einen und anderen Seite tadelnswerth sein mag; von ernster Art ist die Sache jedenfalls, und geordnet muß sie werden, wenn nicht alles Bessere, das wir haben, in wilder Verwirrung untergehen soll. Doch, nachdem wir Leibeigenschaft und Sklaverei beseitigt und den Grundsatz allgemeiner gleicher Menschenrechte ausgesprochen haben, — sollte es nicht gelingen, auch für diese Noth der Neuzeit Rath zu finden? So lange die Mittel vorhanden sind, allen menschlichen Wesen ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, sofern alle zu nützlicher Verwendung ihrer Kräfte sich verpflichten, muß es möglich sein, in der Hauptsache auch Alle zufrieden zu stellen; wäre dazu die bisherige Ordnung der Dinge nicht geeignet, so wird man es mit einer neuen versuchen müssen.

8. Noch bleibt die über alles Andere schwierige Frage, die sittliche. Doch warum kann es überhaupt eine solche geben? Wenn wir in stetem Fortschritte die Mittel zur äußeren Verbesserung der menschlichen Zustände mehren, die Verstandeskraft schärfen, das Reich der Erkenntniß erweitern, den Aberglauben und namentlich den religiösen Wahn zerstören, indem wir den Volksunterricht zu einer ganz allgemeinen Sache machen, — wenn wir aus dem bürgerlichen Leben die Unfreiheit und den Zwang wegnehmen und das gesellschaftliche Leben so ordnen, daß Jedem die Früchte seiner Anstrengungen gesichert sind und die Noth aus dem Leben der Menschen verschwindet, — muß damit nicht Das zugleich sich einstellen, was wir einen sittlichen Zustand nennen? — Die Erfahrung lehrt allerdings, daß mit dem Fortschritte der Bildung, so weit wir darin gekommen sind, Vieles von der alten Rohheit verschwunden ist: wir bringen den Götzen keine Menschenofer, fressen einander nicht mehr auf, braten die Ketzer, ja kreuzigen, pfählen und rädern die Verbrecher nicht mehr, machen unsere Tempel nicht zu Stätten der Unzucht, ja wir haben öffentliche Wohlthätigkeits- und Besserungs-Anstalten vielerlei Art, — und doch hat die wahre Sittlichkeit mit der Fortbildung in anderen Dingen so wenig gleichen Schritt gehalten, daß Viele ernstlich bezweifeln, ob die Menschen überhaupt besser geworden sind und in Zukunft besser werden mögen. Ja, Manche haben geradezu erklärt, daß wir in den Naturzustand, d. h. in den Zustand der völlig mangelnden Bildung zurückkehren müssen, um dem sittlichen Verderbnisse zu entgehen, welches gerade die Verfeinerung gebracht habe.

Das aller Roheste läßt sich größtentheils durch Gesetze und durch Zwang verhüten; die Sitten werden verfeinert durch Gewöhnung und durch Vorbild; ein gewisses Maß von Verstandesschärfung und von Kenntnissen kann Allen beigebracht werden durch den sog. Schulzwang, — was aber sich nicht erzwingen läßt, das ist die veredelte sittliche Gesinnung, welche durchaus nicht in einem nothwendigen Zusammenhange mit der außerdem gewonnenen Bildung steht. Ja,

es ist die Frage, ob nicht die verfeinerte sittliche Schlechtigkeit allgemein verderblicher ist und zugleich einen größeren Widerwillen erregt als die naturwüchsige und thierähnliche Rohheit, Härte und Grausamkeit. — Hat nicht unsere jetzige Bildung an die Stelle der rohen Sitte und des Aberglaubens die Verstellung und Heuchelei, an die Stelle der thierischen Raubgier den abgefeimtesten Betrug und die großartigste Schwindelei, an die Stelle der wilden, aber gewisse Grenzen nicht überschreitenden Lust die allerunersättlichste Genußsucht gesetzt? Beweisen nicht die im Naturzustande fast gar nicht vorkommenden, in unserer Zeit aber zu den alltäglichen Vorkommnissen gehörenden Selbstmorde, daß bei unserer Art von Bildung den Menschen großentheils Das abhanden gekommen ist, was wir das richtige innere Gleichgewicht nennen möchten? — Haben wir die Menschen, indem wir jeden Einzelnen an das eigene Denken verweisen, statt Alle an gewisse Lehrsätze zu binden und zugleich ihr Handeln genau zu überwachen, nicht wirklich nur größeren sittlichen Gefahren ausgesetzt?

Wir haben das menschliche Wesen bereits bedeutend abgeschliffen und viele glänzende Stellen daran zum Vorschein gebracht, gleichzeitig aber auch sehr dunkle Punkte. Im Tiefinnersten dieses Wesens finden sich neben Anlagen der trefflichsten Art Selbstsucht und Leidenschaft, und aus diesen fließt der trübe Strom, neben welchem alle unsere Bildungs-Fortschritte und Errungenschaften gar Vielen als Dinge von zweifelhaftem Werthe erscheinen. Können wir nicht der natürlichen Eigenliebe gegenüber ein edles menschliches Wohlwollen erwecken, nicht die Leidenschaft durch verstärkte Kraft der Selbstbeherrschung niederhalten, nicht in dem ausgebildeten Gefühle für das Schickliche und Menschenwürdige, in der erhöhten Selbstachtung, in freiwillig angenommenen und befolgten Grundsätzen des Rechten und Ehrenhaften dem Menschen einen festen inneren Halt geben, so ist alles Andere nur ein scheinbarer Gewinn. Fehlt in dem Volksleben bei aller sonstigen Verfeinerung das sittliche Element, so ist dies ein Beweis, daß die Bildung nur eine einseitige ist, daß höchstens eine Halbbildung zu Stande gebracht wurde; denn die volle (die harmonische) Bildung muß alles Menschliche zugleich umfassen, Aeußeres und Inneres, Denken und Wollen, Herz und Gemüth. Wir hätten in solchem Falle in der That nur das Leichtere in die Hand genommen und uns unfähig gezeigt, das Bedeutendste, aber Schwerste, zu erreichen.

Doch ich breche derartige Betrachtungen hier ab, da ich gerade diesem Gegenstande eine besondere Rede zu widmen gedenke. — Was ich über den Gang der menschlichen Entwickelung gesagt habe, konnte nur in Andeutungen bestehen; gewisse Haltpunkte wollte ich geben für den denkenden Beobachter der Dinge, und ich hoffe, daß sowohl Diejenigen, welche das weite Gebiet der Geschichte durchlaufen haben, als

auch Die, welche dies erst noch zu thun gedenken, meine eigenen Gedanken darüber der Beachtung nicht unwerth finden mögen.

Nur die eine Bemerkung ist noch hinzuzufügen: Für die Zukunft ist nicht zu erwarten, daß ein einziger, über alle Zeitgenossen weit hervorragender Geist, ein Gesetzgeber, Religionsstifter oder Messias, ein neues Gedankenreich stiften und die Völker der Erde in völlig neuer Bahn zu höherer Bildung führen wird. Vielmehr ist der Strom dieser Bildung ein so breiter geworden, daß der Einzelne nicht mehr im Stande wäre, ihn zu beherrschen, und daß der weitere Fortschritt der Gesammtarbeit von Unzähligen, welche in der verschiedensten Weise ihre besten Kräfte regen, zu verdanken sein wird. Jeder leiste ehrlich und willig seinen Beitrag zur Fortführung des großen Werkes (denn von Vollendung kann nicht die Rede sein), damit er seine menschliche Aufgabe erfülle in der Art, wie die Umstände des Lebens ihn dazu befähigt haben.



3. Der Grund des sittlichen Handelns.

Wäre in dem menschlichen Wesen nichts Anderes und nichts mehr, als das Thierische und Sinnliche, so könnten auch darin keine anderen Antriebe wirksam sein, als solche, welche auf sinnliches Wohlbefinden, auf Erhaltung des Daseins und auf Vermehrung der Art Bezug haben. Ohne Zweifel hat der Mensch diese Antriebe mit den Thieren gemein; wir sehen dieselben aber mit der Fortbildung des Menschengeschlechtes zurück- und andere immer stärker hervortreten, welche dem Menschen eigenthümlich sind und worin ein voller Gegensatz des menschlichen und des thierischen Wesens erscheint. Zu diesen höheren, über das Thierische weit hinausgehenden inneren Antrieben gehören: der Sinn für Wahrheit, — ein lebhafter Sinn für das Schöne und Wohlgefällige, — und das sittliche Gefühl, — die Vorstellung von sittlichem Handeln und der Wille dazu.

Doch gehen wir noch um einen Schritt zurück, um in diesen Dingen zum richtigen Verständnisse zu kommen.

Nur der Mensch denkt klar und spricht aus, was in dem kleinen, aber bedeutungsvollen Wörtchen „Ich" enthalten ist, — Alles Andere in der Welt kann man theilen und zusammenfügen, trennen und mischen, vergrößern oder verkleinern, aber nichts derart ist möglich bei Dem, was wir unser Ich nennen. — Mit unserem Ich mag Mancherlei mehr oder weniger eng verbunden sein, und so sage ich: mein Haus, mein Freund, mein Kleid; Anderes ist von Natur damit verbunden, und das meine ich, wenn ich von meinem Arm, Kopf, Auge oder Magen rede. Doch auch dieses Letztere ist noch zu scheiden von dem eigentlichen Ich; denn Arm, Auge und andere Körpertheile mögen verloren gehen, und doch bleibt das Ich unversehrt. — Ja, die Wissenschaft hat unbestreitbar dargethan, daß Theilchen des Körpers (des Blutes, der Haut, der Knochen, des Gehirnes, der Nerven) beständig als unbrauchbar gewordener Stoff ausgeschieden und durch andere neue ersetzt werden, so daß nach ein paar Jahren gar nichts mehr von dem alten Körpergebilde da ist. Trotz dieser beständigen äußeren Umgestaltung bleibt das Ich dasselbe und das Gleiche, obwohl es in seiner Art sich ebenfalls fort- und umbildet. — Was ist dieses Ich? Es ist kein körperliches Ding; denn das beständig wechselnde Körperliche ist nur zeitweilig mit ihm verbunden. Es ist etwas Dauerndes und Stetiges in dem ununterbrochenen Wechsel aller Dinge. Es ist

die von Allem, was in der Welt sein mag, auf das Bestimmteste sich selbst unterscheidende **Persönlichkeit**. Es ist das persönliche **Bewußtsein**; denn nichts Anderes weiß von sich selbst außer Dem, was ein Ich ist. Kurz: es ist das selbstthätige und sich selbst bestimmende innere Wesen, welches empfindet, denkt und will.

Dieses unser Ich wird nun beständig angeregt von außen her durch unsere fünf Sinne; ich sehe, ich höre, ich empfinde Dies und Das, d. h. ich erhalte Eindrücke von der Außenwelt, von sichtbaren Bildern und Gestalten, von hörbaren Tönen, von Bewegung und Widerstand, welche ich durch die verschiedenen Sinne empfinde. Diese wechselnden Eindrücke nun sind für uns theils eine beständige Unterhaltung, theils eine Anregung zur Thätigkeit, indem sie entweder eine wohlthuende oder eine unangenehme Stimmung in uns (in unserem Ich) hervorbringen.

Bei dieser Sinnenempfindung geht es keineswegs maschinenmäßig zu (als ob der Stoß von außen nur wieder einen inneren Stoß verursachte), sondern das Ich **verarbeitet** den Eindruck sogleich nach seiner eigenen Weise; wir bilden und fällen innerlich ein **Urtheil** über das Wahrgenommene, mag dieses Urtheil nun in stillem Denken, oder in lautem Reden bestehen. „Die Rose ist roth, die Blätter sind grün, der Ofen macht warm rc." — sagt das Ich zu sich selbst, und „Rose, Blatt, Ofen, roth, grün, warm" sind sog. **Begriffe**, welche in dem Ich bleiben, wenn auch die Sinneswahrnehmung aufhört. — Dieses Urtheilen und Begreifen und Alles, was weiter folgt als Gedankenwerk, ist nicht mehr Sinnenarbeit; was ist es denn? Es ist **geistige Thätigkeit**. Und so erkenneu wir, daß, was wir den selbstbewußten Geist und was wir unser Ich nennen, ein und dasselbe ist. Und dies ist von höchster Wichtigkeit für unsere Betrachtung; denn wollten wir das geistige Wesen in dem Menschen läugnen, d. h. wollten wir Alles, was in uns vorgeht und was wir thun, allein zurückführen auf sinnliche Eindrücke, so gäbe es keine Quelle, aus welcher das sittliche Gefühl herzuleiten, keinen Grund, auf welchem die sittlichen Vorschriften aufzubauen wären.

Daß wir sinnliche Gegenstände wahrnehmen, Begriffe von äußeren Dingen und ihren Eigenschaften bilden und darüber urtheilen, ist jedoch nur eine niedere Seelenarbeit, zu welcher auch die Thiere einigermaßen fähig sind, — es ist gleichsam die Vorarbeit für weit Höheres, das dem menschlichen Geiste vorbehalten ist. Dieses Höhere ist enthalten in den Vorstellungen des **Wahren**, **Schönen** und **Guten**, bis zu welchen auch die vollkommenste Thierseele sich nicht erhebt. Diese Vorstellungen (oder Ideen) stammen nicht aus der Sinnenwelt her, berühren nicht unser sinnliches Wohlbefinden, sondern haben ihren Ursprung in unserem geistigen Wesen, in Dem, was man das **Vernunftbewußtsein** zu nennen pflegt, diese merkwürdige höchste Begabung, welche den Menschen von allen anderen uns bekannten Wesen scheidet, ihn über alles Lebende um ihn her erhebt.

Worin besteht das Wahre? Darin, daß unsere Vorstellungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Gleichsam zum Zwecke eines geistigen Spieles lassen wir uns wohl auch ein Märchen, eine erdichtete Geschichte gefallen, sonst aber verlangen wir nicht nur die Dinge zu erkennen, wie sie sind, sondern ihren Zusammenhang zu begreifen, ihren Grund zu verstehen, Ursache und Wirkung uns deutlich zu machen. So wird das Nahe und das Ferne, das Vergangene und selbst das Zukünftige, das Kleinste und das Größte, das Alltägliche und das Außerordentliche zum Gegenstande unserer Wißbegierde und unseres Forschens. Es giebt kaum eine größere Befriedigung, als die, welche in der Entdeckung der Wahrheit, in der Berichtigung des Irrthums, in der Erweiterung unserer Erkenntniß liegt, und sie hat nichts gemein mit Allem, was den Sinnen wohlthut, oder einen angenehmen Nervenreiz hervorbringt, — sie ist von rein geistiger Natur. Dies ist so, wenn die gesuchte Erkenntniß auch nur zur Befriedigung einer niedrigen Neugierde dienen soll, ist aber in einem unvergleichbar höheren Grade so, wenn der Denker dem Sinnen und Forschen, selbst unter Verzichtleistung auf mancherlei Lebensgenuß, mit unermüdlichem Fleiße vielleicht sein ganzes Leben widmet und doch am Ende, noch immer nicht vollkommen befriedigt, mit dem sterbenden Göthe nach „mehr Licht!" verlangt.

Was ist das Schöne? Es ist das unserem inneren Sinne Wohlgefällige, ganz abgesehen davon, ob es Nutzen bringt oder nicht, und völlig anderer Art, als das, was sinnlich wohlthut. — Die Natur stellt uns eine endlose Mannigfaltigkeit von Bildern des Schönen vor unsere Sinne, auch manches Nichtschöne oder wirklich Häßliche und Widerwärtige. Auge und Ohr, oder vielmehr durch sie der innere Sinn werden ergötzt, oder auch verletzt durch Das, was um uns her ist und vorgeht; es ist innerer Genuß oder Schmerz, wobei die Sinne nur als Mittel der Wahrnehmung dienen. Denn auch in bloßen Gedanken, in der Erinnerung, in der Einbildung mag das Eine mich erfreuen, das Andere mir zuwider sein. — Doch über das Naturschöne sucht der Mensch noch hinauszugehen durch Das, was er als Werk der Kunst selber schafft. Was Bildnerei, Malerei, Tonkunst u. s. w. leisten, soll nicht dem Nutzen dienen, sondern dem Sinn für das Schöne, Anmuthige und Erhabene. Darum verlangen wir selbst im alltäglichen Leben, in der häuslichen Einrichtung, in der Kleidung, in Allem, was wir hervorbringen und thun, Ordnung, Ebenmaß, Zierlichkeit, Reinlichkeit und sogar Schmuck, wenn es sein kann, und das Gegentheil davon berührt uns widrig im Inneren, wenn auch für das äußere Wohlbefinden nichts davon abhängt. — Ist nun freilich ein großer Unterschied zwischen dem rohen und dem gebildeten Geschmacke, so ist doch der Sinn für das Schöne schon auf der niederen Entwickelungsstufe da, zeigt sich schon in der Art von Schmuck, welchen der Indianer sich anlegt, in den Bildern, welche er an die Felsenwand

malt, — in der Freude des Kindes an der Blume, an dem bunten Schmetterling, an dem Bilderbuche und in seinen Versuchen, eine Art von Bildwerk hervorzubringen, auch in seinem Lauschen auf die Töne der Musik und des Gesanges.

Worin besteht das Gute? Das gerade ist unsere Hauptfrage, die schwerste und zugleich die wichtigste.

Im alltäglichen Leben nennen wir gut, was für den Zweck geeignet ist, welchem es dienen soll. So ist ein gutes Messer das scharf schneidende; den Wein nennen wir gut, wenn er zugleich wohlschmeckt und wohlthätig erregt. Nennen wir das Eine besser als das Andere, so meinen wir, daß wir damit unseren Zweck leichter, sicherer, vollständiger erreichen. Das Schöne bleibt hierbei außer Betracht; von zwei Pferden ist das schönste nicht nothwendig und oft nicht das beste, — und so in anderen Dingen. Schon die alten Griechen machten diese wichtige Unterscheidung, behaupteten aber mit Recht, daß das Schöne und Gute in engster Verbindung das in seiner Art Vollkommene sei.

Ganz in Uebereinstimmung hiermit mögen wir auch von einem guten Arbeiter, Tänzer, Redner 2e. 2c. sprechen, wonach immer noch die Frage bleibt, wen wir als einen guten Menschen zu bezeichnen haben. Die einfachste Antwort wäre: Derjenige ist es, welcher den Zweck des menschlichen Daseins erfüllt; der Bessere erfüllt ihn mehr als die Anderen, der Beste vollständig.

Mit dieser einfachen Erklärung begeben wir uns indessen auf ein Gebiet, auf welchem uns zurecht zu finden nicht so leicht ist, als es scheinen mag. Es giebt nämlich eine weit verbreitete Lehre, nach welcher das Wort Zweck oder der Zweckbegriff auf die Erscheinungen im großen All der Dinge gar nicht anzuwenden wäre, weil Alles in der Welt nur bestehe aus einer theils zufälligen, theils blind nothwendigen Zusammenhäufung von Dingen, Ursachen, Wirkungen und Veränderungen. Die Natur — sagt man — hat keine Zwecke, verfolgt keine, sondern Alles, also auch alles menschliche Handeln, ist genau so, wie es sein muß durch eine ewige Verkettung nothwendiger Ursachen. Nach dieser Lehre ist z. B. das Auge nicht so wunderbar zum Zwecke des Sehens, das Ohr so merkwürdig zum Zwecke des Hörens eingerichtet, sondern weil — zufällig oder nothwendig — der besondere Bau unserer Sinne zu Stande gekommen ist, deswegen sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen wir, — und so ist es mit allem Anderen, was uns einen Zweck zu erfüllen scheint, der aber nur in unserer Einbildung besteht.

Es ist nicht hier der Ort, auf diese Spitzfindigkeiten näher einzugehen, wir stellen ihnen aber mit vollster Sicherheit die Behauptung entgegen: Für uns Menschen, d. h. für unser vernünftiges Denken ist der Zweckbegriff gar nicht zu entbehren; es ist für uns unmöglich, der Vorstellung zu entgehen: der Vogel hat Flügel zum Zwecke des

Fliegens; wir haben einen Magen zum Zwecke des Verdauens; das Auge dient dem Zwecke des Sehens 2c. 2c. Haben nun die einzelnen körperlichen Werkzeuge einen Zweck, so hat vielmehr das Geschöpf, welchem sie zugehören, einen Zweck, ja, jedes Einzelwesen im endlosen Bereiche der Dinge dient einem Zwecke in der ewigen Ordnung des Alls.

Indessen ist ein breiter Theilungsstrich gezogen insofern, als alle anderen Dinge und lebenden Wesen ihren Zweck erfüllen unbewußt und also ohne freie Wahl, der Mensch aber, das einzig freigeborene und mit Vernunft begabte Wesen, seiner Aufgaben, seiner Bestimmung, seiner Lebenszwecke sich bewußt werden kann und mit Freiheit entweder ihnen gemäß, oder auch ihnen zuwider sich selbst bestimmt.

Wenn wir den Begriff festhalten, daß das Zweckmäßige das Gute ist, so müssen wir Alles in der weiten Welt als gut anerkennen; denn wir bezweifeln es nicht, daß alle Dinge beständig Dem dienen, was ihr Zweck ist, wie es denn in der kindlichen Ausdrucksweise der Bibel heißt: „und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ Für unsere besonderen menschlichen Zwecke, für unseren Nutzen und unser Wohlbefinden dünkt uns freilich das Eine mehr, das Andere weniger gut, oder sogar verderblich; wir bescheiden uns aber, daß unser ungestörtes menschliches Wohlbehagen nicht der letzte und höchste Zweck der Welt ist.

Wenden wir dagegen das Wort „gut“ auf menschliche Handlungen und auf den ganzen Menschen an, so haben wir es mit Dem, was in der Außenwelt gut ist, gar nicht mehr zu thun, befinden uns vielmehr auf einem inneren und rein menschlichen Gebiete. Dabei müssen wir absehen von aller äußeren Erfahrung, können auch von der sorgfältigsten Naturbetrachtung keine Belehrung erwarten; denn einen Unterschied zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen stellt die Natur in keiner Weise uns dar. Die Quelle solcher Erkenntniß liegt allein in dem erwachten sittlichen Gefühle, in dem hinreichend entwickelten Vernunftbewußtsein; wo beide fehlen, kann von sittlich Gutem und Bösem nicht die Rede sein.

In der äußeren Natur herrscht unbedingt das Recht des Stärkeren, die mächtigere Kraft herrscht über die weniger mächtige, und das Ganze besteht in seiner dauernden Ordnung theils durch den Widerstreit, theils durch die stete Ausgleichung der Kräfte. So ist die Pflanze angewiesen, die Nährtheile des Bodens und der Luft sich anzueignen; die Raupe und die weidenden Thiere verzehren zum Theil, was die Pflanzenwelt hervorbrachte; die Schwalbe vertilgt tausende von Mücken, um sich selbst zu erhalten; der Falke beraubt das Nest der Taube, um seine eigenen Jungen zu ernähren; der Tiger schlürft das Blut der hingemordeten Gazelle; die Schlange schlägt ihren Giftzahn in das in ihren Bereich kommende Opfer. Erscheint uns nun zwar vom menschlichen Standpunkte aus das Thun des Raubthieres

widerwärtig, so ist doch in allem Genannten nichts Gutes und nichts Böses, — es ist die unabänderliche Naturordnung, die unbewußte und unfreie Erfüllung von Naturzwecken.

Ganz in ähnlicher Weise verhalten auch wir Menschen uns der Natur gegenüber, gebrauchen die Naturdinge nach unserem Gefallen und machen das Recht des Stärkeren oder Klügeren geltend. Auch giebt es — oder gab es sicherlich — in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit eine Stufe, auf welcher der Mensch noch als bloßes Naturwesen auch dem Menschen gegenüber nur das Recht des Stärkeren anerkennt und ausübt. Auf solcher Stufe ist das menschliche Leben und Treiben nichts Anderes als ein „Kampf um das Dasein" und um sinnliches Wohlbehagen; Jeder hilft sich, wie er kann — wie der Hase dem Fuchs, die Taube dem Habicht gegenüber — und sucht sich so viel Genuß zu schaffen, als die Umstände möglich machen — und Das ist Alles.

So jedoch ist es unter den Menschen nirgends dauernd geblieben; vielmehr wurden allmälig gewisse Regeln des Handelns festgestellt; die Befolgung dieser Regeln wurde für löblich und ehrenwerth erklärt, die Uebertretung für ehrwidrig, und mit dieser Unterscheidung, welche nirgends sonst in der Natur besteht, fing das Menschliche im Gegensatz zum Thierischen an, war die Grundlage des sittlichen Handelns gewonnen. — Nach und nach vermehrte und verbesserte man jene Regeln, bis endlich eine vollständige Sammlung von Vorschriften darüber, was die Menschen thun und lassen sollen, an das Licht gestellt wurde. Das ist es, was wir das Sittengesetz oder die Moral oder die Pflichtgebote nennen.

Die Frage entsteht: woher ist den Menschen diese Einsicht gekommen, die Erkenntniß Dessen, was wir als Pflicht bezeichnen, da doch die Sinneserfahrung oder der Blick in die uns umgebende Natur uns durchaus nichts der Art lehrt?

Die einfachste Antwort darauf giebt unser Dichter:

„Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her, —
Das Herz nur gibt davon Kunde."

Zu diesen drei Worten rechnet er die „Tugend", d. h. das an sich selbst Taugende, das der menschlichen Lebensaufgabe Entsprechende, das dem Menschen Geziemende, kurz, das sittlich Gute.— — „Nur das Herz giebt davon Kunde" — sagt er, doch das ist dichterisch ausgedrückt und erfordert eine verständlichere Erklärung.

Wohl den Meisten unter uns wurde in unserer Kindheit folgende Lehre eingeprägt: Von Natur ist des Menschen Einsicht verdunkelt; er würde noch immer wie die Thiere des Waldes allein seinen Begierden folgen, ohne Erkenntniß Dessen, was Recht und Unrecht ist, wenn ihm nicht auf eine wundervolle Weise diese Erkenntniß offen-

bart worden wäre; in einer Reihe von Vorschriften oder Geboten ist uns der Wille Gottes mitgetheilt worden; zugleich ist für die Befolgung dieser Gebote zeitliches und ewiges Glück verheißen, auf deren Uebertretung aber zeitliche und ewige Strafe gesetzt. So wären denn die Pflichtgebote etwas durch eine Willkür von oben und von außen her uns Aufgenöthigtes; wir hätten so wenig ein Recht zu fragen: „warum und wie?", als der willenlose Unterthan in Betreff der Befehle seines Gebieters; es wäre genug für uns, zu wissen, was wir zu thun haben, um der Strafe zu entgehen.

Diese Darstellung mag für einen noch rohen Zustand passen. Die Gesetzgeber und Religionsstifter alter Zeit mußten zu diesem Auskunftsmittel greifen, um einen gesitteteren Zustand herbeizuführen, bevor das noch verwilderte „Herz" der großen Menge die richtige „Kunde gab." Sie, die einzelnen Fortgeschritteneren, mußten sich mit göttlicher Machtvollkommenheit umkleiden, um bei der Masse vorerst nur Gehör zu finden, die thierische Rohheit zu dämpfen und die Bahn für das edlere Menschliche zu brechen; sie würden jedoch mit ihren Lehren und Ermahnungen nicht den geringsten Eindruck gemacht haben, wäre nicht in den zwar noch ungebildeten Herzen doch bereits ein Gefühl vorhanden gewesen für etwas Anderes, als die rohe Lust des Augenblickes. So wird auch den Kindern das Eine geboten, das Andere verboten; aber rechnen dürfen wir erst dann auf die Befolgung der elterlichen Vorschrift — sofern nicht geradezu Zwang angewandt wird —, wenn das Kind den Befehl nicht blos als elterliche Willkür, sondern als innere Verpflichtung betrachtet, — wenn dem elterlichen Willen das kindliche Herz entgegenkommt.

Im bildlichen Sinne aufgefaßt, enthält diese Lehre insofern Wahrheit, als allerdings die Sittengebote sich immer darstellen als ein höherer Wille, welchem das natürliche, durch unsere Triebe und Neigungen eingegebene Wollen sich unterordnen soll, als eine göttliche oder himmlische Stimme in dem zugleich von niederen Gelüsten aller Art bewegten Menschenherzen.

Eine Lehre von ganz entgegengesetzter Art wird uns neuerdings vorgetragen, nämlich diese: Es giebt gar kein Sittengesetz und keine sittliche Verantwortlichkeit; der Mensch ist nur ein körperlich etwas besser eingerichtetes oder vollkommener gebildetes Thier; wie dieses wird er von seinen angeborenen Trieben maschinenartig ebenso zu seinen Handlungen bestimmt, wie die Dampfkraft die Dampfmaschine zum Umdrehen ihres Räderwerks nöthigt; alle sog. Pflichtgebote sind bloße Erfindung herrschsüchtiger Menschen, welchen es darum galt und noch gilt, die Andern zu ihren willenlosen Werkzeugen zu machen; so prägte man uns von Kindheit auf gewisse Vorschriften ein, welche wir um des Gewissens willen beobachten sollen; aber wir haben in Wirklichkeit so wenig ein Gewissen, wie der Tiger und der Geier; was wir Reue und Gewissensbisse nennen, ist nur Verdruß

und Schmerz darüber, daß wir durch verkehrtes Handeln uns selbst Schaden zugefügt haben; wenn man von „gut und böse“ reden will, so ist das Gute Das, was uns wohlthut und uns Nutzen bringt, das Böse ist das für uns Schädliche; weil gewisse Handlungen — wie Morden und Rauben — allgemein schädlich sind, so haben die Menschen verständiger Weise die Uebereinkunft getroffen, daß nichts der Art geschehen soll und haben Strafe darauf gesetzt: wer jedoch solche Verbrechen verübt in einer Weise, daß er damit nicht selbst zu Schaden kommt, sich also der Bestrafung schlau zu entziehen weiß, thut nichts Böses, weil er eben damit sich selbst kein Leid zugezogen hat; auf die menschliche Selbstsucht und Eigenliebe läuft Alles hinaus bei Menschen wie bei Thieren, und andere Antriebe kann es gar nicht geben.

Diese Lehre wird neuerdings nicht allein in Büchern und auf den Straßen gepredigt, sondern auch praktisch ausgeübt von den zahllosen Schwindlern und Galgenvögeln gerade in diesem Lande. Die überhand nehmende Genußsucht, die neben der Frechheit des Lasters in Scheinheiligkeit sich kleidende innere Verworfenheit, die Vernachlässigung der heiligsten Verpflichtungen im häuslichen und öffentlichen Leben, die unersättliche Geldgier, welcher alle Mittel der Bereicherung gleich willkommen sind, — der öffentliche und der heimliche Betrug, die stets sich mehrenden Handlungen der allerrohesten Gewaltthätigkeit und — das häufige Ende eines so entwürdigten Lebens durch einen Pistolenschuß: das Alles ist das naturgemäße Ergebniß einer Lehre, welche das menschliche Wesen zur Thierheit herabziehen will.

Hierbei ist zu bedenken, daß zwar die Natur den Thieren keine anderen Vorschriften gegeben hat als die, welche in ihren sinnlichen Trieben liegen, daß ihnen aber zugleich die Macht benommen ist, gewisse Schranken zu überschreiten, weshalb bei dem thierischen Thun und Treiben doch alles in gewisser Ordnung bleibt und nichts in der Art Empörendes vorkommt wie in dem Handeln losgebundener, d. h. sittlich verwilderter und dabei doch mit Freiheit und Selbstbewußtsein begabter Menschen. Ein solches Handeln wird schrankenlos und selbstvernichtend, wenn nicht das Pflichtgefühl und die Pflichterkenntniß und in der That die allervollste Gewißheit der sittlichen Verantwortlichkeit dem rohen Gelüste Grenzen zieht. Thierähnlich handelt der Mensch nur, so lange er auf der niedrigsten und thierähnlichen Stufe der Entwicklung steht. Ist diese Stufe überschritten, dann erhebt er sich entweder als Vernunftwesen hoch über die thierischen Bestrebungen, oder aber er sinkt tief herab unter die unzurechnungsfähigen Thiere, mag auch sein äußeres Wesen mehr oder weniger verfeinert sein. Ja gerade die Gesinnungsrohheit neben der äußeren Verfeinerung ist das menschlich Widerwärtige. Der menschenfressende Botokude in den brasilischen Urwäldern mag für uns eine bemerkenswerthe Erscheinung sein — ähnlich wie der einiger-

maßen an den Menschen erinnernde Gorilla in den Wäldern Afrika's und andere Affen —, eben nur eine Naturerscheinung. Dagegen ist der Mensch mit äußerem Schliffe, vielleicht ausgerüstet zugleich mit Scharfsinn und reicher Erkenntniß, und doch hingegeben dem niedrigsten Gelüste, gerade seine höhere Begabung im Dienste des Verbrechens verwendend, ein Zerrbild des Menschlichen, von allem Widerwärtigen das widerwärtigste Bild. Mag der Mensch ganz Thier sein, wenn er noch nichts Anderes sein kann als ein unverantwortliches Naturwesen; die Bezeichnung als Mensch verdient er erst, wenn er seiner sittlichen Verpflichtungen sich bewußt ist und ihnen sein höchstes Bestreben widmet.

Der wirkliche Gang der Dinge ist dieser. Wie der Mensch unter vielfachem Irren den Werth der Dinge überhaupt allmälig erkennen, d. h. die einen höher, die anderen niedriger achten lernt, so fühlt er sich genöthigt, einen Werthmesser auch an die menschlichen Handlungen anzulegen, endlich über sich und den ihm selbst zukommenden Werth ein Urtheil zu fällen. Schon ein dreijähriges Kind kann dahin gebracht werden, daß es sein eigenes Thun als löblich oder als tadelnswerth erkennt. Dies ist das sog. Gewissen, d. h. die innere Gewißheit, daß wir Das thun, oder das Gegentheil von Dem thun, was wir selbst für unsere menschliche Aufgabe halten, daß wir als Menschen unseren Lebenszweck erfüllen, oder nicht erfüllen, daß wir der Würde des menschlichen Wesens gemäß, oder zuwider handeln.

Die innere Billigung und die innere Anklage sind als Gefühl der Freude und des Schmerzes wesentlich verschieden von der Freude über ein Glück und dem Schmerz über ein Unglück oder Leiden. Unsere edelste Absicht mag fehlschlagen, und dies mag uns betrüben; aber gleichzeitig liegt ja gerade ein Trost darin, daß wir dabei uns selbst nichts vorzuwerfen haben. — Und so haben wir endlich die Grundlage gefunden, auf welcher alles sittliche Handeln beruht: es ist das Bewußtsein unserer Menschenwürde und die innere Nöthigung, unsere Handlungen damit in Einklang zu bringen, weil davon unser persönlicher Menschenwerth abhängt; das menschlich Gute ist das unserer Menschenwürde Entsprechende.

Doch kann dabei nicht ein Irrthum mit unterlaufen? Besteht nicht darüber, was im Allgemeinen und mehr noch, was in einzelnen Fällen gut ist, eine große Meinungsverschiedenheit? Lassen wirklich allgemein gültige Regeln des sittlichen Handelns sich aufstellen?

Es verhält sich damit ganz ebenso wie mit dem Sinn und Geschmack für das Schöne; wie dieser Geschmack, so muß auch der sittliche Sinn vom rohen zum verfeinerten ausgebildet werden. Die Schönheits-Anregungen des Kindes oder des Indianers sind noch lange nicht dem entsprechend, was den veredelten Geschmack befriedigt, oder was der Kunstrichter fordert. Ganz in ähnlicher Weise bewegen sich die sittlichen Begriffe der Menschen in weiter Grenze vom Ge-

ringsten bis zum Vollkommensten — genau nach der gewonnenen Bildungsstufe. Mit dem Auftauchen des Vernunftbewußtseins beginnt aber sofort der Mensch, eine Vorstellung von Menschenwerth in sich auszubilden und darnach die Handlungen Anderer zu beurtheilen, indem er sie lobt oder tadelt, was ja nicht geschehen könnte, wenn wir nicht ein Bild von menschlicher Vortrefflichkeit — von Dem, was der Mensch sein soll — in uns trügen. Dabei können wir nicht umhin, mit diesem Bilde auch unser eigenes Thun und Lassen zu vergleichen, wobei wir finden, daß wir es noch nicht erreicht haben. Achten wir nun überhaupt auf uns selbst, so werden wir Dem, was uns als lobenswerth erscheint, näher zu kommen suchen; doch indem wir dies thun, wächst zugleich oder erhöht sich unser Bild von menschlicher Vortrefflichkeit, und so mögen wir endlich die höchste sittliche Vollkommenheit und die alleredelste Gesinnung als ein Musterbild uns vorhalten, welchem wir nachzustreben haben. — Jedes menschliche Dasein ist werthlos, in welchem nicht ein solches Streben sich findet, wenngleich, wie in allen anderen Dingen, nicht Alle zu der gleichen Höhe sich emporschwingen.

Machen wir uns die verschiedenen Stufen an einem Beispiele deutlich. Des Indianers sittliches Musterbild ist: Tapferkeit mit Todesverachtung, muthiges Ertragen des Schmerzes bis zum Lächeln unter gräßlichster Todesqual, Treue gegen den Freund und Stammesgenossen, dabei aber Rache, Arglist und ausgesuchteste Grausamkeit gegen den Feind. Ein hochberühmter Religionsstifter des Alterthumes, Moses, stellte neben vielen vortrefflichen Vorschriften noch den Grundsatz auf: „Auge um Auge, Zahn um Zahn", d. h. genaue Wiedervergeltung. Dann nahm der sittliche Gedanke seinen höchsten Flug in dem Gebote: „Bittet für eure Feinde, segnet Die, welche euch fluchen, thut wohl Denen, welche euch hassen und verfolgen."

Wie es also trotz dem schwankenden Geschmacke der Menge eine ausgebildete Wissenschaft des Schönen giebt, so giebt es auch trotz allen Verirrungen auf dem sittlichen Gebiete eine Moral oder Pflichtenlehre als Wissenschaft Dessen, was für den Menschen als Vernunftwesen sich geziemt, seiner Menschenwürde entspricht. Natürlich kann eine solche geläuterte Erkenntniß nicht ausgehen von den Zurückgebliebenen, sondern von den geistig am meisten Fortgeschrittenen, welche eben darum zu Lehrern und Führern der Anderen berufen sind.

Man kann die Sache noch etwas anders auffassen, obwohl der tiefere Grund der gleiche ist, nämlich so: Es giebt gewisse Regeln, durch deren Beobachtung das leibliche Wohlbefinden erhalten, gefördert und erhöht wird; man kann daraus eine Gesundheits-Wissenschaft machen, und es giebt eine solche. Doch auch das geistige Leben in Jedem von uns ist entweder matt oder stark, krank oder gesund, erst kaum erwacht, oder im höchsten Grade thätig, — und die Sittlichkeit ist nichts Anderes als die Gesundheit des

geistigen Lebens, und das Vollgefühl derselben ist Das, was wir Gewissensfreudigkeit nennen.

An dieser Zweiheit in dem menschlichen Wesen kann kein Verständiger zweifeln. Der Eine mag sich leiblich vollkommen behaglich fühlen, und dabei mag sein Inneres zerrissen sein von unheilbarem Seelenschmerz. Ein Anderer mag schmachten auf dem Krankenlager und Todesbette und dabei der vollkommensten Seelenheiterkeit sich erfreuen; ja ein Dritter mag geistig frohlockend freiwillig das zeitliche Leben dem Pflichtgefühle opfern. Wollten wir etwa Diejenigen für verrückt erklären, welche der Sache der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe oder irgend einem höheren geistigen Antriebe ihr ganzes Leben widmeten und ihr Alles zum Opfer zu bringen bereit waren? Bei allen Diesen ist es die geistige Befriedigung, welche sie über die leibliche stellen, wodurch sie in ihrem Handeln bestimmt werden; durch den Hochgenuß der geistigen Gesundheit und Kraft entschädigen sie sich reichlich für Das, was Andere in niederen Bestrebungen suchen. Warum giebt der edlere Mensch lieber im Augenblicke sein Leben hin, als daß er dessen Erhaltung der Feigheit und Schande verdanken sollte? Weil das leibliche Fortbestehen für ihn keinen Werth hätte, nachdem das geistige Selbstgefühl durch Ehrlosigkeit beschmutzt wurde.

Man kann den Menschen durch Gewalt zu Vielerlei zwingen, nicht aber dazu, daß er das Schlechte und Unsittliche innerlich hochachte, oder daß er aufhöre, zu bewundern und zu verehren, was als sittliche Vortrefflichkeit sich ihm darstellt. Wer auch nur eine erdichtete Geschichte oder ein Trauerspiel liest, kann sich gar nicht enthalten, dem für einen sittlichen Zweck kämpfenden Helden seine Theilnahme zuzuwenden und ihm, nicht aber der Arglist und Schlechtigkeit, den Sieg zu wünschen. Ja noch mehr: so lebendig ist — ganz abgesehen von Nutzen und Schaden — in uns das menschliche Rechtsgefühl, daß, wenn wir von einer Unthat hören, zu dem Abscheu vor der That und zu der Theilnahme an den Mißhandelten sogleich noch die Frage hinzutritt, ob der Uebelthäter ergriffen wurde und seine Strafe erhielt. Sind wir Dessen gewiß, so liegt darin für uns eine Beruhigung bis zu einem gewissen Grade, indem im umgekehrten Falle unser innerer Schmerz um so größer wird. Warum dies, da es doch an der Sache selbst nichts ändert? Weil unserem innersten Gefühle gemäß jedes Unrecht eine Art von Sühne verlangt, weil die gestörte sittliche Ordnung eine Buße zu fordern scheint, damit das Gleichgewicht in der sittlichen Weltordnung wieder hergestellt werde. Weil man nun bemerkte, oder zu bemerken glaubte, daß nicht allen sittlichen Vergehen die gebührende Bestrafung auf dem Fuße nachfolgte, so war es eben dieses Gefühl, welches bei den Menschen schon in alter Zeit und bei Völkern auf den verschiedensten Bildungsstufen den Gedanken hervorrief, daß über die Uebelthäter in einem künftigen Leben das Strafgericht ergehen werde,

welchem sie hier sich entzogen hatten. Auch alle Sühnopfer sind eben darauf zurückzuführen; indem man die Verletzung sittlicher Vorschriften als eine Uebertretung göttlicher Gebote betrachtete, hielt man es für nöthig, die göttliche Gerechtigkeit durch ein Opfer zu versöhnen.

In der That fehlt keinem nicht völlig verthierten Menschen alles sittliche Gefühl und jeder sittliche Begriff. Selbst eine Bande von Raubmördern würde es für schändlich halten, wenn unter ihnen selbst Einer den Andern betrügen, berauben und morden wollte, und ohne gegenseitiges Vertrauen könnte nicht einmal ein Verbrecher-Verein bestehen. Auch giebt es schwerlich einen Menschen, der sich alles Schlechte erlaubt. In dem Einen oder Anderen bemüht sich Jeder Das zu thun, was ihm als lobenswerth erscheint, und es ist eigentlich doch nur sittliche Schwäche, daß er nicht in Allem sich in gleicher Weise beherrscht und die gleichen Anstrengungen macht. Manche Laster sind geradezu einander entgegengesetzt, und wer in das eine verfällt, bleibt von dem anderen frei. Eine eigentlich teuflische Natur, welche das Böse will um des Bösen willen und aus Wohlgefallen daran, giebt es schwerlich in irgend einem Menschen. Vielmehr kommt das Böse her aus wirklich thierähnlicher Rohheit, aus ungezügelter Leidenschaft, aus unbeherrschter Selbstsucht, aus schwächlichem Hingeben an die erwachte Begierde gegen das bessere Gefühl und die bessere Einsicht. Der Unsittliche ist ein geistiger Schwächling, was er auch immer von sich selbst denken mag. — Wie die Menschen in Leichtsinn und aus Unbedacht nur zu oft ihr leibliches Wohlbefinden beschädigen, gerade so halten sie es in Bezug auf das geistige. Immer ist in beiden Fällen eine verlockende Ursache da, es fehlt aber an dem inneren Zusammennehmen, um derselben Meister zu werden. Nicht wirklich wollen die Menschen schlecht sein, sondern sie sind es, weil sie nicht ihren Willen gegen die Versuchung gebrauchen. Schwerlich wird die innere Stimme oder der Gedanke, der aus dem „Herzen“ herstammt, ganz erstickt, und unmöglich fühlt sich der Mensch geistig gesund auf dem Wege des Verbrechens und Lasters; aber entweder ist ihm das höchste geistige Gut, die volle innere Selbstachtung, noch etwas Fremdes, oder er hat trotz der warnenden Stimme mehr und mehr sich umstricken lassen und geräth Schritt um Schritt tiefer in den unsittlichen Schmutz, aus welchem er sich dann nicht mehr zu retten vermag.

Wir fragen: kann dies nicht anders sein? Wird das menschliche Treiben für immer gleich sein einer Landschaft mit ihren wechselnden Bildern: hier eine vom rosigen Sonnenstrahle erglühte Höhe, dort ein finsterer Abgrund, — hier lachende Gefilde und dort die trostlose Wüste? Wird es so freilich ohne Zweifel niemals an Solchen fehlen, welche auf dem Gipfel der sittlichen Bildung stehen, aber muß und wird sich für immer neben solches Licht der widrige Schatten der sittlichen Verworfenheit stellen, während die große Menge dahinwandelt,

hauptsächlich nur dem Antriebe des Augenblickes folgend, bald dem guten und bald dem schlimmen, lobenswerth in dem Einen, tadelhaft in dem Anderen, also ohne tieferes Verständniß der menschlichen Aufgabe, ohne den niemals wankenden Entschluß, sie ganz zu erfüllen? Müßten wir also zufrieden sein mit einer Durchschnitts-Sittlichkeit, wie sie etwa jetzt in der Welt besteht, mit einer sittlichen Halbbildung, während doch alles Andere in stetem Fortschreiten begriffen ist, mit einem Auf- und Niederwogen des sittlichen Geistes, ähnlich dem Schaukeln der Meereswellen, welche dabei doch nicht von der Stelle kommen?

Vergessen wir nicht, daß der sittliche Fortschritt bei Weitem das Schwerste ist in der ganzen menschlichen Aufgabe. Zwar helfen auch dabei die Errungenschaften vergangener Zeiten bis zu einem gewissen Grade, aber nicht in dem Maße, wie in anderen Dingen. — Eine einmal gemachte Erfindung, eine von Einzelnen erworbene Kunstfertigkeit, eine durch Denken und Forschen gewonnene Wahrheit, — sie gehen niemals wieder verloren, und immer leichter arbeiten Tausende auf der Grundlage der gewonnenen Erfahrung und Erkenntniß fort. — Dagegen muß das Werk der sittlichen Ausbildung in jedem menschlichen Wesen ganz von vorne vorgenommen werden; Einflüsse der verschiedensten Art wirken von früh an bis zum Ende auf jedes Gemüth, und wie der „freigeborene Mensch" diese Eindrücke in sich selbst verarbeiten, wie weit er ihnen nachgeben, oder sie beherrschen wird, läßt sich weder mit Sicherheit voraussagen, noch willkürlich bestimmen. Jedes Menschenherz ist eine Welt für sich, die eigenthümlich sich entfalten wird — entweder zu einem lieblichen Lichtbilde, oder zu einem Zerrbilde des Menschlichen, oder zu einem Bilde, das halb dieses und halb jenes ist, oder keines von beiden.

Ist darum der sittliche Fortschritt erklärlich ein langsamerer als jeder andere, so kann doch sehr viel geschehen, um Zustände und Einrichtungen, welche ihm im Wege sind, zu beseitigen, gute Einflüsse an die Stelle der schlechten zu setzen, die Erziehung zu Etwas zu machen, wodurch nicht allein der Verstand geschärft und gewisse Fertigkeiten und Kenntnisse erworben werden, sondern vor Allem zu einem Mittel der Ausbildung des sittlichen Gefühles, der sittlichen Gewöhnung und der so unerläßlichen Selbstbeherrschung. — Gerade dies ist die höchste Aufgabe des gesellschaftlichen Zusammenlebens; — und dürften wir nicht hoffen, daß die Menschheit sich dieser Aufgabe mehr und mehr zuwenden wird, wie sie sich selbst gleichsam aus dem Rauheren mehr und mehr herausarbeitet, und nachdem die Fragen gelöst sind, welche bis jetzt als die drängendsten sich darstellten? Kurz, dürften wir nicht erwarten, daß die Menschheit, wie in allen anderen Dingen, so auch fortwährend sich weiter ausbilden wird in dem rechten Gebrauche der Freiheit, welche das wahre Merkmal ist von solchen Mittelwesen, die von der Natur über die thierischen Geschöpfe mit dem sicher

leitenden Triebe gestellt sind, ohne daß ihnen eine göttliche Vollkommenheit verliehen wurde, die also etwas Höheres, als sie von Natur sind, aus sich selbst machen sollen?

Dagegen will man uns neuerdings bereden — nach einer bereits angeführten Lehre —, daß es nichts ist mit unserer behaupteten Willensfreiheit, daß wir in allem unseren Thun nur Maschinen sind, angeregt zum sog. Guten oder Bösen, je nach dem gerade vorhandenen übermächtigen Antriebe, — daß wir deshalb auch für unsere Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könnten. Vor Allem, sagt man uns, kommt es darauf an, was der Mensch ißt und trinkt; denn aus Speise und Trank wird das Blut so oder anders bereitet, und wie dieses nach dem Gehirne und nach anderen Körpertheilen strömt, danach bilden sich Neigungen, Gedanken, Entschlüsse und Thaten, wobei von einer freien Wahl gar nicht die Rede sein könne. Auf Das also, was die Küche hervorbringt, und was der Keller enthält, müßten wir unsere Aufmerksamkeit richten, wenn wir die Welt verbessern wollen.

Wir leugnen nicht die Macht der äußeren Einflüsse, da wir dieselben ja beständig an uns selbst gewahr werden, wir behaupten aber, daß diese Einflüsse nicht die letzte Entscheidung geben. Wir verweisen Jeden auf sich selbst, auf sein eigenes innerstes Bewußtsein, also auf das Gewisseste, das es überhaupt für den Menschen geben kann. Sagen wir uns doch selbst bei allem unseren Handeln — wenn wir überhaupt uns Etwas sagen, d. h. wenn wir bei unserem Thun und Lassen zugleich denken —: ich kann Dieses wählen und jenes verwerfen, wenn ich will. Mit der gleichen Bestimmtheit sagen wir uns nach der That, mag sie eine gute, oder eine schlechte gewesen sein: ich konnte anders handeln, ich konnte enthaltsam, mäßig, ehrlich, treu und sittsam sein, wenn ich gewollt hätte. Wer könnte uns nun diese innere Gewißheit bestreiten wollen durch spitzfindige Reden? Wird uns etwa ein Vorhalt gemacht wegen irgend eines Vergehens, so mögen wir allerlei Entschuldigungen vorbringen; aber es fällt uns nicht ein, zu sagen: ich konnte nicht anders. Lieber nehmen wir den Tadel und die Strafe auf uns als die größere Schmach, uns selbst für willenlose und maschinengleiche Wesen zu erklären.

Nach der erwähnten Lehre bliebe nichts Anderes übrig, als zu bestimmen, was eines Jeden Recht sein soll, Strafen zu verhängen über Die, welche an solchen Rechten sich vergreifen, die Unverbesserlichen durch Einsperrnng in Zuchthäusern unschädlich zu machen, außerdem aber von den Menschen nichts Anderes zu erwarten, als wozu sie durch ihre Natur und die Umstände getrieben werden! — Graut uns nicht vielmehr vor einem solchen Zustande? Denken wir uns die sittlichen Antriebe in der Menschenbrust hinweg, das edle Wohlwollen, die aufopfernde Liebe, das gegenseitige Vertrauen, die ehrenwerthe und über den Schmutz der gemeinen Selbstsucht erhabene

Gesinnung, die treue Pflichterfüllung, ohne äußeren Zwang, die Reinheit des Herzens, welche in allem Thun sich offenbart, wäre dieses Leben es werth, daß man auch nur eine Stunde ihm angehört? — Daß neben dem vielen Gemeinen doch auch das Edlere in unseren Gesichtskreis fällt, daß wir diesem uns anschließen können und an den Zügen des höheren Menschlichen, wo und wie auch immer es erscheine, uns stets innerlich selbst aufrichten, das erst giebt dem menschlichen Zusammenleben einen Werth hoch über blos thierischem Dasein. — Daß unsere Rechte uns gesichert seien, das ist die Aufgabe der hochwichtigen, nur unter Vernunftwesen möglichen Anstalt, welche wir Staat nennen. Aber im staatlichen Zusammenleben erschöpft sich die menschliche Aufgabe keineswegs; dasselbe bleibt nur eine elende äußere Form, wenn es nicht belebt und beseelt ist von dem Geiste der Sittlichkeit, welcher alle Glieder des Volkes und alle Völker dieser Erde durchdringen soll. Vorzugsweise im Familienleben, der einzig sicheren Grundlage des staatlichen Lebens, kann von einem Rechtsverhältnisse kaum die Rede sein, indem Alles vielmehr sich ordnen muß durch den Sinn der Herzlichkeit, der Pflichttreue und des niemals wankenden Vertrauens!

Ueberblicken wir nochmals das weite Feld, durch welches unser Gedankengang uns führte, so kommen wir zu folgendem Schlußergebnisse: Was der Mensch sucht in jedem Augenblick und in allem seinem Thun und Lassen, ist innere Befriedigung. Diese mögen wir finden, indem wir den Antrieben folgen, welche von der Natur in uns — geradeso wie in die Thiere — gelegt wurden zur Erhaltung und Förderung des leiblichen Wohlseins. Diese Art von Befriedigung ist sittlich gleichgiltig, d. h. weder etwas Gutes noch Böses, da wir sie mit den Thieren gemein haben. Unsittlich wird das Hingeben an das natürliche Verlangen durch Uebertreibung und Unmäßigkeit (wovor das Thier geschützt ist) und dadurch, daß damit irgend einer Verpflichtung zu nahe getreten wird. Das sittliche Gebiet fängt an mit der geistigen Befriedigung, mit dem Gefühl und Bewußtsein der Menschenwürde, mit dem Bestreben, unser geistiges Wesen zur möglichsten Vollkommenheit auszubilden, mit der Erkenntniß heiliger Pflichten, in deren Erfüllung wir unsere höchste Befriedigung suchen. Wir brauchen nichts Menschliches von uns zu werfen; aber das Sinnliche soll dem Geistigen, das Gemeine dem Edleren, das Niedrige dem Höheren sich unterordnen, und gerade nach dem Maße, wie wir dies bei dem Einen und Anderen sehen, bestimmen wir den Grad seines sittlichen Werthes. Wir geben beständig in gar Vielem uns selbst nach, ohne daß der geringste Vorwurf darin läge; aber Entsagung um der höheren Rücksicht willen, Selbstüberwindung, wenn es um einen höheren Zweck gilt, Anstrengung unserer edelsten Kräfte zur Erfüllung der höchsten menschlichen Aufgaben, — das sind sittliche Thaten, und ein hiernach geordnetes ganzes Menschenleben ist ein **sittliches Musterbild.**

So gehen denn diese Drei immer zusammen: Erkenntniß des Rechten und Guten gerade in dem Maße, wie wir in geistiger Bildung fortgeschritten sind; Freiheit des Willens, es zu vollbringen, in dem Verhältniß, in welchem wir uns über die Macht des blinden Naturtriebes erhoben haben; Verantwortlichkeit für unser Thun und Lassen, wenn wir Anspruch darauf machen, zu den vernünftigen Wesen zu gehören.



4. Gott und die Welt.

Mit der Frage nach Gott und dem Göttlichen begeben wir uns auf das schwierigste und dunkelste Gebiet der menschlichen Forschung. Es ist unthunlich, diese Frage unbeachtet zu lassen, da wir eine Vorstellung von göttlichen Dingen, welcher Art sie auch sei, nicht entbehren können, weil unser denkender Geist mit innerer Nothwendigkeit nach Dem forscht, was wir als letzten oder ersten oder höchsten Grund aller Dinge zu betrachten haben. Nun ist es aber der Fall, daß, je deutlicher der Mensch Das, was er Gott nennt, erkannt zu haben glaubt, es bei schärferer Untersuchung sich zeigt, daß seine Vorstellungen um so kindischer sind, das fortgeschrittenere Denken um so weniger befriedigend. In der That, je mehr wir mit vollstem Ernste nach Licht in diesen Dingen suchen, um desto größer wird das Dunkel, — und es bleibt am Ende als einzig Gewisses ein ahnungsvolles Gefühl in unserer Seele und die Ueberzeugung von der Unergründlichkeit Dessen, was wir so gerne mit unseren Gedanken erfassen oder begreifen möchten.

Als die Menschen in der Kindheitszeit den am meisten in die Sinne fallenden Sonnenkörper verehrten — nicht nur als die Ursache alles Lebens und Gedeihens auf der Erde, sondern überhaupt als das Höchste, bis wozu ihre Vorstellung sich erheben konnte, war ihr Gottesbegriff ein ihnen selbst vollkommen deutlicher: ihr Gott umlief in Gestalt einer Feuerkugel alltäglich den Erdball, der ihre ganze Welt war, gab Licht und Wärme bei Tag, Schatten und Ruhe zur Nachtzeit und erhielt Alles in seiner ewig gleichen Ordnung. Eine Priesterschaar war da, um diesem Sonnengotte noch besonders zu dienen, ihm Dank- und Sühnopfer darzubringen; das Alles war einfach und leicht verständlich — woher dieser Gott selbst wäre, wagte Niemand zu fragen.

Als man weiter ging und die Zahl der Götter — gemäß den mannigfach wirkenden Naturkräften — vermehrte, blieb Alles noch immer deutlich vorstellbar: die Hauptgötter wohnten auf damals unersteiglich hohen Berggipfeln, führten ein ziemlich menschliches Leben, nährten sich von dem aufwärts steigenden Dufte der gebratenen Opferthiere und des ausgegossenen Weines, sahen aber mit schärfstem Auge herab auf das Treiben der Menschen, hatten unter diesen ihre Lieblinge, welche von ihnen beschützt wurden, schleuderten Donnerkeile auf die ihnen Mißfälligen und lenkten bis in's Kleinste alle menschlichen Angelegenheiten. Der Meeresgott thronte in einem Kristallpalaste

auf dem Boden des Ozeans, der Gott der Unterwelt hatte in dieser seine stattliche Behausung; der Sonnengott kutschirte mit einem Gespann von Flammenrossen alltäglich über den Himmelsbogen; der Kriegsgott zog den siegreichen Heeren voran u. s. w.

So war auch noch völlig verständlich und jede weitere Frage ausschließend die mosaische Gottes-Vorstellung: Der eine Jehovah duldet keine anderen Götter neben sich; er allein ist Herr des Himmels und der Erde, der Allgewaltige, der sein Gesetz verkündet hat, die ihm Gehorsamen schützt und segnet und die Ungehorsamen vertilgt; das ganze von ihm entworfene Bild ist das eines morgenländischen Herrschers, dessen Unterthanen nur mit Demuth, ja, mit Furcht vor dem allerhöchsten Zorne und mit Geschenken in der Hand dem Throne sich nahen dürfen.

Ein wesentlich anderes Bild ist in der christlichen Vorstellung enthalten. Der stolze Herrscher über den Wolken ist zu einem „liebenden Vater seiner Menschenkinder“ geworden, immer willfertig, uns Gutes zu erweisen, auch unsere Schwächen zu verzeihen, indem er aber als der Allmächtige, Allwissende und Allweise an unsichtbaren Fäden alle Dinge in der Welt hält und leitet und im Kleinsten wie im Größesten Alles so ordnet, daß für uns selbst das möglichst Beste daraus entstehe. Dagegen verlangt er von uns eine Kindesliebe zu ihm, die über jede andere Liebe geht, ein edles Dankgefühl, ein unbeschränktes Vertrauen auf seine väterliche Führung, wie unbegreiflich auch unserer beschränkten Einsicht die „Wege der Vorsehung“ erscheinen mögen, und ein reines Herz, d. h. einen mit redlichem Willen auf das Gute gerichteten, gegen alle unsere Mitmenschen wohlwollenden Sinn.

Dieser allwaltende „Vater im Himmel“, der, obgleich als rein geistiges Wesen gedacht, doch immer noch ein in höchster Vollkommenheit vorgestelltes menschenähnliches Wesen ist mit menschlichem Gefühle, mit menschlicher Berechnung, Fürsorge rc., ist heute noch für Unzählige ein so verständliches Bild, daß es ihnen nicht einfällt, noch eine weitere Frage darüber hinaus zu thun. Was diese Vorstellung so werthvoll macht über alle früheren, ist ihre hohe sittliche Bedeutung. Dieser väterliche Gott schuf uns, seine Kinder, nach seinem Ebenbilde, und wir sollen ihm, dem Heiligen und Vollkommenen, in Gesinnung und Handeln immer ähnlicher zu werden suchen. Was als sein Gebot und sein Wille uns mitgetheilt ist, erscheint nicht mehr als Willkür des strengen Selbstherrschers, sondern als der liebevoll gemeinte Rath des väterlichen Freundes, der seine Kinder hier und für alle Ewigkeit glücklich machen will; seine stete Lenkung unserer Schicksale ist die Art weisheitsvoller Erziehung, deren wir Alle bedürfen, sogar wenn die Mittel dieser Erziehung in schweren Prüfungen bestehen; Alles, was von Freude uns zu Theil wird, oder als Mühe, Sorge, Entbehrung und Schmerz uns trifft, kommt aus seiner Hand, soll zu unserem Besten dienen, und so haben wir es dankbar, oder mit

ruhiger Entsagung und mit hoffnungsvollem und niemals wankendem Vertrauen hinzunehmen; sein Mißfallen wäre unser größtes, ja einziges Unglück; ja, ihn nicht zu betrüben ist der stärkste und edelste Antrieb bei allem unserem Thun, da er beständig um uns ist und nicht allein unser Handeln bemerkt, sondern das Innerste unseres Herzens durchschaut; unser Sterben, mag es früher oder später eintreten, ist nichts Anderes, als daß wir hinweggenommen werden aus der irdischen Pflanzschule und, in das ewige Vaterhaus versetzt, zu ihm zurückkehren, der uns liebte, ehe wir da waren, und aus Liebe uns in das Dasein rief; durch herzliches Wohlwollen und thätige Liebe zu unseren Mitmenschen beweisen wir am besten unseren Dank gegen Den, welcher „der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden."

Wir Alle haben Menschen gekannt, vielleicht allernächste Angehörige, welche diesem frommen Glauben ergeben waren und in demselben eine so unzerstörbare innere Zufriedenheit und einen so festen Halt für ihr Handeln fanden, daß wir sie zugleich für die Glücklichsten und die Besten erklären müssen. Wer mit kindlicher Einfalt und innerster Ehrlichkeit der Ueberzeugung diesen Glauben in sich trägt, dem sollte Niemand ihn zu entreißen suchen; denn er hat — in einem ihm verständlichen Bilde — das Wesentliche Dessen in sich, was den Menschen wahrhaft veredelt. Setzen wir dagegen unser verständiges Denken weiter fort, so finden wir, daß die Vorstellung von einer väterlich waltenden Vorsehung, die „alle Haare auf unserem Haupte gezählt hat, und ohne deren Willen kein Sperling vom Dache fällt", doch nur ein Gleichniß ist, eine bildliche Betrachtung der Dinge, welche durch Worte, die unserem edelsten Gefühle wohlthun, das an sich Unbegreifliche nur verhüllt, nicht erklärt. Folgendes wird die Sache deutlicher machen.

1. Der väterlich fürsorgende Gott ist immer noch eine Person, nach menschlicher Weise gedacht. Was wir aber „Person" nennen, ist ein umschränktes Wesen, bestimmt abgeschlossen von allem Anderen. Gott, auch als „allervollkommenster Geist" gedacht, wenn wir ihm ein dem menschlich beschränkten Wesen entlehntes persönliches Dasein zuschreiben, wäre eine höchste Macht neben und über der Welt. Wenn wir einen solchen Gott als Urheber und Lenker der Welt betrachten, so könnte er auch ohne die Welt da sein, was aber widersinnig wäre; denn wenn es für unsere Betrachtung der Dinge etwas Göttliches giebt, so kann es nur die vorhandene Welt sein, worin es sich offenbart; ein Gott ohne Welt bedeutet gar nichts. Deshalb paßt das persönliche Verhältniß, in welchem wir Menschen allem Anderen, was außer uns ist, gegenüber stehen, nicht für die höchste Vorstellung, welche wir uns von dem Urgrund aller Dinge zu machen haben; oder vielmehr: wir erkennen, daß wir auch bei dem alleräußersten Versuche, eine menschlich verständliche, über das Bildliche

hinausgehende Vorstellung von dem Göttlichen zu gewinnen, nicht an das Ziel kommen.

2. Es hat in Wahrheit niemals ein Gott vom Himmel herab gesprochen, und was als göttliches Gebot uns vorgehalten wird, ist nichts Anderes, als die natürliche Herzensstimme, welche wir in uns selbst finden. So kann denn auch von einem Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen, als einem ähnlichen wie zwischen Eltern und Kindern, nicht die Rede sein. Auch kann ein Gott nicht durch unsere Uebelthaten beleidigt werden, was ihn zu einem abhängigen Wesen machen würde; vielmehr ist es unsere eigene edlere Natur, welche durch das Gemeine und Böse herabgewürdigt wird. So können und sollen wir auch nicht eigentlich mit einem Gott im Himmel versöhnt werden, sondern mit dem besseren Geiste, der uns selbst beseelt. Es ist das göttliche Wesen in uns selbst, welches durch unser Thun entweder erhöht oder erniedrigt wird.

3. Es ist den Forderungen des Verstandes zuwider, zwei Ursachen zur Erklärung irgend eines Vorganges anzunehmen, wenn eine deutlich vorliegende Ursache die Erscheinung vollkommen erklärt, deshalb also jede andere Ursache ausschließt. Der Baum wächst aus dem Kerne gemäß gewissen Natur- und Lebensgesetzen, welche immer gleichmäßig wirksam sind, — und so fällt es uns nicht ein, zu behaupten, daß der Baum dahin, wo wir ihn wachsen sehen, durch ein himmlisches Wunder versetzt sei. Ganz ebenso sehen wir in Allem, was um uns her vorgeht, die ewig und ausnahmslos geltenden Naturgesetze in Wirksamkeit; ihr Schaffen und Walten wird durch nichts aufgehalten, abgelenkt oder wunderhaft in ihr Gegentheil verkehrt. Daß dabei ein stetes Eingreifen vom Himmel herab stattfinden solle, ist eine kindliche und — in unserer fortgeschrittenen Zeit — kindische Vorstellung, welche durch nichts wahrscheinlich gemacht, viel weniger bewiesen werden kann. — Nimmt der Tod einen Menschen weg, so war dies die natürliche Folge entweder der erschöpften Lebenskraft, oder einer unter den vorhandenen Umständen unheilbaren Krankheit, oder einer falschen Behandlung derselben, oder eines besonderen Unfalles, und es ist nur eine fromme Redensart, wenn wir von dem Verstorbenen sagen: „Der Herr hat ihn abberufen." — Schlägt der Blitz in unser Haus, so hätte der Blitzableiter dagegen schützen können, nicht aber das Läuten der Glocken. — Regen wird fallen, wenn das Gewölk im natürlichen Gange der Dinge sich hinreichend verdichtet hat, nicht aber, wenn Tausende auf die Knie fallen und um gedeihliches Wetter flehen. — Sinkt im Treffen der Eine nieder, tödtlich getroffen von der feindlichen Kugel, während dessen Nebenmann verschont bleibt, so erklärt sich dies nicht aus einer göttlichen Vorliebe für den Letzteren, durch welche die Kugel von ihm ab- und auf das Haupt des Anderen hingelenkt wurde, sondern aus der Richtung des Musketenlaufes in der Hand des Schießenden. Welches

Recht hätten wir denn auch, zu verlangen oder zu erwarten, daß gerade zu unseren Gunsten, zur Erfüllung unserer Wünsche der natürliche und meistens unberechenbare Verlauf der Dinge unterbrochen werde? daß wir durch die Hand einer Vorsehung, von welcher wir gar nichts wissen können, gesichert, beschützt und gerettet werden, während das harte Geschick tausend Andere trifft? Oder wie dürften wir einer waltenden Vorsehung nachrechnen wollen, daß sie in dem besonderen Falle durch ihr Eingreifen Dieses oder Jenes zu Stande zu bringen beabsichtigte, da in unzähligen anderen Fällen das Gleiche nicht erreicht wird? Welch unbegreiflich launenhaftes Wesen müßte eine solche Vorsehung sein! Der ganze Glaube an Vorausbestimmung, an unvermeidliches Schicksal, an eine wunderhafte Lenkung durch himmlisches Dazwischentreten ist nicht nur ein kindisches Spiel der Einbildungskraft, sondern ein Spiel der Eigenliebe und des Stolzes, indem immer gerade ein solches Eingreifen gefordert oder angenommen wird, welches unseren persönlichen Wünschen entspricht, als ob um diese der Gang der Dinge im Weltganzen sich drehen müsse. — Wir lächeln innerlich und sind beschämt zugleich, daß in unseren hiesigen gesetzgebenden Versammlungen an jedem Morgen ein bezahlter Kaplan den Herrn des Himmels anruft um Weisheit und guten Willen für die zur Berathung versammelten Männer. Würde eine solche Vorgänge beaufsichtigende Vorsehung nicht ohnehin wissen, was sie zu thun hat, ohne durch Gebetsformeln daran erinnert zu werden? Die Herren selbst aber werden gerade so reden, beschließen und das Eine gut, das Andere schlecht machen, das allgemeine Wohl fördern, oder auch das Volk beschwindeln, ob die Dazwischenkunft des Himmels für sie angerufen wurde oder nicht. Es ist zu verwundern, daß ein so praktisches Volk, wie die Amerikaner, die völlige Erfolglosigkeit dieser frommen Bemühungen nicht längst eingesehen und deshalb die Sache aufgegeben hat. Muß man dem werthlosen äußeren Scheine noch immer die einfache Wahrheit opfern, um entweder die Anderen, oder gar sich selbst zu betrügen?

Eine unlösliche Verkettung von Ursachen und Wirkungen geht durch die ganze Natur, und Alles erklärt sich natürlich, wenn man die obwaltenden Ursachen erkannt und begriffen hat; „Wunder", d. h. willkürliche Unterbrechungen der natürlichen Folgen der Dinge durch ein unsichtbares Eingreifen von oben, gab es niemals, wird es niemals geben, und ebenso wenig, als wir auf solche in unserem alltäglichen Thun und Treiben rechnen, dürfen wir sie zur Erklärung irgend einer folgenreicheren Thatsache heranziehen wollen. Selbst wie diese Erde und die sie regierende Sonne und die anderen Himmelskörper entstanden sein mögen und bis hierher sich verändert und fortgebildet haben, auch vermuthlich wieder aufhören werden zu sein, — wie Leben darauf sich entwickelte u. s. w., das Alles fällt in das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, welche bereits so Vieles verständlich gemacht hat und

auch vor dem Schwierigsten nicht zurückschrickt, niemals aber einen vom Himmel herabgreifenden Finger bemerken kann oder voraussetzen dürfte. Die kindische Unwissenheit ist die Quelle des Wunderglaubens, — die stets sich erweiternde Kenntniß der Welt und der Natur ist sein unvermeidlicher Untergang.

Dies ist die kühle und verständige Betrachtung, welche nichts im Bereiche unserer Vorstellungen gutheißen kann, was mit den vorliegenden Thatsachen in Widerspruch ist. Sind wir jedoch damit am Ende und vollkommen in unserem Innern zufrieden gestellt? Sieht der Verstand der Verständigen wirklich so weit, als wir zu sehen verlangen? Ist mit dem völlig gerechtfertigten Widerspruche gegen die Welt der Wunder Alles abgethan?

Der Mensch ist nicht ein bloßes Verstandeswesen; ja, das Allerbeste, was wir haben, kommt nicht aus Verstandesbegriffen, sondern tief hervor aus dem „Herzen", aus dem lebenswarmen Gemüthe, aus dem innersten, edelsten und erhabensten Gefühle. Wie wir wenig von der Natur unserer Sonne wüßten, wenn sie uns nur als leuchtender Himmelskörper bekannt wäre, während vielmehr ihre wärmende Kraft Leben hervorruft und Gedeihen schafft, so würde Der wenig von dem Wesen des Menschen begreifen, der nicht die Tiefe des menschlichen Herzens mit seiner geistigen Lebenswärme zugleich in seine Betrachtung ziehen wollte. Das innerste Gefühl ist so sicher in seiner Art, wie der Verstand in der seinigen, und aus dem Zusammenwirken von Licht und Wärme geht unser gesammtes menschliches Treiben und zugleich unsere einzig mögliche Befriedigung hervor.

Wenn nun der Mensch im Vollgefühle der Lebenslust, in der Freude über ein ungehofftes Glück, oder über eine unerwartete Rettung dankend aufwärts blickt als zu der einzigen Quelle alles Wohlseins hoch über ihm, zu der alles Leben umfassenden ewigen Liebe, welche das Weltganze erfüllt, — wäre etwa keine Wahrheit in diesem Gefühle? Oder könnten wir das natürliche Gefühl unterdrücken wollen, wenn wir, von Gefahren umgeben, gegen welche unsere schwachen Kräfte nichts vermögen, oder in irgend einer Bedrängniß uns in Gedanken gleichsam in die Arme der Allmacht werfen, wie das Kind in Angst und Noth an den Vaterarm sich anklammert? — So ist es auch keine Selbsttäuschung, wenn im Anblick der Herrlichkeit, der Erhabenheit, der unendlichen Größe der Natur unser Gefühl uns überwältigt und wir anbetend niederfallen vor der im Geiste geahnten Allmacht und Weisheit, die im Kleinsten wie im Größten sich uns offenbaren. Und endlich ist es keine Täuschung, wenn der seiner Schuld sich bewußte Mensch im Gefühle tiefster Beschämung und Reue seine Blicke nach oben richtet, flehend um eine Vergebung, die kein Mensch ertheilen könnte, und um Kraft zum Guten, welche die äußere Welt nicht geben kann.

Die verständige Betrachtung mag in allem Diesem insofern eine Täuschung sehen, als der Mensch im Andachtsgefühle das Göttliche in ihm selbst gleichsam nach außen hin verlegt; das bewegte Gefühl aber irrt dennoch nicht, denn es erhebt uns für den Augenblick über uns selbst empor, läßt uns ahnen unser Verhältniß als Einzelwesen zum Ganzen und Unendlichen, unseren geistigen Zusammenhang mit der sittlichen Weltordnung, welche für uns das höchste Gesetz ist, — und wir sind in uns selbst gewiß, „daß Den kein Wahn betrogen, der aufwärts zu den Sternen sah; denn wie Jeder wägt, wird ihm gewogen, — wer es glaubt, dem ist das Heilige nah."

Was wäre der Mensch mit seinem ganzen Alltagstreiben, seinen Mühen und seiner vergänglichen Lust, wenn nicht dazwischen die Lichtstrahlen des „Heiligen" von oben in sein Herz fielen? Ohne Unterlaß in Gefühle der Art sich versenken zu wollen, ist in unseren menschlichen Verhältnissen ein verkehrtes und vergebliches Bemühen; wer sie aber ganz entbehrt, wer niemals empfindet, was edle Begeisterung ist, in welcher Art sie sich auch offenbare, der lebt dahin entweder als bloßes rohes Sinnenwesen, oder als ein kaltes Verstandesgeschöpf, ohne von dem erhabensten Menschlichen berührt zu werden. Ehrt doch durch das erwähnte Dankgefühl, wenn er auch damit keinem Gott im Himmel einen Dienst erweist, der Mensch sich selbst; hebt er doch durch den Blick nach oben theils den Muth zum Widerstande, theils die Kraft zur Entsagung und Selbstbeherrschung bis zum höchsten Maße empor; erweitert sich doch gleichsam das eigene Herz, indem es mit Staunen und Verehrung die Größe und Herrlichkeit des Weltganzen ahnend erfaßt; ist doch nichts mehr geeignet, uns auf die höchste Stufe sittlicher Reinheit zu erheben, als das lebendige Gefühl unserer innigen Verbindung mit einer heiligen Ordnung der Dinge, so daß ja die kindlich fromme Bitte um Weisheit und Tugend ihre Erfüllung schon in sich selbst hat.

Dies nun ist es, was man *religiöses Gefühl* oder *Religion* genannt hat. Wir finden etwas der Art schon auf der ersten menschlichen Bildungsstufe und zugleich auch auf der höchsten, und nichts ist in der That dem Menschen natürlicher, sobald er dem blos thierischen Dasein entwachsen ist. In jeder Menschenbrust taucht eine Ahnung auf, daß das Sichtbare und das Sinnliche nicht Alles und nicht das Einzige ist, womit wir in Verbindung sind, und worauf wir zu achten haben. Eben so natürlich ist es, daß die Menschen diese vorerst dunkle Ahnung in eine das Denken befriedigende Vorstellung zu bringen suchten, — und daraus entstand ein vielartiger religiöser Glaube, mehr oder weniger mit sinnlichen Begriffen gemischt, — je nach den vorhandenen Bildungsstufen, doch immer darin überall gleich, daß man in einem höheren oder höchsten Wesen den Urgrund aller Dinge suchte und für das menschliche Handeln eine höhere, über den sittlichen Antrieb hinaus gehende Verpflichtung aner-

kannte. — Der Ursprung aller Religionen ist der gleiche, nämlich eine innere Herzensstimme. Jeder Versuch Einzelner, gewisse Religionslehren zu verbreiten und einen religiösen Dienst einzuführen, würde völlig erfolglos gewesen sein, wäre solchen Versuchen nicht eine innere menschliche Anlage und Stimmung entgegengekommen. So ist es noch heute; weder der erhabenste religiöse Gedanke, noch auch das Unsinnige, das im Namen der Religion den weniger Selbstdenkenden vorgetragen und eingeprägt wird, könnte die geringste Beachtung finden, wenn nicht solchen Mahnungen ein inneres Bedürfniß entgegenkäme, welches man wecken kann, aber nicht schaffen könnte, wenn die Anlage dazu nicht bereits da wäre.

Nichts ist jedoch schwieriger, als in Worte fassen zu wollen, was als innerstes Gefühl dem verständigen Begreifen sich für immer entzieht. Wir kommen bei diesen Versuchen nicht über Bilder und Sinnbilder hinaus, wie sehr wir auch das Denken anstrengen mögen. Wie die Götter der Vorzeit, wie der „gute Geist“ des Indianers, wie der jüdische Jehovah, so sind auch der christliche „Vater im Himmel“ und gar die christliche Dreieinigkeit, ja Das, was der philosophische Denker „All-Leben“, oder „Geist der Natur“, oder das „Unendliche und Unbedingte“ nennt, doch immer nur Bilder, welche an die Stelle des Unergründlichen gesetzt werden, welches durch Worte nicht zu umfassen ist.

Ein Sinnbild der Demüthigung vor der Allmacht ist das Niederfallen des Andächtigen, ein Sinnbild der vollen Hingebung an das bewegte Gefühl ist das Falten der Hände, ein Sinnbild der mächtigen inneren Aufregung ist das laut gesprochene Gebet, das dargebrachte Opfer und jedes andere Zeichen der Andacht. Und kann der Mensch jemals über das Sinnbildliche ganz hinauskommen? Sind nicht auch unsere Kunstwerke Sinnbilder von Gedanken und Gefühlen? Ist nicht das Darreichen der Hand als Zeichen freundlicher Begrüßung, der Ring der Verlobten und vieles Andere ein Sinnbild?

Das religiöse Gefühl ist nahe verwandt mit dem Sinn für das Schöne in der Natur und Kunst; ja, die Stimmung der Seele, durch die Wirkung des Erhabenen hervorgebracht, ist eine wirklich religiöse, — sie hebt den Menschen über sich selbst empor, indem sie eine Ahnung des Unendlichen erweckt, welchem wir geistig angehören. Vor dem Unendlichen beugt sich unser innerstes Wesen und fühlt zugleich sich emporgehoben über das Kleinliche und Beschränkte, über das Gemeine und Niedrige, — und das gerade ist ein religiöses Gefühl. Welche Irrthümer auch immer in religiösen Lehrsätzen enthalten sein mögen, gegen das religiöse Gefühl streiten zu wollen wäre das Unmenschlichste von Allem; wir mögen und sollen die Irrungen beseitigen, ohne jedoch dem Menschen sein Bestes und Werthvollstes zu rauben.

Unsere Aufgabe besteht darin, aus den Religionslehren Alles zu entfernen, was mit sich selbst, mit den Ergebnissen der Wissenschaft

und mit vorurtheilsfreiem Denken in Widerspruch ist, und in dieser Beziehung liegt noch ein weites Feld für unsere Bestrebungen offen; denn in der That ist die große Mehrheit noch nicht über die Kindheitsstufe der Erkenntniß in religiösen Dingen hinausgekommen, oder wird sogar absichtlich in Wahnglauben aller Art erhalten. Auf der anderen Seite werden wir niemals dahin kommen, das Unaussprechliche in Worte zu fassen, die für Jeden gleich verständlich wären. Vielmehr wird Jeder an dem Bilde hängen, welches seiner Stimmung und Denkkraft am meisten entspricht. — Völlig unnatürlich ist der in unserer Zeit gegen das Wesen der Religion selbst, gegen das religiöse Gefühl geführte Kampf. Käme es jemals dahin, daß die Menschen an nichts mehr glauben und allein sich halten wollen an Das, was sie sehen und hören und mit der Rechenkunst beweisen können, dann wären wir von der Höhe edler Menschenbildung hinabgestürzt in die volle Gemeinheit; denn auch, was wir Menschenwerth und Ehre und Tugend nennen, ist ein Glauben, wofür es keinen anderen Beweis giebt, als die innere Herzensstimme.

Doch werfen wir nun, um auch der verständigen Anforderung möglichst zu genügen, einen Blick auf die uns umgebende Welt.

Was ist Das, was wir die Welt, oder das All der Dinge, oder auch oft die Natur nennen? Ist es nichts mehr als eine Zusammenhäufung von Stoff verschiedener Art, an welchem sinnlos wirkende Naturkräfte haften — wie die Schwerkraft an dem Steine? — Nach dem Ausspruche des großen Denkers A. Humboldt ist die Natur für die denkende Betrachtung: Einheit in der Vielheit, eine Verbindung des Mannigfaltigen, der Naturdinge und der Naturkräfte zu einem geordneten und lebendigen Ganzen. Darum ist es die erhabene Bestimmung des Menschen, den „Geist der Natur“ zu erfassen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. So muß unsere Betrachtung über die Grenzen der Sinnenwelt hinausgehen, indem wir den rohen Stoff sinnlicher Anschauung durch Gedanken beherrschen.

In diesem Sinne ist das ganze große Meisterwerk, der „Kosmos“, abgefaßt, und obwohl das so viel mißbrauchte Wort „Gott“ nicht einmal darin vorkommt, geht doch das ganze Bestreben des Verfassers dahin, daß wir, nicht haftend an den Naturdingen, den Geist der Natur erfassen mögen.

Halten wir uns an diesen Ausdruck, durch welchen jede abergläubische Vorstellung von einer göttlichen Persönlichkeit über den Wolken ausgeschlossen ist. Wo Ordnung sich zeigt, da muß eine waltende geistige Kraft vorausgesetzt werden; denn der Zufall wirft Alles ordnungslos durcheinander. Ordnung aber herrscht in dem weiten Weltall, im Kleinsten wie im Größten. Wären nicht den Himmelskörpern — der Erde und den anderen Planeten, unserer Sonne und den zahllosen übrigen Sonnen (den Fixsternen am

Himmelszelte) ihre Bahnen angewiesen, sodaß sie ihren Umschwung und Kreislauf regelmäßig vollbringen, — wäre nicht ihre Schwungkraft und ihre Anziehungskraft, welche durch das ganze Weltall geht, auf's Genaueste abgewogen, so müßte eine unlösbare Verwirrung entstehen. Entweder würden alle Himmelskörper in einen Klumpen zusammenfallen, oder aber sie würden auseinander stieben, Niemand weiß, wohin. Verlöre z. B. unsere Erde in ihrem täglichen Umschwunge auch nur eine Sekunde, in ihrem jährlichen Umlaufe eine Minute, so würde allmälig die jetzige Ordnung aufhören und alles Belebte zu Grunde gehen.

Freilich sagen uns die Gelehrten, daß diese Ordnung erhalten wird durch feststehende Naturgesetze, — und dies ist es gerade, was wir mit dem Geiste der Natur meinen. Es findet im Weltall keine russische Willkürherrschaft statt, sondern es ist Alles gleichsam abgewogen und durch unverbrüchliche, keine Ausnahme zulassende Gesetze geordnet. Gesetze und Zufall, oder Gesetze und Willkür sind geradezu einander entgegengesetzt; Gesetze sind Anordnungen, von welchen wir voraussetzen müssen, daß durch sie gewisse Zwecke erreicht werden sollen. Die Mannigfaltigkeit der Naturgesetze ist eine unendliche; sie greifen beständig in einander, ohne sich gegenseitig zu zerstören, oder die dauernde Ordnung aufzuheben, welche vielmehr gerade durch das verschiedenartigste Zusammenwirken von Naturkräften erhalten wird.

Wollen wir diesen Gedanken weiter verfolgen, so eröffnet sich uns ein ganz endlos weites Feld der Betrachtung. Gerade zum Erfassen des Geistes der Natur gehört es, daß wir der Natur gleichsam ihre Geheimnisse ablauschen, die zu erreichenden Zwecke und die dazu angewandten Mittel uns klar machen. Dies ist es, was den „Umgang mit der Natur" allen denkenden Menschen so werthvoll, so lehrreich, so innerlich erhebend macht; wem der Sinn dafür fehlt, der entbehrt einen Theil des Besten, was unser menschliches Dasein uns bieten kann.

Unsere Erde ist jetzt dazu geeignet, d. h. sie ist im Verlaufe von Millionen Jahren dazu fähig geworden, daß lebendige Geschöpfe darauf sich finden. In wahrhaft zahllosen Gestalten erscheint das Leben auf ihr; für jede Art und jedes einzelne Lebende sind die Lebensbedingungen vorhanden, und so groß ist die Mannigfaltigkeit, daß wir (um es menschlich auszudrücken) überwältigt sind von Staunen über die schöpferische Einbildungskraft, aus welcher Alles hervorging. Wie merkwürdig ist der Bau jedes einzelnen Wesens! wie merkwürdig sind die immer einem bestimmten Zwecke dienenden Werkzeuge, womit jedes versehen ist! wie weit geht dieses Alles hinaus über Das, was die leblosen Dinge unserer Betrachtung darbieten!

Sehen wir uns auch nur das einfache Gewächs an, so erscheinen

uns in der ganzen Anlage Zwecke, welche durch entsprechende Mittel erreicht werden. Die Wurzeln, die Blätter, die Blüthen und Früchte oder Samenkörner sind alle wesentlich zum Gedeihen der Pflanze, zum Fortbestehen der Gattung. Jede, auch der schwächeren Arten, ist gegen die übermächtigen insoweit geschützt, daß sie sich erhalten kann. Meilenweit führt der Wind den beflügelten Samen fort, oder Vögel und andere Thiere tragen ihn weiter, oder er hat die Fähigkeit, Jahrelang unversehrt im Boden zu liegen, bis die dem Wachsen günstigen Bedingungen eintreten. — Wie wunderbar ist die Befruchtung der Blüthen! Als ob der Geist der Natur auch am Spiele seine Freude fände, sind einige Blüthenkelche so gestellt, daß die bloße Schwerkraft oder der Luftzug den männlichen Samenstaub dem weiblichen Stempel nicht zuführen kann und die Befruchtung nur dadurch geschieht, daß Bienen und Hummeln, indem sie nach einem Honigtröpfchen suchen, die Uebertragung zu Stande bringen. — Ferne Inseln im Weltmeere werden mit Gewächsen versehen, indem die Wellen den Samen dahin tragen. — Karg ist die Natur insofern nicht, als sie jährlich zahllose Keime, Blüthchen und Samenkörner zu Grunde gehen läßt, also beständig neu schafft über den möglichen Bedarf hinaus, während wir dagegen andere Naturzwecke in staunenswerth einfacher Weise und mit einer Art von bedachtsamster Sparsamkeit erreicht sehen.

Auf dem Pflanzenreiche fußt die Thierwelt, für ihr Bestehen vielfach auf jenes angewiesen, aber ein ungleich vollkommeneres Werk des schaffenden Geistes der Natur. Da ist außer dem Leben auch Empfindung, freie Bewegung und neben einem wunderbaren unbewußten Naturtriebe schon mitunter eine verständige Anbequemung an die Umstände. Wen erstaunt nicht der Bau selbst der niedrigst stehenden, geschweige denn der höher ausgebildeten Thiere? Welches Ebenmaß, welcher einheitliche Zusammenhang aller Glieder und Theile! welche vollkommene Ausrüstung gerade für des Thieres besonderen Lebenszweck und für dessen Lebensverhältnisse! Dürften wir thöricht genug sein, nicht anerkennen zu wollen, daß das Blut dem Zwecke der steten Ernährung und Belebung aller Theile des Körpers, die Lunge dem Zwecke des Athmens, der Magen zur Aufnahme der Speise dienen sollen u. s. w.? Und nun gar die Sinneneinrichtung, durch welche das Thier mit der Sinnenwelt — seiner einzigen Welt — in Verbindung steht! Die Schärfe und Feinheit der Sinne geht zum Theil in das Unglaubliche. Wer kann es sich vorstellen, daß das Auge eine deutliche Empfindung davon hat, ob der von einem leuchtenden Körper in Bewegung gesetzte Aether in der Sekunde 727 Billionen, oder nur 458 Billionen Schwingungen macht, da im ersten Falle der Eindruck der violetten, im letzten Falle der Eindruck der rothen Farbe auf die Netzhaut hervorgebracht wird?

Merkwürdiger noch ist, daß der Geist der Natur das Denken für die Thiere fast ganz verrichtet, indem sie genau das Zweckmäßige

thun, ohne — in den meisten Fällen — von Zweck und Mitteln eine Vorstellung, oder in Bezug auf zweckmäßiges Handeln eine belehrende Erfahrung zu haben.

Nichts bietet mehr Stoff zu sinniger Betrachtung, als wenn wir die Wirkung des angeborenen Naturtriebes genauer beobachten. Aus diesem ganz unbegrenzten Gebiete kann man, um die Sache anschaulich zu machen, immer nur Einzelnes herausgreifen. Auch die Thiere haben eine Sprache, freilich eine sehr arme; aber sie verstehen einander sofort, ohne die Sprache ihrer Gattung erst lernen zu müssen, verstehen sie von der Geburt an. Das eben erst ausgekrochene Hühnchen merkt auf den ihm verständlichen Zuruf der Henne; am zweiten oder dritten Tage fängt es an zu scharren, selbst ohne daß es die Mutter das Gleiche thun sieht; es flüchtet sich unter eine schützende Bedeckung, wenn es auch zum ersten Male den Habicht dahin schweben sieht, also ohne Erfahrung über die ihm drohende Gefahr. — Auch der durch Zwang zurückgehaltene Wandervogel, der noch niemals eine jährliche Wanderung mitmachte, wird unruhig, wann die für seine Gattung von der Natur vorgeschriebene Zeit zum Wandern kommt, und gelingt es ihm, sich zu befreien, so geht sein Flug gerade dahin, wo die für ihn günstigen Lebens-Bedingungen bestehen, über rauhe Gebirge und weite Meere, ohne daß er von der Erdbeschreibung das Geringste weiß, und dann findet er auch ohne Compaß die alte Brutstelle wieder, ohne bei einem Fluge von tausenden von Meilen seine Richtung zu verlieren.

Oft schon hat man auf den kunstvollen Nesterbau der Vögel, auf die Wohnungen der Biberfamilien, auf die eigenthümlichen Gewebe der verschiedenen Spinnenarten, auf das Gespinnste der Seidenraupe (welcher gewiß keine Erfahrung zu Statten kommt), auf die regelmäßig sechseckigen Zellen der Bienenwaben &c., hingewiesen. Weniger bekannt dürfte es sein, daß diese Wabenzellen auf der einen und anderen Seite nicht genau einander gegenüber stehen, daß der Zellenboden vielmehr eine gewölbte Wand bildet, gleichmäßig hohlrund für alle Zellen der einen und der anderen Seite, indem immer gerade ein Drittel von je drei Zellen der einen Seite sich der ganzen Zelle auf der anderen Seite gegenüber befindet. Dadurch wird eine Festigkeit des Baues erzielt, welche auf keine andere Weise zu erreichen wäre, ohne daß man den Thierchen selbst die dazu nöthige Berechnungsfähigkeit zuschreiben könnte. — Der sog. Nachschwarm der Bienen hat eine ganz junge Königin und lauter noch junge und unerfahrene Arbeiterinnen, welche jedoch sogleich Alles vollständig richtig machen, genau nach der hergebrachten Art; sie bauen die engeren Zellen für die Brut und den Honig, die beträchtlich weiteren zum Ausbrüten der Drohnen, die runden, massiven und senkrecht gestellten für die Eier, aus welchen Königinnen werden sollen. Jede dieser drei wesentlich verschiedenen Arten von Angehörigen der Colonie wird, wie sie ihrem

eigenthümlichen Lebenszwecke dient, auch eigenthümlich versorgt und behandelt, und in allem Diesem ist der eine „Bienenstaat“ jedem anderen vollkommen gleich.

So ist denn, wie gerade die erwähnte Gleichförmigkeit beweist, das Thier als unfreies Wesen noch unmittelbar an die Bevormundung des Geistes der Natur gebunden, d. h. an die Befolgung von Lebensgesetzen, die es nicht kennt, die sich als unwiderstehlich das Zweckmäßige zu Stande bringender Naturtrieb geltend machen, weil noch zum selbstständigen Denken die Fähigkeit fehlt.

Auch der Mensch beginnt als ein vom unbewußten Naturtriebe geleitetes Wesen; aber er wird geboren mit der Anlage, sich verständig zu entwickeln bis zu einem Grade, welchem das Thier nicht von ferne nahe kommen kann, und sich vernünftig auszubilden, was dem Thiere völlig versagt ist. Das Verständige besteht im zusammenhängenden Denken, in der Fähigkeit, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, den Zusammenhang der Dinge, namentlich der Ursachen und Wirkungen, zu fassen und Berechnungen der verschiedensten Art anzustellen. Das Vernünftige ist die Fähigkeit des Geistes, über das Sinnliche hinauszugehen, das Wahre, das Schöne und das sittlich Gute zu erfassen und nach dem Urgrunde aller Dinge und Erscheinungen zu forschen.

Woher nun kommen dem Menschen diese höchsten aller Fähigkeiten, welche überhaupt für uns denkbar sind? Kann die Natur Etwas geben, was sie nicht hat? Kann in dem menschlichen Einzelwesen ein vernünftiges Denken sich entwickeln, wenn es keine Allvernunft giebt? Ist es nicht der Geist der Natur, der, wie er als Gesammtleben die lebendigen Einzelwesen bewegt, so als Gesammtvernunft in den vernünftigen Geschöpfen gleichsam seine Strahlen eben so leuchten läßt, wie die Sonne ihre einzelnen Strahlen dahin und dorthin versendet? Eine Welt, die nichts anderes wäre als eine Stoffanhäufung, fühlt nicht und denkt nicht und kann — so scheint es — Fühlen und Denken und freies Wollen nicht hervorbringen aus sich selbst. Auch der künstlichste Bau der Gehirnfasern ist doch nur ein Stoffgebilde und kann nicht, wie durch ein unbegreifliches Wunder, eine Gedankenwelt hervorbringen, also nicht etwas dem Stoffe und seinen Eigenschaften geradezu Entgegengesetztes schaffen, wäre es nicht der Geist der Natur, der in den Einzelgeistern sich selbst offenbart, welcher stofflichen Hülfsmittel er auch immer dazu bedürfen mag. — Auf ein All-Leben, auf eine Allempfindung, auf eine Allvernunft, auf eine geistige und sittliche Weltordnung weisen die mannigfaltigen Erscheinungen uns hin; Das jedoch, was wir als das All bezeichnen, anders als in Bildern zu erfassen, wird und kann unseren menschlich beschränkten Begriffen auch bei höchster Anstrengung des Denkens niemals gelingen. Wir ahnen das Gesammte und Unendliche, können einer solchen Ahnung, selbst wenn wir für „Gottesleugner„

uns erklären wollten, uns nicht entziehen, und stehen doch am Ende alles Fragens und Forschens vor einer unergründlichen Tiefe, die auch der Verständigste nicht ermißt und über die es keine Brücke giebt.

Auch der allein an der sinnlichen Lebensansicht Haftende kommt, selbst wenn er sein Denken bis zum Aeußersten treibt, an den Halt gebietenden, gähnenden Abgrund und damit zu dem demüthigenden Bekenntnisse, daß all unser Wissen doch nur „Stückwerk" ist. Den Gedanken einer u n e n d l i c h e n Welt und einer Welt von E w i g k e i t her kann kein menschlicher Verstand ausdenken; und doch müssen wir die Vorstellung eines b e g r e n z t e n Weltganzen und einer im Verlaufe der Z e i t gewordenen Natur als eine kindische zurückweisen. Alles Fragen darnach, warum eine Welt da ist und nicht vielmehr nichts, und nach allem weiteren Wann und Wie wird für immer fruchtlos bleiben. Die Angabe, daß „Gott die Welt erschuf aus Nichts", beseitigt das Dunkel nicht, und das von dem Menschen, der ein Haus oder eine Maschine baut, hergenommene Bild erklärt die Sache nicht. Die Frage bleibt: was war v o r der Welterschaffung? wie kann aus dem Nichts ein Etwas und gar ein Weltall werden? wer oder was brachte den schaffenden Schöpfer hervor? Die Antwort: „Gott ist durch sich selbst da" — ist bloßes Spiel mit Worten; denn gerade nach den Gesetzen unseres Denkens ist Das, was die Wirkung ist, niemals zugleich die Ursache, und so kann ein Nichtseiendes nicht sich selbst zu einem Seienden machen. — Innerhalb der Grenzen von Zeit und Raum bewegt sich mit Nothwendigkeit all unser Denken über Dinge, die nicht bloße Gedankenbilder sind. Betrachten wir nun, wie wir müssen, die vorhandene Welt als eine Wirklichkeit, so drängen sich sofort räumliche und zeitliche Begriffe uns auf, und indem wir zugleich deren Unanwendbarkeit einsehen, wird, was wir Welt oder Natur nennen, uns zu einer Unbegreiflichkeit — trotz allem Sträuben des nach voller Klarheit verlangenden Verstandes.

Es bleibt uns nur übrig, eine d a s e i e n d e Welt anzuerkennen, wie und so weit sie durch unsere Sinne zu erfassen ist, und in den endlos mannigfaltigen Erscheinungen dieser Welt den G e i s t d e r N a t u r zu ahnen, von welchem alles Lebende belebt, alles Beseelte beseelt ist, alles Geistige ausgeht. Diese Ahnung oder dieser Glaube, indem sie zugleich zu edler Gesinnung und That werden, sind die einzig w a h r e R e l i g i o n, gleichsam die „Vernunft des Herzens", durch welche all unser Sinnen und Streben seinen rechten Abschluß findet. Wie weit dabei jeder an Bilder und Sinnbilder und an w e l c h e er sich halten möge, darüber läßt sich keine Vorschrift geben; dagegen sind mit Bestimmtheit alle Glaubens-Sätze abzuweisen, welche mit unbestreitbaren Ergebnissen der Wissenschaft, der Erfahrung und des gesunden Denkens in Widerspruch stehen. — —

Wie niedrig stehst du, o Mensch, als beschränktes Einzelwesen in

dieser unendlichen Welt — mit deinem unzureichenden Denken, mit deinen kleinlichen Sorgen, mit deiner täglichen Noth, mit deinen stets sich wiederholenden Irrungen und Fehlgriffen, mit deiner in jedem Augenblicke dir fühlbaren Abhängigkeit von Umständen, die außerhalb deiner Macht liegen! Wie hoch aber stehst du da im Vergleiche mit allen anderen Geschöpfen neben dir — durch dein niemals gestilltes Verlangen nach Erkenntniß der Wahrheit, durch deinen lebendigen Sinn für Alles, was im weiten Reiche des Schönen und Erhabenen sich dir kund thut, durch dein ernstes Streben, das sittlich Gute in deinem Innern auszubilden und handelnd zu bethätigen, durch das Hingeben deiner selbst an das unaussprechlich Höchste, an den allwaltenden Geist der Natur, an die ewige Liebe, die einen Widerhall hat in deiner eigenen Brust, an das Göttliche in dieser Sinnenwelt, welches in deinem eigenen vernünftigen Wesen herrlicher als in allen Wundern der Außenwelt sich offenbart!

Nur ein Paar Bemerkungen seien noch hinzugefügt:

Die Erde, unsere Mutter, ist im engen Zusammenhange mit dem Weltganzen und mit den das All beherrschenden Gesetzen. So ist auch unser eigenes leibliches Gebilde, aus irdischen Bestandtheilen zusammengesetzt, ein Theil des Weltganzen; unser Einzel-Leben nimmt Theil an dem All-Leben; unser eigentliches Ich aber, das geistige Wesen in uns, ist innig verbunden mit dem „Geiste der Natur“ und deshalb in einer Weise bewegt und thätig, welche zu dem Arbeiten der Naturkräfte in der Sinnenwelt einen vollkommenen Gegensatz bildet. In der letzteren herrscht unbedingt das Gesetz der Nothwendigkeit, in unserem geistigen Leben aber ist selbstbewußte Freiheit, und unser Denken und unsere Sehnsucht ziehen uns zum Unendlichen hin, welchem wir geistig angehören.

Das Unendliche ist nicht das sinnlich Erfaßbare; denn wären unsere Sinne fein und scharf genug, wäre der Dienst, den sie uns leisten, nicht ein beschränkter, so müßten wir Alles, was in der Welt ist, auch die in unmeßbarer Ferne sich bewegenden Fixsterne und was darauf ist und vorgeht, zu erkennen im Stande sein. Nicht das sinnlich Wahrnehmbare ist das Unendliche, sondern Das, was wir darüber hinaus in Gedanken uns vorhalten.

Wie die Sonne mit ihren Planeten im Verlaufe der Zeiten im unendlichen Weltraume entstanden ist und vermuthlich wieder aufhören wird zu sein, wann ihre Zeitdauer zu Ende ist, so müssen wir uns auch ein nach einander erfolgtes Entstehen aller der zahllosen Himmelskörper denken, welche als Fixsterne oder als schwache Nebelbilder am Himmel von uns gesehen, oder ihrer unermeßlichen Entfernung wegen nicht mehr gesehen werden. Sie alle sind Einzeldinge, wobei die Zeit ihrer Dauer, mag sie Billionen Jahre und mehr betragen, nicht in Betracht kommt. Der Himmel über uns bleibt nicht Millionen Jahre hindurch wie er ist; vielmehr verschwinden ausgelebte Welt-

körper, neue bilden sich, und sogar eine stete Vermehrung der Zahl der Himmelskörper, also auch — rückwärts gehend — ein Entstehen der ersten ist für uns vorstellbar. So sind denn die Weltkörper selbst, auch in ihrer Gesammtmasse, nicht das Ewige und Unendliche, welches vielmehr durch sinnliche Begriffe sich nicht erfassen läßt.

Der Weltraum muß als unbegrenzt gedacht werden; in ihm schweben nur die einzelnen Welten, wie Schneeflocken in unserem Luftraume, und es mag Sterne geben, über welche hinaus keine mehr sind. Was aber erfüllt den Weltraum ganz, d. h. was ist da, wo keine Weltkörper sind? Die neuere Wissenschaft gestattet nicht die Annahme einer völligen Leere irgendwo, und so hat man dem unergründlich Feinen, welches gleichmäßig im ganzen Weltraume verbreitet ist, sogar einen Namen geben müssen und den Namen „Aether" dafür gewählt. Der Aether ist unwägbar, d. h. ohne Schwere, ist unvergleichbar feiner als die noch sehr wohl wägbare und einen merklichen Widerstand leistende Luft; er ist gleichsam allgegenwärtig, Alles durchdringend, seine wahre Natur aber ist nur noch wenig erforscht, weil er unseren Sinnen sich ganz entzieht. Nur so viel wissen wir, daß an ihn die Wirkungen des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität und des Magnetismus, vermuthlich auch alle Lebensäußerungen gebunden sind. Vielleicht würde gar manches Dunkel für uns verschwinden und Manches uns verständlich sein, worüber wir jetzt mit einer nothdürftigen Erklärung uns begnügen müssen, wenn es uns verstattet wäre, über das Wesen und Walten des die Welten umfassenden und alles Belebte und Unbelebte durchdringenden Aethers mehr Aufschluß zu gewinnen.

Ob jemals der Schleier ganz von dem Auge der Sterblichen fallen wird? Ich wage nicht, es zu hoffen, obwohl das Verlangen nach Licht und immer mehr Licht in dem menschlichen Gemüthe niemals erlöschen kann.



5. Der Glaube an geistige Fortdauer.

Mit der Frage nach einem „Jenseits“ oder einem zukünftigen Leben nach dem Tode begeben wir uns abermals auf ein sehr dunkles Gebiet, von welchem Dasselbe gilt, was über die Gottesfrage bemerkt wurde, nämlich: gerade den weniger scharf Denkenden ist die Sache scheinbar ganz verständlich, die tiefere Betrachtung aber zeigt, wie schwierig es dabei ist, von Widersprüchen und Ungereimtheiten sich frei zu halten und dennoch eine, das natürliche menschliche Verlangen befriedigende Ansicht aufzustellen. Doch wäre die der blos sinnlichen Ansicht der Dinge entgegenstehende geistige Lebensansicht eine unvollkommene, wenn nicht auch die allerwichtigste Frage nach dem „Sein oder Nichtsein“ in das möglichst klare Licht gestellt würde. Sehen wir zu, wie weit wir mit unbefangenem Forschen und dem der Sache gebührenden Ernste das Dunkel aufzuhellen im Stande sein mögen.

Die Frage nach der Fortdauer des Geistes ist sogar für uns noch bedeutungsvoller, als die Gottesfrage; denn ob und in welcher Art wir an ein Göttliches glauben, macht im Gange der Dinge keinen Unterschied, — Nichts wird im ewigen Weltgetriebe geändert durch menschlichen Glauben oder Unglauben. Wer die ganze Gottesfrage als Etwas betrachtet, das auf unserem menschlichen Standpunkte nicht zu ergründen ist, sich dagegen an Das hält, was als inneres Zeugniß ihm vollkommen klar sein muß, an die Vorschriften der Ehre, der Gerechtigkeit, des menschlichen Wohlwollens und der edlen Gesinnung, der kommt durch das Leben ebenso wohl wie der Andere, der nach heidnischer, oder jüdischer, oder christlicher Weise, oder nach keiner dieser Weisen an das Göttliche glaubt. — Dagegen berührt die Frage nach „Sein oder Nichtsein“ unmittelbar unser innerstes Wesen; nichts kann uns näher liegen, als eine Betrachtung, wobei nicht, wie in anderen Dingen, viele Möglichkeiten denkbar sind, sondern nur zwei, welche die vollsten Gegensätze bilden, und von welchen die eine mit Gewißheit eintreten wird, nämlich: entweder fällt ganz gewiß mein persönliches Ich, mein bewußtes und denkendes geistiges Wesen, im Tode zurück in das Nichts, weil es eben nichts Anderes war, als eine Eigenschaft des vordem lebendigen, dann aber todten und sich auflösenden Körpers; oder aber mein geistiges Wesen ist ein selbstständiges, ist nur zeitweilig an den lebenden Leib gebunden, überdauert dessen Zerstörung und lebt fort unter neuen Bedingungen und Verhältnissen. Im ersten Falle giebt es keine weitere Frage, da Jeder

weiß, was Sterben und Verwesen ist; im letzteren Falle mögen neue Fragen entstehen über das „Wie und Wo", indem jedoch das „Ob" die große Hauptsache bleibt.

Wer diese Welt nur als ein Werk des Zufalles und einer verstandlosen Nothwendigkeit betrachtet, dem liegt auch der Gedanke an eine geistige Fortdauer fern. Doch mag die letztere auch von Solchen für etwas Unwahrscheinliches gehalten werden, welche den Glauben an einen „Geist der Natur" festhalten. Indessen hat ein solcher Gottesglaube insofern nur wenig Bedeutung, als sogar uns Menschen gegenüber eine göttliche Allmacht ohnmächtig wäre, wenn wir durch Pistole, Strick, Dolch, Gift 2c. ihr in jedem Augenblicke uns entziehen können. Unendlich erhöht wird dagegen die Bedeutung des Glaubens an das Göttliche in der Welt, wenn wir zu allem Staunenswerthen in der Natureinrichtung noch das Allerstaunenswertheste und Erhabenste hinzudenken: die Fortdauer und endlose Fortentwickelung der mit Vernunftbewußtsein begabten Wesen.

Ganz so, wie der Gottesglaube mit rohen Sinnbildern begann und erst allmälig sich vergeistigte, so erscheint zuerst auch der Unsterblichkeits-Gedanke als Glaube an eine Seelenwanderung, dann an eine sog. Auferstehung des Fleisches, dann an ein Fortleben in einem entweder paradiesischen, oder höllischen Zustande, wobei Freuden und Qualen ganz in ähnlicher Weise vorgestellt werden, wie der leiblich lebende Mensch sie empfindet. Nachher erst kommt es zu der für uns höchsten denkbaren Vorstellung eines verklärten Daseins, d. h. einer Fortdauer mit Abstreifung alles Dessen, was wir als Mängel, Fesseln und Unvollkommenheiten betrachten, die unserem irdisch leiblichen Leben anhaften.

Doch warum hat der Mensch schon auf der ersten Entwickelungsstufe sich nicht zufrieden gestellt mit der einfachen Thatsache, daß alles Lebende nur eine Zeit lang besteht, indem es zuerst sich heranbildet, dann still zu stehen scheint, dann zurückgeht und endlich dem Tode verfällt, also aufhört zu sein, was es war? Die Antwort ist: gerade weil der Mensch dies Alles beobachtet hat und es mit Bestimmtheit weiß, hat es ihn zum Denken angeregt, während das Thier wohl auch seines Gleichen sterben und umkommen sieht, in Bezug auf sich selbst aber keinen Todesgedanken hegt, nur für den Augenblick des sinnlichen Daseins lebt, welches ihm Alles ist und all sein Verlangen ausfüllt, weshalb es also unfähig ist zu jeder Betrachtung darüber hinaus. — Für den Menschen hat der Augenblick der Gegenwart darin seine Bedeutung, daß er die Fortsetzung einer bewußten Vergangenheit und der Anfang einer Zukunft ist. Wir haben einen Entwickelungsgang, eine Lebensgeschichte, eine immer reicher gewordene Erfahrung hinter uns, überblicken diese in Gedanken, kommen dadurch erst zum vollen Gefühle unserer eigenthümlichen Persönlichkeit, zum klaren Selbstbewußtsein, und knüpfen das augenblickliche Denken und Streben auf

das Engste an unsere eigene Vergangenheit an. Zugleich ist das Gegenwärtige für unsere Erwartung und für unser Bemühen immer nur der Uebergang zu einem Zukünftigen, und es ist völlig unnatürlich für uns, in Gedanken einen schwarzen Strich zu ziehen, über welchen Erwartung und Streben nicht hinausgehen dürfen, d. h. einen Strich, welcher ein Aufgehen in das völlige Nichts oder das Aufhören der sich selbst denkenden Persönlichkeit bedeutet.

Indem der Mensch sehr frühe dazu kommen mußte, dieses sich selbst denkende Ich vom sinnlichen Werkzeuge, dem Körper, zu unterscheiden, faßte er den Gedanken und die Hoffnung einer geistigen Fortdauer nach und trotz dem Absterben des Leibes, und diese wurden, verbunden mit religiösen Vorstellungen, bei der großen Mehrzahl der Menschen zu einem so unerschütterlichen Glauben, daß bis heute die Zweifler nur eine geringe Minderheit bilden. — Der über sich selbst nachdenkende Mensch sagte und sagt sich noch jetzt: Alle übrigen Geschöpfe, indem sie kommen und wieder vergehen, erfüllen einen Naturzweck, ohne einen persönlichen Zweck zu erreichen; es kann ihnen nicht zukommen, mit einer Naturordnung zu rechten, von welcher sie nichts wissen. Je mehr aber bei dem Menschen das Selbstbewußtsein und die eigenthümliche Persönlichkeit, das vollste Selbstgefühl emporgebildet wurden, desto mehr sträubt er sich dagegen, ebenfalls durch sein Dasein und sein Bestreben nur einem Naturzwecke zu dienen; er erkennt sich als Selbstzweck, d. h. er will da sein seiner selbst wegen, nicht blos eines außer ihm liegenden Naturzweckes wegen. So ist er wohl zufrieden mit dem unvermeidlichen Anfang und dem allmäligen Fortgang; macht ihn doch dieser Fortgang immer mehr zu einer klar bewußten Persönlichkeit, deren Vernichtung dagegen ihn zu dem großen Haufen Dessen werfen würde, was unbewußt ungekannten Zwecken dient. Was ein zeitweiliges Dasein etwa werth war, ist doch für dieses wieder vernichtete Dasein selbst ein bloßes Nichts.

Hält man uns vor, daß ja der Mensch im Leben es zu einer hohen Stufe der Ausbildung bringen und seiner eigenen steten Vervollkommnung sich freuen könne, so müssen wir erwidern: was nützt eine solche Ausbildung dem Vernichteten? was ist das herrlichste Kunstwerk werth, nachdem es in Stücke zerschlagen wurde? — Oder man sagt uns: du kannst dem Allgemeinen dienen, dich vielfach nützlich machen und der Mit- und Nachwelt ein Wohlthäter werden; es bleiben, wann du dahingegangen bist, deine Thaten zurück und für dich selbst ein langes, vielleicht ein unsterbliches Andenken. Das Alles jedoch kommt für den Vernichteten gar nicht in Betracht; wenn mein eigenes Leben nur wie die Welle des Stromes ist, welche sich für den Augenblick erhebt und dann wieder in der Wassermasse versinkt, so bedeutet es für mich nichts, wie vielen anderen gleichen Wellen ich etwa einen Anstoß gab.

Man will uns durch einen anderen Vorhalt zufrieden stellen, nämlich so: Freilich ist der einzelne Mensch eine vorübergehende Erscheinung, die Menschheit aber ist es, um die es gilt, und es ist ein hinreichend großer Zweck für das einzelne menschliche Dasein, für die Emporbildung der Menschheit mitgewirkt zu haben. Auch das ist ein schaler Trost, weil wir auch so zu Wesen gemacht werden, welche nicht Selbstzweck sind, sondern Zweck für ein bloßes Gedankending, eine sog. Menschheit, welche in Wirklichkeit nichts Anderes ist, als die Summe ungezählter Einzelwesen, von welchen jedes kein Selbstzweck wäre. Und dabei müssen wir uns ferner sagen: Was wird es nun sein mit allem unserem Ringen nach Erkenntniß der Wahrheit, mit allen unsern höchsten Kunstleistungen, mit unsern heißesten Kämpfen für die sittliche Erhebung des Menschengeschlechtes, wann einst die Natur — nach dem Gesetze des Werdens und Vergehens — diesen armselig kleinen Erdball mitsammt seiner vieltausendjährigen Menscheits-Geschichte und mit allen menschlichen Werken und Errungenschaften wieder wegblasen wird, wie der Sturm ein Sonnenstäubchen verweht, so daß also keine Spur bleibt von allem geistigen Bemühen der Jahrmillionen, kein möglicher Gewinn für das Weltganze, nichts als ein Haufen von Welt-Atomen, die sich wieder in anderer und neuer Weise zusammenfügen mögen? — Nachdem Alles wieder vernichtet sein wird bis auf die Welt-Atome, welchen Unterschied macht es, ob überhaupt denkende Menschen jemals da waren, oder nicht, und ob ihr Leben ein thierisch rohes war, oder ein sittlich gebildetes? ob dieses ganze, zum Theil höchst jämmerliche Schauspiel von menschlicher Thorheit, roher Leidenschaft und unsäglichen Leiden — mit dazwischen gestreuten auf das Höchste gerichteten Bemühungen und mit Erfolgen dieser und jener Art — überhaupt jemals eine Thatsache war? Für wen wurde dieses theils lächerliche, theils ernste, theils traurige Schauspiel aufgeführt? — Ob es eine solche Welt gab und giebt, oder ob Alles ein großes Nichts wäre, was läge daran?

Daß wir einzelnen Menschen ein paar Jahre oder Jahrzehnte lang auf der Weltbühne uns bewegten, mit den Andern hofften, träumten, irrten, duldeten und gelegentlich uns vergnügten, um dann wieder der Vernichtung anheim zu fallen, — ist Das eine Vorstellung, welche uns das menschliche Dasein als etwas Wünschenswerthes erscheinen läßt? — Nicht nach eigener Wahl treten wir in dieses Dasein und müssen es dennoch ertragen. Böte man uns aber am Schlusse an, selbst wenn wir zu den Beglücktesten unter den Sterblichen gezählt werden, genau das gleiche Menschenleben noch einmal von vornen zu beginnen, wer unter vielen Tausenden würde ja dazu sagen? Wie viel gnädiger hat die Natur verfahren mit der Fliege, welche in dem warmen Strahl sich sonnt, bis die Schwalbe sie wegschnappt, und mit der Schwalbe, welche fröhlich die Lüfte durchschwingt, bis sie — ohne Ahnung und ohne Schmerz des Todes — plötzlich niederfällt!

Es ist nicht unsere Schuld, sondern der große Vorzug des menschlichen Wesens, daß unsere verschiedenen geistigen Anlagen etwas Unbegrenztes enthalten und dadurch einen Gegensatz bilden zu allen anderen Dingen. Von dem Baume, von jedem andern Gewächs, von jeder körperlichen Gestalt kann ich mir ein Musterbild vorhalten, worüber hinaus eine weitere Vervollkommnung nicht statthaft wäre. Der höchste Baum wird endlich niederstürzen, weil er seiner Natur nach doch nicht in die Wolken reichen kann. Der Halm mit der reifen Aehre muß absterben, weil sein ganzer Daseinszweck mit der Samenbildung erfüllt war und Weiteres aus dem Gewächse nicht werden kann. Der wohlausgebildete thierische und menschliche Körper ist etwas Vollendetes in seiner Art, und es kann augenscheinlich keine weitere Veränderung darin stattfinden, als ein Abnehmen und Verfallen, nachdem die Natur in der Ausbildung gleichsam ihre höchste Anstrengung gemacht hatte.

Ganz anders ist es mit Allem, was zu unserem geistigen Wesen gehört. Schon unserem Gefühle ist das Unbegrenzte aufgeprägt. Unser Sehnen mag über jede Wirklichkeit hinausgehen. Unsere Zuneigung, unsere Hingabe, unsere reinste Liebe — sie binden sich nicht an die Gesetze von Zeit und Raum; zu dem geliebten Gegenstand in weitester Ferne fliegen die Gedanken hin; im späten Alter sind der Seele noch gegenwärtig die theuren Bilder aus der frühen Zeit der Kindheit und Jugend, — und vielleicht sucht das zerrissene Herz sein Allertheuerstes über den irdischen Räumen mit nie gestilltem Verlangen.

Ebenso ist keine Grenze gezogen oder zu ziehen für unser Forschen und Sinnen. Jeder Fortschritt auf der Bahn der Erkenntniß regt zu einem neuen und größeren an, und wenn selbst der aller Weiseste am Ende seiner Tage so bescheiden wie wehmuthsvoll bekennt: „ich weiß, daß ich nichts weiß" —, so ist dies nichts Anderes als Ausdruck einer Sehnsucht, welche auch bei allerhöchstem Bemühen und bei dem scheinbar staunenswerthesten Erfolge doch in dem kurzen Verlaufe des Menschenlebens nicht gestillt werden konnte.

Endlich sieht der seiner sittlichen Lebensaufgabe sich bewußte Mensch von Schwächen und widrigen Einflüssen sich umgarnt von Anfang bis zu Ende, und wenn sogar das bestochene menschliche Urtheil ihn in die Zahl der Heiligen versetzen sollte, er selbst weiß genug, daß er das ihm selbst vorschwebende Urbild von Vortrefflichkeit auch nach den fortgesetzten Kämpfen eines ganzen Lebens nicht erreicht hat. — So durchschneidet denn der Tod, wenn er geistige Vernichtung bedeutet, bei dem Menschen immer etwas Unvollendetes, tilgt etwas erst im rechten Werden Begriffenes aus, führt an einen Abgrund, über welchen es keine Brücke giebt.

Ganz naturgemäß ist deshalb die Lebensansicht derjenigen Denker, welche den Glauben an Fortdauer aufgegeben haben, eine im

Ganzen trübe (pessimistische); sie fühlen, ohne es eingestehen zu wollen, daß ein Widerspruch besteht, daß für das Menschenleben, wie es ist, ohne eine persönliche Zukunft der rechte Abschluß fehlt, daß wir keine Ursache haben, für ein solches uns zugeworfene und dann wieder entrissene Dasein dankbar zu sein. Freilich kann man mit der Gleichgültigkeit des Leichtsinnes, oder auch mit dem bewußten Muthe der Entsagung sich in sein Schicksal ergeben und sich der bevorstehenden Vernichtung überlassen so klaglos, wie man am Schlusse eines Tages voll Mühe in die Arme des Schlafes sinkt, welcher ja ebenfalls das Bewußtsein unterbricht. Man kann sogar, den edelsten menschlichen Antrieben folgend, auch bei und mit dem Vernichtungsglauben seine Schuldigkeit in der Welt zu thun suchen, ohne alle Rücksicht auf ein Jenseits, weil ja jedenfalls das höhere Bestreben auch höhere Befriedigung gewährt als das gemeine. Doch ein bitterer Tropfen bleibt dabei in dem Kelche, welcher keine rechte Freudigkeit am Dasein aufkommen läßt, weil das allem Selbstgefühl hohnsprechende Todesgespenst immer dräuend vor uns steht. Mehr ein Entsagen und ein Hingeben an eine harte Naturnothwendigkeit ist ein solches Leben, erträglich dadurch, daß man für den Augenblick sich selbst vergißt, oder ein Dulden des Unvermeidlichen mit der einzigen Hoffnung auf dessen Ende, als eine wohlthuende Spannung des Geistes, der im Vollgefühle seiner Kraft nach neuen Bahnen sich sehnt jenseits der bis zum Augenblick durchlaufenen. Ein stärkender oder erhebender Gedanke kann der an die nahe Vernichtung nicht sein, sondern nur der leidige Trost, daß das Verkehrte, die Täuschungen und Schmerzen, auch die uns auferlegte Verantwortlichkeit aufhören zu sein, wenn wir selbst nicht mehr sind.

Ganz anders stellt sich die Sache, wenn wir den breiten Strich ziehen zwischen den Geschöpfen, welche offenbar durch ihr vorübergehendes Dasein nur einem Naturzwecke dienen, und den vernünftigen, ihrer Persönlichkeit, ihrer Lebensaufgabe sich klar bewußten, selbstständig denkenden und strebenden Wesen, für deren Dasein alles übrige Belebte und Unbelebte gleichsam nur die nothwendige Grundlage bildet; wenn wir die Welt betrachten als ein ewiges Werden und Sich-Mehren, indem beständig zahllose geistige Einzelwesen neu auftauchen, um ihren Bildungsgang von den geringsten Anfängen an von Stufe zu Stufe fortzusetzen in dem zeitlich und räumlich unbegrenzten All. Die unendliche Mannigfaltigkeit dieses Bildungsganges auf der allein uns bekannten ersten irdischen Stufe kann uns kein Bedenken erregen, wenn es für jede Art von Ausgleichung eine Ewigkeit giebt. Ist doch die Verschiedenheit der irdischen Laufbahn für die Einzelnen hinreichend erklärt durch die unendliche Mannigfaltigkeit der äußeren Umstände, der persönlichen Eigenthümlichkeiten bei der im Ganzen gleichen menschlichen Anlage und durch das allein bei dem Menschen in Anwendung kommende Gesetz der selbstbewußten Freiheit. — Und

so lehrt denn die Erfahrung allgemein, daß mit dem Glauben an Fortdauer die trübe Lebensansicht verschwindet, daß damit hinter jedem Dunkel ein trostbringender Lichtstrahl erscheint, daß dann mit einer Ruhe und Freudigkeit das „Tagwerk vollbracht“ und dem „Feierabend“, welchem ein schönerer Morgen folgen soll, mit einem sehnenden Hoffen entgegengesehen wird, worauf der Nichtgläubige nur darum verzichtet, weil die harte Nothwendigkeit es so zu gebieten scheint.

Doch bleibt die große Frage, ob solches Hoffen nicht etwas Unvernünftiges, durch bloße Selbstsucht Eingegebenes, bei dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht zu Rechtfertigendes ist. Wir wollen, was darüber in Kürze sich sagen läßt, in gewisse Abtheilungen bringen.

1. Woher kommen die Seelen, welche wir so gerne als unsterbliche Wesen betrachten mögen? Schweben sie wie Gespenster in der Luft und drängen sie gelegentlich und nach einander sich da ein, wo ein neues Leben entsteht, um in den Kreis der gewöhnlichen Entwickelung zu gelangen? Dies wäre eine kindische und in keiner Art überzeugend zu machende Vorstellung. Uns ist das Weltall nicht ein Abgeschlossenes, sondern ein ewig Werdendes, und so kommen auch neu beseelte Wesen beständig in das Dasein gemäß den Gesetzen, nach welchen alles Leben entsteht. An dem Leben der Eltern entzündet sich das Leben der Kinder, das leibliche sowohl als das geistige, und nach tausendfach vorliegender Erfahrung vererben sich in dieser doppelten Beziehung die elterlichen Eigenthümlichkeiten auf Kinder und Kindeskinder, so jedoch, daß eine völlige Gleichheit der neuen Wesen mit bereits dagewesenen sich niemals zeigt.

2. Daß das körperliche Werkzeug nur für eine gewisse Zeitdauer sich erhalten kann, ist unleugbare Thatsache; aber ist es denn möglich, daß alsdann noch Etwas übrig oder unzerstört bleibt, was wir als Seele oder Geist bezeichnen? — Die schärfsten Denker und die gründlichsten Naturforscher auch in unserer Zeit erklären: die Möglichkeit der geistigen Fortdauer bestreiten wir nicht; das Wirkliche ist das Mögliche; von dem unbegrenzten Möglichen kommt als Wirklichkeit nur ein verschwindend kleiner Theil in den Kreis unserer menschlichen Beobachtung; das für unsere Vorstellung Unmögliche ist allein das sich selbst Widersprechende (z. B. daß, was bei genauer Zählung 4 ist, zugleich 5 sein könne); außerdem wäre es Vermessenheit, über die Grenzen des Möglichen in dem unendlichen Reiche der Natur absprechen zu wollen; zu Allem, was sein soll, sind auch die natürlichen Wege und Mittel vorhanden, und ob diese bis jetzt für uns begreiflich und vorstellbar sind, oder nicht, macht keinen Unterschied; noch vor 50 Jahren mußten die Verständigsten es für eine Unmöglichkeit halten, in wenigen Minuten eine Nachricht von New York nach London zu übermitteln, nachdem jedoch die Sache zur Wirklichkeit geworden ist, versteht sich ja die Möglichkeit von selbst und ist auch begreifbar.

3. Die nächste Frage wäre: ist die Sache gewiß? Sie ist gewiß für Diejenigen, welche sie zu einem Theil ihres religiösen Glaubens gemacht haben und sich dabei, wie in anderen Dingen, einfach auf die göttliche Weisheit verlassen, welche auch in Betreff der geistigen Fortdauer für die nöthigen Mittel gesorgt haben wird. Ob man sich die Art und Weise mehr oder weniger deutlich vorstellbar macht, dabei mehr oder minder an sinnlichen Begriffen und Bildern haftet, macht keinen wesentlichen Unterschied; Zweifel bestehen nicht, das ganze jetzige Dasein wird nur aufgefaßt und durchlebt als Vorschule für ein zukünftiges und in engster Verbindung damit, und wo die Vorstellbarkeit aufhört, da treten die schönen neutestamentlichen Worte ein: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Sinn gekommen ist, das wird dann offenbart werden". — Die gleiche Gewißheit ist nicht zu erlangen für Diejenigen, welche — wie es immer mehr geschieht und geschehen wird — nicht an irgend einen kirchlichen Glauben sich binden, nicht ohne Weiteres an die Worte einer sog. Offenbarung sich halten wollen. Für sie würde die Gewißheit erst dann eintreten, wenn, wie andere Thatsachen, die geistige Fortdauer in den Kreis der Erfahrung und Beobachtung gezogen werden könnte oder kann, was bekanntlich in unserer Zeit von Millionen gerade Derer, die vom Kirchenglauben sich losgesagt haben, als möglich und thatsächlich betrachtet wird, — worüber aber hier mehr zu sagen nicht in meiner Absicht liegt.

4. Wer die Gewißheit nicht haben kann, wird sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen müssen, wenn es nämlich gelingt, ihm dieselbe deutlich zu machen. In diesem Betrachte sind augenscheinlich sehr starke Gründe zu beseitigen, welche von den Leugnern vorgebracht werden. Ihre Beweisführung ist diese: Alles, was wir Kraft oder Kräfte nennen, besteht in nichts Anderem als in der Eigenschaft oder in den Eigenschaften, welche an gewissen Stoffen (wie die Schwere am Steine) oder an gewissen belebten Stoffgebilden haften; denke ich den Stoff weg, so muß ich auch die Kraft wegdenken; hört das belebte Ding auf, belebt zu sein, so verschwinden damit auch alle Wirkungen seiner Lebenskraft in nichts; so lange Lebenskraft in der Pflanze ist, werden die Wurzeln und Blätter arbeiten; so lange das Leben in dem thierischen und menschlichen Körper dauert, wird das Herz sich ausdehnen und zusammenziehen und so das Blut durch die Adern treiben, wird die Leber Galle absondern, wird das Hirn Gedanken bilden u. s. w.; sobald jedoch das körperliche Gebilde wieder dem Tode anheim fällt, wonach die stoffliche Zersetzung eintritt, müssen alle die vorherigen Lebensäußerungen sofort aufhören; — was wir geistige Thätigkeit und Geist nennen, ist nur ein naturgemäßes Spielen der Gehirnfasern im lebenden Zustande; sobald diese Gehirnfaser-Bewegung stockt, ist von dem sog. Geiste nichts mehr vorhanden (wie z. B. von der Tragkraft des Holzes nichts mehr vorhanden ist, wenn es verbrannt wurde oder verfault ist.)

Damit kommen wir zu dem Hauptpunkte der Streitfrage, zugleich aber auf ein Gebiet der Forschung, welches über die Grenzen einer Rede weit hinausgeht. Mir selbst ist der schwache Punkt oder der ungerechtfertigte Sprung in der angegebenen Beweisführung vollkommen klar. Wir Alle kennen — zum Theil wenigstens — die Kräfte der unbelebten Masse, ebenso die Kräfte der belebten Wesen. Diese Kräfte äußern sich durchgehends als Anziehung, Abstoßung, Ausscheidung, Neubildung und Bewegung, was Alles in den Kreis des sinnlich Erfaßbaren fällt. Wodurch wäre nun der scheinbar natürliche Schluß, in Wirklichkeit aber der ungeheuere Sprung gerechtfertigt, durch welchen das räumlich und zeitlich nicht meßbare, sinnlich nicht faßbare, einem ganz wesentlich verschiedenen Gebiete angehörende Fühlen, Denken und Wollen, also die geistige Kraftäußerung sammt dem einheitlichen Selbstbewußtsein völlig gleich gestellt wird dem Absondern, Stoßen und Bewegen körperlicher Stoffe und leiblicher Gebilde? Freilich sondert die Leber die Galle ab, giebt das Herz dem Blut einen Stoß, bewegt der sich zusammenziehende Muskel den Arm; aber unsinnig wäre es doch zu sagen: die Gehirnfaser sondert Gedanken ab (Etwas, wovon vorher nichts da war), — sie stößt das Gefühl an (das ja erst entstehen muß), — sie bewegt den Willen (Wollen ist ja ein Wählen oder Entschließen, keine stoffliche Bewegung) ꝛc. Je tiefer wir in die Sache eingehen, desto klarer zeigt es sich, welch vollen Gegensatz jede Art von geistiger Thätigkeit zu allen leiblichen Verrichtungen bildet, und wie verkehrt es ist, dies Alles in denselben Topf zu werfen oder aus den gleichen Ursachen herzuleiten.

Nun denn, — sagen uns die Leugner —, wollt ihr widersprechen, daß das Gehirn der sog. Sitz der Seele ist, daß von der Hirnbeschaffenheit die Art des Empfindens, Denkens und Wollens abhängig ist? Und wie stellt ihr denn die Sache euch vor? — — Unsere Antwort ist: Wir betrachten das Geistige als die selbstbewußte und denkende Kraft in dem Menschen; das stoffliche, sinnlich tastbare, obzwar feinste Körpergebilde, das Gehirn, aus Eiweißstoff, Fett, Phosphor und Wasser zusammengesetzt, durch steten Blutzufluß ernährt, kann doch nicht aus sich selbst das Geistige erzeugen, ist höchstens nur dessen Werkzeug und äußerste Umhüllung. Die geistige Kraftäußerung scheint zunächst an etwas Feineres, nicht ausschließlich der Erde, sondern dem Weltall Angehöriges gebunden zu sein, an ein ätherisches Gebilde innerhalb der leiblichen Hülle. Hierdurch werden Wirkungen denkbar, welche sich aus der Verbindung von Fett, Phosphor, Wasser ꝛc., in dem belebten Gebilde unmöglich erklären lassen. — Doch ist diese Ansicht nicht blos eine müssige Einbildung? Keineswegs! Die Wechselwirkung zwischen Sinnenempfindung, Vorstellung und Denken und dann der Uebergang zur That, die Vollstreckung des Willens mittelst der Nerventhätigkeit, — das Alles ist in unserer Zeit als etwas ganz Aehnliches erkannt worden wie das elektrisch-magnetische Spiel in den

Telegraphen-Drähten, welches nicht zunächst an dem Metalle, sondern (wie Licht und Wärme) an dem Alles durchdringenden Aether haftet. Wenn sogar — wie die neuesten Beobachtungen gezeigt haben — die Strahlen des Nordlichtes weit über die Grenze des Irdischen, d. h. bis über die Grenze der äußersten und feinsten Luftschicht hinausgehen, so kann es uns nicht wundern, daß die an das feine Aethergebilde im stofflich aufgebauten Menschenkörper haftende geistige Kraft die irdische Begrenzung in jedem Augenblicke überspringt. — Ebenso wenig wäre es ein unbegreifliches Wunder, eine Unwahrscheinlichkeit oder gar Unmöglichkeit, daß dieses Aethergebilde mit allen seinen geistigen Kräften und mit seiner gewonnenen Ausbildung derselben sich aus dem naturgemäß zerfallenden irdisch leiblichen Gebilde heraushebt, wenn und wann das letztere untauglich geworden ist, um sodann eine neue Laufbahn zu beginnen in dem Bereiche, welchem es seinem Wesen nach angehört, im unendlichen Weltraume.

Die Vorstellung eines solchen feineren Gebildes, gleichsam eines Seelenleibes als des eigentlichen geistigen Werkzeuges, ist eine uralte und bestand längst, bevor man von dem Aether und dessen Natur das Geringste wußte. Man gab immer den „abgeschiedenen Seelen“ ein schattenartiges Spiegelbild des früheren Leibes, einen „geistigen Leib“, und allen den zahllosen Berichten von „Geister-Erscheinungen“ in ältester und neuester Zeit liegt eben diese Vorstellung zu Grunde. — Da wir bereits im Stande sind, die Billionen von Aetherschwingungen zu zählen, welche in der Sekunde stattfinden müssen, um diesen oder jenen Farben-Eindruck auf unser Auge hervorzubringen, so brauchen wir durchaus nicht an der Möglichkeit zu verzweifeln, daß auf regelrecht wissenschaftlichem Wege über das Wesen des seelischen Aethergebildes innerhalb der leiblichen Umhüllung uns noch vollkommen befriedigende Aufklärung zu Theil werde. Es hat ja in so vielen Dingen der ahnende Geist das Richtige erkannt, ehe es gelang, die Thatsache wissenschaftlich festzustellen.

Mit Andeutungen dieser Art begegnen wir — so weit der heutige Stand der Wissenschaft es zu rechtfertigen scheint — den Haupteinwürfen der Leugner. Wir wissen nämlich sehr wohl anzugeben, wie wir es uns vorstellen, daß ein unter den irdischen Lebensbedingungen entstandenes Kraftwesen (der selbstständige Geist) dennoch der Erde sich entreißt, ohne daß deren Masse der geringste Abbruch gethan wird, und neuen Entwickelungen entgegen geht, für welche die irdischen Verhältnisse nicht mehr geeignet waren; wir verlassen uns dabei keineswegs auf ein unbegreifliches Wunder, sondern allein auf eine ewig weisheitsvolle Naturordnung. Unsere Annahme — so scheint es — ist bei Weitem weniger dem gesunden Denken widerstrebend als die Behauptung der Leugner, daß Eiweiß, Fett, Phosphor und Wasser, als Gehirnmasse verbunden, Das hervorbringen, was wir Fühlen, Denken, Wollen, sittliche Freiheit, vernünftiges Selbstbewußtsein nennen.

5. Wir leben in einer Uebergangszeit. Die Grundlage des kirchlichen Glaubens, die übernatürliche Offenbarung, ist mächtig erschüttert, ja für Viele völlig zertrümmert durch die Fortschritte des vorurtheilsfreieren Denkens, und mehr und mehr sträubt sich die Aufklärung unserer Tage und die in alle Volksklassen eindringende Naturkenntniß gegen das viele Unvernünftige in den hergebrachten Kirchenlehren. Je starrsinniger die Altgläubigen ihren Grund zu behaupten suchen, desto schärfer werden die dagegen gerichteten Waffen, und in neuester Zeit sind es wahre Keulenschläge, mit welchen man jeden Ueberrest von frommem Glauben vernichten will. So war es immer: ein Aeußerstes rief ein anderes Aeußerstes hervor, und es fehlte an der ruhigen Besonnenheit, um den richtigen Weg zu sehen, welcher zwischen beiden liegt. — Nachdem Jahrtausende hindurch im Namen der Religion so viel Irrthum in die Welt gekommen und durch Mißbrauch und Entartung des religiösen Gefühles so viel Unheil gestiftet worden ist, will man dies Alles mit einem Schlage beseitigen; indem man stolz und siegesgewiß verkündigt: Ihr Menschen mit all eurem Träumen von geistiger Größe, geistiger Bestimmung und einer geistigen Zukunft seid ja gar nichts mehr als die nur um Etwas weniger klugen Thiere, seid wie sie nur ein blos irdisches Stoffgebilde, das nach kurzen Tagen oder Jahren zerfallen muß in Staub mit Allem, was daran hängt; bloße Maschinen seid ihr, getrieben von unvermeidlichen Naturkräften; ihr seid, was ihr nothwendig sein, ihr thut, was ihr unerläßlich thun müßt, mag das eingerissene Vorurtheil nun es gut, oder bös, — erhaben, oder niedrig nennen; all euer Gerede von sittlicher Bestimmung, von Verantwortlichkeit und Freiheit ist nichts als eine fortdauernde Selbsttäuschung; genießt das kurze Dasein, wie ihr könnt, und laßt euch klaglos dann wieder in das Nichts zurückschleudern — gerade wie alle die anderen Geschöpfe.

Daß es zu dieser grassen Lebensansicht gekommen ist, kann Den nicht wundern, welcher aus der Geschichte des menschlichen Bildungsganges gelernt hat, wie geneigt die Menschen immer waren zu solchen geistigen Quer- und Luftsprüngen. Die Einen wollen — angeblich wenigstens — nur für den „Himmel" leben, die Anderen nur für die Erde, und die große Mehrzahl hat, wie es scheint, die richtige Vermittelung der Gegensätze nicht gefunden, welche darin besteht, daß wir auf der einen Seite dem erweislich Unvernünftigen in keiner Weise huldigen, ohne auf der anderen Seite das edelste Streben und höchste Ahnen und Hoffen aufzugeben, wovon Herz und Geist bewegt werden.

Wie die Dinge jetzt stehen, bleibt nur Zweierlei, nämlich:

Entweder ist die Vernichtungslehre die richtige; dann muß ich über alles Rauhe dieses kurzen Daseins so glatt wie möglich hinweg zu kommen suchen, muß die schnell vergänglichen Freuden wie im Fluge erhaschen, muß über Sorge und Leid damit mich trösten, daß ja der Tod mich von ihnen für immer befreien wird. Und wann dann

Alles vorüber ist, so war es für meine wieder vernichtete Persönlichkeit einerlei, ob dieses Lebensspiel ein kurzes oder längeres, ein so oder anders verlaufenes war, oder auch ob es überhaupt da war, oder niemals dagewesen wäre. Mein Dasein war nichts mehr als eine vorübergehende Naturerscheinung, ein Blitz, der durch die Wolken zuckte, ein zerronnener Thautropfen. — Und warum das Alles so ist, danach zu fragen, kommt mir nicht zu.

Oder aber ich fühle und erkenne in meinem geistigen Wesen mit Gewißheit die Unsterblichkeits-Anlage. Dann ist leibliches Sterben nur ein Uebergang zu einer anderen und höheren Art von Dasein, wie meine Geburt der Eintritt in das erste war, — an sich nicht wunderbarer und unbegreiflicher als mein Geborenwerden, oder als die Verpuppung der plumpen Raupe, aus welcher sie als von Blume zu Blume flatternder Schmetterling hervorkommt. Was dieses Leben mir gewährt und was es mir auferlegt, was ich darin erstrebe und vollbringe, ist „Aussaat für die Ewigkeit". Wie auch das Irdische naturgemäß mich beschäftigt und anzieht, so gehöre ich doch als vernünftig bewußtes und mit Freiheit meine Bahn wählendes Wesen einer anderen, einer geistigen Weltordnung an, bin nur zeitweilig, nicht für immer an die irdischen Lebensgesetze gebunden. Diese innerste Ueberzeugung reicht für mein Erdendasein vollkommen zu, ohne daß ich nöthig hätte, über das Wann, Wie und Wo mich eitlen Träumen hinzugeben.

Ein mächtiges Lebensgefühl und natürliche Lust am Dasein sind uns angeboten als stärkster aller Antriebe. Sollte nun wirklich der Mensch dazu verurtheilt sein, nach der kurzen Zeit des jugendlich angeregten Lebensmuthes durch das dann eintretende Gefühl des Absterbens seiner Lebenskräfte und durch die stets sich häufenden bitteren Erfahrungen dahin gebracht zu werden, daß er daseinssatt sogar mit Wunsch und Verlangen in die Vernichtung zurücksinkt? Die verflossene Lust am Leben würde den Schmerz des elend zerrinnenden, oft in gräßlichem Kampfe endenden Daseins bei Weitem nicht aufwägen. Wir müßten Den als den einzig Glücklichen beneiden, welchen im Vollgenusse der Jugendlust ein plötzlich vernichtender Blitzstrahl traf. Wir müßten die Ordnung der Natur anklagen, welche in langsam peinigender Weise wieder von uns nimmt, was sie zuerst mit verschwenderischer Hand gegeben hatte. Ist dagegen das Alt- und Schwachwerden die naturgemäße Mahnung an den bevorstehenden Uebergang in eine andere und höhere Art von Dasein, dann läßt nicht allein dieses selbst, sondern auch die stete, ja die plötzliche Todesgefahr und der Todesschmerz sehr wohl sich ertragen; denn von Allem, was die Seele bewegen mag, ist ein zuversichtliches Hoffen das Mächtigste. Wird dieses weggenommen, dann ist die ganze menschliche Herrlichkeit, die ja ein Windstoß vernichten mag, von allem anderen Hinfälligen und Schwachen in Nichts verschieden.

Es sei nur noch erwähnt, daß man dem Glauben an Fortdauer zwei sehr ungerechtfertigte Vorwürfe zu machen pflegt, nämlich:

1. Dieser Glaube soll die Menschen in dem fröhlichen Lebensgenusse stören. In Wirklichkeit mögen die dem allerfrommsten Glauben Ergebenen die Allerheitersten sein, keine ächte Freude verschmähend, welche dieses Dasein darbietet, dabei nicht erschreckt durch die Vorstellung, daß einmal diese oder jene Freude ihre letzte sein werde, nicht geängstigt durch eine blasse Todesfurcht. In keiner Art greift der hehre Zukunftsgedanke störend in die sinnig verlebte Gegenwart ein. Warum sollten wir weniger heiter und zufrieden sein, weil wir uns vorhalten, daß auch morgen und für alle zukünftige Zeit ein beseligtes Dasein für uns möglich ist? Oder wäre es wünschenswerth, so zu leben, daß der Gedanke an eine über den Augenblick hinausgehende Verantwortlichkeit uns ein schreckhafter sein müßte? — Ja, selbst Der, welcher der „himmlischen Aussicht" Dies und Das in der Gegenwart opfert, ist doch nicht elend zu nennen; denn fände er nicht in der Entsagung und Selbstbeherrschung ein höheres Genüge, als in dem flüchtigen Genusse, er würde sie nicht sich selbst auferlegen. Der noch im Flammentode Jubelnde, weil er bereits im Geiste „den Himmel offen sieht", — ist er etwa mehr zu beklagen, als der Andere, welcher im widerwilligen Kampfe gegen die Vernichtung endlich erliegt?

2. Sodann soll der Glaube an ein Jenseits die Menschen selbstsüchtig, kleinlich und engherzig machen und dazu führen, daß sie über den Himmels-Gedanken die Erdenpflicht versäumen. Wir brauchen nur einfach zu sagen: Nennt uns die allervortrefflichsten Menschen, deren Leben und Thaten die alte und die neue Geschichte verzeichnet hat, und es wird sich zeigen, daß es Solche waren, welche mit „gläubigem Gefühle aufwärts zu den Sternen sahen". Freilich hat es von jeher auch Träumer gegeben und es giebt deren noch, welche für die wirkliche Welt nichts taugen, weil sie blos in einer eingebildeten leben; ob es aber Himmelsträume, oder andere Träume sind, macht dabei keinen Unterschied. Sodann ist die Zahl Derer nicht gering, für welche die Frömmigkeit überhaupt nur ein äußerer Mantel ist, ohne daß ihr Inneres von irgend einem edleren Gefühle oder erhabenen Gedanken durchdrungen wäre; wir haben mit ihnen nichts zu schaffen. Auch ist nicht zu leugnen, daß der Glaube an Fortdauer in der widerlichsten Weise mißbraucht wird durch immer wiederholten Vorhalt von Höllenstrafe und Himmelsfreuden, wodurch Sittlichkeit und Tugend zu einem gemeinen Lohngeschäfte herabgewürdigt werden; doch auch das ficht die Sache selbst nicht an. Vielmehr bleibt die einfache Frage, ob die Vorstellung von dauernden Folgen unseres Thuns und Strebens nicht mehr geeignet sei, den Menschen besonnen zu machen und sein Gemüth dem Edelsten zuzuwenden, als der Gedanke, daß der Tod Alles ausstreicht. In der That kann mit dem lebendigen

Unsterblichkeitsgefühle und mit dem klaren Gedanken selbstständiger geistiger Fortdauer nicht zugleich irgend etwas Gemeines und Verächtliches in der Seele wohnen, — und da der „Versuchung" so viel in der Welt ist (wie Jeder an sich selbst erfahren mag), warum sollten wir die allermächtigste Waffe dagegen von uns werfen? — Auf der anderen Seite, könnten wir in das Herz der großen Mehrzahl Derer sehen, welche der niedrigsten Selbstsucht fröhnen, wie eine zerstörende Naturkraft Unglück und Elend stiften, sich selbst unter ihre thierischen Mitgeschöpfe herabwürdigen und entweder fallen wie das gehetzte Raubthier, oder (was dieses nicht einmal thun kann) mit der eigenen Hand ihrem entwürdigten Dasein ein Ende machen, so würden wir finden, daß es Menschen sind ohne Glauben, ohne Ueberzeugung, gerade Das, wozu man neuerdings die Menschen überhaupt machen will: thierische Wesen mit nur einem höheren Grade von Verständigkeit und Schlauheit.

Dennoch wäre es ungerecht, zu behaupten, daß nicht neben und mit der Leugnung geistiger Selbstständigkeit und Fortdauer persönliche Ehrenhaftigkeit bestehen könne. In solchem Falle ist der Mensch, einem edleren inneren Antriebe folgend, thatsächlich besser, als man es von seiner Lebensansicht erwarten sollte, — er wird den Widerspruch zwischen seiner Lehre und seinem Handeln nicht gewahr. Kommt es zur alleräußersten Probe, so wird solche am sichersten Der bestehen, der seiner geistigen Aufgabe, seiner sittlichen Bestimmung, seines innigsten Zusammenhanges mit einer heiligen Weltordnung und seiner, an keine Zeitgrenze gebundenen sittlichen Verantwortlichkeit sich klar bewußt ist.

Fragst du nach Dem, was gewiß ist in dieser Welt, — für den einfachen und unbefangenen Sinn sowohl als für den tiefsten Denker und den gelehrtesten Forscher — so muß dir gesagt werden: in Allem kannst du irre geführt werden, was deine Sinne dir vorhalten, und dein scharfsinnigstes Erwägen mag sich als Täuschung erweisen, in dem Einen aber magst du in dir selbst so gewiß sein, wie über dein eigenes Dasein, daß du nicht ein blos sinnlich angeregtes Wesen bist, — daß dein Denken, Fühlen und Wollen hinüber streben in eine geistige Welt, — daß — was auch immer das Lebensgesetz deines leiblichen Daseins sein mag —, deines Geistes Gesetz das Wahre, das geistig Wohlgefällige und die alles Andere überragende Schönheit eines sittlich geordneten Strebens und Handelns ist. Bist du darüber mit dir selbst im Klaren, dann magst du getrost erwarten, was noch weiter ist und kommen wird.

Unsere Aufgabe ist, der Unwissenheit und dem Aberglauben und vor Allem der sittlichen Rohheit zu wehren, wo und wie wir können, und an deren Stelle ein vernünftiges und veredeltes Menschenthum zu setzen, indem wir Alle zur Erkenntniß der Wahrheit und ihrer

eigenen Menschenpflicht erziehen, Allen die gleichen Menschenrechte sichern, um alle menschlichen Wesen das Band der Brüderlichkeit schlingen und so auch schon diese irdische Heimstätte zu Dem machen, was sie leider bis jetzt für die Mehrzahl der Sterblichen nicht war, zu einem Wohnsitze des Friedens, der edlen Sitte und des möglichsten Wohlbefindens Aller. Alle weiter vorliegenden und immer neu sich aufdrängenden Fragen können und werden gelöst werden, wenn es an dem ehrlichen und ernsten Willen nicht fehlt, ohne welchen überhaupt kein Erfolg im Leben möglich ist.

Ein solches vernünftiges Menschenthum aufbauen zu helfen, ist der Zweck der vorstehenden Mittheilungen.



Geisteslehre*)

für die heranreifende Jugend, zum Gebrauche für höhere Lehranstalten. Ein Buch für Lehrer und Schüler und alle Freunde des freien Denkens.

Vorwort.

Es ist eine Thatsache, daß eine große Menge unserer gebildetsten Männer und Frauen von der sog. orthodoxen Ansicht, (von den Lehrsätzen der verschiedenen kirchlichen Parteien) sich losgesagt hat, ohne jedoch mit der geistleugnenden materialistischen Lehre sich befreunden zu können; sie müssen deshalb wünschen, daß ihrer eigenen Ueberzeugung gemäß auch ihre Kinder ausgebildet werden, statt daß es dem Zufall überlassen bleibe, ob sie jemals eine überzeugende und befriedigende Lebensansicht gewinnen, oder nicht. Dazu nun bedarf es eines Leitfadens, einer übersichtlichen Zusammenstellung alles Dessen, was für den Denkenden das Wissenswürdigste ist über Das hinaus, was in unseren öffentlichen Schulen meistens gelehrt wird (Lesen, Schreiben, Rechnen und etwa Geometrie, Naturkunde und Landesgeschichte.) Dieses Bedürfniß ist ein ganz neues, und die Aufgabe ihm zu genügen, d. h. die erwähnte Unterrichtslücke auszufüllen, keine leichte. Der Verfasser macht mit diesem Buche den Versuch dazu und hat ihm seine besten Kräfte gewidmet; kein passendes Vorbild war zu finden, und so ist das Ganze durchgehends nach eigenem Plane und nach den in langjährigem Erziehungsberufe gewonnenen Erfahrungen abgefaßt.

Mögen die verschiedenen Parteien auch ferner einander bestreiten mit den Waffen des Geistes, — auf die Beurtheilung dieses Werkchens sollte solcher Streit keinen Einfluß haben; denn es will keine andere Lehre mittheilen als die der freien geistigen Lebensansicht, angepaßt dem jugendlichen Fassungsvermögen. Die einzige Frage für den Kritiker kann also nur die sein, mit welchem Erfolge der Verfasser um die Erreichung dieses Zweckes sich bemüht hat. Wer meine Ansicht von Welt und Leben angreifen will, der halte sich an das diesem Werkchen vorausgegangene: „Die sinnliche und die geistige Lebensansicht u. s. w.", worüber viele unserer öffentlichen Blätter sich ausgesprochen haben.

---

*) In Buchform erschienen: St. Louis, 1872.

Dem Lehrer ist durch die Andeutungen in den Sätzen mit kleinerer Druckschrift ein weites Feld eröffnet zu ausführlicheren Mittheilungen (genaueren Erklärungen, Anschaulichmachung durch Beispiele xc.) und zum Anknüpfen an andere Lehrgegenstände. Im Ganzen glaubte ich, mich der Kürze befleißigen zu müssen; denn um einen Leitfaden gilt es, nicht um ein Textbuch, und dem Lehrer soll es vorbehalten bleiben, je nach dem Bildungsgrade der Schüler tiefer in das Einzelne einzugehen, oder auch Einzelnes vorerst unberührt zu lassen.

Die angefügte Religionsgeschichte soll nichts mehr sein als eine übersichtliche Andeutung, da es an den nöthigen, geschichtlichen Hülfsbüchern nicht fehlt, der Lehrer aber wissen muß, wie viel davon den Kindern bereits bekannt ist, oder in ihrem anderweitigen Geschichtsunterrichte vorkommt. Außerdem mag er nach Gefallen mündliche Erzählung einflechten.

Ich denke, daß besonders in Städten, in welchen eine zahlreiche aufgeklärtere deutsche Bevölkerung sich findet, Gelegenheit zu einem Unterrichts-Cursus von ein Paar Monaten diesem Leitfaden gemäß gegeben wäre, und daß solche Lehrer, welche die Sache im rechten Geiste durchführen, sich um das Allgemeine verdient machen würden.

Den Ausdruck „Geisteslehre“ statt „Seelenlehre“ habe ich gewählt, weil das Geistige oder Vernünftige das Höchste in dem menschlichen Wesen ist, das ausschließlich Menschliche, während seelische Kräfte auch den Thieren zukommen.

Warren County, im Staate Missouri, im August 1871.



Stufenleiter in der Natur.

Die Erde mit Allem, was zu ihr gehört, das Wasser und die Luft sind Dinge, in welchen vielfache Veränderungen vorgehen und mannigfaltige Kräfte wirken, die aber doch nicht belebt sind; man kann sie zusammensetzen und zerlegen, aber nicht tödten. Diese unbelebten Dinge sind höchst verschiedenartige Zusammensetzungen der einfachen Stoffe, welche an sich unveränderlich sind und Elemente genannt werden.

Man kennt über 60 Elemente: die 4 organischen, die Metalle und die Metalloide. Atome heißen die kleinsten, nicht mehr erkennbaren, durch irdische Kräfte nicht ferner zerlegbaren Theilchen der Elemente. Kein Körper ist ganz dicht. Die Veränderung der Körper besteht in einer Bewegung des Ganzen, oder auch der einzelnen Theilchen. Durch die Schwerkraft werden alle Theile angezogen; durch die chemischen Kräfte werden Theilchen ausgeschieden und mit andern Theilchen zu einer gleichartigen Masse verbunden (Wasser, Zucker, Salz, Eisenrost 2c.)

Eine andere Art von Dingen sind die Gewächse oder Pflanzen. Jede Pflanze entsteht aus einem kleinen Anfange (aus einem Keime oder Samenkorn) und entwickelt sich von innen heraus durch eine ihr inwohnende Kraft; sie wächst bis zu einer gewissen Größe und stirbt früher oder später wieder ab. Die meisten Pflanzen treiben Stengel oder Stämme, auch Zweige, Blätter, Blüthen und Frucht. In den Pflauzen erscheint zuerst Das, was wir Leben nennen, — man kann sie tödten, wonach sie zur unbelebten Masse gehören und deren Gesetzen verfallen.

Die vollkommeneren Pflanzen bringen Samen, die niederen pflanzen sich fort durch Sporen und Pilzkeime, welche zum Theil unsichtbar klein sind. — Alles Wachsen geschieht durch Bildung von Zellen. Wärme, Feuchtigkeit, Luft und (meistens) Licht sind die Bedingungen des Pflanzenlebens.

Höher als die Pflanzen stehen die Thiere. Sie haben wie jene einen kürzeren oder längeren Verlauf des Lebens, indem sie von kleinem Anfange sich ausbilden, dann still zu stehen scheinen, dann abnehmen und sterben. Sie haben nicht nur Leben wie die Pflanzen, sondern außerdem Empfindung, d. h. Wahrnehmung ihres Zustandes, Gefühl für Wohlsein und Schmerz. Sie haben entweder wie wir fünf Sinne, durch welche sie gewahr werden, was um sie her ist und vorgeht, oder doch einige dieser Sinne. Die Thiere werden durch den Naturtrieb (Instinkt) bestimmt, d. h. sie thun, was ihrer Natur gemäß ist, ohne sich Rechenschaft davon zu geben. In den höheren Thieren erscheint eine Art von Seelenkraft; sie haben

einiges Gedächtniß und zeigen mitunter einen gewissen Grad von Verstand. Doch beziehen sich diese Seelenkräfte nur auf sinnliche Dinge, d. h. auf Dinge, welche sich durch die Sinne empfinden und wahrnehmen lassen. Man kann sagen: das Thier ist eine beseelte Pflanze.

Den Uebergang von dem Pflanzen- zum Thierreiche bilden die sog. Zoophyten. Hauptklassen der Thiere sind: Weichthiere, Insekten und Wirbelthiere; die letzteren zerfallend in Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere. — Instinkt ist blinder Verstand, welcher die Erfahrung ersetzt und die Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens, sowie sinnliches Wohlsein bezweckt. — Die gezähmten Thiere sind der Abrichtung fähig.

Der **Mensch** ist in seinem Körperbau und im Verlaufe seines Lebens dem Thiere sehr ähnlich, ist in diesem Betrachte nur das vollkommenste der Thiere. Aber des Menschen Seele wird durch Erziehung oder innere Entwickelung zum Geiste ausgebildet. Geist heißt die mit Vernunft begabte oder zum vernünftigen Bewußtsein erhobene Seele. Der Mensch ist sich seiner selbst, seiner Gefühle und Gedanken deutlich bewußt und giebt sich Rechenschaft von seinen Thaten. Er hält sich nicht blos an die sinnlichen Dinge, sondern geht in seinem Denken über diese hinaus; er verlangt, das Wahre zu erkennen, hat Wohlgefallen am Schönen und hält das Gute höher als alles Andere. Der menschliche Geist ist einer unbeschränkten Ausbildung fähig. — In diesem Allem steht der Mensch so viel höher als selbst die vollkommensten Thiere, daß wir ihn als eine besondere Art von Wesen betrachten müssen; er ist das einzige vernünftig denkende, freie und für sein Thun verantwortliche Wesen auf der Erde.

Bei dem Menschen soll immer mehr der blinde Naturtrieb in ein Handeln mit Bewußtsein der Zwecke und mit Erwägung der Folgen übergehen. Selbstbeherrschung ist die über den Naturtrieb gewonnene Macht. — Was das Lebensgefühl anregt und erhebt, wird als das Angenehme, was es niederdrückt, als das Unangenehme empfunden. — Wahrheit ist Uebereinstimmung der Vorstellung mit der Wirklichkeit. Das Schöne ist das dem Geiste Wohlgefällige. Das Gute ist das unserer Menschwürde Entsprechende. — Es giebt verschiedene, höher oder niedriger stehende Menschen-Rassen, doch alle sind bildungsfähig und darum im Ganzen einander gleich in Aufgaben und Rechten; alle Menschen bilden Eine große Familie. — Das Menschengeschlecht begann mit einem thierähnlichen Zustande der Unwissenheit und Rohheit und bildete sich in seinem vieltausendjährigen Bestehen allmählig aus bis zur heutigen Stufe, wird aber niemals aufhören, noch weiter fortzuschreiten. — Belebte Wesen giebt es ohne Zweifel auch auf andern Himmelskörpern, — vielleicht vollkommnere als der Mensch. — Nur für die Menschen giebt es Geschichte, Erziehung, Wissenschaften, Bürgerthum u. s. w.



Stoff und Kraft.

Die Dinge, welche man sinnlich erfassen kann und welche den Raum erfüllen, nennt man Stoff oder, Materie. Diese Dinge werden nur dadurch wahrnehmbar, daß sie gewisse Eigenschaften haben; bringen diese Eigenschaften Wirkungen hervor, so nennt man sie Kräfte. Die Kraft selbst ist niemals sinnlich wahrzunehmen, sondern ist nur die von uns gedachte Ursache der Wirkung.

Der Stein ist hart, leistet also Widerstand, er mag kalt oder warm sein; darum werde ich ihn durch das Tasten mit der Hand als stofflichen Körper gewahr. Ein anderer Körper mag Eigenschaften haben, welche auf den Geschmacks- oder Geruchssinn wirken, und wird deshalb durch diese wahrgenommen oder empfunden. Noch ein anderer Körper (z. B. eine Saite) kann in schnell zitternde Bewegung versetzt werden, und so werden wir durch das Gehör sein Vorhandensein gewahr. Endlich werfen viele Körper das Licht in der Art zurück, daß ihr Bild in unser Auge fällt, und so sehen wir sie. — Die Körper ziehen einander an mittelst der sog. Schwerkraft; andere stoßen einander ab (elektrische und magnetische Erscheinungen). Eine besondere Art von Anziehung erscheint in den chemischen Eigenschaften der Körper (so ziehen z. B. fast alle einfachen Körper den Sauerstoff an; das Fett verbindet sich mit Laugensalz zu Seife u. s. w.) — Einige Körper sind nur mechanisch zusammengeballt (ein Backstein), andere fügen ihre Theilchen nach den Gesetzen der Krystallisation zusammen (Edelsteine, Metalloide, Salze). — Die äußerst feine, nicht wägbare, den endlosen Weltraum erfüllende, auch alle Körper durchdringende Materie heißt der Aether; er ist der Träger des Lichtes, der Elektrizität, der Wärme und vielleicht alles Lebens und seiner Kräfte.

Eine höhere Art von Kraft erscheint in den Pflanzen; es ist die nicht mehr von den Gesetzen der Anziehung abhängige, sondern eigenthümlich bildende Kraft, welche Leben heißt. Die Pflanzen haben sog. Organe, oder gewisse Werkzeuge, durch welche ein besonderer Zweck erreicht werden soll. So dienen die Wurzeln zur Befestigung und zugleich zum Einsaugen der Nährtheile aus dem Boden, die Blätter zum Ein- und Ausathmen, die Blüthen zur Bildung der Frucht u. s. w.

Jedes organisirte Wesen ist ein Einzelwesen, abgesondert durch Das, was zu ihm gehört, von allen andern Dingen; es ist ein abgeschlossenes Ganzes, dessen einzelne Theile dem Zwecke des Ganzen, dem individualisirten Leben und dessen Erhaltung und Fortpflanzung, dienen. Die Individuen gehen unter, die Gattung oder Art wird erhalten. So erscheint uns in den Organismen ein Plan, ein Hinarbeiten auf Zwecke durch geeignete Mittel (wir müssen uns vorstellen, daß die einzelnen Organe eine Bestimmung haben.)

Die Thiere sind viel höher organisirte Wesen als die Pflanzen; sie haben mehr und weit vollkommnere Organe, unter welchen die Sinneswerkzeuge nebst dem Gehirne die vornehmsten sind; sie äußern deshalb auch Kräfte von höherer Art.

Die Thiere sind gleichsam umgestülpte Pflanzen, indem die wichtigen Werkzeuge der Ernährung und des Athmens bei den letzteren außen, bei den ersteren dagegen im Inneren angebracht sind. Das Thier, mit der Gabe der freien Bewegung und nicht mehr an einen bestimmten Ort gebunden, hat Willkür, d. h. es kann zwischen Verschiedenen wählen, wobei es durch den Naturtrieb und die Umstände geleitet wird. — In dem thierischen Organismus erscheint uns ein höherer oder mehr ausgebildeter Plan des individuellen Lebens, ein höherer Zweck der einzelnen Werkzeuge, z. B. eines jeden der Sinne.

Die Lebenskraft in dem Menschen arbeitet, ihm selbst unbewußt, unaufhörlich; man mag die thierische Lebenskraft Seele nennen. Doch allmälig erhebt sich die Seele des Menschen zum Selbstbewußtsein, und damit beginnt sie Das zu werden, was man Geist nennt. Des Geistes Haupteigenschaften oder Kräfte sind: Fühlen, Denken und Wollen, was Alles nur bei Selbstbewußtsein möglich ist. Die geistigen Kräfte sind den körperlichen völlig entgegengesetzt. Alle körperlichen Verrichtungen erfolgen durch die von den Nerven angeregten Muskeln; die geistige Arbeit besteht in Denken und Wollen.

Freilich ist die selbstbewußte Kraft, welche wir Geist nennen, ebenso wie die pflanzliche und thierische Lebenskraft, an ein stoffliches Organ (einen Leib) gebunden, doch nicht selbst Stoff, sondern individualisirte Lebenskraft auf der (uns bekannten) höchsten Stufe. Das geistige Wesen ist für Jeden sein eigentliches Ich, seine Persönlichkeit. Das Selbstgefühl wird stärker, das Selbstbewußtsein klarer mit der höheren Ausbildung. — Die unbewußte Lebenskraft äußert sich in der Ernährung und Ausbildung des Körpers, im Athmen und Blutumlauf, im ganzen sog. Stofwechsel ꝛc. — Durch das sog. Gemeingefühl werden wir unser individuelles Körperleben und dessen wechselnde Zustände gewahr, durch die 5 Sinne die Erscheinungen der Außenwelt. — Die Empfindungs-Nerven leiten den Eindruck zum Gehirne, wo er zum Bewußtsein kommt, und die Bewegungs-Nerven regen von dem Gehirne aus, gemäß dem Willen, die Muskeln an und setzen so die Glieder in Bewegung. Die unbewußte und unwillkürlich sich äußernde Lebensthätigkeit geht vom Rückenmarke aus. — Die Oertlichkeit des Denkens ist hinter der Stirne im Gehirne, die Gefühle reflektiren sich (spiegeln sich ab, oder machen sich bemerkbar) in der Herzgegend; der Wille ist das Zusammennehmen unserer Kräfte zur That, d. h. zur Erreichung eines gedachten Zweckes mittelst eigener Anstrengung. — Körper und Geist stehen in inniger Verbindung, welche nur der Tod auflöst; beide wirken auf einander (körperliche Störungen mögen den Geist gleichsam herabdrücken, geistiger Schmerz mag den Körper aufreiben ꝛc.) — Die Nerventhätigkeit hat Aehnlichkeit mit der des telegraphischen Apparates; die Nerven, in ihrem Inneren von Aether durchströmt, arbeiten wie elektrische Drähte, durch welche theils Nachrichten gegeben, theils Befehle ertheilt werden. — In dem Menschengeiste erkennen wir das Höchste, was wir als Plan uns denken können.



Psychologie.

Wie es eine Wissenschaft von dem menschlichen Körper giebt, so giebt es auch eine Wissenschaft von dem menschlichen Geiste und dessen Kräften, welche Psychologie heißt. Diese Wissenschaft konnte nur dadurch entstehen, daß Einzelne mit größter Sorgfalt beobachteten, was in dem geistigen Innern vorgeht und dadurch erkennen lernten, welches unsere geistigen Kräfte sind, und nach welchen Gesetzen sie wirken. — Eine ähnliche geistige Thätigkeit, wie in uns selbst, sehen wir auch in den anderen vernünftigen Wesen sich äußern, und deshalb ist die Psychologie eine allgemeine, auf alle Menschen anwendbare Wissenschaft.

Physik ist die Wissenschaft von den in den unbelebten Körpern sich äußernden Kräften. Phisiologie ist die Wissenschaft von den Kräften des pflanzlichen und besonders des animalischen Lebens. Die Psychologie befaßt sich mit dem Höchsten, was der Mensch kennt, mit den Kräften und Gesetzen des geistigen Lebens. — Man kann den Menschen nicht gleichsam in zwei Theile zerlegen, in Leib und Geist; aber man sagt mit Recht: das menschliche Wesen hat zwei Seiten (Erscheinungs-Arten), eine sinnliche und eine geistige, und man unterscheidet leicht und bestimmt, was zu der einen und andern gehört (z. B. körperlicher und geistiger Schmerz). So kann man auch den Geist nicht in verschiedene Kräfte zerlegen, vielmehr bilden alle Kräfte des Geistes ein einiges Wesen, das bewußte Ich, und sind nur dessen verschiedene Wirkungs-Arten. — Was der Geist ist, läßt sich nicht genauer angeben, als was der Stoff ist; wir kennen nur die sich äußernden Kräfte des einen und andern und finden, daß dieselben einen Gegensatz bilden. Die Annahme dieses Gegensatzes ist der sog. Dualismus (Zweiheit des menschlichen Wesens). Die Annahme, daß das ganze menschliche Wesen geistiger Art sei, heißt Idealismus; die Lehre, daß das menschliche Wesen allein in einem organischen Stoffgebilde (aus Materie) bestehe, ist der sog. Materialismus.

Körper und Geist bilden sich von Anfang gemeinschaftlich (gleichlaufend) aus; der Körper erreicht sein mögliches Maß von Ausbildung, der Geist nicht, indem sich für die Ausbildung seiner Anlagen keine Grenze ziehen läßt. — Ob der Geist nach dem Zerfallen des sinnlichen Organes selbstständig (bewußt und persönlich) fortdauert, ist eine Frage, welche die denkenden Menschen aller Zeiten beschäftigt hat (s. Lehre von der Fortdauer).

Die Psychologie enthält keine willkürlichen Lehrsätze; Jeder, der genauer beobachtet, was in seinem Geiste vorgeht, muß Dasselbe finden, was sie lehrt. Die Psychologie gehört zu den sog. philosophischen Wissenschaften. Man philosophirt, wenn man durch Denken den Grund und Zweck, sowie den Zusammenhang der Dinge und der Erscheinungen sich klar zu machen sucht. An die Psychologie schließen die andern Wissenschaften sich an, welche der denkende Geist aus sich selbst hervorbringt: die Logik als Lehre von den Gesetzen des Denkens, die Metaphysik als Lehre vom Uebersinnlichen überhaupt, die Aesthetik als Lehre vom Schönen in der Natur und Kunst, die Ethik oder Moral-Wissenschaft als die Lehre vom sittlich Guten, die Rechtswissenschaft als Lehre Dessen, was der eine Mensch von dem andern zu fordern hat. Die Mathematik wendet die Gesetze des Denkens auf die Größenverhältnisse der Zahlen und des Raumes an.

A. Erkenntnißvermögen.

Jeder Mensch weiß von sich selbst, erkennt sich als daseiend und lebend und unterscheidet sein eigenes Ich von allem Andern, das nicht dazu gehört. Dies ist die gewissseste aller Arten von Erkenntniß, ein unmittelbares Wissen.

Unser Ich wird beständig angeregt, oder es werden Eindrücke darauf gemacht durch Dinge, welche nicht zu ihm gehören, d. h. durch Außendinge; dies geschieht durch die fünf Sinne, ohne welche es für uns keine Kenntniß der Außenwelt gäbe. Den einzelnen Sinneseindruck nennt man eine Wahrnehmung (z. B. eines Hauses, eines Geräusches, Duftes u. s. w..)

Dem Ich steht das „Nicht-Ich“ gegenüber; ohne Sinne gäbe es für uns kein Nicht-Ich, — nur ein Erkennen des eigenen Ich wäre denkbar. — Das Ich ist ein dauerndes und unzerlegbares Wesen, das aber fortwährend ein Stück der Außenwelt in sich aufnimmt und so durch die äußeren Eindrücke beständig verändert wird in seinem Zustande, ohne daß dadurch aber sein Wesen sich ändert. Die Sinne sind gleichsam Boten, welche uns mannigfaltige Nachricht von Dem bringen, was außerhalb dem Ich ist und vorgeht. Nicht eigentlich sieht das Auge, oder hört das Ohr, sondern das Ich durch sie. Die Thätigkeit der Sinne läßt sich nicht weiter verfolgen, als daß von ihnen aus ein Nerv in das Gehirn geht, welcher den Eindruck bis dahin trägt.

Den Sinneneindruck nimmt das Ich oder die Seele auf, hält ihn fest und bildet in sich selbst eine Vorstellung von dem Wahrgenommenen. Die Vorstellung ist ein mehr oder weniger deutliches und vollständiges Bild von einem wahrgenommenen Außending (z. B. die Vorstellung von dem Aeußeren eines Menschen.) Erst die Vorstellung giebt die Erkenntniß.

Ohne innere Aufmerksamkeit (also Thätigkeit des Ich) kommt es durch die Sinnen allein zu keiner Vorstellung des Wahrgenommenen. — Wir sind niemals völlig gewiß darüber, daß die Dinge so sind, wie sie uns erscheinen. Die Sinne sind keine durchaus vollkommenen Werkzeuge, täuschen uns vielmehr gar oft. Es ist denkbar, daß wir durch noch andere Sinne noch viel Anderes wahrnehmen würden. Doch vertrauen wir im Ganzen unsern Sinnen und handeln auch gemäß der Annahme, daß Alles so ist, wie es uns erscheint.

Jedes Ding hat verschiedene Merkmale; faßt die Seele die gesammten Merkmale eines Dinges in eine Vorstellung zusammen, so bildet sie einen Begriff. Ich begreife eine Sache, wenn ich mir Alles deutlich vorstelle, was wesentlich zu ihr gehört (z. B. einen Baum, eine Dampfmaschine ꝛc.), oder wodurch sie sich von Anderem unterscheidet. — Die Begriffe können weitere sein (z. B. Geschöpf), oder engere (z. B. Mensch; oder noch enger: Neger); absolute (unbedingte), welche eigentlich keine Vergleichung zulassen (wie schwarz und weiß), oder relative (bedingte), d. h. aus der Vergleichung entstehende (groß, lang ꝛc.), — ursprüngliche d. h. durch die Natur gegebene (Weinstock, Hirsch ꝛc.), oder abstrakte (abgeleitete), z. B. Schönheit, Reichthum ꝛc.

Den Begriffen oder Vorstellungen von sinnlichen Dingen stellt man gegenüber die **Ideen** oder Vorstellungen von übersinnlichen Dingen, z. B. die Vorstellung von unserem eigenen Ich, von der höchsten Ursache aller Dinge, von geistiger Fortdauer, überhaupt die Vorstellungen vom Wahren, Schönen und Guten, was Alles nicht von der sinnlichen Wahrnehmung herstammt. Die Fähigkeit, Ideen zu fassen, heißt **Vernunft**.

Der **vernünftige** Mensch macht sein eigenes Ich, dessen Kräfte und dessen Zustand zum Gegenstande seiner Betrachtung; er denkt nach über die nächsten Ursachen der Erscheinungen und über die erste und höchste Ursache aller Dinge; — Einiges, was er vernimmt, erscheint ihm als wahr und richtig, Anderes als falsch; Einiges erweckt sein Wohlgefallen, und so bildet er sich die Vorstellung des Schönen aus; Einiges billigt er als für den Menschen sich geziemend, Anderes dünkt ihm ungeziemend, und so gelangt er zu der Vorstellung des Guten und Bösen. Dies Alles sind Wahrnehmungen aus unserer **inneren Welt**, oder Vorstellungen, welche die sinnliche Empfindung nicht geben kann, — es sind Vernunftvorstellungen oder Ideen, welche um so klarer werden, je mehr das vernünftige Bewußtsein sich ausbildet. Die Vernunft ist gleichsam der innere oder geistige Sinn, der Sinn für das Uebersinnliche, welcher den Thieren versagt ist; für die letzteren giebt es Sinneseindrücke, wie für uns, auch selbst einfache Begriffe, aber keine **Idee**.

Des Geistes Thätigkeit besteht vorzugsweise in **Denken**, d. h. darin, daß er beständig **eine Vorstellung an die andere knüpft**; dies scheint ohne Unterbrechung zu geschehen (wie die aufgezogene Uhr im Gange bleibt); nicht immer jedoch erhält sich die Gedankenreihe in dem Bewußtsein oder in der Erinnerung.

Nicht einen Augenblick scheint das einmal in Gang gekommene Denken still zu stehen. Wenn im Schlafe oder bei Betäubung und Ohnmacht die Sinnenthätigkeit aufhört, setzt sich doch das Gedankenspiel fort; aber wir erinnern uns desselben nachher nicht, außer bei sehr lebhaftem sog. Träumen.

Das Denken geschieht sehr oft unwillkürlich d. h. ohne Absicht und Anstrengung; oder aber es geschieht mit Absicht und Anstrengung, wodurch es zum **Nachdenken** (Reflektiren) wird; oder es ist ein spielendes Denken, indem die sog. **Einbildungskraft** (Phantasie) sich das Verschiedenartigste vorhält, was sein und geschehen mag.

Das unwillkürliche Denken folgt gewissen Gesetzen der Gedankenverbindung; hauptsächlich sind es Auge und Ohr, welche uns Eindrücke zuführen, die nun weiter geistig verarbeitet werden, indem das Eine an das Andere erinnert, wobei die Gedanken oft in merkwürdiger Weise umspringen. Richten wir mit Absicht unsere Gedanken auf einen Gegenstand, so wollen wir theils eine Sache uns fest einprägen (lernen), theils das Eine aus dem Andern uns begreiflich machen. Endlich geht der Mensch über das gekannte Wirkliche beständig hinaus, indem er selbst schafft und in Gedanken Neues bildet, wobei jenes als Mittel dienen muß. Er stellt sich etwa ein vierfüßiges Thier oder einen Menschen mit Flügeln vor (einen Drachen oder Engel), oder erfindet Geschichten, die sich nicht wirklich zugetragen haben. Durch die Kraft der Phantasie bringen Dichter und Künstler ihre Werke hervor, ja für unser meistes Thun verrichtet die Einbildungskraft die Vorarbeit, indem wir erst uns vorstellen, wie die Sache werden soll, und dann zur Ausführung schreiten.

A. ...re Gedanken zu ordnen, ist der
...wer mit Leichtigkeit seine Gedanken richtig
Jeder Mensch wei... Vorgestellte in der Seele festzuhalten.
lebend und untersche... Beide Kräfte sind nicht bei Allen gleich stark,
nicht dazu gehört. ... vollkommnung durch Uebung fähig.
niß, ein unmittelbar ...tungsart des Verstandes wird durch verschie-
Unser Ich wi... ...et. Klug ist, wer die geeignetsten Mittel zur Er-
darauf gemacht dur... ...u finden weiß; weise ist, wer den Zusammenhang
Außendinge; ...t und dieser Einsicht gemäß sein Handeln ordnet;
es für uns keine ... ...ng spielend Aehnlichkeit findet; scharfsinnig ist,
neseindruck nenn... ...ung das nicht Zusammengehörige zu scheiden, das Zu-
eines Geräusche... verbinden weiß.

Dem ... ...von Anfang wie eine unbeschriebene Tafel, auf welche
für uns kein ... ...ellungen eingegraben werden theils bleibend, theils sich
— Das Ich i... ...d. Ein großer Theil des Vorgestellten wird vergessen;
ein Stück d... ...b deutlich, noch Anderes so deutlich, daß wir es jeden Au-
drücke bestä... ...n das Bewußtsein rufen können. Nur ein kleiner Theil des
sein Wesen ...tritt in jedem Augenblick in das Bewußtsein; das Uebrige
nigfaltige ... bis es durch die Seelenthätigkeit geweckt wird. Ohne diese
geht. Ni... ...das Angesammelte eine todte und werthlose Masse.

durch sie
von ihm ...ändige Denken besteht in einer dreifachen Thätigkeit,
trägt.

Den ...greifen. Wenn wir die einzelnen Merkmale eines
fest und ... Eins zusammengefaßt uns vorstellen, so begreifen wir
genomm... umgreifen sie gleichsam); je deutlicher wir diese Merkmale
und vo... ...mehr derselben wir aufgefaßt haben, desto vollständiger ist
die B... ...griff.

stellu... ...ich begreife z. B., was ein Baum ist, wenn ich Wurzeln, holzigen
...m mit Rinde, Aeste und Zweige als besondere Merkmale zusammen-
... wohl auch noch Blätter, Blüthen und Früchte als weitere Merkmale
...nfüge, und ich begreife ihn um so besser, je mehr der Merkmale, welche
Baum von allen andern Dingen unterscheiden, ich finde und mir ein-
...ge. Eine für uns unbegreifliche Sache ist eine solche, deren eigenthüm-
...e Merkmale wir uns nicht vorstellen können. So können wir z. B. die
...ntstehung der Welt nicht begreifen, d. h. wir können uns nicht deutlich vor-
...ellen, wie es dabei zuging. Oder wir begreifen nicht eine gewisse That,
weil uns die Antriebe zu derselben nicht vorstellbar sind. — Unser Begreifen
wird im Ganzen immer vollständiger und soll sich immer weiter erstrecken.
Alles, was ist und geschieht, muß auch begreiflich sein für die zureichende
Kraft der Beobachtung und des Verständnisses; dem menschlichen Verständ-
niß sind aber Grenzen gesetzt, über welche kein Mensch hinaus kommt.

2. Urtheilen. Wir urtheilen, indem wir einem Dinge Merk-
male zu- oder absprechen (z. B. das Blut ist roth), oder indem wir
...n engeren Begriff (z. B. Blut) dem weiteren Begriffe (roth) unter-
...dnen. Unser Denken nnd unser Reden ist ein beständiges Urtheilen,
...elches richtig, oder auch falsch sein mag.

Zum Urtheile gehört Dreierlei: 1., ein Ding, von welchem Etwas aus-
gesagt wird, oder das Subjekt (z. B. Blut); 2., was davon ausgesagt
wird, oder das Prädikat (z. B. roth); 3., die Verbindung zwischen Bei-
den, oder die Copula (ist). Sage ich: „Das Feuer wärmt,“ so heißt dies

eigenlich: „Das Feuer ist wärmend"; ich habe in diesem Falle für Copula und Prädikat nur ein Wort gebraucht, und dieses Wort ist ein sog. Zeit- lich: „ich war gestern ein mit meinem Freunde nach Boston Reisender", — wort. „Ich reiste gestern mit meinem Freunde nach Boston" — heißt eigent- und „ich" ist das Subjekt des Satzes, „war" ist die Copula, und „gestern ein mit meinem Freunde nach B. Reisender" ist das, in diesem Falle umständ- licher ausgedrückte Prädikat. — In dem Prädikate mag zugleich ein Wirken oder Handeln ausgedrückt sein; der Gegenstand, worauf dieses gerichtet ist, heißt das Objekt. So ist in dem Satze „das Blut färbt die Wange roth". „Wange" das Objekt.

Das Urtheil ist falsch (eine Unwahrheit oder eine Täuschung), wenn unrichtiger Weise dem Subjekte gewisse Prädikate zugesprochen werden, wenn z. B. ein Unschuldiger für schuldig erklärt (verurtheilt) wird.

3. **Schließen.** Es besteht darin, daß aus mehreren, als richtig angenommenen Urtheilen ein neues Urtheil mit dem Anscheine der Richtigkeit gebildet wird; die ersteren Urtheile heißen die Vordersätze, das daraus hergenommene neue Urtheil heißt der Schluß oder die Folgerung, z. B.: „alles Holz läßt sich spalten; die Bank ist von Holz; also läßt sich die Bank spalten." Der Schluß ist immer richtig, wenn die Vordersätze richtig sind, und wenn die Folgerung aus denselben den Denkgesetzen gemäß gezogen wurde; im umgekehrten Falle erfolgt ein Trugschluß. — Meistens werden die Vordersätze als bekannt und unbestritten vorausgesetzt, und es wird nur die Folgerung ausgesprochen; nimmt man die Sache aber genauer, so müssen jene nud diese genau und bestimmt angegeben werden, um allen Irrthum zu vermeiden.

Die Vordersätze nennt man auch die Prämissen, den Schluß Conclusion. Richtige Vordersätze sind: „Alles Holz läßt sich spalten"; „Knochen lassen sich spalten"; aber unrichtig wäre die Folgerung: „deshalb sind Knochen Holz." Richtig wäre der Schluß, wenn die Vordersätze aussagten: „Nur Holz läßt sich spalten, und Knochen kann man spalten"; aber dann wäre der erste Vordersatz falsch und darum der Schluß ebenfalls. Sage ich: „dieser Dieb wird seiner Strafe nicht entgehen," so setze ich als bekannt oder zugegeben folgende Vordersätze voraus: „Stehlen ist eine strafbare Handlung; ein gewisser Mensch hat einen Diebstahl begangen; die Umstände sind von der Art, daß die Entdeckung und Festnehmung des Diebes nicht zu bezweifeln ist; die Geschwornen werden ihre Pflicht thun." Zwei Vordersätze sind immer zu einem Schlusse nöthig, es mögen deren aber viel mehr sein.

Was man beweisen will, ist immer nur ein Schluß, und das Beweisen besteht darin, daß man die Vordersätze angiebt, auf welchen die Folgerung beruht. Wer sich von der Richtigkeit der Prämissen überzeugt, muß auch die richtig gezogene Schlußfolgerung zugeben. — Aller Austausch von Meinungen, alles Streiten mit Worten beruht auf dem Angeben von Prämissen und Schlüssen.

Wenn der Mensch sich innerlich genöthigt findet, Etwas als wahr anzunehmen, so gewinnt er eine Ueberzeugung. Unsere Ueberzeugungen können von vierfach verschiedener Art sein, nämlich:

1. Wir nehmen als wahr an, was wir durch sinnliche Anschauung erkannt haben: dies ist die sog. Erfahrung. Die Erfahrung giebt

keine vollständige Gewißheit, denn unsere Sinne mögen uns täuschen; doch im Ganzen und instinktartig vertrauen wir unseren gesunden Sinnen und bezweifeln nicht das von uns selbst Gesehene, Gehörte 2c.

Gewiß für uns ist nur, daß wir einen Sinneseindruck erhalten haben, und welcher Art er ist. Wir setzen voraus, daß dem inneren Eindruck ein äußerer Gegenstand entspricht, haben jedoch keine Gewißheit, daß die Dinge so sind, wie sie uns erscheinen, indem es von der Einrichtung der Sinne abhängt, wie sie uns erscheinen. Die zitternde Saite setzt die sie umgebende Luft in eine zitternde Bewegung, einige dieser Luftwellen dringen in unser Ohr und werden hier als Töne vernommen; das den Aether durchzitternde Licht wird von einem Gegenstande zurückgeworfen und trägt nun ein verschieden gefärbtes Bild desselben (verschieden gefärbt je nach der Beschaffenheit der Oberfläche, von welcher es zurückprallt) in das Auge, indem wir über Größe und Entfernung uns erst durch Uebung ein Urtheil bilden. — Das Kind greift nach dem Monde, weil es ihn für einen nah vor ihm stehenden Ball hält. Jahrtausende lang zweifelte man nicht, daß die Sonne um die Erde herum lauft, weil es dem Auge so erscheint. — Nur ein kleiner Theil von Dem, was ist und geschieht, kommt zu unserer sinnlichen Wahrnehmung; diese giebt niemals eine vollständige Erkenntniß; ja sie führt uns in vielen Fällen irre.

2. Es giebt Sätze, deren Richtigkeit sich für unser Denken von selbst versteht und keiner weiteren Begründung fähig ist; es sind urgewisse Wahrheiten, die naturgemäß zum Bewußtsein des Geistes kommen, z. B. „ich bin ich", oder „einmal eins ist eins" 2c. Hierher gehören auch die einfachen Begriffe des Schönen und sittlich Guten, die Vorstellung von Ursache und Wirkung 2c. und Alles, was uns als unmittelbar gewiß gilt.

Die für den Vernünftigen sich von selbst verstehenden Sätze nennt man Axiome, z. B. „jede Wirkung muß eine Ursache haben", oder „zwei Größen, welche einer dritten gleich sind, sind auch einander selbst gleich." Die gesammte Mathematik geht von wenigen einfachen Axiomen aus und besteht aus denkrichtigen Schlußfolgerungen aus diesen, gegen welche kein Widerspruch möglich ist. — Man kann Keinen überzeugen, daß ein Gegenstand schön, daß eine That gut sei, ohne daß man einen ursprünglichen Sinn für das Schöne und Gute bei ihm voraussetzt, also urgewisse Vorstellungen.

3. Wir nehmen das als wahr an, wofür man uns den Beweis liefert, das Beweisen ist aber immer ein folgerechtes Herleiten aus etwas bereits Bewiesenem, oder aus sinnlich Wahrgenommenem, oder aus urgewissen Wahrheiten.

Das Beweißen vor Gericht besteht darin, daß man Thatsachen zur Kenntniß bringt, welche unter gewisse gesetzliche Bestimmungen fallen. Dem Beweißen im wissenschaftlichen Sinn sind keine Grenzen zu setzen, da die Menge der beobachteten Erscheinungen immer wächst, und immer neue und schärfere Schlußfolgerungen möglich sind. Staunenswerth sind u. A. die Kenntnisse, zu welchen die Wissenschaft der Astronomie uns führt; sie ergeben sich aus möglichst genauer sinnlicher Beobachtung, mit welcher als feststehend angenommene Gesetze der Natur und mathematische Berechnungen in Verbindung gebracht werden. So findet man denn, scharfsinnig folgernd, die Entfernung, die Größe und selbst das Gewicht der Himmelskörper, ja man erkennt sogar, aus welchen Stoffen sie zusammengesetzt sind.

4. Wir nehmen Das als wahr an, was wir von anderen zuverlässigen Menschen gehört, erfahren oder gelernt haben, machen also deren Wissen und Ueberzeugung uns eigen, indem wir ihrer Einsicht und Wahrheitsliebe vertrauen. Hierauf beruht auch die Vernehmung von Zeugen und die Berufung auf Zeugnisse, ja die ganze Wissenschaft der Geschichte.

Diese letzte Art der Erkenntniß ist der sog. Autoritätsglaube; wir begeben uns dabei unseres eigenen Urtheils über Dinge und Vorgänge, welche wir nicht selbst erfahren haben, oder nicht zureichend verstehen, und verlassen uns auf Andere, welchen wir das richtige Verständniß zutrauen. Der zu erziehende Mensch ist vielfach an die Autorität Anderer angewiesen, und wir können uns derselben nie ganz entziehen; der zum reiferen Denken Gelangte soll jedoch die Autorität mit Sorgfalt prüfen, da uns dieselbe zwar vielfach belehren, aber auch ganz irre führen kann. Was wir als wahr annehmen, muß mit unserem ganzen inneren Wesen in Uebereinstimmung sein. Geben wir uns einem einseitigen Eindrucke hin, so wird unser Urtheil nur zu leicht zum Vorurtheile, also zur Selbsttäuschung.

So weit unsere Erkenntniß auf Gründen beruht, die in uns selbst liegen, heißt sie ein Glauben; die aus der Sinnenswahrnehmung und aus sicheren Schlußfolgerungen hergenommene Erkenntniß heißt Wissen.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß alle Erkenntniß abgeleitet werden muß theils von dem Vertrauen des Geistes auf den richtig geleisteten Dienst der Sinne, theils von den unserem geistigen Wesen eingepflanzten Wahrheiten, wozu noch die große Menge der Erkenntniß kommt, welche wir durch die richtige Anwendung unserer Denkgesetze gewinnen. Allem Wissen muß ein Glauben (ein Vertrauen) vorausgehen, — darüber kommen wir nicht hinaus. Jeder Mensch glaubt gar Mancherlei, was er weder selbst wahrgenommen hat, noch mit mathematischer Schärfe beweisen kann, also nicht eigentlich weiß.

Wahrscheinlich nennen wir, was auf unvollkommener Wahrnehmung und Schlußfolgerung beruht, ohne daß das Gegentheil zu beweisen wäre. — Wissenschaft heißt die geordnete Zusammenstellung zusammengehöriger Lehrsätze. — Es giebt für den Verstand eine zweifache Art des wissenschaftlichen Verfahrens: 1., das auflösende oder analytische, indem man das Einzelne auffaßt und es unter allgemeine Grundsätze, wo möglich zuletzt unter einen höchsten Grundsatz (ein erstes oder höchstes Prinzip) bringt; 2., das verbindende oder synthetische Verfahren, indem man von den einfachsten Erscheinungen oder Grundsätzen ausgeht und daraus die weiteren Erscheinungen oder Lehrsätze ableitet. Die Naturwissenschaften werden meistens nach der analytischen, die philosophischen Wissenschaften nach der synthetischen Methode behandelt. — Ein nach einer allgemeinen Regel geordnetes Ganzes heißt ein System. Das Weltgebäude ist ein System, weil es alles dazu Gehörige in vollster Ordnung enthält. Ein kleineres System bildet die Sonne mit ihren Planeten und Nebenplaneten, ja jeder Organismus. Die Rechtswissenschaft, die Ethik 2c. sind Systeme aus dem gleichen Grunde.

Die Philosophie ist die Wissenschaft, welche uns dahin bringen soll, daß wir von unseren Ueberzeugungen und Handlungen uns möglichst genaue Rechenschaft geben können. Sie lehrt uns den Grund und Zweck, die Ordnung und den Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Dinge erkennen; sie erforscht die letzten Gründe der Dinge, der Erscheinungen und Thatsachen und der menschlichen Handlungen. Sie geht aus von der See-

lenlehre, aus welcher die Denklehre, Sittenlehre, Rechtslehre und Schönheitslehre abgeleitet werden; über diese hinaus erhebt sich das philosophische Denken bis zum Urquell alles Daseins und Lebens, zu den Ideen des Unendlichen und Ewigen (Metaphysik). — Geschichte, Geographie, Naturkunde, Medizin zc. sind Erfahrungs-Wissenschaften, welche jedoch theilweise eine philosophische Behandlung zulassen. — Jeder vernünftige Mensch philosophirt bis zu einem gewissen Grade, indem er einem natürlichen Drange folgt und fragt: „warum? wie?“

Die Annahme, daß die wichtigsten Wahrheiten den Menschen auf übernatürlichem Wege (durch wundervolle Mittheilung von oben herab) verkündigt worden seien, heißt Offenbarungsglaube oder Supranaturalismus. Die Annahme, daß Alles, was auf Wahrheit Anspruch macht, den Gesetzen unseres vernünftigen Denkens gemäß und mit den uns bekannten Gesetzen der Natur in Uebereinstimmung sein muß, wird Rationalismus genannt. Der Rationalist benützt alle vorhandenen Quellen der Erkenntniß (ohne zu behaupten, daß bereits alle Mittel des Wissens erschöpft und alle Gesetze der Natur aufgefunden seien), behält aber immer dem eigenen vernünftigen Denken die letzte Entscheidung vor.

Aberglaube ist das unklare und durch die Einbildungskraft irregeführte Denken, indem Natürliches und Uebernatürliches, Sinnliches und Geistiges mit einander vermengt werden, z. B. Glaube an Gespenster, Hexen, einen persönlichen Teufel u. s. w. Aberglauben kann man es auch nennen, wenn Jemand vorgefaßten Meinungen oder Theorien zu Liebe die bestbeglaubigten Thatsachen verwirft.

Zeit und Raum. — Der Mensch kommt zur Erkenntniß einer Welt, in welcher er sich selbst befindet, unter den Bedingungen von Zeit und Raum.

Alles, was sich beobachten läßt, geschieht in einer gewissen Folge nach einander, das Eine früher, das Andere später; Einiges ist bereits geschehen und kann nicht ungeschehen gemacht werden, — es gehört der Vergangenheit an; Anderes geschieht gerade jetzt, d. h. in der Gegenwart; noch Anderes wird künftig oder in der Zukunft geschehen. Dieses Nacheinandersein der Ereignisse nennen wir Zeit. Die Zeit ist nur etwas Gedachtes, kein wirkliches Ding. — Wir stellen uns mehr oder weniger genau und richtig das Vergangene vor, nehmen selbst einen Theil des Gegenwärtigen wahr und hegen Erwartungen in Betreff des Zukünftigen.

Die Gegenwart ist ein unendlich kleiner Zeittheil, der uns ganz verloren ginge, wenn wir nicht beständig das Gefühl und Bewußtsein unseres lebendigen Ich hätten, an welchem die Reihenfolge der Dinge vorüber zieht, ohne sein Wesen zu verändern. — Die Zeit, als etwas Allgemeines gedacht, ist die anfangs- und endlose Ewigkeit, die für uns nur darum bedeutungsvoll ist, weil mitten in dieselbe unser eigenes bewußtes Ich fällt. Von seinem geistigen Mittelpunkte aus blickt Jeder, des Augenblickes sich bewußt, zugleich rückwärts und vorwärts. — Zur Zeitmessung hat von Anfang hauptsächlich gedient der regelmäßige scheinbare Umlauf der Sonne um die Erde (die Rotation der Erde innerhalb 24 Stunden), der Mondwechsel (leider trifft keine bestimmte Zahl von Mondwechseln mit der Jahresabtheilung zusammen) und der Jahreswechsel (in Folge des Umlaufes der Erde um die Sonne).

Das, was wir wahrnehmen, besteht aus Dingen, welche aus einander und neben einander sich befinden, und das, was wir uns als daseiend denken ohne die Dinge, ist der Raum; d. h. wir sehen die Dinge an als einen gewissen Raum einnehmend, indem nicht zwei verschiedene Dinge zugleich in demselben Raume sich befinden können. Wir können aber alle Dinge aus dem Raume wegdenken, wonach doch der Raum bleibt als eine uns unentbehrliche Vorstellung.

Nach der Stellung, welche wir als sinnliche Wesen in der Außenwelt einnehmen, unterscheiden wir zwischen Dem, was für uns rechts oder links, vor oder hinter uns, oben oder unten ist, was aber Alles auf den unendlichen Raum an sich nicht anwendbar ist. — Der Raum ist, wie die Zeit, kein wirkliches Ding, sondern eine Vorstellung, weshalb es auch für unser Denken keinen völlig leeren Raum giebt. Sprechen wir von dem unendlichen Raume, so meinen wir, daß wir uns keine Oertlichkeit denken können, wo nichts wäre oder sein könnte. — Um den Raum, oder eigentlich die Größe und die Entfernung der Dinge zu messen, nahm man von Anfang die gewöhnliche Handbreite, die Fußeslänge u. s. w. als Maaßstab an; neuerdings gebraucht man auch viel größere Maaßstäbe, wie den Erddurchmesser, den Abstand der Sonne von der Erde, oder gar die Strecke, welche der Lichtstrahl etwa in einem Jahre durchläuft.

Während Zeit und Raum die festen Grenzen sind, innerhalb deren alle sinnliche Dinge für uns zur Wahrnehmung kommen, erhebt sich das rein Geistige über diese Grenzen, läßt sich durch sie nicht einschließen.

Das gerade führt uns zu der dualistischen Lebensansicht, daß Alles, was die äußeren Sinne wahrnehmen, und was die körperlichen Organe hervorbringen, innerhalb der Vorstellung von Zeit und Raum fällt, daß aber an Das, was in unserem geistigen Inneren vorgeht und hervorgebracht wird, kein zeitlicher und räumlicher Maßstab sich anlegen läßt, indem die Begriffe von Gestalt, Ausdehnung, Gewicht, Höhe, Tiefe, Widerstand u. s. w., nicht darauf anwendbar sind. Wer könnte sein Denken, Fühlen und Wollen messen, wie man sinnliche Dinge und deren Kraftäußerungen mißt?

Wir bemerken die Zeit nur an der Aufeinanderfolge Dessen, was in uns selbst vorgeht. Unserer innerer Zustand wechselt beständig mit den stets neuen Eindrücken; wir verändern demgemäß unsere Stimmung, auch wohl unsere Ansicht, unsere Wünsche und Bestrebungen. Die Umstimmung kann eine plötzliche, oder eine allmälige sein; die Umänderung geht aber nie so weit, daß die Gewißheit unseres individuellen Seins uns auch nur für einen Augenblick verloren ginge, d. h. wir behalten unsere Persönlichkeit.

Das für uns Gewisseste, durch alle Veränderungen in Zeit und Raum nicht Berührte, ist unsere „Ichheit“. „Ich bin, ich war, und ich werde sein“ — ist der klarste aller unserer Gedanken, der feste Punkt unseres Bewußtseins.

B. Gefühlvermögen.

Die Seele verändert ihren Zustand in jedem Augenblick. Die durch den Sinneseindruck hervorgebrachte innere und innen wahrgenommene Veränderung heißt Empfindung; die Gewißheit über

unseren augenblicklichen Seelenzustand ist das eigentliche Gefühl, beide Ausdrücke werden aber oft verwechselt. Hiervon ist noch zu unterscheiden das Gefühl als einer der fünf Sinne, öfters auch Tastsinn genannt, womit nicht zu verwechseln ist der sog. innere Sinn, welcher das Vermögen der Seele ist, ihren eigenen Zustand wahrzunehmen.

Wie das sinnliche, so ist auch das geistige Wesen des Menschen ein beständiges Werden, bestehend in einer Aufeinanderfolge von Eindrücken und Veränderungen. — In allen Organen und Gliedern gehen beständig einzelne Theilchen ab und zu; die verbrauchten Theilchen werden ausgeschieden und neue werden herangezogen, so daß in einer Reihe von Jahren der ganze Körper sich umbildet und nichts mehr von den Theilen seiner früheren Zusammensetzung enthält. Dennoch betrachten wir den Menschen, und betrachtet Jeder sich selbst als denselben, der er war. Man nennt dies den Stoffwechsel. So besteht auch unser bewußtes Geistesleben aus beständig auf einander folgenden Sinneseindrücken, Begehrungen, Gedanken und Entschlüssen, ohne daß dadurch das einheitliche Ichbewußtsein unterbrochen wird.

Ist uns bei dem augenblicklichen Zustande wohl, so tritt das Gefühl der Lust ein, im Gegentheile das der Unlust. Beides, Lust und Unlust, mag vorzugsweise in dem empfundenen Körperzustande seinen Grund haben, oder aber in Etwas, das allein unser geistiges Wesen angeht; doch fließt Beides vielfach in einander.

Körperliches Wohlbefinden stimmt auch den Geist heiter und regt ihn zu höherer Thätigkeit an; dagegen hebt eine freudige Nachricht auch das körperliche Leben empor, während eine traurige es herabstimmt. Doch sind wir in unserer Vorstellung der genauen Scheidung fähig; denn die vollste Gesundheit kann es nicht verhüten, daß ein Mensch sich geistig elend fühlt, wenn er z. B. sich selbst anklagt; wogegen der Märtyrer (der für eine Idee sich Aufopfernde) auch unter den schrecklichsten Todesqualen jubiliren mag.

Die sinnliche Lust wird im Allgemeinen empfunden, die Unlust entweder ebenso, oder auch örtlich, d. h. als Schmerz in einzelnen Theilen und Gliedern des Körpers. Doch sagt man richtig: „der Zahn schmerzt mich", d. h. mein Ich; d. h. die Seele empfindet den Schmerz an diesem oder jenem Theile des Leibes, und sie ist es, welche dadurch leidet.

Darin zeigt sich die innige Verbindung unseres leiblichen und geistigen Wesens; Leib und Geist sind im Leben ein Wesen, aber nicht einerlei. Wird der Schmerz, auch der ganz örtliche, nicht in unser Bewußtsein aufgenommen, so bedeutet er gar nichts, z. B. im festen Schlafe.

Genauer betrachtet besteht die sinnliche Lust (das Wohlbehagen) in dem bewußten Gefühle unseres natürlichen und gesunden Körperzustandes; sie wird noch stärker durch ein augenblicklich über das Gewöhnliche hinaus erhöhtes Lebensgefühl, wie wir es bei den Ausgelassenen und Jauchzenden wahrnehmen.

Geistige Lust ist das innere Gefühl, daß unser Seelenzustand gesund, d. h. den Gesetzen unseres geistigen Wesens gemäß ist, also volles, oder auch augenblicklich über das Gewöhnliche hinaus

erhöhtes **geistiges** Lebensgefühl. Alles, was dieses Gefühl niederdrückt oder verletzt, erzeugt geistige Unlust oder geistigen Schmerz. — Es giebt auch ein aus Lust und Schmerz gemischtes Gefühl, welches man **Rührung** nennt.

So **rührt** uns das Sterben eines Menschen in freudiger Hoffnung, oder die dem Unglücklichen liebevoll geleistete Hülfe; der Todeskampf und das Unglück stimmen traurig, freudig aber die hoffnungsvolle Zuversicht und die edle Hülfsleistung.

Die **geistige** Lust oder Unlust kann drei verschiedene Quellen oder Ursachen haben, nämlich:

I. Wir haben ein natürliches Wohlgefallen an dem **Wahren** und ein Mißfallen an dem Irrigen und Falschen. Dieses Wahrheitsgefühl äußert sich mitunter instinktartig, d. h. ohne daß wir uns der Gründe bewußt sind. Der Gebildetere aber verlangt immer genügende, d. h. das Denken befriedigende Gründe für Das, was er als wahr annehmen soll.

Auf unser Gefühl für das Richtige verlassen wir uns beständig und werden meistens erst durch dasselbe angetrieben, um auch die unsern Denkgesetzen entsprechenden Gründe aufzusuchen. — Das Wahrheitsgefühl warnt uns vor der **Sophisterei**, d. h. vor dem bloßen **Scheine** der Wahrheit, welcher durch eine Reihe von trügerischen Schlüssen hervorgebracht wird. — Der **Zweifel** quält; ist die Wahrheit aber unbezweifelbar gefunden (z. B. die Lösung einer mathematischen Aufgabe, das Verständniß einer für uns neuen Lehre, die Beseitigung eines Irrthums u. s. w.) so entsteht eine wohlthuende Befriedigung, während die Täuschung schmerzt.

II. Wir haben ein natürliches Wohlgefallen an dem **Schönen** und Mißfallen an dem Häßlichen. Schön ist Das, was an sich wohlgefällt, ohne daß es körperlich wohlthut, und abgesehen von etwaigem Nutzen. Der Reiz des Schönen beruht darauf, daß uns in sinnlich faßbaren Gestalten oder Bildern Etwas erscheint, was den Geist wohlthuend anregt. Hat das Schöne mehr den Ausdruck der Zartheit und Milde, so nennen wir es das **Anmuthige**; hat es mehr den Ausdruck der Kraft, so nennen wir es das **Erhabene**.

Das Gefühl für das Schöne heißt auch **ästhetisches** Gefühl. Das Anmuthige ist gleichsam das **weiblich** Schöne, das Erhabene das **männlich** Schöne; Beides regt uns an, indem es uns geistige Regeln und Stimmungen durch sinnliche Eindrücke zum Bewußtsein bringt, als: Ordnung, Ebenmaß, Milde, Unschuld, Lebendigkeit, Heiterkeit, Ernst, Kraft u. s. w. — Das Erhabene bringt ein gemischtes Gefühl hervor, nämlich: das überwältigende Große außerhalb (das Meer, das Gebirg, der Sternenhimmel, der Gewittersturm u. s. w.) macht uns unsere eigene Beschränkung und Abhängigkeit fühlbar, bringt aber zugleich das geistig Große **in uns**, d. h. die selbstthätige Kraft des Geistes, zum Bewußtsein und läßt zugleich das Unendliche uns ahnen.

Das Schönste von Allem ist **Seelenschönheit**, bestehend in den sich uns offenbarenden Zügen des menschlich Würdigen und Edlen.

Wenn unser geistiges Wesen mit voller Zusammenstimmung aller seiner Kräfte, also harmonisch, den höchsten menschlichen Aufgaben sich zuwendet, so erscheint Das, was wir eine **schöne Seele** nennen, das unter allem Schö-

nen für uns im höchsten Grade Wohlgefällige, weil es das Innere des Beschauers am tiefsten ergreift. Alles übrige Schöne ist gleichsam nur Vorarbeit oder Vorbereitung zur Erfassung der höchsten Schönheit.

Das Schöne ist entweder das Naturschöne, oder das Kunstschöne.

Von dem Widrigen in der Natur (dem unserem Gefühl Widerstehenden, z. B. den Bildern der Zerstörung) wenden wir unsere Sinne weg, dagegen zieht das Schöne unsere Betrachtung an. Dem sorgfältigen Beobachter bietet das mannigfache Naturschöne eine endlose Quelle des geistigen Genusses.

Das Kunstschöne entsprang aus der Nachbildung der Natur, ist aber gleichsam ein Wetteifern des selbstschaffenden Menschen mit der Natur und ihren Erzeugnissen, indem die Phantasie des Künstlers noch über das Wirkliche, naturgemäß Hervorgebrachte hinausgeht. Was der Künstler schafft, darf freilich nicht naturwidrig sein, ist aber nicht in die Grenzen des Natur-Wirklichen eingeengt; d. h. die einzelnen Züge des Kunstwerkes sind dem Naturwirklichen entnommen, das Ganze in seiner Anordnung und Zusammenstellung ist nicht etwa möglichst treue Nachahmung der Natur, sondern ein Werk des, seinen eigenen Idealen gemäß schaffenden Geistes. Der Künstler ist nicht ein Copist, sondern bemüht, selbstschöpferisch seine Ideale zu verwirklichen. Dazu bedarf er eines Mediums (einer sinnlichen Vermittlung), d. h. eines Mittels, die Gebilde seiner Phantasie zur Erscheinung zu bringen, und dieser Mittel giebt es mehrere, welche ihrer Art nach sehr verschieden sein mögen.

Man unterscheidet sechs schöne Künste — im Gegensatze zu solchen Künsten oder Kunstfertigkeiten, welche blos dem Nutzen dienen (wie die verschiedenen Gewerbe) nämlich:

1. Die Dichtkunst, bei welcher die Sprache das Mittel ist, den Gedanken und Bildern des Dichters Ausdruck zu geben. Sie ist die geistigste und deshalb vollkommenste aller Künste.

Jedes Gedicht will eine Idee versinnlichen, sei es wie ein Heldengedicht (Epos) dramatische Poesie (Trauer- oder Lustspiel), lyrische Poesie (unsere Lieder gehören dazu), Lehrgedicht, Satyre (Spottgedicht), oder Sinngedicht (ein poetisch ausgeführter Witz-Gedanke) u. s. w. Man kann auch in der ungebundenen Rede (in der sog. Prosa) dichten (unsere Novellen sind Prosa-Dichtung); doch die höhere Dichtkunst fordert die gebundene Rede (das Versmaß), oder auch zugleich den Reim, im Ganzen eine über das Gewohnte hinausgehende Sprache.

2. Die Musik. Die Töne, hervorgebracht entweder durch die menschliche Stimme (Gesang), oder durch sehr verschiedenartige Instrumente, liefern die Form des Musikstückes; in der Reihenfolge der Töne (in der Melodie) und in dem Zusammenklange derselben (in der Harmonie) muß aber immer der Ausdruck eines geistigen Gefühles liegen, sei es Freude und Lust, oder Ernst, Andacht, Thatendrang, Trauer 2c. — Das nöthige Zeitmaß heißt der Takt.

Die Tonkunst, für welche der Vogelgesang ein Naturvorbild gab, hebt am stärksten den Menschen über seine augenblickliche Stimmung empor, regt aber nicht, wie die Poesie, durch Gedanken das Gefühl an, sondern die-

ses unmittelbar und durch dasselbe wohl auch das Denken. Poesie mit Musik im Vereine ist Gesang, und der vollkommene Gesang gehört zu den mächtigsten geistigen Anregungen.

3. Malerei. Die Farben, oder doch die Umrisse mit Licht und Schatten geben die Form; das Bild soll in dem Beschauer Vorstellungen und dadurch Gefühle wecken, welche ihn geistig anregen und erheben.

Die Malerei hält sich zunächst an Naturbilder, erreicht zwar in Einigem die wirkliche Natur, niemals überbietet sie aber in Anderem, indem sie das einzeln sich vorfindende Schöne sinnvoll zusammenstellt. Das Anmuthige und das Erhabene, das Ernste und das Scherzhafte lassen durch den Pinsel sich darstellen.

4. Die Bildhauerkunst. Außer anderen Bildwerken will sie — und das ist ihre höchste Aufgabe — die vollkommensten menschlichen Gliederformen und den Gesichtsausdruck durch einen geeigneten massiven Stoff darstellen, indem sie jedoch gegen die Naturbilder darin weit zurückbleibt, daß sie keine Farben anwenden darf und das Auge starr läßt.

Diese Kunst heißt auch Skulptur und Plastik; sie nimmt auf die Färbung der Gegenstände keine Rücksicht und läßt den Hauptzeugen des Seelenlebens, das Auge, ausdruckslos. Als stoffliches Medium für die Figuren können dienen: Marmor, Metalle, Holz, Gyps, Wachs u. s. w. Ragen die Figuren, statt frei zu stehen, vom flachen Grunde nur mit halber Körperdicke (und selbst weniger) hervor, so nennt man dies basrelief.

5. Die Baukunst oder Architektur. Sie giebt dem Gebäude, abgesehen von dessen Gebrauch und Nutzen, durch Ebenmaß und Ausschmückung ein wohlgefälliges Ansehen, oder stellt durch die Größe desselben das Bild des Erhabenen dar.

Grotten, die Wölbungen der Baumgipfel u. dgl. sind einigermaßen das Naturvorbild für den Baukünstler. Für die Baukunst in den südlicheren Ländern waren es hauptsächlich die schlanken Stämme der Palmen mit ihren prächtigen Wipfeln, welche das Vorbild für die Säulen wurden. Die Säulenordnung (je nach dem Verhältniß der Dicke zur Höhe) mag die sog. jonische, dorische, oder korinthische sein; die Wölbungen bestehen in Kreisbögen, Spitzbögen und Flachbögen. Hauptbaustyle sind der griechische, gothische u. s. w.

6. Die sog. mimischen Künste, bei welchen der menschliche Körper und dessen Bewegungen zum Ausdrucke von Ideen gebraucht werden, wie es in höherem Maße vom Schauspieler geschieht, der aber vom Schauspieldichter abhängig ist.

Das Theater kann ein bedeutendes Bildungsmittel sein, indem es die verschiedensten menschlichen Antriebe und Leidenschaften durch Sprache und Geberden zur Anschauung bringt, eine inhaltsreiche, obwohl erdichtete Geschichte rasch vor unsern Augen sich verlaufen läßt und am Schlusse eine Versöhnung des aufgeregten Gefühles bei dem Zuschauer hervorbringt. — Dem Ernste des Trauerspieles (der Tragödie) steht gegenüber der bloß erheiternde Scherz des Lustspiels (der Komödie). — Zu den mimischen oder darstellenden Künsten sind auch zu rechnen: die lebenden Bilder, die Tanzkunst, die Deklamation und die Turnkunst (die letztere, insofern sie Gewandtheit und Kraft in gefälliger Form zur Anschauung bringt).

Auch die täglich gebrauchten und nur dem Nutzen gewidmeten Dinge, unsere Kleidungsstücke, alle unsere Geräthe u. s. w. sollen so hergestellt werden, daß sie durch Gestalt und Ansehen, Ebenmaß und Reinheit wohlgefällig sind. Vor Allem aber bemühe sich Jeder, in seiner ganzen äußeren Erscheinung nichts Unschönes und Widerliches hervortreten zu lassen. Dem menschlichen inneren Werthe soll möglichst auch die äußere Erscheinung entsprechen.

Der gebildetere Mensch mag nichts um sich dulden, was dem besseren Geschmack zuwider wäre; das Geordnete, Reinliche, Nette, Symmetrische wirkt erfreuend und beruhigend auf uns, das Gegentheil niederdrückend und abstoßend. Insofern soll auch der Handwerker, ja jeder Mensch in Allem, was er schafft und thut, ein Künstler sein. — Der Ueberladung mit Zierrathen steht das Einfache gegenüber, welches dem gebildeteren Geschmacke sich mehr empfiehlt. Auch sein Aeußeres mag der Mensch zieren, — das Putzen ist schon Uebertreibung, weil es den Anschein giebt, als werde auf das äußere Ansehen mehr Gewicht gelegt als auf innere Vorzüge. Das sog. Cynische besteht in absichtlicher Vernachlässigung des Aeußeren, läuft also dem Anständigen zuwider.

III. Das höchste Wohlgefallen gewährt die lebhafte Vorstellung des Guten, und ein Mißfallen erregt die Vorstellung des Bösen; dies ist das sittliche oder moralische Gefühl, welches aber geweckt, verstärkt und veredelt werden muß durch richtige Erziehung.

Das Gute ist die der menschlichen Würde (der geistigen Natur des Menschen) entsprechende Gesinnung und Handlungsweise, also Das, was den Menschen als ein Vernunftwesen ehrt und ziert; das Böse ist das der geistigen Würde des Menschen Zuwiderlaufende.

Das sittliche Gefühl läutert und verstärkt sich, wie der Mensch in wahrer Bildung fortschreitet. Bei dem sog. Wilden ist dieses Gefühl noch sehr unklar, indem zwar Tapferkeit ihm mit Recht als ehrenwerth gilt, aber auch Arglist und Grausamkeit gegen den Feind; dem Thiere fehlt dieses Gefühl ganz.

Selbstachtung (d. h. Achtung vor der Menschenwürde in uns selbst) und Achtung vor den Rechten Anderer (also vor ihrer Menschenwürde) bilden das Wesen des sittlich Guten.

Ausführlicheres hierüber wird in der Pflichtenlehre mitgetheilt.

Das Böse geht hervor aus dem freiwillig gestatteten Uebergewicht eines sinnlichen oder niederen Antriebes über den entgegenstehenden höheren Antrieb oder über die geistige Anforderung; das Gute ist der Sieg des Höheren über das Niedere, indem wir uns bewußt sind, welches das Höhere, und welches das Niedrigere ist.

Was der Mensch naturgemäß sucht, ist Befriedigung, d. h. Zufriedenheit mit seinem augenblicklichen Zustand. Er mag diese Befriedigung suchen und finden in dem sinnlich Angenehmen oder im Genießen, (Essen, Trinken, Ruhe u. s. w.); er mag sie suchen in dem äußerlich Wohlgefälligen oder Schönen; er mag sie suchen in der Erfüllung der höheren Anforderung oder der Pflicht. Die Hingebung an den Genuß ist menschlich natürlich und sittlich gleichgiltig, so lange nicht dadurch eine sittliche Forderung verletzt wird. Um das Gute zu thun, d. h. um mittelst geistiger Kraft die Pflicht zu

erfüllen oder den höheren Anforderungen zu genügen, muß sehr oft das Angenehme und selbst das Schöne aufgegeben werden. Das bewußte Versäumen der Pflicht und das ihr entgegengesetzte Handeln ist das Böse.

Das Gewissen ist die in jedem einzelnen Falle im Geiste wahrgenommene Gewißheit der sittlichen Richtigkeit, oder Unrichtigkeit unseres Handelns, das mächtigste aller Gefühle.

Der Gewissenhafte handelt unter steter Verantwortlichkeit vor sich selbst, d. h. so, daß er von seinem eigenen Thun sich freudig Rechenschaft geben kann, und dies ist für den Menschen das höchste Erreichbare.

Charakter heißt die in Folge von angenommenen Grundsätzen bestehende und durch Uebung befestigte sittliche Richtung des Geistes. Dem Menschen von schlechtem Charakter ist das Böse zur Regel geworden; der Charakterlose hat gar keine Regel, sondern schwankt zwischen sittlichem und unsittlichem Handeln je nach den wechselnden Eindrücken.

Die Gefühle sind uns angeboren, oder erwachen doch naturgemäß, mögen und sollen aber veredelt und entwickelt werden. Von Natur zeigt sich eine Verschiedenheit der Menschenseelen darin, wie und in welchem Grade sie durch Eindrücke angeregt werden, was dazu geführt hat, vier Temperamente, d. h. 4 Arten der Seelen-Empfänglichkeit und Seelenstimmung zu unterscheiden, nämlich:

1. Das sanguinische Temperament; die Eindrücke wirken leicht und schnell, lebhaft, aber bald vorübergehend.

Der sanguinische Mensch ist von Natur leicht erregt, rasch in seinem Thun, gutmüthig, leichtsinnig, schnell von Einem zum Andern überspringend, zur Ausgelassenheit geneigt u. s. w.

2. Das phlegmatische Temperament; die Eindrücke wirken schwer und langsam, aber dauernd.

Bei dem Phlegmatiker geht Alles langsam von Statten, und er bleibt meistens sich selbst gleich. Zu viel Phlegma ist widerwärtig, einiges aber ist nothwendig, um dem menschlichen Wesen die nöthige Stetigkeit zu geben.

3. Das cholerische Temperament; die Eindrücke wirken stark, heftig und dauernd zugleich.

Der Choleriker ist aufbrausend, zum Zorne geneigt, oft rachsüchtig, aber zugleich thätig, unternehmend, muthig, ausdauernd und fähig, das Schwierigste zu vollbringen.

4. Das melancholische Temperament; die Eindrücke wirken tief und stimmen ernst, theils zur Wehmuth, theils zur künstlerischen Begeisterung.

Der Melancholiker ist der tiefere Mensch, dem oberflächlichen und darum unbedeutenderen Menschen entgegengesetzt; übertriebene Melancholie artet in Schwermuth, Lebensüberdruß u. s. w. aus.

In allen Menschen sind die Temperaments-Arten mehr oder weniger gemischt, doch so, daß die eine oder andere vorherrschen mag. Zu der dem Menschen so nothwendigen Selbstkenntniß gehört

auch, daß man das eigene Temperament verstehen lernt, um danach zu wissen, in welcher Weise die Selbstbeherrschung in Anwendung zu bringen ist.

Gemüth nennt man die Kraft des innigen und tiefen Fühlens, begleitet von lebhaftem Verlangen.

Das Gemüth bildet den Uebergang von dem Gefühle zu dem Willensvermögen, indem der tief empfundene Eindruck das Begehren anregt, welchem dann Entschluß und That folgen. Das Gemüthliche bildet den Gegensatz zu dem kalten, steifen, förmlichen und unberechnenden Wesen mancher Menschen. Der gemüthliche Mensch ist sogleich unser Freund.

Unsere Begehrungen sind von dreierlei Art: wir verlangen, in dem befriedigenden Zustande zu verharren, den widrigen Zustand zu entfernen, und einen Mittelzustand des Gefühles bis zum möglichst wohlthuenden zu erhöhen. So wechselt denn unsere Stimmung beständig — um so mehr, je lebendiger das Seelengetriebe ist.

Hierbei sind zu unterscheiden: Triebe, Begierden, Neigungen, Leidenschaften und Gemüthsbewegungen oder Affekte.

Trieb ist die dauernde Anlage, durch welche die Befriedigung der Bedürfnisse des organischen Lebens gefördert wird, indem solche Befriedigung immer mit dem Gefühle des Angenehmen verbunden ist, z. B. das Verlangen nach Speise, Trank, Wärme, Bewegung, Ruhe u. s. w. Wir haben die Triebe mit den Thieren gemein.

Begierde ist das Erwachen des Triebes im besonderen Falle und mit bestimmter Richtung auf den Gegenstand der Befriedigung, — ebenfalls etwas ganz Thierähnliches.

Neigung ist die dauernd gewordene Stimmung des Gemüthes, nach welcher ihm die eine oder die andere Art der Befriedigung vorzugsweise angenehm ist, z. B. Neigung zur Musik, zum Reisen u. s. w.

Leidenschaft heißt das Verlangen, wenn es so heftig geworden ist, daß es mit Ausschluß der Ueberlegung oder mit Verdunkelung des Urtheils unmittelbar zur That treibt und so die Selbstbeherrschung aufhebt (Trunksucht, Habsucht, Rachsucht u. s. w.)

Affekte sind solche, meistens vorübergehende, stärkere Gefühlsaufregungen, durch welche der Wille ohne Zuratheziehung des die Folgen berechnenden Verstandes zur That bestimmt, also die Seele aus ihrem ruhigen Gleichgewichte gebracht wird. Solche Affekte sind: Liebe, Haß, Trotz, Eigensinn, Eifersucht und Neid, Zorn (der Zornige täuscht sich meistens über das Maß des ihm zugefügten Unrechts und über die richtigen Mittel der Abhülfe), Hoffnung, Furcht, Mitgefühl (Sympathie), Reue u. s. w. Die heftigeren Affekte sind immer von einem außergewöhnlichen Körperzustande begleitet.

Das Gemüthliche ist die lebendige Triebkraft der Seele, nicht zu entbehren für das rege Seelenleben. Das aufgeregte Gefühl kann aber verderblich werden, wenn nicht die Ueberlegung es im rechten Maße hält. Von den edleren Gefühlen bewegte Menschen ziehen wir den kalten, d. h. blos berechnenden Verstandesmenschen vor; Uebertreibung findet jedoch zu oft nach beiden Seiten hin statt. Das Gefühl giebt die Wärme, der Verstand soll das Licht geben; beide seien stets in der Seele schwesterlich vereint.

Zum vollen Wohlgefühle gehört ein gewisses Maß von Spannung, Reiz und Thätigkeit; werden diese übertrieben, so muß Abspannung folgen; fehlen sie zu sehr, so tritt die quälende Langeweile ein. Ein allzu lange sich gleichbleibender Zustand und das Ausbleiben des Erwarteten erregen Ungeduld. Hoffnung ist Wunsch und Erwartung vereinigt; Besorgniß ist das Gegentheil davon. Verzweifeln heißt, den günstigen Erfolg oder die Möglichkeit der Rettung ganz aufgeben. Reue ist Selbstanklage wegen des eigenen verkehrten Handelns. Seelenruhe ist der Zustand der stillen und heiteren inneren Befriedigung.

C. Willensvermögen.

Wille ist die Fähigkeit der Seele, zwischen Verschiedenem zu wählen (zu wollen), d. h. sich mit Bewußtsein für das Eine oder das Andere zu entscheiden.

Das Wollen ist der Uebergang von Gefühlen und Gedanken zur That. Im Wollen richtet die Seele ihre Kräfte auf einen Punkt, auf einen vorgestellten Zweck, dessen Erreichung sie selbstthätig erstrebt. Begehren ist noch nicht Wollen; zum Wollen gehört die Vorstellung des Zweckes und der Mittel zu dessen Erreichung, zugleich fester Entschluß zum entsprechenden Handeln. Wo dies fehlt, erfolgt das Handeln mehr nach dem Naturtriebe (in thierischer Weise), oder nach Gewohnheit (fast unbewußt), oder durch die Gewalt der Affekte (in Verblendung, also gleichsam blind). Wenn die Möglichkeit verschiedenen oder entgegengesetzten Handelns uns vorliegt, dann tritt die Kraft des Willens ein, indem wir, der für uns überwiegenden Gründe uns bewußt, für das Eine uns entscheiden und das Andere abweisen.

Der Wille ist stark und fest, wenn er weder durch entgegenstehende Neigungen und Triebe, noch durch äußere Schwierigkeiten sich abhalten läßt, Das zu ergreifen, was als das Zweckmäßige und Rechte erkannt wurde.

Man kann auch das Böse mit starkem Willen ergreifen (z. B. ein mit Ueberlegung und Muth ausgeführter Raub, da dann die Vorstellung des zu erreichenden Zweckes die Vorstellung des an sich Rechten überwiegt); das meiste sittlich Verwerfliche geschieht aber aus Willensschwäche, indem die Seele nicht kräftig genug sich zusammennimmt, um ihre eigene Stimmung und den augenblicklichen Antrieb zu bemeistern, ob zwar das Richtige ihr vorschwebt.

Die Kraft des Willens äußert sich: in der Anstrengung, mit welcher wir unsere Gedanken ordnen und auf einen gewissen Gegenstand richten, wie bei allem Nachdenken und Lernen; in der Bemeisterung der sinnlichen Triebe und Neigungen; in der Beherrschung der Gemüthsaufregungen; in der dem Körper zugemutheten Thätigkeit (Anstrengung der Muskeln); in der Ertragung von Entbehrung und Schmerz, von Täuschung, Verdruß, Kränkung u. s. w.

Der Wille des Menschen ist frei, d. h. im klarbewußten Zustande sagen wir uns mit Bestimmtheit bei der Wahl, daß wir entweder das Eine, oder das Andere ergreifen können, und nach der Wahl, daß wir es konnten.

Es ist eine alte Frage, ob der Mensch frei ist, oder aber durch einen höheren Willen, oder durch irgend eine Art von Nothwendigkeit in seinem Handeln bestimmt wird; im letzteren Falle würde unsere Willensfreiheit nur

leere Einbildung sein. — Allerdings giebt das, was in jedem Augenblicke in unserem Inneren das Ueberwiegende ist, den Ausschlag, und die Willensfreiheit besteht nicht darin, zwecklos und grundlos alles Mögliche zu wollen und zu ergreifen; vielmehr ist ein zureichender Grund für die Wahl des Einen oder des Andern immer vorhanden, sei es eine Begierde, oder ein Gedanke, eine mehr oder weniger klare Vorstellung. Nun, ist die Begierde da ohne unser Wollen, und die Gedanken kommen gemäß den Gesetzen des Denkens, sodaß es scheint, als ob die That immer so sein wird, wie sie unter den augenblicklichen Umständen allein sein kann, d. h. wie sie erfolgen muß. Dagegen ist aber die Freiheit des Wollens eine Thatsache unseres Bewußtseins, d. h. was man auch immer uns vorhalte, wir sind doch in jedem Augenblicke in uns selbst gewiß, daß wir die Freiheit haben, das Eine, oder das Andere zu wählen, entweder der Begierde zu folgen, oder der besseren Ueberlegung. Hiernach beurtheilen wir denn auch im Ganzen und Einzelnen die menschlichen Handlungen, die eigenen so wohl, als die der Andern, d. h. wir halten uns selbst und sie verantwortlich für das, was gethan und nicht gethan wird. Natürlich haben die angeborenen Eigenthümlichkeiten der Menschen, Erziehung und Bildung, Gewöhnung, Umgang, Lebensverhältnisse und die augenblicklichen Umstände einen unvermeidlichen Einfluß auf die Entscheidung des Willens, was Alles bei unserem Urtheil über die einzelne That in Betracht zu ziehen ist; doch wirft dies die Thatsache nicht um, daß der Mensch, so weit er selbstbewußt handelt, sich selbst als frei betrachtet und sogar die Entschuldigung verschmäht: ich konnte nicht anders handeln. — Die Willensfreiheit besteht also darin, daß wir aus Gründen handeln, welche in unserem eigenen geistigen Wesen liegen, oder sie besteht in dem Vermögen, die eigene geistige Kraft geltend zu machen gegenüber Allem, was uns drängt und treibt, indem wir solcher Kraft uns bewußt sind. — Willkür hat auch das Thier, d. h. es zieht das Eine, was es reizt, dem Andern vor und thut demgemäß; aber es fehlt ihm der freie Wille, weil bei ihm bewußte oder geistige Entscheidungsgründe nicht in Anwendung kommen.

Die sittliche Freiheit ist uns nicht angeboren, sondern muß errungen werden; sie ist die Einübung des Willens, sich unter allen Umständen den sittlichen Forderungen oder den Pflichtgeboten gemäß zu bestimmen.

Von der bürgerlichen Freiheit wird in der Sittenlehre geredet.

Das Begehren des Menschen mag vorzugsweise, fast ganz oder ganz, auf das Sinnliche gerichtet sein, was als Zustand der Thierähnlichkeit (als Brutalität) bezeichnet wird. Dem entgegengesetzt ist die Begeisterung, d. h. eine mächtige geistige Aufregung für die Verwirklichung einer Idee. Im gewöhnlichen Zustande laufen sinnliche und geistige Anregungen nun ihnen entsprechende Handlungen ruhig neben einander.

Das Natur- und Kunstschöne, auch eine sittliche Vorstellung mag uns begeistern, zur höchsten Anstrengung und zu opferfreudigen Thaten uns hinreißen, also über den Gewohnheitszustand uns erheben. Jedenfalls kommt kein dichterisches Werk, oder anderes wahres Kunstwerk zu Stand ohne Begeisterung. — Die mit Liebe und Bewunderung verbundene geistige Aufregung heißt Enthusiasmus. Schwärmerei ist die auf einen Gegenstand von bloß eingebildetem Werthe irrthümlich gerichtete Begeisterung. Fanatismus ist die wüthende Uebertreibung der Schwärmerei

in der Art, daß das Urtheil verdunkelt, und zu verwerflichem Handeln gegriffen wird, namentlich zur Gewaltthätigkeit gegen Anders denkende (religiöser Fanatismus ꝛc.

Durch Uebung wird der Körper so vollkommen dem Geiste dienstbar gemacht, daß die Entscheidung des Willens fast mit Blitzesschnelle durch die entsprechende Zusammenziehung der Muskeln zur That übergeht.

Der Geist hat gleichsam nur den Befehl auszusprechen, und sofort ist die gesammte Dienerschaft, durch die körperlichen Kräfte dargestellt, bei der Hand, um oft durch das verwickelteste Zusammenwirken der Nerven und Muskeln das Gewollte auszuführen. Nicht fordert das Ich mit Bewußtsein die einzelnen Muskelbewegungen, sondern die That als Ganzes; und nun ziehen sich, durch die entsprechenden Nerven angeregt, sogleich und gleichzeitig, oder in richtiger Folge nach einander, Dutzende von Muskeln der Arme und der Finger, der Beine und Füße, der Zunge u. s. w. zusammen, um die verlangten Wirkungen hervorzubringen. Der Gegenstand soll erfaßt, das Wort soll gesprochen werden, den mit dem Auge gelesenen Noten soll die richtige Bewegung der Finger über die Tasten hin folgen u. s. w.; welche Muskeln alle, und wie sie sich bewegen müssen, um die verlangten Wirkungen hervorzubringen, wissen die Wenigsten, und das Verlangte geschieht doch. Das Gehen- und Sprechenlernen, die Einübung zum Gebrauche von Werkzeugen aller Art, Fingerfertigkeit, Turnen u. s. w. das Alles soll dazu dienen, dem Geiste die möglichste Herrschaft über das Körperorgan zu verschaffen, ihm dessen Dienst zu sichern. — Was wir g e z w u n g e n thun können, können wir auch thun mittelst der Kraft des freien Willens.

Alle die genannten S e e l e n v e r m ö g e n befinden sich nicht gleichsam trennbar neben einander, sondern sind in dem selbstbewußten Ich eine e i n h e i t l i c h e K r a f t, deren Wirkungen aber wir des besseren Verständnisses wegen — in der Art, wie es in der Geisteslehre geschieht, zu unterscheiden haben.

Wir reden von den verschiedenen Seelen- und Geisteskräften wie von den verschiedenen Farben des Regenbogens; in Wirklichkeit aber ist der gelblich weiße Strahl der Sonne eine Einheit, indem jedoch das Licht je nach der Beschaffenheit der Oberfläche der Körper, wenn es von diesen zurückprallt, in unserem Auge als roth, blau, gelb ꝛc. empfunden wird. Es ist immer das einheitliche Ichbewußtsein, welches zugleich als denkend, fühlend und wollend sich selbst wahrnimmt, wenn es auf sich selbst achtet.



Die Lehre von der Fortdauer des Geistes.

Von der Zeit an, da die Menschen das geistige Wesen in ihnen von dem Körper zu unterscheiden lernten, finden wir auch die Hoffnung, ja den festen Glauben, daß der Geist nach dem Tode des Leibes fortdauern werde. So entstand die Lehre von der sog. Unsterblichkeit der Seelen. Weil wir uns nun nichts vorstellen können, das über das uns bekannte Irdische und Menschliche hinausgeht, oder wesentlich davon verschieden ist, so dachte man sich auch das zukünftige Leben als eine Fortsetzung des jetzigen, indem man es mittelst der Einbildungskraft auf vielfache Weise ausschmückte.

Sehr alt ist die Lehre von der sog. Seelenwanderung; allzu sinnlich und aller Erfahrung widersprechend ist die Lehre von der sog. Auferstehung des Fleisches. Einander ähnlich sind das Elysium und der Hades oder Tartarus der alten Griechen und Römer, der Himmel (das Paradies) und die Hölle der Juden und Christen, die Walhalla der alten Deutschen; auch bei den Indianern trifft man ähnliche Vorstellungen von dem „Geisterlande“. Unbestimmter gehalten ist der biblische Ausspruch: „Der Leib muß wieder zu Erde werden, wie er gewesen ist, und der Geist zu Gott kommen, der ihn gegeben hat.“

Das Geistige in dem Menschen ist eine Kraft; jede Kraft ist an einen Stoff oder an ein körperliches Gebilde gebunden. Soll also der Geist nach dem Tode des Leibes fortdauern, so muß er auch noch dann eine Art von körperlichem Organ haben, feiner als das jetzige von Knochen, Fleisch und Blut. Man nimmt an, daß in dem lebenden gröberen Körper bereits ein unsichtbar feiner oder ätherischer Organismus enthalten sei, welcher als nächste Hülle oder als eigentlichstes Werkzeug des Geistes zu betrachten wäre, und welcher den gröberen Körper nach dessen Absterben verläßt.

In den Verrichtungen der Nerven und des Gehirns zeigt sich etwas der Elektrizität Verwandtes, worauf auch sehr merkwürdige Wirkungen durch den sog. thierischen oder Lebens-Magnetismus (Mesmerismus) sich hervorbringen lassen. Man stellt sich vor, daß ein feines elektro-magnetisches Gebilde in dem massiveren, aus irdischen Stoff-Atomen zusammengesetzten Körper enthalten sei, und betrachtet dasselbe als den eigentlichen Sitz des Lebens, des Empfindens und aller geistigen Kräfte. — An etwas der Art dachte man schon in alten Zeiten. Der Apostel Paulus nennt das feinere Organ einen „geistigen Leib“; die alten Griechen nannten das nach dem Tode lebendig bleibende Gebilde die Manen, und selbst der Gespensterglaube beruht auf der Vorstellung von geisterhaften, mit einer sehr feinen Körperhülle umkleideten Wesen. — Der sog. Aether ist nicht ein irdischer Stoff, sondern das, was den Weltraum erfüllt; so würde denn ein sog. Aetherkörper nicht den physikalischen Gesetzen unsrer Erde unterworfen sein.

Als Gründe für die Fortdauer des Geistes werden folgende angegeben:

1. Der seiner selbst sich bewußte *Geist*, einheitlich, also nicht zusammengesetzt und nicht ausgedehnt, ist unauflösbar, nicht denselben Gesetzen unterworfen, nach welchen die organischen und die unbelebten Körper zersetzt werden.

Das *Leben* selbst ist eine übersinnliche Kraft, welche zeitweilig an einem gewissen Stoffgebilde (an einem pflanzlichen oder thierischen Körper) zu haften scheint; der Geist ist die persönlich und vernünftig-selbstbewußt gewordene Lebenskraft, ist das Prinzip des individuellen Menschenlebens und nicht nothwendig für immer an das gröbere Stoffgebilde gebunden, welches wir Leib oder Körper nennen. Das Geistige in dem Menschen ist nicht — wie die materialistische Lehre es darstellt — ein *Prädikat* oder eine besondere Art von Kraftäußerung des Körpers, sondern das eigentliche *Subjekt* des ganzen Menschen, welchem der Körper als Werkzeug dient. Wenn die Philosophen die Seele für eine *Substanz* erklären, so meinen sie damit nicht, daß sie körperliche Eigenschaften habe (Ausdehnung, Theilbarkeit, Gewicht), sondern daß sie das beharrende und unzerstörbare *Wesen* sei, welches den stets vorgehenden Veränderungen zu Grunde liegt, — die dauernde einheitliche Kraft, welche die Aeußerung der einzelnen Kräfte möglich macht, die bewußte Persönlichkeit, welche alle Wechsel überdauert, also das eigentliche *Ich*.

2. Der seiner selbst sich bewußte Mensch hat ein angeborenes mächtiges *Verlangen* nach *Fortdauer*, und der Gedanke an *Vernichtung* widersteht unserem natürlichen Gefühle.

Nur daraus erklärt es sich, daß der Gedanke an Unsterblichkeit überhaupt aufkommen konnte trotz dem erfahrungsmäßigen Ende jedes Einzellebens durch früheres oder späteres Absterben, und daß der Glaube an geistige Fortdauer von Frühem an fast bei allen Völkern auf den verschiedensten Bildungsstufen sich findet; es scheint, daß das einmal erwachte vernünftige Denken ihn gar nicht entbehren konnte, und es behalf sich mit sinnlichen Bildern zum Ersatze klarerer Vorstellungen, welche nicht möglich waren. — Das *Thier* hat keine Vorstellung von Sterben, kein Verlangen nach Fortdauer; es lebt sich vollständig aus in seinem irdischen Dasein; ganz anders ist dies bei dem Menschen.

3. Alle körperlichen Gebilde erreichen im natürlichen Verlaufe ihres Lebens, und bevor sie absterben, die ihrer Natur nach möglichst hohe Vollkommenheit, der menschliche *Geist* hingegen scheint einer unendlichen Fortbildung aller seiner Kräfte fähig zu sein, deren gänzliche Unterbrechung der Ordnung der Natur zuwider wäre.

Das absterbende organische Gebilde war etwas Vollendetes nach seiner Art (z. B. die Maispflanze, die Blume, nachdem sie ihren Samen ausgebildet hatten; so auch der thierische und der menschliche Körper auf dem Höhepunkt des Lebens), aus dem Geiste aber hätte ohne das Dazwischentreten des Todes und durch fernere Ausbildung seiner Kräfte noch viel mehr und Vollkommneres werden können. So wäre denn das Sterben des geistigen Wesens der außerdem herrschenden Naturordnung völlig zuwider. Es schwebt uns vor ein viel höherer Grad der Erkenntniß, ein weit ungetrübteres Glückseligkeitsgefühl und namentlich eine weit höhere sittliche Vollkommenheit, als von irgend Einem während der Dauer des Lebens zu erreichen war. Ja gerade gegen das natürliche Ende des Lebens hin scheint das Verlangen nach „mehr Licht" und nach Zerreißung der den Geist beengenden irdischen

Bande nur immer stärker zu werden. — Dabei zeigt uns die Natur Bilder von merkwürdigen Umwandlungen aus einem niederen in einen vollkommneren Zustand: Ei, Raupe, Schmetterling 2c.

Wer an die Fortdauer des Geistes glaubt, verbindet damit die freudige Erwartung der Wiedervereinigung mit Denen, welche im Leben ihm lieb waren und vor ihm abgerufen wurden.

Die Liebe zu Angehörigen und Freunden hat den Charakter des Unbegrenzten, und das Verlangen nach dem sog. Wiedersehen ist eben so natürlich, wie es eines der aller mächtigsten ist. Warum nun dieses Verlangen, wenn ihm keine Möglichkeit der Erfüllung entspräche?

Es giebt eine immer mehr Ausbreitung gewinnende Lehre, nach welcher die Abgeschiedenen oder Verklärten Mittel haben, sich den Lebenden auf vielfache Weise bemerkbar zu machen, — es ist die Lehre der sog. Spiritualisten. Wenn diese Lehre sich in der Art allgemein bestätigen sollte, wie sie von ihren Anhängern als bereits bestätigt betrachtet wird, so wäre die geistige Fortdauer eine unbestreitbare Thatsache. Bis dahin müssen wir uns mit der unserem Geiste angebornen Hoffnung begnügen und mit Ruhe und freudiger Ergebung erwarten, ob und wie nach dem Tode ein anderes und höheres Leben für uns beginnen wird.

Die sehr mangelhafte Naturkunde der früheren Zeiten versetzte den Ort der Seligen in den Himmel, worunter man sich ein über der Erde ausgespanntes blaues Gewölbe dachte, an welches die Sterne als Zierrath angeheftet seien. Mit unserem so sehr erweiterten Blick betrachten wir unsere Erde als ein fast verschwindend kleines Theilchen des Weltalls und denken uns: in jenen endlosen Räumen mag der Menschengeist, nachdem er sich auf dieser kleinen Erde zu selbständigem Sein und selbstbewußtem Leben ausgebildet hat, seine geeignete Stelle finden und Schritt um Schritt sich erheben zu der höheren Vollkommenheit im Erkennen und Sein, nach welcher schon hier eine unstillbare Sehnsucht uns erfüllt.

Daß wir keine Vorstellung von der Art des geistigen Fortlebens haben, ist kein Grund gegen den Glauben daran. Wir begreifen ja überhaupt nur, was die Erfahrung uns anschaulich gemacht hat, und würden auch nicht uns vorstellen können, wie aus der Eichel ein Eichbaum, aus dem Ei ein Huhn, aus der Raupe ein Schmetterling wird, oder wie man in einer Minute von einem Welttheil zum andern mittelst eines Drahtes spricht, wenn nicht dieß Alles vor unsern Augen vorginge. Wie könnten wir uns anmaßen, bereits alle sog. Geheimnisse der Natur oder alle natürlichen Möglichkeiten und Wirklichkeiten ergründet zu haben?

Dauert der Geist nach dem Tode fort, so verläßt er das jetzige Leben in dem Zustande, mit dem Bildungsgrade und mit der Stimmung und Gesinnung, worin er sich zuletzt befand, er nimmt also mit sich auch Zufriedenheit mit sich selbst, oder Anklage gegen sich selbst aus diesem in das zukünftige Leben, ja eine noch klarere Würdigung seiner selbst, nachdem die Verblendungen des irdischen Lebens geschwunden sind. Dies ist es, was man Belohnung und Bestrafung nach dem Tode genannt hat.

Die Vorstellungen von Himmel und Hölle, Fegfeuer und dergl. entstammen dem sittlichen Bewußtsein, welches durchaus fordert, daß mit dem guten Handeln ein glücklicher Zustand, mit dem Bösen die Strafe verbunden sei. (Deshalb beruhigen wir uns einigermaßen über ein begangenes Verbrechen, wenn wir zugleich erfahren, daß der Verbrecher von dem Arme der Gerech-

tigkeit erfaßt wurde; deshalb hat unter Allen der unschuldig Leidende unsere höchste Theilnahme u. s. w.). Man irrte jedoch darin, daß man Himmel und Hölle als bestimmte Orte und äußere Zustände betrachtete, da sie vielmehr die inneren Zustände des Menschen sind, der zum sittlichen Bewußtsein gekommen ist und nun nothwendig über seinen eigenen Werth und über seine Handlungen richtet. Es giebt keine stärkere Macht als die des Gewissens, welches vom selbstbewußten Geiste nicht zu trennen ist, die um so größer wird, je mehr der Mensch zu klarem Bewußtsein kommt. Doch müssen wir jedem Menschen die geistige Kraft zuerkennen, sich aus einem niedrigen, ja aus dem aller niedrigsten sittlichen Zustande zu einem höheren emporzuheben, wenn ihm nur der ernste Wille dazu nicht fehlt. Demnach ist es eine unserem edleren Gefühle widersprechende Lehre, daß es Wesen gebe, welche für ewig verloren oder verdammt seien (die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen mit Allem, was daran hängt).

Unrichtig ist die Ansicht, daß es ohne Glauben an Fortdauer und künftige Belohnung und Bestrafung gar keine wahre Sittlichkeit geben könne; denn das sittliche Handeln hat seinen Werth, und das unsittliche ist unwürdig und verächtlich — ganz abgesehen davon, was nachher kommen oder nicht kommen wird. Doch mag die Vorstellung, daß die Folgen unseres Handelns sich noch über das jetzige Dasein hinaus fortsetzen, als starker sittlicher Antrieb dienen.

Eben so unrichtig ist die Meinung, daß der Glaube an Fortdauer den Menschen in dem frohen Genuß des irdischen Lebens störe. Jeder sucht, von der Natur getrieben, sein eigenes Dasein sich angenehm zu machen, d. h. er greift in jedem Augenblick nach dem, was ihn befriedigt, was aber von sehr verschiedener Art und von höherem oder von geringerem Werthe sein mag. Die Befriedigung, die heitere Ruhe des Weisen, mit welcher er hoffnungsvoll auch auf Tod und Grab hinblickt, stört ihn in keinem edleren Genusse und macht ihm gerade das menschliche Dasein erst recht werthvoll, während der Gedanke an die nahe Vernichtung und das nahe Aufhören aller Lebensfreude doch wahrlich nichts Tröstendes enthält.



Gott und die Welt.

Wie jedes organische Einzelwesen ein geordnetes Ganzes darstellt, in welchem die einzelnen Theile zusammengehören und dem Zwecke des Ganzen dienen, so haben wir auch das Weltall als ein geordnetes Ganzes zu betrachten, in welchem die einzelnen Theile dem Ganzen sich einfügen nach Plan und Zweck.

Das planmäßig geordnete Weltall nennt man auch einen Kosmos und stellt sich damit der Ansicht entgegen, daß das Weltall (das Universum) mit allen seinen Einzeldingen nur eine durch Zufall gerade so, wie es ist, zusammengeworfene Masse sei. So lehrte der griechische Philosoph Epikur (um 305 v. Ch.): Anfangs bewegten sich die zahllosen Atome alle senkrecht; dann bewegte sich zufällig ein einziger Atom etwas seitwärts; dadurch erfolgte eine Verwirrung und Verwickelung des Ganzen, und so entstand die Welt, wie sie ist. — Viele der neueren Welterklärungen sind nicht besser als die epikureische.

Alles Geordnete und Planmäßige setzt eine ordnende Kraft voraus; die Kraft, durch welche das Weltganze geordnet ist und in seiner Ordnung erhalten wird, nennt man oft Natur.

Manchmal versteht man unter Natur die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt im Gegensatze zum Geistigen, oder das durch Naturkräfte Entstandene im Gegensatze zu dem durch Kunst Geschaffene, — oder auch die wesentliche innere Beschaffenheit eines Dinges, z. B. „die Natur der menschlichen Seele."

Das Weltganze ist nichts Fertiges (wie ein menschliches Kunstwerk), sondern ein stets Werdendes, stets sich Veränderndes, indem die Natur fortwährend schafft und neue Gebilde und neues Leben an der Stelle des untergehenden Lebens hervorbringt.

Nichts im Weltall steht still, oder bleibt auch nur einen Augenblick, wie es ist, obzwar die Veränderungen uns kaum oder gar nicht bemerkbar sind. Die mannigfaltigsten Naturkräfte sind beständig in Wirksamkeit und bringen also unaufhörliche Veränderungen hervor.

Die scheinbaren Störungen im Großen und im Kleinen sind vorübergehend und gleichen sich wieder aus, sodaß das Ganze in seinem Bestehen erhalten wird.

Stürme und Fluthen mögen Verwüstungen anrichten, aber die friedliche Ordnung stellt sich wieder her; ganze Sonnensysteme mögen untergehen, und neue sich bilden, ohne daß dadurch das Ganze gestört werden könnte. Die Himmelskörper bewegen sich in ihren Bahnen nach dem doppelten Gesetze der Anziehungskraft und der Schwungkraft mit staunenswerther Genauigkeit. Alle Naturkräfte — die zerstörenden und die schaffenden — sind richtig gegen einander abgewogen.

Die Geologie lehrt, wie unsere Erde aus chaotischem Urzustande nach und nach (vermuthlich im Verlaufe von Millionen Jahren) in den jetzigen Zustand übergegangen ist, und der Augenschein lehrt, daß sie in ihrer Fortbildung nicht stillsteht. Bei allen Himmelskörpern mag das Gleiche der Fall sein; sie sind als Einzeldinge entstanden, mögen sich ausleben, wonach Anderes und Neues an ihre Stelle treten wird. Nach vielen Millionen Jahren mag der ganze Sternenhimmel ein von dem heutigen Anblick sehr verschiedenes Ansehen haben.

Insofern die das All belebende Naturkraft (die man Weltseele nennen könnte) auch der Urgrund alles geistigen Lebens ist, wird sie Allgeist oder Gottheit genannt.

Einen Namen hatten und haben alle Völker für die letzte und höchste Ursache aller Dinge. — Man vergötterte zuerst Naturkräfte (Sonne, Mond, Feuer u. s. w.), dann auch hervorragende Menschen, sogar Thiere, und machte sich Bilder von den Göttern (Fetisch- und Götzendienst); man erfand männliche und weibliche, gute und böse, niedere und höhere Gottheiten und allerlei Göttergeschichten. Die Dichter schmückten mitunter diesen Götterglauben in gefälliger und geistreicher Weise aus, welche wir noch jetzt bewundern. Die durch die höchste Kunst verherrlichte Mythologie (Götterlehre) ist die der Griechen; von anderer Art ist die der Indier, der Aegypter, der alten Germanen, der Indianer u. s. w. — Der Glaube an Dämonen, Engel, Teufel 2c. kommt in der Kindheitszeit der Völker und so lange vor, bis eine gründlichere Naturkenntniß die wirklichen Ursachen der Dinge klar macht, wonach es nicht ferner nöthig ist, zum Uebernatürlichen und Wunderbaren seine Zuflucht zu nehmen.

Die stofflichen Theile unseres Körpers gehören der **Gesammtmasse** an; unser besonderes (individuelles) Leben ist in dem **All-Leben** begründet (ist gleichsam ein Ausfluß desselben); unser geistiges Wesen ist innig verbunden mit dem **Allgeiste** (der Einzelgeist ist gleichsam ein Funke aus der Gottheit).

Die Welt oder das unendliche, ewige und unbegrenzte All der Dinge ist die **Offenbarung Gottes**, gerade so wie in dem äußeren Thun des Menschen sein inneres oder geistiges Wesen sich offenbart. Die einzelne That geht aus der Stimmung und dem Willen des Menschen hervor; so bethätigt sich in den Erscheinungen des Weltalls die ewige Allweisheit und Allmacht. Die Einzelleben sind beschränkte Bilder des All-Lebens; die Einzelgeister sind Abbilder des Allgeistes; das einzelne Vernünftige fließt aus der Allvernunft. Näher können wir mit unserer Sprache und unsern Begriffen der Sache nicht kommen.

Wir müssen, um Ideen auszudrücken, welche über die Fassungskraft unseres Verstandes hinausgehen, vielfach mit bildlicher Sprache uns behelfen. Der Mensch kann nichts begriffsmäßig fassen, das höher ist als er selbst, und muß es sich doch denken; ein solches Denken nennt man ein **Ahnen**. Wir **ahnen** ein höchstes geistiges Wesen, geben ihm auch einen Namen, schreiben ihm Eigenschaften zu, kommen aber bei jedem Versuche einer deutlicheren Vorstellung immer auf Begriffe, welche dem **Menschlichen** entnommen sind. Was wir **Gott** nennen, ist die eine unendliche, ewig in und durch sich selbst bestehende, erste und letzte **Ursache aller Dinge**, der Urquell alles Lebens, der Urgrund aller geistigen Kräfte und der sittlichen Weltordnung. Indem wir ihm Allmacht und Weisheit und andere sog. Eigenschaften beilegen, wollen wir dieses unfaßbare Unendliche unserem Verständnisse näher bringen, kommen aber damit nicht weiter, als daß wir die menschliche Beschränktheit aus der Vorstellung des höchsten Wesens zu entfernen suchen.

Eine Beschränkung ist es auch, wenn wir uns das höchste Wesen als eine **Persönlichkeit nach menschlicher Art** denken; aber die große Menge war bis jetzt noch nicht im Stande, über diese beschränkende Vorstellung hinaus zu kommen. Unser großer Dichter Göthe sagt: „Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, — Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, — Nenn' es dann, wie du willst, — „„Herz, Liebe, Gott““; — Ich habe keinen Namen dafür; — Gefühl ist Alles.“

Es war ein großer Fortschritt, daß man an die Stelle der ursprünglichen **Vielgötterei** den Glauben an ein einziges göttliches Wesen setzte, selbst wenn dieses noch allzu menschlich vorgestellt wurde.

Auch in uns selbst ist ja das **Ich** ein einheitliches Wesen, in wie vielen und verschiedenartigen Kräften dasselbe sich auch äußert. Der Mensch aber ist ein Mikrokosmos, d. h. eine Welt im Kleinen; so muß das große All (der Makrokosmos) belebt und beseelt gedacht werden von einer einheitlichen **Allkraft**.

Der Glaube, daß die Dinge in der Welt geordnet sind und geleitet werden nach einem weisheitsvollen Plane, wird mitunter Glaube an

die **göttliche Vorsehung** genannt. Gegen diesen Glauben streitet nicht die Wahrnehmung, daß alle einzelnen Erscheinungen auf die Wirkung gewisser **Naturgesetze** zurückzuführen sind, womit nur gemeint ist, daß die göttliche Kraft nicht willkürlich wirkt im einzelnen Falle, sondern immer gesetzmäßig. Wir mögen die sog. Naturgesetze betrachten als den immer gleichen Ausdruck eines weisheitsvollen und allmächtigen Willens, als die festen Regeln, wonach **alle** Wirkungen der Allkraft erfolgen. Schreibt sich doch auch der vernünftige Mensch feste Regeln für sein eigenes Handeln vor. So weit uns die Naturgesetze begreiflich sind, finden wir, daß durch ihre Wirkung gewisse Zwecke erreicht werden sollen, z. B. das Sehen und Hören durch die naturgesetzliche Einrichtung des Auges und Ohres u. s. w.

Mit dem Glauben an Vorsehung wird großer Mißbrauch getrieben, indem man die natürlichen Ursachen absichtlich übersieht und dagegen einen **übernatürlichen** Zusammenhang annimmt, von dem wir gar nichts wissen können. Wir können gar nicht entscheiden, in welchem besonderen Falle „die Hand der Vorsehung" sich gezeigt haben soll. — Daß das Böse in der Welt nicht dauernd das Uebergewicht haben kann, ja daß aus dem scheinbar Ueblen Gutes entsprießen mag, das ist die weisheitsvolle Weltordnung, welche auch durch den Mißbrauch der menschlichen Freiheit nicht gestört werden kann. Dagegen führen wir mit Recht jedes einzelne Vorkommniß auf die erkennbaren natürlichen Ursachen zurück, z. B. den Tod eines Menschen auf sein hohes Alter, auf natürliche Krankheitsursachen, auf einen ungewöhnlichen Unglücksfall, auf einen Mord 2c.

Sodann irren wir immer, wenn wir unsere eigenen, aus der natürlichen Eigenliebe sich ergebenden Zwecke mit den sog. Weltzwecken verwechseln; unserer menschlichen Beschränkung kann es nicht zukommen, der göttlichen Vorsehung in den einzelnen Ereignissen vor- oder nachzurechnen und darum Lob oder Tadel über die Vorgänge in dieser Welt noch in anderer Weise auszusprechen, als daß wir über den Werth und die Folgen der **menschlichen** Handlungen richten.

Wenn unser Fühlen und Denken sich ernst und ehrfurchtsvoll zu dem Göttlichen emporhebt, so nennen wir dies **Andacht**; wer solchem Andachtsgefühle **Worte** giebt, die er an Gott richtet, der **betet**.

Das Beten, welches von Frühem an einen wesentlichen Theil aller öffentlichen Andachtsübungen ausmachte, kann nur Werth haben als der Ausdruck auf das Höchste, was der Mensch denken kann, hingewandten Stimmung des Gemüthes, indem feierlich ernst Ehrfurcht, Dank, Vertrauen, Wunsch und eigener Entschluß ausgesprochen werden. Die Vorstellung, daß durch Gebetsformeln der natürliche Gang der Dinge geändert werden könne, ist Aberglaube. Der wahrhaft Betende will gleichsam sein eigenes Selbst in die Tiefen der Gottheit versenken, um so gestärkt zu den Aufgaben des Lebens zurückzukehren; in Wirklichkeit ist das Beten ein geistiges Zusichselbstkommen, wozu es nicht nothwendig einer besondern Form bedarf.

Träumer und Schwärmer haben es versucht, der **Welt** gleichsam abzusterben und sich allein an das Göttliche hinzugeben, woraus Einsiedler- und Klosterleben entstanden sind.

Man hat fast überall Anstalten zur Verehrung Gottes, als Tempel und Kirchen, Priester und mancherlei Gebräuche oder Ceremonien, wozu in alter Zeit die Opfer gehörten.

Von jeher lag der Gedanke den Menschen nahe, Gott oder die Götter sich geneigt zu machen, oder sie zu versöhnen, wenn man glaubte, sie durch Uebelthaten erzürnt zu haben. Indem man annahm, daß es dazu der Vermittlung besonders heiliger Personen bedürfe, entstand das Priesterthum nebst einer Menge von Religionsgebräuchen. Wie die Beschränktheit schwindet, wird dies Alles mehr und mehr sich verlieren; Jeder mag sein eigener Priester sein und sein eigenes Innere gleichsam zu einem geheiligten Tempel machen.

Eine besondere Art der Gottesverehrung nennt man auch Religion, z. B. die christliche, jüdische, mohammedanische. Im Allgemeinen ist Religion: die Anerkennung eines göttlichen Waltens über der Welt und die Richtung des Gemüthes auf das Göttliche, verbunden mit dem Bewußtsein heiliger Verpflichtungen und mit dem Willen, sie zu erfüllen.

Das religiöse Gefühl ist dem Menschen natürlich, ist in seinem vernünftigen Wesen begründet und kann zum stärksten aller unserer Gefühle werden. Darum, und weil es von Allem das Schwerste ist, das Göttliche in klare Begriffe zu bringen, gab es von jeher unter den Menschen über nichts Anderes so viel Streit und leidenschaftliche Kämpfe, als über die religiösen Fragen. Der wirklich Aufgeklärte läßt Jeden gewähren nach dem besonderen Bedürfnisse seiner Stimmung und Bildungsstufe, bis ein allgemein höherer Grad der Bildung die jetzigen Streitfragen beseitigen, bis die klar erkannte Wahrheit Alle friedlich vereinigen wird.



Sittenlehre.

Sittlichkeit und Pflicht.

Der Mensch ist ein mit sittlichen Anlagen und mit Willensfreiheit begabtes und deshalb für sein Handeln verantwortliches Wesen. Wir fühlen und erkennen deutlich, was für uns als vernünftige Wesen sich schickt oder geziemt, und was nicht. Die Sittlichkeit besteht darin, daß wir unserer menschlichen Würde gemäß leben und handeln. — Was wir thun sollen, oder was unsere menschliche Aufgabe ist, heißt auch Pflicht. Das Handeln gemäß der Pflicht ist das Gute, das Gegentheil davon ist das Böse. Unsittlichkeit besteht darin, daß man entweder Das unterläßt, oder das Gegentheil von Dem thut, was die Pflicht gebietet.

Für das bloß vom Naturtriebe geleitete Thier giebt es keine Pflichten; der Mensch ist entweder noch im thierischen Zustand, oder er erniedrigt sich zum Thiere, wenn er allein vom Naturtriebe, statt von der Vorstellung der Pflicht sich bestimmen läßt. — Die Religionslehre stellt die Pflichten als Gebote Gottes dar, was insofern richtig ist, als der Mensch die Regeln der Sittlichkeit aus dem Wesen seines vernünftigen Geistes schöpft, welchen wir als göttliches Abbild zu betrachten haben. — Die Natur zeigt uns das Zweckmäßige, das Schöne und Erhabene, nicht aber das sittlich Gute; in der Natur herrscht ausnahmlos die stärkere Kraft über die schwä-

dere (ein Thier würgt das andere 2c.), und nur aus unserer Vernunft schöpfen wir die Vorstellungen von Recht und Unrecht, also auch von Pflicht und Sittlichkeit.

Vor Allem muß die ganze innere Stimmung eine sittliche werden, d. h. an die Stelle der Neigung zum Gemeinen und Unwürdigen muß die Liebe zum Edlen und Menschenwürdigen treten. Wir sollen uns gewöhnen, bei allem unserem Thun uns zu fragen, was das Rechte und Schickliche ist, sollen mit freiem Entschlusse das Gute ergreifen, mit Festigkeit das Schlechte von uns weisen; dies ist es, was man sittliche Gesinnung nennt.

Nur das Handeln hat Werth, welches aus der sittlichen Gesinnung oder aus reiner Liebe zum Guten hervorgeht, nicht aus Zwang, oder auch aus gedankenloser Gewohnheit, oder aus bloßer Rücksicht auf die angenehmen oder unangenehmen Folgen unseres Thuns.

Die Sinnlichkeit und das Pflichtgebot.

Von Natur hat der Mensch sinnliche Triebe und Begierden, auch mancherlei Neigungen; es ist nichts Unrechtes, diesen zu folgen, so lange wir dadurch nicht mit den sittlichen Gesetzen in Widerspruch gerathen. Immer verunehrt sich der Mensch durch Uebertreibung und Uebermaß im Genusse; sodann sollen Begierden und Neigungen immer dann niedergehalten werden, wenn mit ihrer Befriedigung eine Pflicht verletzt wird.

Es ist von Natur nichts Böses in dem Menschen; alle uns angeborenen Triebe und Kräfte sollen einem naturgemäßen Zwecke dienen; und nur durch den Mißbrauch der Kräfte entsteht das Böse. Die Triebe sind allgemein, die Neigungen verschieden und eigenthümlich; die Befriedigung beider ist sittlich gleichgiltig (weder gut, noch böse), so lange das Gebot der Pflicht nicht dazwischen tritt. — Das Niederhalten des Verlangens aus Rücksicht auf die Pflicht ist die Selbstbeherrschung. Die der Selbstbeherrschung folgende geistige Befriedigung ist eine weit höhere als die, welche der Genuß gewährt, und sie gerade ist es, welche den Menschen über das Gemeine erhebt.

Die Neigung soll immer der Pflicht untergeordnet, und unter verschiedenen Pflichten soll zunächst diejenige erfüllt werden, welche nach unserem besten Wissen die höhere und dringendere ist.

Es kann einen Widerstreit (eine Collision) der Pflichten geben (es mögen z. B. Liebe und Mitleid mit Gerechtigkeit und Wahrheit in Widerstreit sein); in solchem Falle hilft allein die klare Erkenntniß der Pflicht und das edlere, von Selbstsucht freie Gefühl (Beispiel: das eine Brett, an welches zwei Schiffbrüchige sich anklammern, das aber nur Einen derselben tragen kann; was kann und soll geschehen?)

Man nennt die wissentliche Verletzung einer Pflicht oder die bewußte Uebertretung eines sittlichen Gebotes Sünde (das zu Sühnende); ein schweres Unrecht gegen das Leben und Wohlsein unserer Mitmenschen heißt Verbrechen; die Gewöhnung an die Uebertretung der sittlichen Gebote, oder eines besonderen Sittengebotes

heißt **Laster**; die Gewöhnung an die Pflichterfüllung heißt **Tugend**. **Einzelne** Tugenden sind die der Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit u. s. w.

Die Gewöhnung hat eine große Macht über den Menschen, und so macht eines Theiles die häufige Uebertretung eines Sittengesetzes den Menschen zum Sklaven der Begierde, und andern Theiles macht die längere Uebung in der Pflichterfüllung diese leicht, sodaß das Rechte und Gute nicht mehr mit innerem Zwange, sondern mit Freudigkeit gethan wird. Nicht Einzelnes zu thun, was recht ist, sondern unser ganzes Wesen dauernd dem Guten zuzuwenden, ist die Aufgabe unseres Lebens.

Der fehlende Mensch mag seine Verirrung erkennen und sich **bessern**; wir haben zeitlebens an uns zu bessern. Ein plötzliches Uebergehen aus einem unsittlichen in ein sittliches Leben nennt man **Bekehrung**; wenn solche rechter Art ist, besteht sie in einer Umstimmung der **Gesinnung**, nicht bloß in einer Aenderung des äußeren Betragens.

Die Güter des Lebens.

Die guten Dinge dieser Welt sind sehr verschieden ihrem Werthe nach und ordnen sich, wie folgt:

1. **Aeußerer Besitz**, auch Geld und Gut genannt, werthvoll nicht an sich selbst, sondern nur als **Mittel** zur Erreichung von gewissen Zwecken;

2. Leibliches Wohlsein und Wohlbehagen, erhöht durch naturgemäßen Genuß, — **Leben und Gesundheit**;

3. **Ehre und guter Name**, oder die Anerkennung unseres Werthes von Seiten unserer Mitmenschen, und demgemäß ein friedliches und freundliches Zusammenleben mit ihnen (dies ist bereits ein geistiges Gut);

4. Das höchste aller Güter ist ein **gebildeter Geist**, der in und mit sich selbst zufrieden ist, also Seelenruhe und **Gewissensfreudigkeit**.

Diesen 4 **Gütern** stellen sich 4 **Uebel** entgegen, nämlich; 1. Armuth und Noth; 2. körperliches Leiden und Lebensbeschädigung; 3. Schmach und Verachtung; 4. das Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit, Selbstanklage, Gewissensangst, — das größte aller Uebel.

Alle Sittlichkeit beruht darauf, daß man den Werth der verschiedenen Lebensgüter richtig zu schätzen weiß (nicht das Niedere über das Höhere stellt) und dieser Werthschätzung gemäß handelt. Wer Leben und Gesundheit hinopfert, um reich zu werden, ist ein Thor; dagegen wird der edlere Mensch lieber Gut und Leben einbüßen wollen als seine Ehre. Doch mögen die Menschen in ihrer äußeren Anerkennung sich irren, d. h. sie mögen den Unwürdigen ehren und den Würdigen verkennen, mögen sogar den Unschuldigen verurtheilen, und so steht das reine Selbstbewußtsein noch hoch über der äußeren Ehre. Alles Andere kann uns entrissen werden außer der errungenen Geistesbildung und dem inneren Seelenfrieden.



Allgemeine Pflichten.

Pflicht der Thätigkeit.

Es ist die erste allgemeine Pflicht aller Menschen, daß sie ihre Kräfte, die körperlichen und die geistigen, gebrauchen und anstrengen. Die Kräfte in ernstem Geschäft anstrengen heißt arbeiten. Scheu vor der Anstrengung ist Trägheit; Liebe zu nützlicher Thätigkeit ist Fleiß; Unnützes treiben ist Müßiggang.

Zum Wohlbefinden der Menschen sind Arbeiten der mannigfaltigsten Art nothwendig; wer an dem allgemeinen Wohlbefinden theilnehmen will, hat auch die Pflicht, zum allgemeinen Wohlsein das Seinige nach dem Maße seiner Kräfte beizutragen.

Der Arbeitsame ist in sich selbst zufrieden, freut sich des durch seine Anstrengung hervorgebrachten Nützlichen, stärkt durch Uebung seine Kräfte, erhebt sich leichter über Sorge und Verdruß, schützt sich vor der Versuchung zum Schlechten, wozu so leicht der Müßiggang führt, und entgeht der quälenden Langweile.

Dem Menschen ist der Thätigkeitstrieb angeboren, derselbe muß aber vernünftig geleitet werden, um nicht in schlimmes Treiben auszuarten. Die naturgemäße spielende Thätigkeit des Kindes muß allmählich immer mehr in eine Anstrengung für ernste Zwecke übergehen. Wer sein Leben hauptsächlich zu einem Spiele macht, verliert den Zweck desselben. Die meisten sog. schlechten Streiche gehen aus einem ungeordneten Thätigkeitstriebe hervor, — eben so die Vielgeschäftigkeit, welche sich in Alles mischt, auch in das Ungehörige. — Zur Erholung sind wir nur berechtigt, und sie kann nur wohlthätig sein, wenn sie eine naturgemäße Abspannung oder die Unterbrechung einer auf ernste Zwecke verwandten beharrlichen Thätigkeit sein soll.

Spiel jeder Art, wenn es zum Geschäft gemacht wird, kann die aller verderblichsten Folgen haben, indem dadurch nicht allein die werthvollste Zeit verloren geht, sondern auch die niedrigsten Leidenschaften aufgeregt werden, aus welchen nur Unheil entsteht. Der Spieler gehört mit Recht zu den Verachteten.

Reichthum ist niemals ein triftiger Grund zur unnützen Zeitverschwendung. Da zahllose Hände beständig geschäftig sind, um das zu liefern, was jeder Einzelne bedarf, so gebietet es die Selbstachtung, daß wir nicht blos Genießende und Verzehrende sind, sondern auch von unserer Seite zur allgemeinen Wohlfahrt auf irgend eine Weise beitragen. Tüchtige Menschen werden nur die, welche frühe zu ernster Thätigkeit gewöhnt wurden. Müssiggang aber ist immer aller Laster Anfang.

Pflichten in Hinsicht des Besitzes oder Eigenthums.

Zum zeitlichen Besitze oder Vermögen gehören die Mittel der Ernährung und Bekleidung, Obdach, Grundeigenthum, Geld und Geldeswerth.

Geld hat nur insofern einen Werth, als es durch allgemeine Uebereinkunft als das Mittel gilt, durch welches man sich die eigentlich werthvollen Dinge verschaffen kann, ist also nur ein bequemes Tauschmittel.

Es kommt hierbei auf Folgendes an, um der sittlichen Anforderung zu entsprechen:

I. Richtige Schätzung des zeitlichen Vermögens, d. h. man achte dasselbe nicht zu gering, weil es wichtigen Lebenszwecken dient, auch nicht zu hoch, weil es unter den Lebensgütern doch das niedrigste ist. Die richtige Gesinnung in diesem Betrachte heißt Genügsamkeit; die unmäßige Begierde nach Besitz heißt Habsucht.

Habsucht und Geldgier fließen aus der niedrigsten Art von Selbstsucht und erwecken zugleich den ebenso verächtlichen Neid und die Mißgunst; die letzteren bestehen in der Betrübniß darüber, daß Andere etwas Gutes haben, das uns abgeht.

II. Richtige Art des Erwerbens. Den Meisten fällt ohne ihr Verdienst mehr oder weniger Besitz von Anderen zu (durch Erbschaft oder Schenkung); außerdem ist die einzige richtige und würdige Art des Erwerbens die eigene Anstrengung unserer Kräfte, indem wir so die Menge der Lebensgüter vermehren oder die verbrauchten ersetzen helfen, da dann von den vorhandenen Gütern auch Jedem von uns ein Theil zufallen soll.

Unrichtige, verbrecherische und strafwürdige Mittel des Erwerbens sind:

1. Raub, d. h. gewaltsames Hinwegnehmen Dessen, was Anderen gehört;

2. Diebstahl, d. h. heimliches und listiges Entwenden des fremden Eigenthumes;

3. Betrug, d. h. unrechtmäßige Erlangung von fremdem Eigenthum unter dem Scheine des Rechtes.

Vom gewaltsamen Einbruch und Straßenraub, welcher meistens zugleich das Leben bedroht, unterscheidet sich der Diebstahl, welcher heimlich, oft nächtlich, verübt wird. — Die Arten des Betruges können sehr mannigfaltig sein, als: falsches Maß und Gewicht; wissentliches Weggeben des Fehlerhaften statt des Fehlerfreien (bei Tausch und Verkauf); Borgen und nicht Wiedergeben (betrügerischer Bankrott); untreues Arbeiten; Vorenthaltung des verdienten Lohnes; untreue Amtsverwaltung und Kassendiebstahl; Grenzverrückung; Fälschung von Urkunden und Unterschriften; Erbschleicherei; übertriebene Forderung für geleistete Dienste oder gelieferte Waaren; Zinsenwucher u. s. w. Was betrügerisch sei, und was nicht, finden wir leicht nach dem Grundsatze: „Alles, was ihr wollt, daß es euch die Leute thun, das thut auch ihnen."

Auch in der Thierwelt finden sich schon Ansprüche auf Eigenthum (z. B. das gebaute Nest, die gegrabene Höhle, der gesammelte Vorrath). Der Zustand höherer Bildung ist nicht möglich, ohne daß zu jedem Menschen ein gewisser Besitz gehöre, welcher unter seiner Verfügung steht, weshalb eine vollständige Gütergemeinschaft eine unthunliche Sache wäre. Selbst der Boden der Erde ist in Besitzstücke getheilt, weil die vollständigere Benützung desselben dieß zu erfordern scheint, und weil in der freien Bearbeitung die höhere Befriedigung gefunden wird. — Ein natürliches Recht an so viel Be-

sitz, als zu den Bedürfnissen des Lebens und zum Wohlsein gehört, hat Jeder, vorausgesetzt, daß er seinen Kräften gemäß zur Hervorbringung des Nützlichen sich anstrengt. Ein so übermäßiger Besitz, daß dadurch den Andern das zum Leben Nothwendige entzogen wird, ist gegen die Ordnung der Natur; doch ist es unthunlich, eine völlige Gleichheit des Besitzes herzustellen oder zu erhalten, und es kommt auch, wenn Alles sonst gut geordnet ist, wenig darauf an.

Der Mensch von ehrenhafter Gesinnung achtet das Recht des Besitzes als etwas Unantastbares und wird eben so wenig durch schlaue Mittel wie durch grobe Gewaltthat das an sich reißen wollen, worauf er keinen gerechten Anspruch hat. Das Eigenthum steht unter dem Schutze des Staates, und das Vergreifen an fremdem Eigenthume, wie auch immer es geschehe, wird als ein Verbrechen bestraft.

III. Richtige Art der Erhaltung des Eigenthumes. Der Verschwender mißbraucht die Naturgaben, indem er sie leichtsinnig vergeudet, wodurch er sich und den Seinigen Elend bereitet; der Geizige hält seinen Besitz fest mit kleinlicher Aengstlichkeit; der Sparsame richtet sich weise mit seinen Ausgaben nach seinen Mitteln.

Wie meistens, so liegt auch hier das Verkehrte in der Uebertreibung nach der einen oder andern Seite hin. Der Verschwender ist ein leichtsinniger Thor, der Geizige ein verächtlicher Sklave seiner Leidenschaft. Jeder muß seine Umstände kennen und danach wissen, wie weit es die Klugheit ihm gebietet, und die Ehre es ihm erlaubt, seine Mittel zusammenzuhalten.

IV. Richtige Anwendung des Eigenthums. Der Verständige verwendet seinen Besitz zur Erhaltung des Lebens und zum Wohlsein seiner selbst und der Seinigen, — zur Bildung und Bereicherung des Geistes, namentlich zur Erziehung der Jugend, — zur Förderung alles allgemein Nützlichen, soweit es in seinen Kräften steht, — zur Unterstützung der Dürftigen und Elenden; das Letztere ist die schöne Tugend der Wohlthätigkeit, während der Freigebige im Allgemeinen seine Mittel verwendet ohne kleinliche Rücksicht auf seinen besonderen Vortheil.

Der durch unglückliche Umstände in Noth Gerathene hat ein Recht auf unsere Hülfe, und es giebt keinen schöneren Zug in dem menschlichen Wesen als das durch die That sich erweisende Wohlwollen gegen den Nothleidenden; ja, es wird gar keine Nothleidenden geben, wenn wir Alle, die wir zu der großen und einen Menschenfamilie gehören, unser natürliche Schuldigkeit thun wollen. Keiner soll hungern und darben, so lange auch nur Einer mehr hat, als er braucht. Die kalte Selbstsucht, welche von dem Unglücklichen sich abwendet, ist das sicherste Zeichen einer niedrigen und verächtlichen Gesinnung. Liegt doch der Werth des Besitzes allein in der vernünftigen und edlen Verwendung desselben.

Pflichten in Hinsicht des Lebens und der Gesundheit.

Ein höheres Gut als Besitz und Eigenthum sind Leben und Gesundheit, weil ohne diese Alles, was wir haben mögen, für uns werthlos wäre. Folgendes ist hierbei zu beachten:

I. Die schwerste Pflichtverletzung in diesem Betrachte ist gewaltsame und absichtliche Vernichtung des menschlichen Lebens, also Mord

und Selbstmord. Ein solches Vergreifen an einem der höchsten Güter des Menschen läßt sich durch nichts wieder gut machen, und so gilt vorsätzlicher Mord als das schwerste aller Verbrechen. Der Selbstmord erfolgt meistens in einem unklaren und krankhaften Zustande der Seele, welcher nicht selten durch vorausgegangene Schuld, namentlich durch das Hingeben an eine niedere Leidenschaft, herbeigeführt wurde.

Gemeine Habsucht, Rachegefühl, zur Wuth gewordener Haß, manchmal auch thierische Zerstörungssucht und Blutdurst sind meistens die Antriebe zu Mordthaten. — Der Selbstmord kann nicht in demselben Sinne, wie der Mord, ein Verbrechen genannt werden; er ist ein schweres Unrecht, wenn man sich dadurch heiligen Verpflichtungen entziehen will, welche man gegen Andere zu erfüllen hat; er ist ein thörichter Schritt, wenn man dadurch einem augenblicklichen Uebel entgehen will, das man entweder durch eigene Anstrengung abwenden oder mildern konnte, oder das im Verlaufe der Zeit von selbst milder geworden oder verschwunden wäre; er ist oft Folge des quälenden Bewußtseins, daß durch eigene Verschuldung der Lebenszweck verfehlt wurde, und daß Muth und Kraft zur Selbstbeherrschung und zu sittlichem Leben nicht mehr vorhanden sind; und endlich kann es zum Selbstmorde kommen in einem so unmäßig peinigenden Gefühle des Elends und der Verzweiflung, daß man den Selbstmörder mehr bemitleiden muß, als daß man ihn anklagen könnte. In Lucretia, Cato u. A. haben wir auch Beispiele des Selbstmordes unter den erhabensten sittlichen Eindrücken.

II. Pflichtwidrig ist es auch, auf andere, nicht gewaltsame Weise sich selbst und Anderen an Leben und Gesundheit Schaden zuzufügen, — sich selbst durch Unmäßigkeit, Tollkühnheit, Nachlässigkeit &c. — Andern durch Mißhandlung, Kränkung, oder auf irgend eine andere Art.

Wie wir vor Unmäßigkeit in irgend einem Genusse uns zu hüten haben, weil sie des Menschen unwürdig ist und zugleich sein Leben beschädigt, so ist ganz besonders zu warnen vor dem Laster der Trunkenheit, durch welche unzählige Leben verkürzt werden, abgesehen von anderem Elend, welches dadurch gestiftet wird, und davon, daß der Trunkene sich selbst zu einem unvernünftigen Wesen macht.

Selbstmörderisch verfährt Jeder, der sein Leben verkürzt durch eine verderbliche Lebensweise, die er vermeiden könnte. Die Trunksucht ist ein so weit verbreitetes Laster geworden, daß sie auf das Wohlsein ganzer Nationen den verderblichsten Einfluß hat.

Auch wenn wir versäumen, in Noth sich Befindende zu retten, oder wenn wir durch Nachlässigkeit das Leben und Wohlbefinden Anderer in Gefahr bringen, machen wir uns einer Pflichtverletzung schuldig.

III. Dagegen ist es unsere Pflicht, durch alle dienlichen Mittel unser eigenes und unserer Mitmenschen Leben zu erhalten und zu beschützen, in dringenden Fällen sogar unser Leben für Andere zu wagen und zu opfern.

Die christliche Lehre sagt: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Brüder."

Die edelsten Thaten, von welchen die Geschichte berichtet, sind die freiwilligen Opferungen des eigenen Lebens für das Leben und Glück Einzelner, oder für die allgemeine Freiheit und Wohlfahrt.

Beispiele der Art sind Winkelried's Tod u. v. a. — Das Leben hört sofort auf, einen Werth zu haben, wenn es durch feige Eigenliebe beschmutzt wird. Mit voller Liebe zum Leben opfert doch in dringenden Fällen der edlere Mensch sich selbst auf, weil er den inneren Vorwurf nicht ertragen könnte, nur an sich selbst gedacht zu haben, wo es um die Erfüllung einer höheren Pflicht galt. Das Größeste von Allem ist, ein ganzes Menschenleben dem Wohle der Menschheit zu widmen.

IV. Weil durch Bekümmerniß das Leben seinen Werth verliert, so soll die Lebensfreude Aller gefördert werden durch Liebe, Gefälligkeit, Sanftmuth, Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit. Niemals störe man die Lebensfreude eines Menschen, suche vielmehr die eigene Freude darin, daß man Freude um sich her verbreitet; niemals verletze man absichtlich das Gefühl eines Menschen. Auch soll man lieber Unrecht leiden als thun, lieber Böses mit Gutem als mit Bösem vergelten.

Was das Leben verbittert, sind nicht am meisten die unvermeidlichen Mängel und Uebel, sondern das aus unfreundlicher Gesinnung der Menschen hervorgehende Handeln. Die wahre Bildung und die sog. Humanität bestehen darin, daß wir das Leben Aller zu veredeln und zu verschönern bemüht sind. — Den Feind kann man freilich nicht eigentlich lieben, aber man kann und soll auch ihm wohlwollen und sich bestreben, durch Wohlthun ihn umzustimmen, während Rachegefühl doch nur ein niedrig thierischer Antrieb ist. Wer es so weit in der Selbstüberwindung gebracht hat, daß er das Böse mit Gutem vergilt, darf sich selbst den Siegespreis zuerkennen.

V. Wenn unser Leben und Eigenthum durch gewaltsamen Angriff von Anderen bedroht wird, dann ist die Selbstvertheidigung oder Nothwehr gestattet, deren Folgen der Angreifende sich selbst zuzuschreiben hat. — Krieg ist Nothwehr im Großen, d. h. Vertheidigung eines Volkes gegen den Angriff des anderen. — Die Todesstrafe ist Nothwehr der bürgerlichen Gesellschaft gegen den einzelnen Verbrecher.

Kann der Angreifende unschädlich gemacht werden, ohne daß man sein Leben verletzt, so soll man nicht zu diesem Aeußersten greifen, soll nicht die zugefügte oder beabsichtigte Beschädigung durch eine weit größere abwenden oder rächen wollen. Alle Selbsthülfe ist unrecht, wenn Abhülfe durch unparteiische Gerichte möglich ist.

Der Krieg ist eine eigenmächtige Selbsthülfe im Großen und war bisher von Seiten des angegriffenen oder in seinen Rechten verletzten Volkes nicht zu vermeiden; doch ist der Krieg eine Barbarei, ein Morden und Zerstören im Großen, meistens nur hervorgehend aus dem Uebermuthe der Herrscher, oder aus ganz ungerechtfertigtem Nationalhasse, und muß auf einer höheren Bildungsstufe der Menschheit eben so gewiß aufhören, wie wir auch dem Einzelnen die Selbsthülfe nicht gestatten und ihn vielmehr an den Urtheilsspruch Unparteiischer verweisen. — Auch der Zweikampf zwischen Einzelnen (das Duell) ist vom sittlichen Standpunkte nicht zu rechtfertigen. Die Todesstrafe gehört ebenfalls in das Zeitalter, in welchem noch nicht alle Rohheit überwunden ist, — sie ist die kaltblütige Vernichtung eines Menschenlebens in Folge eines Urtheilsspruches. Die bürgerliche Ge-

sellschaft hat nur das Recht, den Verbrecher unschädlich zu machen (was durch Entziehung der Freiheit geschehen kann) und ihn anzuhalten, daß er sein Unrecht, so weit als thunlich, wieder gut mache; sie soll ihn außerdem durch geeignete Mittel zu bessern suchen, was gerade dadurch abgeschnitten wird, daß man ihn des Lebens beraubt.

VI. Zwar haben die Thiere, als vernunftlose Wesen, keine Rechte dem Menschen gegenüber, aber es ist des Menschen selbst unwürdig und zeugt von innerer Rohheit, ohne Noth ein Thier, das ähnlich wie wir empfindet, hart zu behandeln oder gar mit Absicht zu quälen.

Der feiner fühlende Mensch mag nichts Trauerndes und Leidendes um sich sehen, wenn er es irgend verhüten kann; er wird nicht allein auch das Thier menschlich behandeln, sondern nicht einmal eine Blume oder etwas anderes Lebendes zwecklos und muthwillig zerstören.

Pflicht der Keuschheit und Sittsamkeit.

Mit den Pflichten in Hinsicht des Lebens ist verbunden die Pflicht des keuschen und sittsamen Betragens. Die edlere Sitte und Gesinnung und deren Gegentheil offenbaren sich nämlich besonders in dem Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander. Im erwachsenen Alter erwacht die sogenannte Geschlechtsliebe, durch welche Männer und Frauen sich zu einander hingezogen fühlen; diese starke Neigung soll ihren Abschluß finden in dem innigen und für das ganze Leben gestifteten Bunde, welcher Ehe genannt wird. Außerdem soll das Verhältniß der Jünglinge und der Mädchen, der Männer und der Frauen zu einander anständig und freundlich sein, aber nicht in die Vertraulichkeit ausarten, welche allein zwischen Ehegatten natürlich und statthaft ist.

Das Nähere über den Ehestand gehört in die Pflichten in besonderen Verhältnissen.

Jeder Mensch, der rein und sittlich bleiben will, hat sich zu hüten

1. vor unzüchtigen Gedanken, d. h. solchen Gedanken, deren er vor gesitteten Menschen sich schämen müßte;

2. vor unzüchtigen Reden, welche immer von roher und gemeiner Gesinnung zeugen und Verachtung verdienen;

3. vor jeder Handlung der Unsitte, durch welche einer sinnlichen Begierde gedient, zugleich aber das gesunde Leben beschädigt und der Zweck der Natur gestört wird.

Nichts mehr ziemt Jungen und Alten als edle Schamhaftigkeit, welche gerade einer der wesentlichsten Vorzüge des Menschen vor den Thieren ist.

Kein anderes Laster ist von verderblicheren Folgen begleitet als das der viehischen Wollust, und in nichts Anderem zeigt sich noch bis jetzt mehr die sittliche Ausartung der Menschennatur als in den Laster-Anstalten, welche namentlich in größeren Städten sich finden. — Ein niemals gut zu machendes Verbrechen ist es, die natürliche Unschuld in den Herzen Anderer zu zerstören.

Pflichten in Hinsicht der Ehre.

Die rechte Ehre ist ein höheres Gut als Vermögen und Leben: es ist in Bezug darauf Folgendes zu beachten:

1. In jedem Menschen, als einem mit Vernunftanlage begabten Wesen, soll die menschliche Würde geachtet werden; kein menschliches Wesen soll so behandelt werden, wie man wohl ein Thier behandelt, sondern immer mit Rücksicht auf seine höhere Menschenbestimmung, also mit einem gewissen Grade von Achtung.

2. Jedem soll diejenige äußere Ehre erwiesen werden, welche ihm nach Alter und Bildung und nach der Stellung zukommt, die er in der Gesellschaft einnimmt.

3. Einen guten Namen erwirbt man sich nur durch rechtschaffenes und sittliches Betragen; auf diesen guten Namen sollen wir halten als auf ein hohes Gut und sollen zugleich bereitwillig auch Andern die ihrem sittlichen Werthe entsprechende Achtung erweisen.

Das richtige Ehrgefühl muß von Frühem an ausgebildet und gepflegt werden als die stärkste Schutzwaffe gegen alles Gemeine und als mächtigster Antrieb zu allen edleren Bestrebungen. Der im Gefühle seines Menschenwerthes sich selbst Achtende fordert mit Recht von den Andern und erweist zugleich den Andern die anerkennende Achtung.

Auf verschiedene Weise kann in Bezug auf diese Pflicht gefehlt werden:

1., Es ist verkehrt, einen allzu hohen Werth auf die äußere Ehre zu legen, welche wir von Anderen erwarten, oder welche uns wirklich erwiesen wird; daraus entstehen Eitelkeit, Ehrgeiz, Stolz und Hochmuth, wogegen die Bescheidenheit Jeden ziert.

Eitelkeit ist es, wenn Jemand auf eingebildete und zufällige Vorzüge ungebührlichen Werth legt, z. B. auf Reichthum, körperliche Wohlgestalt, geistige Begabung, oder gar kostbare Kleidung, hohe Titel, Abstammung u. s. w. Ehrgeiz ist die kleinliche Sucht, eine hervorragende Stellung unter den andern Menschen einzunehmen durch andere Mittel als wirkliches Verdienst. Stolz ist übertriebenes Selbstgefühl Andern gegenüber, verbunden mit lächerlichem Wohlgefallen an äußerer Auszeichnung und mit einem unmäßigen Verlangen danach. Hochmuth ist die harte Behandlung Anderer aus dem Grunde, weil man sich über sie erhaben dünkt. Aehnliches bedeutet auch das Wort Dünkel.

2., Wer auf Ehre und guten Namen zu wenig, oder gar keinen Werth legt, verfällt in Schamlosigkeit und Niederträchtigkeit.

Für den Schamlosen ist die letzte Schranke verloren gegangen, welche ihn vor sittlicher Verwilderung schützen könnte. Nahe verwandt damit sind Frechheit und Unverschämtheit.

3., Es widerspricht der Selbstachtung und erregt immer den Verdacht eigennütziger Absichten, Anderen übertriebene und unverdiente Ehre zu erweisen, was man Schmeichelei nennt.

Die Schmeichler finden sich am häufigsten an den Höfen der Herrscher. — Wie der Tadel, so soll auch das Lob vor Allem gerecht sein, und beide sollen in geziemenden Schranken sich halten.

4., Weit häufiger ist die leichtsinnige oder boshafte Kränkung, welche der Ehre Anderer zugefügt wird durch Verleumdung und Lästerung, Grobheit, Verachtung und Spott.

Wer ohne sicheren Grund, oder gar gegen besseres Wissen Andern Schlechtes nachsagt, ihrem Handeln verächtliche Beweggründe unterlegt, oder auch nur ihre Fehler und Versehen vergrößert, ist ein gemeiner Verleumder. Schimpfworte und andere Grobheit, auch höhnische Abfertigung zeugen von boshaftem Sinn oder doch roher Sitte. Am meisten entehrt sich selbst, wer das Unglück oder die Gebrechen Anderer zum Gegenstande des Spottes macht.

Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Eng verbunden mit dem Vorherigen ist die Pflicht der Wahrhaftigkeit.—Das glückliche Zusammenleben der Menschen erfordert, daß Einer dem Andern vertraue, was aber nur möglich ist, wenn Alle aufrichtig, wahrhaftig und zuverlässig sind.

1., Die Aufrichtigkeit fordert, daß wir uns in unserem ganzen äußerlichen Betragen, in Worten und selbst Mienen und Geberden so darstellen, wie wir denken, fühlen und wollen. Wer anders vor der Welt erscheinen will, als wie er ist, und wie er es meint, verfällt in Heuchelei und Falschheit, wodurch der Mensch sich selbst entehrt.

Das Verlangen, vor der Welt als gut zu erscheinen, geht aus unserer sittlichen Natur hervor; man soll aber sein, was man scheinen will, weil nicht allein der bloße Schein werthlos ist, sondern verächtlich, insofern er das Mittel zur Täuschung Anderer sein soll. Das ganze Aeußere des Menschen sei immer der richtige Spiegel seines Inneren. — Unter den verschiedenen Arten der Heuchelei ist besonders die religiöse häufig; man will fromm scheinen, ohne es zu sein. Die höchsten Grade von Heuchelei sind Arglist und Heimtücke.

2., Die Wahrheit soll uns heilig sein, sodaß wir niemals Andere durch Worte hintergehen, es geschehe in Leichtsinn, oder aus Vorsatz. Lüge ist es, wenn wir anders reden, als wir denken und wissen. Die Lüge ist ein sträflicher Mißbrauch des hohen Vorzugs der Sprache, welche uns gegeben wurde zum richtigen Ausdruck unserer Gedanken; sie ist zugleich ein schweres Unrecht gegen unsere Mitmenschen, welchen wir Wahrheit schuldig sind, wie wir dieselbe auch von ihnen verlangen.

Wahrheit kann Jeder fordern, der vernünftig denkt und handelt. Etwas nicht genau Wahres wird wohl dem noch unverständigen Kinde gesagt, oder im Scherze, oder um ein Schmerzgefühl zu verhüten oder zu mildern; eine sog. Nothlüge wird mitunter angewandt in dem Falle, da die Wahrheit mißbraucht werden würde zur Stiftung von Unheil. Doch sei man in diesem Allem vorsichtig. Man kann das Vertrauen des Kindes verscherzen und dessen Sinn verderben, wenn es findet, daß es belogen wurde. Läßt man sich einmal auf Nothlügen ein, so ist keine Grenze zu ziehen, und der Andere weiß niemals, ob wir aus Noth und in guter Absicht lügen, oder ehrlich die Wahrheit sagen. — Leugnen nennt man es, wenn der Schuldige sich für unschuldig erklärt; viel ehrenwerther ist ein offenes Bekenntniß.

3., **Zuverlässig** ist der Mensch, auf dessen **Versprechen** man sich verlassen kann, der die gegebene Zusage nach Kräften erfüllt.

Man verspreche nicht, was man nicht ehrlich glaubt halten zu können und zu halten ernstlich Willens ist; des Versprochenen bleibe man stets eingedenk, mit wie viel Anstrengung und Aufopferung die Erfüllung auch verbunden sein mag. (Schiller's „Bürgschaft"). Ebenso erfülle man, was man sich **selbst** versprochen hat, d. h. man bleibe seinen guten Vorsätzen treu. Besonders verächtlich ist Treulosigkeit in der Verwaltung von Aemtern, welche immer unter der Voraussetzung der Pflichttreue übertragen werden. **Wortbruch** ist der stärkere Ausdruck für die Nichterfüllung eines Versprechens.

4., Die **Verschwiegenheit** fordert, daß wir Das, was uns im Vertrauen und als Geheimniß mitgetheilt wurde, nicht weiter erzählen, wodurch das uns geschenkte Vertrauen mißbraucht würde.

Was wir sagen, sei wahr; aber nicht Alles, was man weiß, muß man Allen sagen. Der Schwätzer macht sich verächtlich und wird mit Recht gemieden.

5., Die **Freimüthigkeit** fordert, daß wir mit Offenheit die Wahrheit aussprechen, wo es um ernste Zwecke gilt, also nicht aus Feigheit und in selbstsüchtiger Absicht das Schlechte verschweigen und verheimlichen.

Die Freimüthigkeit mag Feindschaft, Haß und Verfolgung nach sich ziehen; doch muß mit der Ueberzeugungstreue und dem Bewußtsein des Rechtes auch der Muth, die Wahrheit offen auszusprechen, verbunden sein.

Hierher gehört noch der sog. **Eidschwur**; derselbe ist die **feierliche Versicherung** der Wahrheit, unter Berufung auf Gott und dessen Gnade, oder auf Alles, was dem Menschen heilig ist, namentlich auf das eigene Gewissen. Die Form des Eides ist verschieden bei den verschiedenen Völkern, derselbe war aber seit den frühesten Zeiten in Gebrauch.

Wenn es allen Menschen immer ein rechter Ernst mit der Wahrheit wäre, so würde eine Versicherung durch **ja** und **nein** in allen Fällen genug sein, was die vernünftige und würdige Ordnung der Dinge wäre. Ja und nein sind aber so oft mißbraucht worden, daß in wichtigeren Angelegenheiten die Bestätigung des gesprochenen Wortes durch eine feierliche, d. h. **eidliche** Versicherung gefordert wird. Die Lüge unter einer solchen Versicherung gilt denn auch mit Recht als ein strafbares Verbrechen, weil eben der Eid das letzte Mittel der Wahrheit war. Aus demselben Grunde hat nur eine obrigkeitliche Person, oder ein ausdrücklich durch das Gesetz dazu Beauftragter, das Recht, einen Eidschwur zu verlangen und abzunehmen.

Die gewöhnlichsten Arten des Eides sind:

1., **Diensteid**, oder das feierliche Versprechen, einen Dienst pflichtgemäß leisten, oder ein Amt treu verwalten zu wollen;

2., **Zeugeneid**, d. i. die feierliche Versicherung, daß man der Wahrheit gemäß Alles sagen will, oder ausgesagt hat, was man in Bezug auf eine gewisse Sache weiß, gesehen oder gehört hat;

3., Reinigungseid, durch welchen man sich von einem gewissen Verdachte reinigen soll.

Wer wissentlich etwas Unwahres als wahr beschwört, oder das eidliche Versprechen bricht, begeht das Verbrechen des Meineides und gilt mit Recht hinfort als ehrlos.

Das Verschwören und Fluchen im gewöhnlichen Leben zeugt jedenfalls von roher Sitte und ist des gebildeteren Menschen unwürdig.



Pflichten in besonderen Verhältnissen.

I. Pflichten in der häuslichen Gesellschaft, oder Pflichten in der Familie. Die in demselben Hauswesen zusammen wohnenden und beständig mit einander verkehrenden Personen werden als eine Familie betrachtet; aus vielen einzelnen Familien besteht ein ganzes Volk; aus vielerlei Völkern besteht die ganze Menschheit. In der Familie treffen wir an:

1., Die Eheleute, d. i. Mann und Frau, durch welche die Familie gestiftet wird. Die Innigkeit, Schönheit und Anständigkeit des ehelichen Lebens erfordert, daß ein Mann mit einer Frau verbunden sei, und dieser innige Bund soll in Liebe und Treue bestehen, so lange das beiderseitige Leben der Ehegatten dauert.

Die Natur hat die beiden Geschlechter verschieden gebildet und begabt, und daraus ergiebt sich die Verschiedenheit ihrer Bestimmung und Aufgabe. Für sich allein stellt das männliche wie das weibliche Wesen etwas Einseitiges dar, und erst in ihrem innigen Vereine erscheint das vollkommnere Menschliche, indem sie sich beiderseits ergänzen. Einiges thut der Mann, Anderes thut die Frau besser, und im wohlgeordneten Hauswesen verrichten beide bereitwillig, was ihnen naturgemäß zukommt, indem sie in gleicher Art für das gedeihliche Bestehen dieses ihnen gemeinsamen Hauswesens sich verantwortlich halten.

Im rohen Zustande ist das Weib die Sklavin des Mannes, bei fortgeschrittener Bildung wird die Frau des Mannes gleich geachtete Lebensgefährtin, indem die Innigkeit dieses Verhältnisses jede ähnliche Vertraulichkeit mit irgend andern Personen völlig ausschließt. Deswegen soll die Ehe eine Einehe oder Monogamie sein; die Völker mit der Vielehe oder Polygamie werden sich nie auf eine höhere Bildungsstufe erheben. Auch ist, wo die Naturordnung nicht gestört wird, immer eine ungefähr gleich große Zahl von erwachsenen jungen Männern und Jungfrauen vorhanden.

Der Ehebund wird meistens durch eine Art von religiöser Feier eingeweiht, ist aber doch zugleich als ein bürgerlicher Vertrag zu betrachten, von dessen Stiftung der Staat Kenntniß zu nehmen hat, da ein wichtiger Theil der bürgerlichen Gesetzgebung sich auf das eheliche Verhältniß bezieht.

An Ehescheidungen hängt immer Etwas, was die bessere öffentliche Meinung verurtheilt; sie sollten nur in äußersten Fällen vorkommen, und sie würden fast gar nicht vorkommen, wenn nicht von der einen Seite, oder — wie meistens — von beiden Seiten — grobe sittliche Verirrungen vorausgegangen wären.

2., Die Eheleute werden der Ordnung der Natur nach zugleich die Eltern von Kindern und haben als solche die heilige Verpflichtung, ihre Kinder mit Sorgfalt aufzuziehen und sie durch Lehre, Beispiel und Gewöhnung zu gesitteten und tüchtigen Menschen zu erziehen.

Die tiefsten Eindrücke für das ganze Leben werden auf die Kinder im elterlichen Hause gemacht; daß diese Eindrücke von der besten Art seien, dies ist eine für die Eltern so große Verantwortlichkeit, als es nur irgend eine geben kann. Die öffentliche Erziehung ersetzt niemals ganz das, was Vater und Mutter für ihre Kinder thun können und sollen.

3., Die Verpflichtung der Kinder gegen ihre Eltern (auch gegen Stiefeltern, Großeltern, Pflegeltern, Lehrer und Andere, die an ihrer Erziehung theilnehmen) spricht sich aus in den Worten: Gehorsam und Ehrerbietung, Liebe, Dank und Vertrauen.

Die Stellung der Eltern und Kinder ist keine gleiche, und die letzteren haben gegen die ersteren Zeitlebens sich eines so rücksichtsvollen Betragens zu befleißigen, wie solches Niemand sonst fordern kann. Wo es anders ist, fehlt es an der edleren Sitte.

4., Geschwister und andere Verwandte sollen liebreich und freundlich mit einander umgehen.

Verwandtschaftliche Vorliebe soll uns zwar nicht ungerecht gegen Andere machen; doch aber bringen die sog. Bande des Blutes naturgemäß eine größere Anhänglichkeit hervor, und mit Recht wird Streit zwischen nahen Angehörigen vorzugsweise als etwas Gehässiges betrachtet. Allseitige Herzlichkeit in dem Verwandtschaftskreise macht einen wesentlichen Theil des menschlichen Lebensglückes aus.

5., Zum Hauswesen mögen noch gehören zeitweilig aushelfende Personen, mit welchen irgend eine Uebereinkunft getroffen ist, die beiderseits ehrlich erfüllt werden soll, indem Alle sich bestreben, das Zusammenleben annehmlich und die Dienstleistungen einander leichter zu machen.

Lange bestand — und es besteht in manchen Ländern noch — ein Theil der Hausbewohner aus Sklaven oder Leibeigenen, d. h. aus vollkommen und Zeitlebens abhängigen Menschen, die wie eine käufliche und verkäufliche Waare betrachtet werden, deren Dienste nach Willkür zu erzwingen sind; die ihren Herren gegenüber keine Menschenrechte haben. Dies ist vollkommene Barbarei; denn jeder zum Gebrauche seiner Geisteskräfte gekommene Mensch (jeder Erwachsene) ist vor Allem Herr seiner selbst, so lange er seine Freiheit nicht mißbraucht, und kann keines andern Menschen Eigenthum sein. Scharf ist die Grenzlinie gezogen, nämlich so: auch das vollkommenste Thier wird immer als Sache behandelt, d. h. mag einen nach Willkür darüber verfügenden Eigenthümer oder Herrn haben; der Mensch, auch der niedrigst stehende, ist immer als Person zu behandeln und hat Rechte zu beanspruchen, wodurch der Willkür aller Andern Grenzen gesetzt sind.

II. Pflichten in der bürgerlichen Gesellschaft.

Man theilt die Menschen ab in vielerlei Völker, welche sehr verschieden sein mögen nach Abstammung, Sprache, Sitten und Bildungsstufe. Einige Völkerstämme leben noch in wildem Zustande,

wie die Indianer. Wenn ein Volk eine auf gemeinsamem Gebiete gesetzlich geordnete Gemeinschaft bildet, so nennt man dies einen Staat. Jeder Staat muß eine Verwaltung und Oberverwaltung oder Regierung haben. Wird der Staat von einem erblichen Herrscher regiert, so nennt man dies eine Monarchie; solche Herrscher mögen Kaiser, König, Fürst ꝛc. heißen. Wenn das Volk selbst seine obersten Beamten erwählt und die Gesetze des Landes durch seine eigenen Abgeordneten machen läßt, so nennt man dies Republik oder Freistaat.

Die Monarchie kann eine unbeschränkte sein, d. h. eine Despotie, oder eine constitutionelle, d. h. durch Landstände und Reichsräthe (Parlament u. s. w.) beschränkte. Ueben die reichen und vornehmen Familien eine überwiegende Macht aus, so nennt man dies Aristokratie. Die Monarchie mag einheitlich sein (wie z. B. Rußland), oder ein Bundesstaat (wie jetzt Deutschland), oder ein Staatenbund (wie Deutschland zur Zeit des Bundestags). Auch die Republik kann eine einheitliche sein (wie in alter Zeit die römische), oder eine Bundesrepublik (eine Union), wie die der Vereinigten Staaten von Nordamerika, auch die Schweiz. (Hier schalte der Lehrer das Nöthige ein in Betreff der staatlichen Verhältnisse des Landes, also der Regierung, der Gesetzgebung und des Gerichtswesens). Zum Wesentlichen des Freistaates gehört: Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze und Ausschluß aller erblichen Vorrechte, Adelstitel, Standesunterschiede und dergl.

Alle Die, welche an der Regierung und Verwaltung theilnehmen, sollen treu über dem allgemeinen Besten des Volkes wachen und niemals ihre Gewalt mißbrauchen.

Die Bürger sollen der sog. Obrigkeit in der gesetzlichen Ausübung ihrer Pflichten und Rechte Ehrerbietung und Gehorsam erweisen, sollen die Gesetze des Landes befolgen und sich danach richten. Wer sich der rechtmäßigen Regierung widersetzt, ist ein Empörer oder Rebell (Beispiel: die Rebellion in den Ver. Staaten).

Sog. Revolutionen sind nur zu rechtfertigen, wenn der Druck unerträglich geworden ist, wenn kein anderes Mittel der Abhülfe sich darbietet als der gewaltsame Umsturz des Bestehenden, und wenn kein Zweifel darüber bestehen kann, daß ein solcher Umsturz von der großen Mehrheit der Bürger des Gemeinwesens gewünscht wird.

Zu den schönsten Tugenden gehört die Vaterlandsliebe; Jeder soll bereit und willig sein, für das allgemeine Beste zu thun, was in seinen Kräften steht, und die Freiheit und Wohlfahrt seines Landes und Volkes zu schützen und zu vertheidigen selbst mit seinem Leben.

Das Bedeutendste, was die Geschichte aufgezeichnet hat, sind die aus edlem Patriotismus hervorgegangenen Thaten des Muthes und der Selbstaufopferung. Wenigen ist es gegeben, sich um die ganze Menschheit verdient zu machen; in dem engeren Kreise, welchen das Heimathland bildet, kann Jeder Dienste leisten, welche dem Allgemeinen zu gut kommen.

Die verschiedenen Völker sollen nicht einander anfeinden und hassen, sondern friedlich neben einander wohnen, eine Bruderfamilie

bildend, begriffen in dem edlen Wetteifer, in der Erfüllung der menschlichen Lebensaufgaben das Höchste zu leisten.

Schlußwort.

Der Zweck der Sittenlehre ist, ein Musterbild (ein Ideal) von sittlicher Reinheit und Vortrefflichkeit aufzustellen, abgesehen davon, ob ein solches schon jemals in Wirklichkeit vorhanden war.

Es ist unthunlich, einen Menschen für einen Heiligen zu erklären, da wir wohl dessen Handeln beobachten, nicht aber mit voller Sicherheit über seine Gesinnung urtheilen können.

Wir selbst sollen uns das Vollkommene vorhalten und, indem wir mit dem bereits Errungenen niemals zufrieden sind, fortwährend an unseren Fehlern bessern, die Anforderungen an uns selbst immer höher stellen und so unser Leben zu einer stetigen Annäherung zu dem uns vorschwebenden höchsten Ziele machen. So werden wir getrost durch das Leben gehen, niemals an uns selbst und der Welt verzweifeln und in freudigem Selbstgefühle und furchtlos auch dem letzten Augenblick entgegensehen. Mehr kann der Mensch in seinem zeitlichen Dasein nicht erreichen wollen.

Das sittliche Bewußtsein in dem Menschen, das Vorhandensein des Gewissens, läßt sich nicht anders erklären, als daß wir es betrachten gleichsam als ein Echo der Weltharmonie, als reflektirten Lichtstrahl aus dem Urquell der unendlichen Weisheit, als eine in diese Erscheinungswelt uns mitgegebene Mahnung, daß wir unseren höheren Ursprung nicht vergessen und uns nicht lostrennen von dem Bande, welches alle vernünftigen Wesen unter sich und mit ihrem Urheber verbindet. — Gott, Ewigkeit und eine sittliche Weltordnung — das sind die Ideen, zu welchen das erwachte Vernunftbewußtsein selbst mitten unter allen Anregungen des Sinnenlebens sich erhebt. Wie weit wir auch in der Geschichte des Menschengeschlechtes zurückgehen, wir treffen diese Ideen, wenngleich vielfach sinnlich entstellt, im Völkerbewußtsein; Niemand kann, wenn er auch wollte, sie aus der Seele reißen, und obwohl unerfaßlich ihrem ganzen Inhalte nach, sind sie doch die sicheren Leitsterne in der Brust des Menschen, nach welchen er auf der Fahrt durch dieses Leben hoffnungsvoll zum Hafen des Friedens hinsteuert.



Religionsgeschichte.

Von dem Leben und Treiben der Menschen wissen wir nichts Genaueres bis zur Erfindung der Schreibkunst. In das früher Aufgeschriebene gingen aber viele mündliche Sagen und auch Dichtungen über, so daß es schwer ist, das Wahre vom Irrigen zu scheiden.

Sagen nennt man auch Tradition, und die älteren Dichtungen Mythen Die Mythologie ist die Wissenschaft von der Götterlehre der hervorragenderen Völker des Alterthums, d. h. von ihren religiösen Vorstellungen und Dichtungen. — Die dem Götzendienste huldigenden Völker werden öfters „Heiden" genannt.

Von Anfang waren die Völker fast durchgehends der Vielgötterei und dem Bilderdienste ergeben. — Vor etwa 4000 Jahren sonderte sich Abraham in Palästina von den anderen, götzendienerischen Völkerschaften ab, indem er die Verehrung eines einzigen Gottes in seiner Familie einführte. So wurde er der Stammvater der Hebräer, später Juden genannt. Gegen 500 Jahre später trat Moses auf und wurde der Gesetzgeber des jüdischen Volkes (gab ihm namentlich die bekannten zehn Gebote). Die späteren Lehrer dieses Volkes waren die Propheten.

Abraham's Sohn Isaak; dessen Sohn Jakob. Uebergang der Hebräer nach Aegypten; Rückwanderung derselben nach Palästina unter der Führung von Moses und Josuah. Richter und Könige (Saul, David, Salomon); Theilung des Reiches um 1000 v. Ch.); babylonische Gefangenschaft. Rückkehr unter Cyrus (um 555 v. Ch.) und Aufzeichnung der Bücher des Alten Testamentes. Griechische Herrschaft über die Juden unter Alexander (333 J. v. Ch.) und dessen Nachfolgern; erfolgreiche Empörung. Römische Herrschaft bis zur Zerstörung von Jerusalem u. s. w.

Der bei Weitem größeste der jüdischen Lehrer oder Propheten war Jesus, auch Christus genannt Sein Zweck war, aus dem Judenthum eine vollkommnere Religion zu machen. Seine Anhänger nannten sich Christen, und die neue Religion wird Christenthum genannt. Der Hauptinhalt dieser Lehre ist: Gott ist ein einziges geistiges Wesen, der liebevolle Vater aller Menschen; wir Menschen sollen uns allesammt als eine große Familie, als gleichberechtigte Kinder Gottes betrachten und in Gesinnung und That gegen Alle liebreich sein; edle Gesinnung und sittliches Handeln machen allein uns Gott wohlgefällig; es giebt für uns ein Wiedererwachen nach dem Tode und eine Vergeltung des Guten und Bösen in dem zukünftigen Leben.

Die Lebensumstände Jesu. Jünger und Apostel. Ausbreitung des Christenthumes besonders nach der Zerstörung von Jerusalem. Die Christenverfolgungen. Mit Kaiser Constantin und nach ihm wird das Christenthum nach und nach die herrschende Religion in Europa und Vorderasien. Bonifacius und andere Heidenbekehrer. — Die Bücher des sog. Neuen Testamentes (das eigentliche Religionsbuch der Christen) wurden wohl meistens im ersten Jahrhundert geschrieben, erfuhren zum Theil wohl auch eine spätere Umarbeitung, wurden aber nicht vor Ende des vierten Jahrh. gesammelt und abgeschlossen.

Nicht von allen Anhängern des Christenthumes wurde die neue Lehre ihrem wahren Geiste nach aufgefaßt und wiederverkündigt, vielmehr zog man vieles Wunderhafte in dieselbe hinein und behielt vielerlei Irriges und Abergläubisches aus den älteren Religionen bei. Weil darin nicht Alle übereinstimmten, so entstanden schon frühe vielerlei Parteien und heftige Streitigkeiten.

Der erste Widerstreit entstand zwischen sog. Judenchristen und Heidenchristen. Am meisten wurde gestritten über die Person Jesu, indem er mehr oder weniger zu einem Gott, oder zu Gott selbst gemacht wurde.

Der weiteren Ausbreitung des Christenthumes besonders nach Asien hin trat die Stiftung der mohammedanischen Religion entgegen, deren Anhänger ungefähr zu gleicher Stärke wie die Christen gelangt sind.

Mohammed, geboren zu Mekka in Arabien 570 n. Chr., machte aus dem arabischen Heidenthum, dem Judenthum und Christenthum eine neue Religion mit dem Glauben an einen Gott (Allah), an eine unvermeidliche Vorausbestimmung (Fatalismus), sehr sinnlichen Vorstellungen von einem zukünftigen Leben, vielen guten sittlichen Vorschriften; aber mit dem Verbote des Weines und des Schweinefleisch-Genusses, mit der Erlaubniß der Vielweiberei und zugleich mit einer Menge streng zu beobachtender Gebräuche (Beten, Fasten und dergl. m.). Mit fanatischem Eifer („mit Feuer und Schwert") wurde die neue Lehre über Vorderasien, das nördliche Afrika und einige europäische Länder verbreitet. Doch wurden mehrere Jahrhunderte lang auch Künste und Wissenschaften von den mohammedanischen Arabern erfolgreich gepflegt. — Im Koran wurden die Lehren und Vorschriften Mohammed's gesammelt. — Die mohammedanische Religion scheint keiner Fortbildung fähig und hat keine Zukunft; die mohammedanischen Völker gehen immer mehr gegen die christlichen zurück.

Nach langem Streiten theilten sich die Christen in die morgenländische (oder griechische) und abendländische (oder römische) Kirche (im J. 1053); der Hauptsitz der letzteren wurde Rom, und ihr Oberhaupt nannte sich Papst.

Die römische Kirche (Religionsgesellschaft) heißt jetzt gewöhnlich die katholische (d. h. allgemeine oder allumfassende), betrachtet den Pabst als den irdischen Stellvertreter Gottes und Christi, dem ein mächtiges Priesterthum und viele sog. Orden untergeben sind. Sie betrachtet sich als die allein rechtgläubige und seligmachende, duldet keine Andersgläubigen, die sie als Ketzer bezeichnet und verfolgt (wenn sie kann); sie fordert die Anrufung der Maria (als Mutter Gottes) und der Heiligen, verbietet die Priesterehe, verlangt die Ohrenbeichte und ertheilt Sündenvergebung (Ablaß) unter gewissen leichteren oder schwereren Bedingungen. — Der römische Pabst wurde frühe zugleich weltlicher Herrscher und blieb es bis vor Kurzem;

neuerdings ließ er sich die übermenschliche Eigenschaft der Unfehlbarkeit zuschreiben.

Die griechische Kirche, deren Oberhaupt (Patriarch) in Constantinopel seinen Sitz hat, obzwar sie den Bilderdienst verwirft und den niederen Geistlichen die Ehe gestattet (ja gebietet), hat doch im Ganzen nichts vor der katholischen Kirche voraus.

So artete denn das Christenthum immer mehr aus in Priesterherrschaft, in Beobachtung äußerer Gebräuche und in ähnlichen Aberglauben, wie er vor dessen Stiftung bestanden hatte, indem die Massen unwissend und abhängig erhalten wurden.

Als gegen das Ende des Mittelalters die Pflege der Wissenschaften wieder geweckt wurde, erhoben sich in verschiedenen Ländern Männer, welche sich den kirchlichen Mißbräuchen widersetzten. Am erfolgreichsten war Luther; von ihm ging die sog. Reformation aus (1517), und nun entstanden die sog. protestantischen Kirchenparteien gegenüber der katholischen Kirche.

Die Albigenser im südlichen Frankreich; Wiclef in England; Huß in Böhmen. Ablaß. — Luther verwarf die nach und nach eingeführten Lehren und Gebräuche, welche der Bibellehre zuwider sind, hielt aber an dieser, als an einer göttlichen Offenbarung, fest. Besonders wirksam war Luther's Uebersetzung der Bibel in das Deutsche und der verbesserte Schulunterricht. Hutten u. A. — Neben Luther wirkten in der Schweiz Zwingli und Calvin, die Stifter der sog. reformirten oder presbyterischen Kirche.

Nachdem so der Anfang zum freien Denken gemacht war, entstanden neben der lutherischen und reformirten Kirche noch zahlreiche andere sog. Sekten — besonders in England und Nordamerika (die zahlreichste darunter ist die der Methodisten, die neueste die der Mormonen). Immer größer wird dagegen in neuester Zeit die Zahl Derjenigen, welche, indem sie alles gegen die Vernunft Streitende verwerfen, ein veredeltes Menschenthum herzustellen sich bemühen — ohne Rücksicht auf die bisherigen religiösen Vorstellungen und Gebräuche, und namentlich mit Verwerfung alles Wunderhaften, mag es nun in der Bibel erzählt sein, oder aus anderen Quellen herstammen.

Erst durch die neuere Naturwissenschaft haben wir gelernt, daß nichts geschehen kann, was den Gesetzen der Natur, die keine Unterbrechung dulden, zuwider ist, daß also wirkliche Wunder niemals geschehen konnten. In früheren Zeiten nannte man das Außerordentliche, das man sich nicht zu erklären wußte, Wunder, und so sind von Wundern alle alten Geschichten voll. (Nach der katholischen Lehre geschehen auch jetzt noch immer Wunder).

Diejenigen Freidenkenden, welche zwar in der christlichen Gemeinschaft zu bleiben wünschen, sich hauptsächlich aber an das halten, was als echte Christuslehre angegeben wurde, werden als „Rationalisten" bezeichnet. — Andere Freidenkende verschmähen es, sich einer kirchlichen Gemeinschaft anzuschließen, glauben aber an eine geistige Welt und an eine sittliche Weltordnung, sie sind also Vernunftgläubige. — Diesen stehen entgegen die wirklichen Ungläubigen oder Materialisten, welche nichts für wahr halten wollen, was nicht auf der Erfahrung durch die Sinne beruht, welche also das sog. Geistige in dem Menschen nur als eine Wirkung des organisirten stofflichen Körpers (na-

mentlich des Gehirnes) betrachten, demnach die Selbstständigkeit des menschlichen Geistes leugnen, folglich auch keinen göttlichen Urgrund der Welt (keine übersinnliche Ursache aller Dinge und Erscheinungen), keine sittliche Weltordnung gelten lassen, den Glauben an geistige Fortdauer für Wahn erklären und endlich keinen wesentlichen Unterschied machen zwischen dem Menschen und den Thieren, zwischen menschlicher und thierischer Aufgabe und Bestimmung. — Für solche ist natürlich dieses Buch so wenig geschrieben wie für die, welche noch immer an vernunftwidrigen Religions-Lehrsätzen festhalten.



Ist Freiheit das höchste Gut?

In einem unserer öffentlichen Blätter lese ich: „Eines jeden Volkes höchstes Gut ist seine Freiheit." Da die gesammte Menschheit aus vielen Völkern besteht, das einzelne Volk aber aus menschlichen Wesen, welche in einer gewissen Weise mit einander verbunden sind: so muß jener Ausspruch seine volle Giltigkeit haben, wenn wir, ihn erweiternd, behaupten: Freisein ist für jeden Menschen das höchste Gut. Dadurch wäre die seit Jahrtausenden von den Philosophen und Moralisten so viel besprochene Frage, was das höchste Gut (summum bonum) sei, endgiltig entschieden. Sollen wir uns jedoch dieser Entscheidung unterwerfen?

Fragen wir, — mag es sich um ein ganzes Volk, oder um die Einzelnen handeln —: wer ist frei?, so müssen wir antworten: frei ist, wer thun kann, was ihm beliebt, — ohne Hinderung oder Nöthigung durch irgend einen anderen menschlichen Willen. Wir betrachten es also nicht als Unfreiheit, daß wir in jedem Augenblick dem Walten der Naturgesetze und so vielfach dem Drängen der Umstände unterworfen sind, und verlangen nur, daß unserem Wollen kein anderer menschlicher Wille sich entgegenstelle. Das mochte wohl ein Robinson auf seiner Insel fertig bringen, — schwerlich aber gelingt das Gleiche auch nur einem einzigen der 1400 Millionen Bewohner dieser Erde, von welchen jeder in solchen Beziehungen zu anderen Menschen steht, daß er nicht sagen darf: kein fremder Wille darf und soll in Das eingreifen, was mir beliebt. Wo bleiben wir also mit unserem Verlangen nach unbedingter Freiheit? Das höchste Gut muß doch ein solches sein, welches für Jeden erreichbar ist, wenn er die dazu nöthigen Anstrengungen macht.

Freilich ist die Freiheit eines Volkes ein so hohes Gut, daß zu ihrer Erringung und Erhaltung jedes einzelne Volksmitglied bereit sein sollte, Gut und Leben zu opfern, und die persönliche Freiheit ist so hoch anzuschlagen, daß nichts, was man von außen her dagegen bieten mag, sie ersetzen könnte; aber das höchste Gut ist weder die eine, noch die andere. Was macht die Freiheit werthvoll? Zweierlei: sie ist der menschenwürdigste Zustand, da unser gesammtes Streben und Handeln nur insofern bedeutungsvoll und anerkennenswerth ist, als es aus der Selbstbestimmung, also aus freiem Wollen, hervorgeht; doch die große Menge verlangt vielmehr deshalb nach Freiheit, weil sie der bequemste und behaglichste Zustand ist; fordert auch darum volksthümliche Unabhängigkeit, weil in dem durch fremde Gewalt bedrückten Volkswesen jeder Einzelne sich gedrückt fühlt. Da nun Jeder menschlich berechtigt ist, sein Dasein sich so behaglich zu machen, als es für ihn thunlich sein mag, also auch das widrig Empfundene zu entfernen: so ist es Keinem zu verargen,

daß er gegen die Stränge schlägt, die Fesseln zerreißt, ja jeder Art von Abhängigkeit sich zu entziehen sucht.

Bekanntlich dürfen wir heutzutage den Begriff „Volk“ nicht so eng begrenzen, oder auch so weit ausdehnen, wie früher; nicht als „Volk“ bezeichnen wollen „eine, durch gemeinsame Abstammung und Sprache und gemeinsames Geburtsland, durch gemeinschaftliche Entwickelung und Bildung, durch gemeinschaftliche geschichtliche Rückerinnerungen und Erlebnisse, durch verwandtschaftliche Beziehungen (in der Regel auch durch die gleiche vorherrschende Religion), und endlich durch Gemeinsamkeit der Verfassung und der Gesetze, geeinigte Gesammtheit von Menschen.“ Gerade nur das Letzte trifft zu, wenn das „Volk der Vereinigten Staaten“ in Betracht kommt, — mit Ausschluß des Letzten trifft das Uebrige zu, wenn man vom „deutschen Volke“ spricht, welches nur theilweise in gewissen Grenzen unter einer Reichsverfassung geeinigt ist.

Betrachten wir die Gesammt-Bevölkerung eines Landes mit festgestellten Grenzen, welche unter einer gemeinsamen obersten Verwaltung steht, als ein Volk, — sei es das Volk der kleinen Schweiz, oder das der hundert Mal größeren Ver. Staaten, — so erkennen wir des Volkes Freiheit darin: daß es von keiner anderen Macht in irgend einer Weise abhängig ist (es giebt also z. B. kein freies kanadisches Volk), und daß es im Volke selbst keine unverantwortliche Macht oder Willkürgewalt giebt. Daß ein Volk unter Regenten „von Gottes Gnaden“ kein freies sein kann, ist selbstverständlich: auf den Namen kommt es jedoch nicht an, und so könnte ein, von Wahlkönigen und selbst von Erbkönigen regiertes, Volk doch frei sein, wenn nur die Regenten verantwortlich gemacht werden können, also der Willkürherrschaft entkleidet sind.

Sehen wir uns nun unter der, in unseren Tagen nicht geringen, Zahl von Völkern um, welche sich der angegebenen Freiheit in gleicher Art zu erfreuen haben, und fragen: bringt ihnen allen die Freiheit auch die gleichen segensreichen Früchte? Vielleicht ist das Volk noch so unwissend und verblendet, oder so leichtsinnig und gleichgiltig, daß aus seiner Wahl unfähige oder selbstsüchtige und betrügerische Verwaltungs-Beamte, Richter und Gesetzgeber hervorgehen; in Folge davon ist die Verwaltung schlecht, die Gesetzgebung eine klägliche (man denke an Zwangsgesetze in Bezug auf Sonntagsfeier, Temperenz u. dgl.); durch sogenannte Ringe wird das Mark des Volkes ausgesogen; an die Stelle des echten Volksgeistes ist kleinliche, aber wüthige Partei-Leidenschaft getreten, und dabei ist die Masse ungeberdig und roh, sich wenig kümmernd um Gesetz und Ordnung: hat ein solches Volk mit seiner Freiheit „der Güter höchstes“ gewonnen? . . . Dagegen kann es geschehen, daß ein unverantwortlicher Machthaber Alles, den vorhandenen Umständen gemäß, so weise ordnet und lenkt, daß die mit fester Hand geleitete Menge nicht allein in ihrem

Wohlbefinden, sondern auch in Bildung und Gesittung erhebliche Fortschritte macht, und den Gewalthaber mit Recht als ihren Wohlthäter preis't. Auf der anderen Seite braucht man gar nicht zu fürchten, daß ein in Bildung hochstehendes Volk für längere Dauer sich einer unwürdigen Knechtung unterwerfen werde; wenn alle der Freiheit Würdigen zusammenstehen, sind ja die Fesseln leicht zu zerbrechen.

Wir kommen also zu dem Schluß: daß nicht die Volksfreiheit an sich das höchste Gut des Volkes ist, sondern ein Bildungszustand desselben, welcher es der Freiheit würdig macht und deren menschenwürdigen Gebrauch verbürgt.

Steht nun unbezweifelbar unsere Republik in allgemeiner Bildung über den anderen Freistaaten der neuen Welt, welche in die Freiheit erst noch hineinwachsen müssen, (ein Glück, wenn es dazu kommt!): so erfreuen doch auch wir uns noch bei Weitem nicht aller Früchte, welche die Freiheit bringen sollte, also nicht des höchsten Gutes. Viel weniger kommt es darauf an, daß einzelne Freiheiten noch mehr erweitert oder auch beschnitten werden, als darauf, die gesammte Masse auf eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung zu erheben, den rechten Bürgersinn zu wecken und die Auswüchse zu beseitigen, wonach alles Wünschenswerthe gleichsam von selbst sich ergeben wird. Auch wir sind noch im Tasten und Versuchen begriffen und warten noch auf die rechte Ernte der ausgestreuten Freiheits-Saat.

Kehren wir zurück zu den menschlichen Einzelwesen. Es mag Jemand sich in Verhältnissen befinden, welche einer völligen Ungebundenheit gleichkommen. Wird er dadurch veranlaßt, in Rohheit aufzuwachsen und lebenslang rohen Gelüsten zu fröhnen, so erweist sich seine äußere Freiheit wahrlich nicht als ein wünschenswerthes Gut. Oder sind unsere jungen Leute, bevormundet bis zu einem gewissen Alter, deshalb in Wirklichkeit zu bedauern, wenngleich eben diese überwachte Jugend-Zeit meistens als die freudenreichste Zeit des Daseins, welche die Meisten gern noch einmal zurückkaufen möchten, gepriesen wird? Also ist das bloße Freisein nicht das höchste Gut. Sehr viele Menschen leben in solchen Verhältnissen, daß sie für mehr oder weniger Stunden des Tages gewisse Arbeiten, und zwar nach genauer Vorschrift, zu verrichten haben, — ja, es giebt kaum einen Beruf, in welchem nicht Aufgaben zu erfüllen wären gegen Lust und Neigung. Muß nun solches Abhängigsein uns elend machen? Wer in das Nothwendige sich fügt mit dem klaren Bewußtsein, warum er es thut, ist keine Sklavenseele, und er mag ein hohes und höchstes Gut in sich selbst haben, unabhängig von allen äußeren Umständen: seinen klaren Blick, seine veredelte sittliche Gesinnung, seine Selbstbeherrschung und Selbstachtung.

In den philosophischen Schriften von J. F. Fries wird Seelenruhe als das höchste Gut bezeichnet. Damit kann nicht ein, der körperlichen Ruhe ähnliches, Aufhören der geistigen Thätigkeit

gemeint sein, sondern der Wegfall alles Dessen, was den innern Frieden und den vollen Einklang stören mag, also: kein quälender Zweifel, kein ungestilltes oder unstillbares Verlangen, keine widrige Aufregung durch Sorge, Furcht, Reue, Zorn, Haß, Neid u. s. w. Dies stimmt im Ganzen mit der Philosophie der Stoiker überein, welche vollkommenste Selbstbeherrschung fordert. Man kann einwenden, daß dieses höchste Gut doch eigentlich ein „negatives" ist, bestehend in dem Fernsein von Uebeln; auch, daß es nach der Natur des menschlichen Wesens und unter den so mannigfach verschiedenen und von unserem Wollen unabhängigen Umständen des Lebens im besten Falle nur theilweise zu erreichen ist.

Goethe sagt im vollsten Gegensatz zu dieser Lehre:

„Wenn Dir's im Kopf und Herzen schwirrt, was willst Du Beff'res haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben!"

Freilich ist weder das „Lieben" (das Verlangen), noch das „Irren" aus unserem Seelenleben auszutilgen, und wir müssen das höchste Gut anderswo suchen, indem wir zugleich uns sagen, daß es ein Ideal ist, welchem wir gradweise und in den verschiedensten Graden näher kommen mögen, — ganz erreichbar für Keinen. Das unserem Bestreben als höchstes Ziel Vorzuhaltende bleibt doch für immer: möglichst hohe geistige Bildung und sittliche Veredelung. Und dies gilt in gleicher Weise für die gesammte Menschheit, für jedes Volk, für jeden einzelnen Menschen. Dient dazu die Freiheit, so sei sie hochgeschätzt, zugleich — als ein wohlthuendes Selbstgefühl erweckend — den so vielfach geplagten Menschenkindern herzlichst gegönnt, und eifrigst vertheidigt. Die bloße Ungebundenheit ohne klares Verständniß, ohne sittliche Grundsätze, ohne Grundsatztreue und Selbstbeherrschung hat nicht den geringsten Werth. Wenn der geistig hochstehende Mensch in seinem Bewußtsein die Gewißheit hat: „ich kann thun, was ich will", so hat dies eine ganz andere Bedeutung, als wenn der rohe Strolch das Gleiche zu sich selber sagt. „Frei sein" ist nicht das Beste; denn „der Freiheit würdig sein" ist besser.

Man sollte denken, daß wenn das nur der Menschheit höchstes Gut wäre, ihr mit dem Fortschreiten über die rohen Naturzustände immer mehr davon hätte zufallen müssen. Doch gerade das Umgekehrte ist geschehen. Die urthümlichen Menschen waren so frei, wie heute noch die Vögel unter dem Himmel und wie der Löwe in der Wüste; mit der Beseitigung des Urzustandes stellte eine Beschränkung nach der anderen sich ein. Nun ist es unsere Aufgabe, durch fortschreitende Bildung die verlorene Freiheit Stück um Stück wieder zurückzuerobern, indem wir mittels vieltausendjähriger Anstrengung — man nennt es „Kulturkampf", — an die Stelle roher Ungebundenheit ein menschenwürdiges Freisein setzen, sich darstellend als vernünftiges und gesittetes Menschenthum.

Beiträge zur Verständigung über ernste Fragen.

I.

Radikalismus.

a) Der theoretische Radikalismus.

Radikalismus bedeutet das Bestreben, das Ungehörige oder Verwerfliche mit der Wurzel auszurotten. Das Verwerfliche besteht entweder in Neigungen und Ansichten, oder in Thaten und in menschlichen Einrichtungen. Deshalb kann der Radikalismus ein zweifacher sein: ein theoretischer und ein praktischer. Der erstere verlangt, daß alle menschliche Erkenntniß zu einem unbezweifelbaren Wissen gemacht und so Vorurtheil, Irrthum und Streit aus unserer Gedankenwelt für immer entfernt werden; der letztere fordert die Herstellung solcher menschlichen Zustände und solche gesellschaftlichen Einrichtungen, welche nichts zu wünschen übrig lassen. Die Menschheit soll vollkommen weise und glücklich gemacht werden.

Der Radikalismus ist berechtigt, insofern er uns ein Ideal vorhält, welchem uns zu nähern — so weit es unter den gegebenen Umständen möglich ist — unsere höchste menschliche Aufgabe bildet; er irrt, wenn er die ganze Vergangenheit mit ihrem Irren und Fehlen gleichsam mit einem Schlage in eine fehlerlose Gegenwart umwandeln zu können glaubt, auch wenn er der Aufstellung gewisser Lehrsätze, in dem Vorschlage gewisser Maßregeln Etwas, das keiner Verbesserung mehr fähig sei, gegeben zu haben meint, da wir vielmehr zufrieden sein müssen, „von der großen Schuld der Zeiten" (nach Schiller) fort und fort kleine Theilchen auszutilgen, und für alle künftigen Zeiten ein weites Feld des Fortschrittes und der Verbesserungen werden offen lassen müssen.

Betrachten wir vorerst den theoretischen Radikalismus genauer. Unsere Erkenntniß der Dinge soll so richtig sein, daß kein Zweifel aufkommen könnte; aus dem Glauben, Meinen, Wähnen soll ein unbedingtes Wissen werden, da dann die Vorstellungen, Begriffe und Urtheile Aller die gleichen sein müßten. Wird es jemals dazu kommen?

Unsere erste noch dunkle Erkenntniß geht von dem sogenannten Gemeingefühle aus; es läßt uns unseren eigenen Zustand empfinden, und diese unmittelbare Erkenntniß ist zwar frei von Irrthum, aber durchaus nur individuell oder persönlich, — unübertragbar.

Allmälig nun kommen mehr und mehr durch die Sinne Eindrücke von äußeren Dingen zur inneren Vorstellung, und weil wir instinktiv darauf angewiesen sind, unseren Sinnen zu vertrauen, so zweifeln wir nicht, daß die Dinge so sind, wie wir sie sehen, hören 2c., während doch leicht sich nachweisen läßt, daß solches Vertrauen (solcher Glaube) vielfach uns täuscht, daß also die Sinnes-Eindrücke (die sog. Erfahrung) kein unbedingtes Wissen schaffen können. Der Sinnes-Eindruck bedeutet nichts für das Erkennen, wenn er nicht durch eine innere (seelische) Thätigkeit zu einer bewußten Vorstellung gemacht wird, woraus dann Begriffe, Urtheile und Schlüsse gebildet werden, welchen die Erkenntniß gemäß ist. Die Erfahrungs-Erkenntniß ist also keineswegs eine einfache, unmittelbare und darum allgemein gültige, sondern eine vermittelte, abgeleitete, unvermeidlich mehr oder weniger individuell gefärbte, der fortlaufenden Verbesserung fähig, wie die Erfahrungen sich mehren und zugleich genauer werden, niemals zu Ende gebracht, weil von Niemanden alle möglichen Erfahrungen und Beobachtungen gemacht werden können. Unrichtiges mag durch längere und allgemeinere Erfahrung immer mehr beseitigt werden, — statt der vollen Wahrheit giebt uns aber die Erfahrung doch nur die größere Wahrscheinlichkeit, denn sie hat es mit der Erscheinung, nicht mit dem Wesen der Dinge zu thun. —

Sehen wir uns die Sache genauer an. Die Sinne mögen nicht nur mangelhaft sein in einzelnen Fällen, sondern auch die gesundesten und schärfsten sind jedenfalls unvollkommene Werkzeuge; denn wir können sie künstlich verstärken — zum Theil bis zu einem staunenswerthen Grade —, sie bleiben aber trotzdem gegenüber der Unendlichkeit der Dinge, welche zu beobachten wären, in einem sehr engen Kreise von Wirksamkeit.

Jede Art von Erkenntniß muß etwas in sich Zusammenhängendes sein ohne inneren Widerspruch. Halten wir nun unsere Sinne offen— wie das Thier es thut —, so strömen Empfindungen der mannigfachsten Art in uns ein und würden nichts hervorbringen als ein buntes Gemisch von Eindrücken, aus welchen eine Erkenntniß nur erst werden kann durch hinzu kommende Seelenarbeit: durch Vergleichen, Zusammenstellen und Ordnen. Diese innere Arbeit verrichtet Jeder mehr oder weniger in eigenthümlicher Art, und so bringt, wie wir täglich sehen, die gleiche äußere Erscheinung nicht die gleiche innere Anschauung hervor.

So wenig geben uns die Sinne eine unmittelbare Erkenntniß der Dinge, daß wir ihre Eindrücke — was beständig unbewußt geschieht — uns gleichsam erst übersetzen müssen, damit sie zu einer inneren Anschauung werden, die allein für uns faßlich ist. In unserer Zeit weiß man ja, daß es draußen in Wirklichkeit das nicht giebt, was wir Licht, Schatten und Farben nennen, sondern nur Aetherschwingungen, welche beständig das Weltall durchzittern. Erfolgen

diese nicht schnell genug, so haben wir für das Auge die Empfindung und im Innern die Vorstellung von Dunkelheit oder Schatten. Sie mögen aber erfolgen mit einer Schnelligkeit von vielen Hunderten von Billionen in einer Sekunde, und dann bringt dieses von der Netzhaut des Auges empfundene Aetherzittern je nach dem Maße seiner Schnelligkeit in unserem Inneren die Vorstellung von Licht und den vielfach verschiedenen Farben hervor. — Auf einer anderen Art von Schwingungen beruht die dem Lichte nahe verwandte Wärme. Nicht eigentlich sind die Körper warm oder kalt, sondern von schnelleren oder langsameren Aetherschwingungen durchzittert; diese Schwingungen theilen sich unseren empfindenden Nerven mit, welche den Eindruck in das Gehirn übertragen, wo nun die Vorstellung von Wärme, Hitze, Kühle und Kälte entsteht. — Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Schalle und den Tönen; sie bestehen nur in unserer Vorstellung; denn außerhalb unserem Ohre herrscht ewige Grabesstille, wogegen beständig draußen wellenförmige Luftschwingungen stattfinden. Erfolgen diese zu schwach oder zu langsam, so machen sie auf unser Ohr gar keinen Eindruck; erfolgen deren bei der nöthigen Stärke sehr viele in einer Sekunde, so gewinnen wir die Vorstellung von hohen, im umgekehrten Falle von tiefen Tönen. Auch bei der vollständigsten Musik fliegen draußen nur Luftwellen durcheinander, die unser Trommelfell in die entsprechende Bewegung setzen; die Empfindung und Vorstellung von Melodie und Harmonie ist die seelische Uebersetzung dessen, was an sich nichts Anderes als Bewegung ist. — Ebenso verhält es sich mit den übrigen Sinnen. Zucker und Essig sind nicht an sich süß und sauer; bestehen sie doch aus den gleichen geruch- und geschmacklosen Elementen (Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff), nur in verschiedenem Verbindungs-Verhältniß. Dieses Verhältniß empfinden wir durch Geschmack und Geruch und haben dann zugleich in der Seele die Vorstellung, welche wir mit den genannten Ausdrücken bezeichnen. — Daraus sollte Jedem klar werden, daß wir durch unsere Sinne nicht unmittelbar die Dinge erkennen, wie sie sind, sondern wie sie nach unserer Gesammt-Organisation uns erscheinen müssen. Wir leben wirklich in einer Traumwelt.

Dazu kommt, daß wir gegen falsche Sinneseindrücke beständig zu kämpfen haben. Wir überwinden dieselben durch wiederholte Beobachtung, zum Theil auch nur durch die allerschwerste Denkarbeit. Das Kind mag nach dem Monde greifen, und von dessen Größe, noch mehr von der Größe der Sonne und der Sterne hat jeder weniger Gebildete, indem er dem Sinneseindruck folgt, jedenfalls eine irrige Vorstellung. Viele Jahrtausende lang ließ man, dem Augenscheine vertrauend, Sonne, Mond und Sterne im Osten aufgehen und nach Vollendung ihres Laufes am Himmelsbogen hin im Westen niedersinken. Welcher geistige Kämpfe hat es bedurft, um den Augenschein Lügen zu strafen, d. h. sicher zu stellen, daß es mit den

Himmelskörpern sich nicht wie mit dem Vogel verhält, welchen wir da auffliegen und dort sich niedersetzen sehen! — Welche allgemeine Befriedigung gewährte den Denkenden die Newton'sche Gravitationslehre! Man glaubte, darin eine Art von Lösung des Welträthsels gefunden zu haben. Von jeher konnte man das Fallen der Körper beobachten und schrieb es ihrer Schwere zu; das war aber keine Erklärung und keine Erkenntniß. Beide gab Newton durch die seiner Geistesarbeit entsprungene Lehre, daß die Atome der Körper nach gewissen Gesetzen einander anziehen bis in die weitesten Fernen. Ist nun Newton's scharfsinniges Denken endgültig? Spiller beweist, daß es gar keine Anziehungskraft der an sich kraft- und bewegungslosen Atome und der daraus zusammengesetzten Körper giebt, daß vielmehr die ganze sog. Gravitation auf dem Drucke des Weltäthers beruht. Wir waren also getäuscht.

In dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften ist freilich die sinnliche Erfahrung und Beobachtung unentbehrlich; falsch aber ist die radikalistische Behauptung, daß unsere Erkenntniß allein der Erfahrung zu verdanken sei. Nur indem die letztere geordnet, berichtigt und verständig verglichen wird, ergiebt sich durch mühsame Denkarbeit eine wirkliche Erkenntniß, welche aber niemals als abgeschlossen wird betrachtet werden dürfen, weil eben das Gebiet der möglichen Erfahrungen und folglich des Denkens darüber ein unendliches ist. Der Radikalismus hat in Bezug auf die Kenntniß der Welt, in welcher wir leben, kein abgeschlossenes Wissen anzubieten und muß zufrieden sein mit dem Bestreben, unsere Kenntniß der Dinge und der im Weltall herrschenden Naturgesetze stets zu erweitern und vielfach zu berichtigen.

* * *

Gehen wir zu einem anderen Gebiete des menschlichen Wissens über, zu dem wichtigen Gebiete der Geschichte. Es ist die Geschichts-Kenntniß mit der Natur-Kenntniß insofern verwandt, als die eine und die andere uns von außen zukommt, also von der sog. Erfahrung ausgeht. Früher gemachte Beobachtungen haben sich theilweise erhalten — hauptsächlich mittelst schriftlicher Aufzeichnungen, und so ist auch eine Kenntniß vergangener Dinge, Zustände und Vorgänge für uns möglich. Können wir es dabei zu einem zweifellosen Wissen bringen? Die Quellen unserer Geschichtskenntniß sind um so dürftiger, je älter sie sind. Ist die vollkommen richtige Beobachtung der Dinge und die unbefangenste Darstellung des Beobachteten noch jetzt schwierig, so muß dies vor langer Zeit noch viel mehr der Fall gewesen sein. Wir haben also über den Werth unserer Geschichts-Quellen, und über den Inhalt der Ueberlieferung unser Urtheil zu fällen, und dies thut Jeder von seinem besonderen Standpunkte aus. Wir wissen aber, daß die Urtheile über dieselbe Sache, denselben Vorgang, dieselbe That sehr von einander verschieden sein mögen, weil das menschliche Innere

zwar bei Allen ein ähnliches, dagegen bei keinen zwei Individuen ein ganz gleich besaitetes, gleich gestimmtes, gleich tönendes Wesen ist. Aus dieser ganzen inneren Stimmung nur, keineswegs allein aus logischen Folgerungen gehen unsere Anschauungen, deshalb unsere Urtheile und zugleich unsere Handlungen hervor. So nur erklärt es sich, daß es Parteien giebt, während — genauer genommen — jeder Einzelne eine Partei für sich selbst bildet. Die Partei ist eine Vereinigung von ähnlich Gestimmten.

So sind also unsere geschichtlichen Anschauungen meistens dreifach vermittelt: die ursprüngliche Mittheilung war individuell beeinflußt, unser Geschichtslehrer ist es in Bezug auf sein Urtheil über den Werth der Urkunden und über das Mitgetheilte selbst; wir, die Lernenden, sind beeinflußt durch unsere geistige Eigenart, — und so könnte man fast sagen, daß Jeder seine eigene Weltgeschichte macht.

Man vergleiche außer Anderem die weit abweichenden Urtheile über hervorragende Personen der vergangenen Zeit, über Moses, Jesus, Paulus, Mohammed, Luther, Cäsar, Karl den Großen, Friedrich II., Napoleon I. 2c. Wie wird man künftig über Bismarck und andere Größen unserer Tage urtheilen? Kein radikaler Machtspruch, welcher ja jedenfalls persönlichen Eindrücken und Stimmungen entfließt und höchst einseitig sein mag, kann gebieten, was und wie wir über das Vergangene denken sollen, dessen richtigere Erkenntniß vielmehr eben wohl niemals abzuschließen ist.

Wir kommen nun zu einem Erkenntniß-Gebiete, in welchem die äußere Erfahrung nur eine Nebenrolle spielt, die innere Beobachtung aber für immer die Hauptsache bleibt; es gilt nun die Thatsachen des Bewußtseins und die Erforschung des Seelen- und Geisteslebens. In dieser Beziehung hat der dem modernen Materialismus folgende Radikalismus vollständig Bankrott gemacht, indem er die Wesenheit des geistigen Lebens leugnete und alles sog. Geistige für durch physikalische, chemische und physiologische Wirkungen hervorgebrachte Erscheinungen erklärte, demgemäß Willensfreiheit und sittliche Verantwortlichkeit als leeren Wahn bezeichnete und das menschliche Wesen zu einer von der ewigen Nothwendigkeit bewegten Maschine stempelte. Auch in diesen Wirrwarr hat Spiller besseres Licht gebracht, indem er die Selbstständigkeit des Seelenwesens gegenüber dem atomistischen Gebilde des Leibes — in Uebereinstimmung mit der althergebrachten Anschauung — wissenschaftlich feststellt. In diesem Betrachte war mir selbst Spiller's Lehre nichts Neues.

Wir sollen Menschenkenntniß sammeln, indem wir das menschliche Treiben in seinen mannigfachen Erscheinungen beobachten (also durch äußere Erfahrung); wir würden aber das Menschliche außerhalb uns selbst gar nicht verstehen, wenn es nicht in uns einen Widerhall fände, weshalb Niemand die Anderen verstehen kann, der

nicht vorerst sich selbst zu verstehen gelernt hat, was aber keine leichte Sache ist.—Durch ernste Selbstbeobachtung (innere Erfahrung) gelang es einzelnen Denkern, von dem ganzen Seelengetriebe, von den es bewegenden Kräften und von den Gesetzen dieser Bewegung ein anschauliches Bild zu geben, eine sogenannte Psychologie oder Geisteslehre aufzustellen. Das Bild wird um so richtiger sein, je mehr der Forschende das allgemein und gleichmäßig Menschliche im Auge behält und das endlos verschiedene Individuelle an die geeignete Stelle verweist.

Diese Wissenschaft, gepflegt seit Jahrtausenden, hat bereits einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt, obzwar sie nicht zu einem unbedingten (radikalen) Wissen erhoben werden kann, vielmehr für immer den Beweis ihrer Richtigkeit in der Berufung auf das Selbstbewußtsein aller Anderen suchen muß. Man kann Keinem faßlich machen, was Denken, Phantasiren, Wollen, — was Gefühl, Affekt, Leidenschaft, — was Schönheitssinn, Andachtsgefühl, Pflichtgefühl, Ehrgefühl, Gewissensruhe und Unruhe, Wohlwollen, Aufopferungsfähigkeit u. s. w. ist, wenn er nicht dies Alles in sich selber findet; ja, man kann Keinem beweisen wollen, daß das Schöne und Gute werthvoll, das Gegentheil davon verwerflich, daß ein logischer Satz richtig ist, oder auch nur, daß jede Wirkung eine Ursache haben müsse, wenn er Widerspruch dagegen einlegt. Handeln doch in der That die Menschen vielfach Allem entgegen, was wir Anderen hochhalten, erfreuen sich am Gemeinen und Schmutzigen, treten ihre Pflicht mit Füßen, vergöttern den Unsinn und verfahren so, als ob nicht in ihrem Thun die Ursachen nothwendiger Folgen lägen.—Die Geisteslehre hat also, indem sie noch immer mehr sich abklärt, vor Allem die Aufgabe, sich ein möglichst weites Gebiet unter der Menge zu erobern, sie zum Verständniß ihrer selbst zu erheben, und sie sollte, in faßlicher Weise vorgetragen, in keinem Unterrichte fehlen. Wer Alles verstände, nur sich selbst nicht, dürfte gewiß seines Wissens sich nicht rühmen wollen.

Man hat oft gefragt, ob es „angeborene Ideen" gebe. Als fertig bringt der Neugeborene nichts Anderes mit als gewisse Naturtriebe, welche sofort sich bemerkbar machen, sodann aber die vorerst schlummernde Fähigkeit, alles eigentlich Menschliche — Denken, Fühlen und Wollen, also auch die Ideen des Wahren, Schönen und Guten — in sich selbst heranzubilden. So wenig aus dem Weizenkorn ein Hanfstengel hervorwachsen kann, so wenig kann man von außen Etwas in das menschliche Wesen übertragen, wofür keine Naturanlage vorhanden ist. Die naturgemäße innere Entwickelung mag aber — wie bei dem Samenkorne — durch begünstigende Umstände wesentlich gefördert, oder sie mag gehemmt werden, ja es mag zu einer völligen Ausartung, oder doch sehr mangelhaften Ausbildung kommen.

Alle sog. philosophischen Wissenschaften (Logik, Metaphysik, Aesthetik, Ethik, Naturrecht, sowie die mehr in das Praktische übergreifenden: Pädagogik, Politik etc.) fußen auf der Seelenkunde und sind nichts mehr als weitere Ausführungen psychologischer Lehrsätze. Ein unendliches Feld für weiteres Denken über diese einfachen Sätze liegt vor uns, dieses Denken selbst aber wird immer mehr oder weniger individuell gefärbt sein, weshalb die verschiedenen philosophischen Systeme entweder wirklich einander widersprechen, oder doch dies zu thun scheinen. Jedenfalls regen solche Bemühungen zu weiterem Denken an, und so beseitigen wir doch einen Irrthum nach dem anderen und kommen der Wahrheit, verschleiert, wie sie ist, Schritt um Schritt näher. Dieses einzig thunliche Verfahren ist jedoch für den Radikalismus, welcher Alles fertig vorliegend verlangt, ein zu langsames, und er weist deshalb meistens das Philosophiren mit einer Art von Hohn zurück.

Endlich stellt sich uns eine völlig radikale Wissenschaft dar, die Mathematik, welche nichts von Zweifel und Meinungsverschiedenheit aufkommen läßt, durch die immer unsichere Erfahrung, oder durch individuelle Stimmung nicht im Mindesten beeinflußt wird. Ja, wenn doch Alles sich mathematisch genau beweisen ließe! Alles radikale Verlangen der Art scheitert an der Einrichtung der Natur und unseres geistigen Wesens, und so bleibt das Denken und Forschen in Bewegung, nachdem auch alle arithmetischen und geometrischen Aufgaben gelöst sind. — Auch die Mathematik geht von der Psychologie aus; sie beginnt mit ganz einfachen, dem gesunden Menschenverstande sich von selbst verstehenden Sätzen, und errichtet auf diesen gemäß Denkgesetzen, welchen nur ein Verrückter widersprechen könnte, ein Gebäude des Wissens von unendlicher Ausdehnungs-Fähigkeit, indem sie zugleich praktische Fragen stets sicher entscheidet und für die gründlichere Naturkunde sich als unentbehrlich erweist. — Indem wir nun ein mathematisch geordnetes Weltall kennen lernen, muß das Verlangen nahe liegen, auch auf die Behandlung der übrigen Wissenschaften die mathematischen Regeln anzuwenden. Der scharfsinnige Herbart machte diesen Versuch in Bezug auf die Psychologie und die Moral, schlug aber damit fehl; denn unser menschliches Bewußtseins-Leben ist kein mathematisches Problem. Das ist es, was der Radikalismus sich merken sollte.

---

b) Der praktische Radikalismus.

Nachdem ich einen Ueberblick über die verschiedenen Zweige menschlicher Erkenntniß zu geben und zu zeigen versucht habe, daß die Forderung unbestreitbaren Wissens nur auf einen kleinen Theil dieser Erkenntniß anwendbar ist, also Das, was wir Meinen und

Glauben nennen (Letzteres nach seinem richtigen, nicht im orthodoxen Sinne) niemals auszuschließen sein wird, begebe ich mich auf das noch weit schwierigere Feld des praktischen Radikalismus, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, alle Uebel in der Welt mit Stumpf und Stiel auszurotten, was der Herbeiführung paradiesischer Zustände gleich käme. Theilen wir die uns drückenden Uebel — der Uebersicht wegen — in 4 Klassen: physische, moralische, politische, soziale.

Ich beschuldige den Radikalismus nicht, daß er die Beseitigung aller in der Natur-Einrichtung liegenden Uebel ernstlich bezwecke. Da sind Krankheiten und Tod; Hitze und Kälte und zahllose andere widrige Naturvorgänge; mühselige Arbeit, Entbehrung und Sorge; Verluste, getäuschte Hoffnungen, vergebliches Sehnen u. s. w. Kein Vernünftiger behauptet, daß dagegen sich mehr thun lasse, als in dem einen Falle das Eintreten des Uebels zu verhüten, in dem anderen, es möglichst zu mildern, in der Mehrzahl der Fälle, es durch geistige Kraft zu überwinden, d. h. es zu ertragen. Durch allerwärts stetig fortgesetzte Anstrengung mögen der Uebel weniger, oder sie mögen weniger empfindlich gemacht werden, jedenfalls aber bleiben sie eine im Ganzen unabwendbare Zugabe zu unserem menschlichen Dasein.

Viel bedeutender sind die moralischen Uebel; denn sittliche Verworfenheit ist weit schlimmer als Krankheit, Tod und jedes andere Ungemach. Indem ich hier auf die Begründung der sittlichen Anforderungen nicht näher eingehe, bemerke ich nur, daß die sittlichen Uebel eine ganz natürliche Quelle haben, nämlich: die uns angeborene und nothwendige Selbstliebe, welche in gemeine Selbstsucht ausarten mag; die wechselnden Gemüthsstimmungen, indem Liebe, Wohlwollen, Mitleid in deren Gegentheil, in Zorn, Haß, Neid ꝛc. sich verkehren mögen; die natürlichen Neigungen, wenn sie, zur unbeherrschten Leidenschaft werdend, die Uebertreibung veranlassen. Von allem Genannten in dem menschlichen Wesen läßt sich nichts wegnehmen, ohne daß es aufhörte, zu sein, was es ist; die sog. Versuchung, welche ihre Quelle in uns selbst hat, läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Alles, was wir thun können, ist: durch Gewöhnung, Belehrung, Vorbilder, Umgang bester Art, geeignete äußere Verhältnisse und—im verzweifelten Falle—durch Bestrafung die Menschen dahin zu bringen, daß sie in allem ihrem Thun ein gewisses richtiges Maß nicht überschreiten und durch das erweckte Gefühl ihrer Menschenwürde die niedrige Begierde zügeln lernen.

Hier sei eines Irrthums erwähnt, in welchen die Erzieher in unserer Zeit vielfach verfallen; sie sehen wohl ein, daß in den Zöglingen eine sittliche Stimmung geweckt werden muß, was nicht geschehen kann — wenn mehr als eine bloße Abrichtung bezweckt wird —, ohne daß wir ihnen sittliche Begriffe und Grundsätze beibringen, meinen aber, daß dies gelegentlich geschehen könnte und sollte. Die

Volkslehrer der alten Zeit — Moses, Confucius, Jesus, Sokrates, Cicero, Seneca u. a. m. — stellten bestimmte sittliche Vorschriften auf — entweder in kurzen Sätzen (wie die bekannten zehn Gebote) oder auch mit weiterer Ausführung —, und wer wollte leugnen, daß damit, indem diese Vorschriften sich der Menge einprägten, dem sittlichen Fortschritte wesentlich gedient wurde? Es ist bekannt, welchen mächtigen Umschwung die von Kant aus seinem sog. „moralischen Imperativ“ mit philosophischer Schärfe hergeleiteten sittlichen Vorschriften in weiten Kreisen hervorbrachten; dem im ganzen Volke damals erwachenden ernsteren Denken und Streben ist zum Theil die Kraftanstrengung zuzuschreiben, durch welche napoleonische Willkür-Herrschaft gebrochen wurde und Deutschland wieder aus tiefster Erniedrigung sich erhob.

Wer das Glück hatte, von einem verständigen und der Wichtigkeit seiner Aufgabe sich bewußten Lehrer einen übersichtlichen und zusammenhängenden sittlichen Unterricht zu erhalten, wird diesen Eindruck auch selbst in den späten Lebensjahren nicht vergessen. Alles zusammenhängend Gegebene hat einen großen Vorzug vor dem stückweise und gelegentlich Mitgetheilten; es prägt sich tiefer ein, wird zum wirklichen Geistes-Eigenthum und zu einer festen Regel, an welcher auch der noch kindliche Mensch sein eigenes Bestreben und Handeln prüft, mit welcher er nicht in Widerspruch treten mag. — So war es denn richtig, daß seit vielen Jahrhunderten überall, wo man Schulen einrichtete, die Sittenlehre zu einem wesentlichen Zweige des Unterrichts gemacht wurde, und wie mangelhaft auch immer dieser Unterricht war und noch ist, war und ist er doch etwas Besseres, als die völlige Beseitigung jeder geordneten Anleitung der Art aus der den Zöglingen zu ertheilenden Belehrung.

In Bezug auf unsere Volksschulen wird als Grund für solche Beseitigung mit Recht angeführt, daß der sittliche Unterricht dazu mißbraucht wird, den Zöglingen zugleich damit gewisse Glaubenssätze einzuprägen. Von der Kirche ging in den christlichen Ländern die Schule aus, wurde von ihr gepflegt und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Sittenlehre in engster Verbindung mit der Glaubenslehre vorgetragen wurde. So lange die letztere von der Menge als richtig anerkannt wird, ist dagegen nichts einzuwenden. In unserem Lande ergab sich neuerdings die Nothwendigkeit — in Folge von verschiedenen Sekten-Gläubigen — die Volksschulen von aller kirchlichen Einmischung unabhängig zu machen und damit wurde auch der Moral-Unterricht als besonderer Lehrgegenstand ausgeschlossen. Man will es den Lehrern überlassen, bei der Erklärung der Lesestücke, beim Geschichtsunterricht 2c. sittliche Mahnungen einzuflechten und das sittliche Gefühl der Zöglinge theils dadurch, theils durch die Schul-Disciplin zu wecken. Dies sollte freilich geschehen, ersetzt aber nicht den geordnet, zusammenhängend und übersichtlich

gegebenen (den sog. systematischen) Unterricht, in welchem keine Lücke bleiben darf, welcher sowohl des klaren Verständnisses wie des Gefühles sich bemächtigt.

Die Sittenlehre ist ein Zweig der sog. philosophischen Erkenntniß (nicht etwa eine bloße Zweckmäßigkeitslehre, wie die Materialisten behaupten), sich stützend—wie bereits bemerkt wurde—auf die Seelenkunde, und muß deshalb von gewissen Prinzipien ausgehen, um als geordnetes Ganzes (statt als ein Zusammenfädeln des Verschiedenartigsten, wie die zehn Gebote) sich darzustellen. Dies ist keine leichte Sache, und selbst ein Kant hatte seine Noth damit; in den gewöhnlichen Katechismen ist die Sache meistens sehr ungeschickt angefaßt. Ich habe in meiner „Geisteslehre" den Versuch gemacht zu einem kurzen und bündigen, *systematischen* und zugleich leicht verständlichen Vortrage der Sittenlehre und wünsche, daß der verständigste Theil unserer Lehrer mein Verfahren prüfe und, wenn es thunlich und nöthig ist, etwas Besseres an dessen Stelle setze. Jedenfalls bin ich der Meinung, daß etwas dem von mir Gegebenen Aehnliches unter den Lehrgegenständen in unseren Schulen nicht fehlen sollte. Glaube ich doch gezeigt zu haben, wie die Sache sich thun läßt ohne irgend eine Beimischung der so mannigfach verschiedenen Glaubenslehren.

Die Sittlichkeit beschränkt sich keineswegs darauf, daß nicht durch Uebertretung ihrer Gebote *Andere* geradezu (direkt) beschädigt werden. Wie weit darf und soll nun die Gesellschaft (der Staat) gehen, um den Einzelnen die Selbstbeschädigung zu verwehren, auch die Erwachsenen in ihren Neigungen und Bestrebungen zu bevormunden? Dies ist eine offene Frage, welche man je nach der zeitweilig vorherrschenden Stimmung der Menge entscheiden wird. Wie gegen Sonntags-Zwang, sträuben *wir* uns auch gegen den „Temperenz-Unfug"; wollen wir auch gegen das Verbot unzüchtiger (obscöner) Bilder, Bücher und Reden, gegen Maßregelung der Spielhöllen, der Prostitutionshäuser 2c. und dagegen protestiren, daß man, wenn es noch thunlich ist, Einen am Selbstmord verhindere? Wollen und dürfen wir dem Verschwender einen Vormund setzen? Und welche genau zu ziehende Grenzlinie ließe sich angeben?

Man könnte sagen: Es ist besser, daß man durch irgend eine Art von Zwang die Menschen gegen sich selbst zugefügtes Unheil und gegen sittliche Verwilderung schützt, als daß man sie in ihrem tollen Leichtsinn gewähren läßt. Man kann aber die Menschen nicht positiv glücklich machen, weil Jeder es sein will in der von ihm selbst erstrebten Weise, — und die Sittlichkeit hat gerade darin ihren Werth, daß sie ein Ergebniß des eigenen freien Antriebes ist. Es wird also in beiden Richtungen schwerlich sich mehr thun lassen, als — ohne widrige Verletzung des Selbstgefühles — die Ursachen und Veranlassungen des verkehrten Handels möglichst fern zu halten und den besseren und ehrenhaften Sinn zu wecken.

Monismus und Dualismus.

Mein eigenes Forschen hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß es eine Mittelstufe zwischen dem physikalischen Materialismus und dem auf dem Dualismus fußenden Idealismus nicht geben kann; entweder das Eine oder das Andere — ganz und gar.

Wenn es nichts anderes Wesenhaftes im Weltall giebt, als die körperbildenden Atome, welche sich zu Molekülen vereinigen, die wieder die verschiedenartigsten Gruppirungen bilden mögen, — und wenn alle Veränderungen, alle Bewegung, alle Lebenserscheinungen — auch die höchsten, — die geistigen — ausgehen von Kräften, welche an die Atome gebunden sind und in Folge ihrer Gruppirung Wirkungen der verschiedensten Art hervorbringen, dann haben wir allerdings eine einheitliche Weltanschauung, aber mit ihr nichts Anderes in Allem, was vorgeht, als eine eiserne Nothwendigkeit. Es besteht dann kein wesentlicher Unterschied in der Atomen-Wirkung, durch welche der Regentropfen fällt, die glühende Lava dem Krater entfließt 2c., und der Gehirnfaser-Bewegung, durch welche ein Shakespeare'sches Drama, ein „Lied von der Glocke", eine „Kritik der reinen Vernunft" u. s. w. entsteht, oder durch welche eine Winkelried's That oder ein Judas-Verrath hervorgebracht wird. Wir haben es allein mit physikalischen Vorgängen zu thun, an deren unverbrüchlicher Nothwendigkeit nichts abzumakeln ist, indem wir uns selbst beständig die Lüge vorhalten, daß einem gewissen Ich — einer Molekülen-Gruppe, zusammengewürfelt etwa durch chemische Anziehung — entweder ein Verdienst zukomme, oder eine Verantwortlichkeit aufgebürdet sei. Wie der Giftpilz und die Rose, so sind auch die von uns entweder verabscheuten oder höchst gepriesenen menschlichen Thaten in der gleichen Natur-Nothwendigkeit begründete physikalische Erscheinungen. — Das ist folgerechter Monismus.

Kant kann nicht umhin — um die Thatsachen des Bewußtseins zu retten, welche er zu klarer Anschauung bringen wollte —, die Seele für eine Substanz zu erklären, entgegengesetzt den anderen sinnlich faßbaren substantiellen Dingen, ohne auf eine nähere Erklärung des übersinnlichen Seelen- oder Geisteswesens einzugehen. Das Gleiche hatten vor ihm seit vielen Jahrhunderten nicht nur die Denker, sondern besonders auch die Frommgläubigen gethan, und noch heute ist ja in jedem Katechismus zu lesen: „Der Mensch besteht aus zwei Theilen, aus Leib und aus Seele u. s. w." Niemand kann es den, an die Thatsachen scharfer Naturforschung sich haltenden Materialisten verargen, zu fragen: Was wißt ihr denn von einer Seelen-Substanz? Wir zerlegen genau Alles, was thatsächlich zum Aufbau eines menschlichen Individuums gehört, und finden durchaus nichts Anderes, als

was weiter in Elementar-Atome sich zerlegen läßt, und eine gewisse Gruppirung derselben bildet und erklärt Alles, was ein menschliches Einzelwesen in seinem zeitweiligen Bestehen sein und thun mag.

Ich gebe zu, daß die dualistische Lebensansicht — mag sie auch noch so sehr einer inneren Forderung entsprechen — hoffnungslos wäre, hätte nicht gerade eine neuere Naturphilosophie (nicht eine Kant'sche, Fichte'sche oder Hegel'sche Abstraction) uns auf die richtige Spur geführt.

Die Naturforschung hat es mit dem sinnlich Faßbaren zu thun; redet sie von „Kraft", so muß sie anerkennen, daß sie bereits auf eine Abstraction sich einläßt, denn Kraft ist nichts Wesenhaftes, ist nur die gedachte Ursache einer Wirkung, welche Ursache, wie wir voraussetzen, in dem Wesen einer gewissen stofflichen Verbindung gegeben ist.

Redeten nun die bisherigen Denker, um nicht die Erklärung des Welträthsels, des Vorhandenseins von Leben, Empfindung, Geist u. s. w. an das Spiel von Atomen-Verbindungen knüpfen zu müssen, von einem sog. „Sein an sich", oder „absoluten Sein", oder einer unerforschten Grundursache aller Dinge (wofür die große Menge den gangbaren Begriff „Gott" hat), so sagten die Materialisten mit Recht: Ihr spielt mit Worten und gebt uns nichts, woran wir halten könnten.

Nun trat neuerdings Prof. Ph. Spiller in Berlin auf (in seinem Werke „Die Urkraft des Weltalls") und legte überzeugend dar: Allerdings muß alle Kraftwirkung von etwas Wesenhaftem ausgehen (was also nicht eine bloße Abstraction sein kann); aber darin wird geirrt, daß man annimmt, wesenhaft könne nur sein, was für menschliche Sinne faßbar ist. Auf Wesenhaftes (Substantielles) anderer Art mögen wir schließen aus seinen unleugbar uns vorliegenden Wirkungen. So hat die neuere Naturkunde unbestreitbar uns gelehrt, daß Licht, Wärme, Electrizität nicht sich bewegende Stoffe sind, sondern Bewegungen, (Schwingungen) des das All erfüllenden und Alles durchdringenden Weltäthers, des feinsten alles Wesenhaften, unfaßbar für unsere Sinne. Gehen wir weiter in unserer Forschung, so überzeugen wir uns, daß die ganze Lehre von der den körperbildenden Atomen und Molekülen anhaftenden Kraft falsch ist, daß vielmehr — außer den genannten Erscheinungen — alle Veränderung und Bewegung hervorgebracht wird durch den Weltäther, — wie die sog. Gravitation (im Kleinsten und Größten) und die chemische Anziehung, so auch Alles, was wir als Leben, Geist, Vernunft u. s. w. bezeichnen. — Die Atome sind völlig kraft- und wirkungslose „Bausteine" zur Bildung sinnlich erfaßbarer Körper; die Ur- und Allkraft, das All-Leben, die Allvernunft haften an dem Weltäther. — So bestand also und wird ewig bestehen ein Dualismus von Wesenhaftem, ein wirklicher Kraftstoff, welcher beständig mit dem neben ihm vorhandenen elementaren Baumaterial hantirt. — Wo nun

irgend Leben, also Individualisirung, sich zeigt, hat der Weltäther sich „organisirt" und bringt gemäß der besonderen Organisations-Stufe die verschiedenartigsten — niedrigen und auch höchsten — Lebensanschauungen hervor. Was wir also „Seele und Geist" nennen, ist nicht Wirkung des aus Atomen aufgebauten Leibes (oder Ausscheidung der Gehirnfasern, ähnlich wie die Leber die Galle, die Rose den Duft ausscheidet — nach materialistischer Lehre), sondern ein zu höherer Selbstständigkeit gelangter „Aether-Organismus", welcher selbstwachsend sein Atomen-Organ sich aufbaut. — Unser Leib gehört der im Weltall vertheilten (nicht aber, wie der Weltäther, den Weltraum ganz erfüllenden) Atomen-Masse an, unser Geist der ewigen Allkraft, von welcher gleichsam ein Stück zu einem bewußten und selbstthätigen Ich sich organisirt oder individualisirt hat.

Dies sind die Grundzüge von Spiller's Lehre, welcher meine eigenen Forschungen mich bereits nahe gebracht hatten, bevor Spiller's Name mir bekannt wurde. Seitdem stand ich in brieflichem Verkehr mit ihm, er aber wurde zu frühe abberufen, um diese wahrhaft erlösende Lehre zu der weiteren und vollen Ausbildung zu bringen, deren sie fähig ist.



Zur Frage der Frauenrechte.

Das Erhabenste und Achtungswertheste, was der menschliche Geist zu denken vermag, ist die edle menschliche Gesinnung; um zur Erscheinung zu kommen, muß sie eine Form annehmen, und solche Formen waren bisher Nationalität, religiöse Begriffe, vorherrschende Richtungen der Zeit, vor Allem aber die Eigenthümlichkeit des männlichen und weiblichen Wesens. Die sog. humanen Bestrebungen unserer Zeit gehen dahin, die blos zufälligen Formen, durch welche nur zu oft die reine Erscheinung des Menschlichen gehindert wird, zu entfernen; verkehrt dagegen und erfolglos ist jeder Versuch, die von der Natur vorgeschriebenen Formen beseitigen zu wollen. Weil männliches und weibliches Wesen einander ergänzen, so daß sie vereint erst das vollkommen Menschliche darstellen, bilden sie einen Gegensatz, welcher sich nicht verwischen läßt, und um diesen Gegensatz dreht sich der größere und wichtigste Theil aller menschlichen Interessen.

Die Bahn des Mannes und des Weibes, von der Natur geschieden, müssen auch auf der höchsten Stufe menschlicher Bildung auseinander gehalten werden; nur im Familienleben tritt eine Vereinigung, nicht eine Verwischung derselben ein, und darum ist das edle Familienleben die Krone des Menschlichen.

Die sog. Emanzipation der Frauen ist eine Zeitfrage, welche mitunter leidenschaftlich behandelt wird. Freilich sollen die Frauen emanzipirt werden, und die Männer nicht minder, d. h. und es darf und soll vernünftigerweise nichts Anderes heißen, als: die menschlichen Verhältnisse sollen so geordnet werden, daß Männer und Frauen ihr eigenthümliches menschliches Wesen frei entfalten, ihre eigenthümliche Aufgabe vollständig erfüllen, daß jene echte Männer, diese echte Frauen sein können; von einer Amalgamation in Bestimmung, Aufgabe und äußerer Stellung darf keine Rede sein. Eine ganze Frau steht so hoch als ein ganzer Mann; die Versuche der Neutralisation beider bringen nur Zerrbilder hervor.

Was Aufgabe des Mannes und des Weibes sei, haben freilich jener und diese selbst zu entscheiden, weil sie die Art ihres eigenen Wesens am besten kennen; aber auch in umgekehrter Gegenseitigkeit nehmen sie an dieser Entscheidung Theil und erleichtern und sichern dadurch die Erfüllung der beiderseitigen Aufgabe. In dem heranreifenden Jüngling bildet sich das Ideal edler Weiblichkeit aus, in dem aufblühenden Mädchen das Bild männlichen Werthes, und Männer und Frauen sind eben durch das innigste Interesse, welches sie aneinander nehmen, als Wächter einander gegenüber gestellt, abwehrend, daß nicht die einen und die anderen ihre Schranken überschreiten. Wenn ein Weib den Gedanken ertragen kann, in den Augen eines

geachteten Mannes unweiblich und unliebenswürdig zu erscheinen, und der Mann den Gedanken, bei edleren Frauen als unmännlich und verächtlich zu gelten, so besteht für beide keine sittliche Schranke mehr. Unterwerfen wir uns daher der beiderseitigen Kritik.

In dem Verhältniß beider Geschlechter zu einander, wo es immer so viel zu ahnen und zu errathen giebt, wo man einander zwar verstehen, aber nicht ergründen lernt, wo die Naturverschiedenheit doch selbst beim innigsten Vereine eine Art steter Spannung aufrecht erhält, liegt etwas Geheimnißvolles, welches profanirt wird und seinen Reiz verliert durch die Verrückung der von der Natur gezogenen Grenzen. Der männlichste Mann wird von der weiblichsten Frau am meisten angezogen; er sucht keine Frau, die etwa in Gelehrsamkeit, in politischer Gewandtheit, oder gar in Leistungen des Heldenmuthes mit ihm wetteifert, keine, die ehrgeizig an die Oeffentlichkeit sich drängt und die Bewunderung der Massen auf sich zieht, sondern es ist die stillere, die bescheidene, vor Allem die züchtige und reine Anmuth, die zwar gebildete, aber natürlich gebliebene Anmuth, welche sein Herz fesselt; ein logischer Irrthum wird ihr nicht allein verziehen, sondern macht sie gerade interessant, niemals aber der Mangel an edlem und feinem Gefühle; er will nicht vom Weibe belehrt sein, aber er ist bereit, sein Wissen und seine Kraft gleichsam zum Opfer zu bringen am Altare des reinen und innigen, des milden und wahren weiblichen Wesens. Hebt den Gegensatz auf, und der Reiz ist verschwunden. — So werden es nur immer Ausnahmen sein, daß Frauen in einzelnen Zweigen männlicher Thätigkeit glänzen, und zu ihrem eigenen Wohlsein vielleicht niemals; die Befriedigung der Eitelkeit ist kein Ersatz für das peinigende Gefühl, um die Erfüllung der Naturbestimmung sich betrogen zu sehen.

Hätte eine von Ihnen wohl Lust, das Loos der sog. „renommirten Weiber“ zu theilen? Sie sagen vielmehr: es hätte nie solche geben sollen, sie haben das zartere Geschlecht entweiht und ohne Zweifel sich selber gestraft durch das unabweisliche Gefühl, daß sie doch elender seien, als manche der gewöhnlichsten Bauernfrauen. Was mich betrifft, so lese ich die Geschichte jener Renommirten, nur etwa zur Erweiterung der Menschenkenntniß, nie aber ohne eine Art von innerem Ekel.

Wollen die Frauen nicht ihrem eigenen inneren Gefühle trauen, so werden Männer, welche die Unbefangenheit des menschlichen Standpunktes sich zu erhalten gewußt haben, ihnen sagen, daß ihr Erscheinen am Wahltische zwischen Männern, ihr Auftreten in Berufszweigen von solch öffentlicher Art ist, daß ihr Zartgefühl mitunter und zu Zeiten verletzt werden muß, ihre Liebenswürdigkeit keineswegs erhöht, dagegen dem wohlthätigen Einflusse bedeutend Abbruch thut, welchen sie auf Gesittung und Bildung, sowie auf Verschönerung und Beglückung des Lebens in ihrer Sphäre zu äußern im Stande sind. Ich

will keine Frau gesetzlich oder gewaltsam hindern, als öffentliche Rednerin und dergl. aufzutreten, aber ich mag sie nicht zu meiner Frau haben. Auch würde es meinen häuslichen Frieden stören, wenn meine Frau etwa für Buchanan agitirte, während ich für Fremont streite; stimmte sie dagegen mein eigenes Ticket, so wäre mir die Sache zum Lachen. Anders ist es mit einem erwachsenen Sohne; er ist Mann mir gegenüber und kann thun, wie er Lust hat. Wo Mann und Frau über diese Dinge anders denken, werde ich immer zweifeln, ob die rechte Innigkeit des ehelichen Verhältnisses zwischen ihnen besteht.

Was ich hier sage, spreche ich aus mit Rücksicht auf die höchsten menschlichen Interessen. Wir müssen, wenn nicht alles in Gemeinden verfallen soll, vor Allem das edlere weibliche Element in seiner Reinheit und frei von fratzenhafter Entstellung zu erhalten bemüht sein. Nicht leicht nennt die Geschichte den Namen eines wahrhaft großen Mannes, ohne zugleich nachzuweisen, daß er von einer trefflichen Mutter geboren und gebildet war; je zarter, reiner und seelenvoller die Weiblichkeit der Mutter sich zeigte, desto bedeutender die männliche Geistesgröße des Sohnes. In der Tochter lebt das Wesen der Mutter gleichfalls fort; die letztere giebt dem häuslichen Leben Ton und Gehalt, und diese bestimmen meistens den Charakter der Tochter. So ist edle Weiblichkeit die beständige und unerschöpfliche Fundgrube, aus welcher der sittliche Ausfall und Abgang im Leben sich gleichsam immer wieder rekrutirt, das ewig treibende Gartenbeet, woraus die schönsten Blüthen des Lebens stets jung und neu hervorwachsen. Geht die häusliche Tugend der Frauen in einer Nation verloren, so retten alle männlichen Anstrengungen sie nicht mehr, und je mehr die renommirten Weiber auf die Schaubühne treten, desto näher halte man den Untergang. Wenn das den Frauen natürliche Verlangen zu gefallen, in Gefallsucht entartet, wenn sie irgend einem Manne gegenüber Scham und Sitte verleugnen, wenn sie selbst die Banden des Familienlebens lockern und wie zerberstende Wasserblasen an die Oberfläche sich drängen, wenn sie uneingedenk ihrer Würde als Frauen und Mütter und ihrer Pflichten für Haus, Heerd und Familie in werthlosem Pompe, in geistestödtender Zerstreuung ohne Ende und in noch Schlimmerem ihre Befriedigung suchen, dann ist es mit allem Herrlichen auf Erden sicher am Ende.

Hier wird mitunter die Meinung ausgesprochen, daß, weil durch die männliche Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten allmählig immer mehr Korruption und Ungebühr aller Art einzureißen drohe, es Zeit sei, die Frauen zur Hülfe zu rufen, damit durch ihre Betheiligung Alles wieder in das rechte Geleis komme. Eitle Hoffnung! Wenn unsere Frauen nicht vor Allem im Stande sind, solche tüchtige Männer zu erziehen, wie die Verwaltung des Staates sie erfordert, so wird die letztere in ihren Händen noch viel weniger gedeihen. Es

giebt keine Entartung der Männer ohne gleichzeitige Entartung der Frauen; die öffentlichen Zustände spiegeln den Zustand des Familienlebens ab, dessen Seele die Frauen sind. Die Neuheit des Experimentes würde eine kurze Sensation hervorrufen, und dann Alles noch viel schlechter gehen. Aus dem Verfalle des Familienlebens in den großen Städten, aus dem Lockerwerden der Grundsätze über weibliche Sitte und Zucht, aus dem kleinlichen Haschen der modernen Weiber nach dem Beifall der Masse, nach öffentlicher Auszeichnung, nach unsinnigem und verschwenderischem Putze und nach Thorheit aller Art, erklärt sich zum Theil das Rarerwerden echten Menschenwerthes und somit die Verkrüppelung des öffentlichen Lebens. Natürlich sind alle diese Wirkungen wechselseitig; neben entarteten Männern würden endlich auch keine tüchtigen Frauen mehr bestehen. Doch ist meine Ansicht von dem sittlichen Werthe der Männer und Frauen unserer Zeit keineswegs eine verzweifelnde; der größte Fehler liegt wohl darin, daß das Schlechte mehr als sonst sich hervordrängt und man das Bessere, woran es auch jetzt nicht fehlt, meistens in weniger gekannten Kreisen suchen muß.

So kommen wir auf das Thema der „freien Liebe." Das Wort Liebe hat drei Bedeutungen: im Neuen Testamente bedeutet Liebe so viel als herzliches Wohlwollen, die Freude an dem Glücke Anderer, und den Willen, es zu fördern, und so kann man von allgemeiner Menschenliebe, von Liebe für alle empfindenden Geschöpfe, sogar von Feindesliebe als einem edlen Zuge des menschlichen Wesens reden; und aus der Empfehlung dieser Liebe, die gerade die Krone aller Humanität ist, dem Christenthume einen Vorwurf machen zu wollen, verräth alle Unkenntniß seines Wesens und seiner Sprache. Dann bedeutet Liebe das natürliche Sichhingezogenfühlen zu dem Verwandten (nicht völlig Gleichen), darauf beruhend, daß der Mensch nie vollkommen sich selbst genug ist mit Dem, was er ist und hat, darum also beständig Anderes seinem eigenen Wesen anzuschließen und damit zu vereinigen verlangt, und zwar vom höchsten geistigen Bedürfniß bis zum gemeineren herab, so daß man eben sowohl von Kindes- und Eltern-, Geschwister- und Freundesliebe, als von Heimath- und Vaterlandsliebe, von Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Jagd, zum Weine, ja zu einem Pferde und Hunde &c. redet. Hiervon scheidet man nochmals aus das zur innigsten Vereinigung treibende Interesse, welches zwei Personen verschiedenen Geschlechtes für einander hegen, es setzt die Liebe im erwähnten Sinne voraus, ist aber die Vollendung derselben in einer Weise, welcher keine andere Liebe auch nur nahe kommt: Mann und Weib sind der in Einheit aufgegangene menschliche Dualismus.

Wenn es irgend etwas Freies in der Welt giebt, so muß es neben dem Glauben die Liebe sein, beide sind gleich unerzwingbar, stellen sich sogar dem in anderen Dingen frei entscheidenden Willen als

urberechtigt und urfrei gegenüber, doch nicht so, als ob nach einer schwächlichen Ansicht unserer Zeit der Wille gar nichts darüber vermögte. Was will man nun mit Anpreisung der freien Liebe? Etwa nur, daß es menschlich unwürdig sei, gegen die natürliche Zuneigung das Verhältniß der Ehe, d. h. den innigsten Bund zwischen Mann und Frau zu stiften, oder bei eingetretener entschiedener Abneigung ihn fortbestehen zu lassen? Dem wird kein Vernünftiger widersprechen. Oder meint man, daß in diesem Verlangen nach Vereinigung zwischen Mann und Weib nur die zeitweilige und zufällige Neigung das Wort zu führen habe, daß es dabei um nichts Anderes, als eben nur um das höchste Maß von Lust gelte, so daß freie Liebe die völlig unbeschränkte und durch nichts controllirte Befriedigung der Geschlechtsneigung bedeutet?

Mag die letztere eine der stärksten menschlichen Neigungen sein, sie muß, gerade um zugleich eine der edelsten und das menschliche Dasein am meisten verschönernden zu werden, nicht allein wie alle anderen natürlichen Neigungen und Gelüste, sondern sogar vorzugsweise unter der Herrschaft der sittlich abwägenden Vernunft stehen, und frei kann in diesem Sinne die Liebe nicht sein, wenn der Mensch selbst es bleiben will. Soll Einem eine Schranke gezogen werden, so gehört sie doch der Liebe als einer partiellen Aeußerung des menschlichen Wesens noch eher, als dem seiner Menschenwürde sich bewußten Menschengeiste; die erstere kann man, wenn es sein muß, aus dem Herzen reißen, die letztere opfern heißt in Wahrheit sich selbst vernichten.

Möglich, daß meines Freundes Gattin mir besser als die meinige gefiele, ob zwar die meinige mit treuer Liebe mir ergeben wäre, und auch meines Freundes eheliches Leben bisher ein glückliches war. Doch, es könnte mir gelingen, wenn ich es darauf absähe, das letztere zu stören und die Neigung von meines Freundes Frau auf mich zu ziehen, und sie und ich würden vielleicht in dem neuen Vereine eine noch höhere Befriedigung finden. Ist dies Letztere nun das allein Entscheidende, dem alle andere Rücksicht weichen muß? Ist es richtig, unter Zerstörung von fremdem Lebensglück und mit bleibender Selbstverachtung überhaupt irgend eine Art von Befriedigung zu suchen? Es giebt aber Rücksichten verschiedener Art, welche erfordern, daß ebenso die Geschlechtsneigung, wie die Weinlust, die Jagdlust und jede andere gezügelt werde. Auch in diesem Betrachte muß man mitunter vorlieb nehmen, oder auch ganz resigniren, wenn Umstände oder auch die Pflicht es gebieten, gerade wie in allem Andern, und man kann vielleicht nicht weiter gehen, als unbedingt den negativen Satz aussprechen: das Weib soll die freie Gabe ihrer Liebe nicht anders gewähren, als daß es eine Hingabe ist an den Mann, welchem sie mit Neigung sich anschließt, und der mit stärkerer Sinnlichkeit begabte und weniger durch natürlichen Sinn der Zurückhaltung geschützte Mann

entwürdigt sich gleichfalls, wenn er den geschlechtlichen Sinnesgenuß da sucht, wohin er nicht zugleich Achtung und Liebe mit sich bringt. Die Liebe soll auf keiner Blume sich niederlassen, welche nicht den edlen Honig birgt; aber von Blume zu Blume flattern, bis die allerhonigreichste gefunden ist, wäre ihrer unwürdig und meistens erfolglos zugleich, denn das Vollkommenste ist uns entweder unerreichbar, oder wir lernen es nicht einmal kennen. In keinem ehelichen Leben paßt unbedingt Alles, aber die süße Gewöhnung des Zusammenseins und die einmal vollzogene engste Vereinigung der theuersten Interessen wägt die beiderseitigen Mängel auf, und gerade erst mit der ausdauernden und auch die Schwäche ertragenden Treue gewinnt die Ehe ein sittliches Element und eine höhere Würde, welche die bloße Neigungsvereinigung ihr niemals geben kann.

Man spricht von Männern und sogar von Frauen, welche ihrer höheren und reicheren Natur wegen mit Einer Liebe nicht ausreichen konnten, so Göthe und George Sand. Und welche Art von ehelichem Leben hat der erstere wirklich zu Stande gebracht, nachdem er seiner Friederike, der durch seine schönsten Jugendlieder Verherrlichten, in leichtsinniger Treulosigkeit den Rücken gekehrt hatte? Haben die üppigsten Genüsse Italiens, die er mit dem höchsten Aufwand von poetischer Kunst uns schildert, ihn entschädigt für die Entbehrung eines edlen Familienlebens? Es ist durchaus nicht dieses oder jenes ganz besondere männliche oder weibliche Naturell erforderlich zu einer glücklichen Ehe, wohl aber neben der Vermeidung grober Mißgriffe in der Wahl ein lebendiges sittliches Bewußtsein und der dem Willen unterworfene Sinn der Treue; dann sind auch für die begabtesten Naturen das männliche und weibliche Element in's Endlose hin zu versöhnende und die Spannung erhaltende Gegensätze, während zugleich die gemeinschaftlichen Kinder den Bund wahrhaft unauflöslich machen. Es wird bei allem Dem und für immer Grade des ehelichen Glücks wie jedes andern geben, aber ganz unglückliche Ehen haben wohl immer ihren Grund in groben sittlichen Mängeln eines Theiles oder beider, und dagegen schützt das Prinzip der sog. freien Liebe wenigstens nicht mehr, als irgend ein anderes.

Dem Beispiele von George Sand mögte ich ein anderes aus meiner eigenen Lebenserfahrung entgegenstellen. Ich habe sehr genau eine Frau gekannt, wenn nicht mit ebensoviel wissenschaftlicher Ausbildung, doch gewiß mit nicht weniger Geist, Takt, Unterhaltungsgabe u. s. w. als die genannte, und schön bis in ihr hohes Alter. Ihr Mann war ein junger Mensch mit einnehmendem Aeußeren gewesen, höchst achtbar in seinem Charakter, tüchtig in seinem besonderen Berufe, aber an Geist und Gewandtheit ihr keineswegs gleich. Sie hatten keine Kinder, und das war am meisten der unaustilgbare Schmerz der Frau. Er achtete und liebte sie fast mit der Zärtlichkeit eines Bräutigams bis an sein spätes Ende. Sie, obgleich im Haus-

wesen durchaus den Ton angebend und sichtlich ihrer Ueberlegenheit sich bewußt, erlaubte sich nie eine Einmischung in seine männlichen Berufsarbeiten, behandelte ihn nie anders, als mit Achtung und Freundlichkeit, hat nie ein Zeichen sichtbar werden lassen, daß sie einen der begabteren Männer, mit welchen sie oft genug in Berührung kam, ihm vorzöge, pflegte ihn mit liebevoller Treue bis an's Ende, und steht sie noch jetzt in meiner Achtung unendlich höher, als alle jene Heroinen, welche mit Einer Liebe nicht ausreichen zu können behaupten.

Gerade der Frauen Wohlsein und Würde erheischt es, daß der Ehebund bei seiner Stiftung als unlöslich betrachtet und unter der Voraussetzung seiner Dauer für die beiderseitige Lebenszeit geschlossen werde. Ehetrennungen sollten als beklagenswerthe Ausnahmen gelten, nicht gebilligt von der öffentlichen Meinung, doch durch das Gesetz nicht ungebührlich erschwert. Es dünkt mir eine verkehrte Annahme, daß die Gesellschaft oder der Staat um Stiftung und Trennung der Ehen, die eine bloße Privatsache seien, nicht einmal ein Vertrag sondern eine bloße zeitweilige Neigungsäußerung, sich nicht zu kümmeru habe. Gründet sich doch der Staat unleugbar auf das Familienleben und geht nothwendig unter mit dessen Verfall. Für Erziehung und Unterricht, für den Zustand der öffentlichen Sittlichkeit, für Fortschritt in der Bildung 2c. wird der Staat verantwortlich gemacht, und so kann man ihm die Kenntnißnahme der Stiftung und die Bewilligung der Trennung von Ehen nicht füglich bestreiten wollen. Wenn beständig ohne alle Notiznahme des Staates Familienbündnisse geschlossen, dann wieder anfgelöst, dann abermals neue Verbindungen angeknüpft würden, wäre die nothwendige Uebersicht der Familien unmöglich. Niemand wüßte am Ende, wem die Kinder gehören und wer sie zu versorgen hat, und eine Verwilderung träte ein, welche mit einem gesitteten öffentlichen Zustand unverträglich ist.

Kinderlosen Eheleuten erschwere man die Trennung am allerwenigsten: ihre Lage ist eine unnatürliche und es sind allein ihre eigenen Interessen, welche in's Spiel kommen. Auch das Vorhandensein von Kindern sei kein absolutes Hinderniß der Trennung, wenn darauf bestanden wird, in dem Publikum aber stehe die Ansicht fest, daß Kinder immer ein hinreichend starkes Band sein sollten, um die Ehe zusammenzuhalten, und das sie es immer sind, außer wenn ein Theil oder beide Theile an groben sittlichen Fehlern leiden. Wenn eine später als störend sich erweisende Temperamentsverschiedenheit und dgl. die Rücksicht auf die Kinder und deren Wohlsein so weit aufwiegt, daß Vater und Mutter sich trennen, um neue Verbindungen einzugehen, dann kann man wohl sagen, daß solche Menschen eines reinen Familienglückes weder würdig noch fähig sind. Liegt in der „freien Liebe“, wenn sie nichts anders sein soll als ein rücksichtsloses

Hingeben an die Lüsternheit, auch nur irgend Etwas, was zu empfehlen wäre?

Ich sagte, die Frauen sollten vorzugsweise an der Ansicht festhalten und sie geltend machen, daß die Ehe ein unverbrüchliches Band ist. Sobald die Frauen Mutter werden, erfolgt ihr Verblühen meistens rasch, und die Reize, welche einst des Mannes Auge fesselten, bevor sie sein Herz gewannen, bestehen selten lange. Ist einmal das Trennen zu einer gewöhnlichen, von der öffentlichen Meinung nicht mehr verurtheilten Sache geworden, so wird es selbst besseren Männern begegnen, daß sie ihrer Phantasie mehr freies Spiel gestatten, als sie sonst wohl thun würden. Das eheliche Zusammensein hat ohnehin die frühere Täuschung, welche in der Geliebten ein Ideal erblickte, verwischt nnd statt dessen manche Mängel aufgedeckt, — und so geschähe es wohl, daß der Mann im Bunde mit einer anderen neu aufblühenden Schönheit sich ein noch größeres Glück verspricht, vielleicht auch wirklich finden könnte. Der große Fehler nun ist, daß man eine solche Vorstellung als allgewaltig und unbezwingbar will gelten lassen und so ein Handeln gemäß derselben für vollberechtigt erklärt; während es in Wahrheit nichts ist als verächtliche sittliche Schwäche. Jedem Manne kann für Augenblicke Aehnliches begegnen, aber der bessere macht sich weder zum Sklaven seiner Phantasie, noch seiner momentanen Lust; er lächelt über sich selbst, wenn er bei einer solchen Vorstellung sich ertappt, schlägt sie sogleich in den Wind und kehrt mit ungebrochener Treue zu der Gattin zurück, welche im Glauben an seine Ehrenhaftigkeit ihr Alles ihm hingab; ihr Verblühen und ihre Mängel stören ihn nicht mehr in dem Grade, daß er den Bund und sein Wort brechen möchte. Und zu diesem schnellen und leichten Sieg über die Lockung der Phantasie hat ihm wesentlich der Umstand verholfen, daß bis jetzt der Ehebund unter der beiderseitigen Voraussetzung seiner Unauflöslichkeit geschlossen wurde, daß die Entfremdung von der Gattin ein ehrloser Wortbruch wäre, daß die bessere öffentliche Meinung den Bruch des Bundes verdammt. So ist das Wesentliche der bisherigen Einrichtung in viel weniger Fällen ein verderblicher Zwang, als vielmehr eine Beförderung der Sittlichkeit und des Wohlseins. Was das Eheglück stört, ist nicht die Ehe, sondern die gemeine Gesinnung; mit dem Aufheben der ersteren beseitigt man die letztere nicht, leistet ihr vielmehr noch Vorschub. Es giebt keine schönere Tugend als die, welche wir Treue nennen; sie ist edle Gesinnung und edle freie That; aber die sittliche Schwächlichkeit unserer Zeit, ganz der Lust oder dem sog. Drange der Nothwendigkeit verfallen, scheint sie nicht mehr kennen zu wollen. Man leugnet, daß man in dem Willen ein moralisches Steuerruder hat, und giebt das Schiff den Winden und Wellen preis. Aus solchem Bekenntnisse der Ohnmacht wird nichts Großartiges hervorgehen.

Muß denn nicht in dem ganzen Anziehungsverhältniß zwischen

den beiden Geschlechtern von Anfang bis zum Ende die Selbstbeherrschung die erste Rolle spielen? Hat nicht die Natur darauf bestimmt hingewiesen? Mit dem Eintreten der ersten Regung ist niemals die Befriedigung schon sogleich da. Der Jüngling soll erst zum Manne erwachsen und eine Stellung im Leben sich erringen; dann fragt es sich noch, wie bald er die Gefährtin findet welche ihm ganz genügt, und ob er jemals dazu kommt, die beste zu gewinnen, welche er haben möchte. Die Jungfrau aber muß erwarten, ob und wann der junge Mann sich ihr naht, zu welchem am meisten ihre Neigung sie hinzieht. In der Ehe selbst ist Mäßigung und Beschränkung schon durch die Natur geboten. Wird einst das Schamloseste und Unmenschlichste was es im Leben giebt, die Prostitution, beseitigt, so kommt nach der Naturordnung auf jeden Mann e i n e Frau und nicht mehr, so daß die Natur die schönste und edelste Entfaltung des Familienlebens zugleich an Beschränkung und Selbstbeherrschung gebunden hat. Bei keiner irgendwie anständigen Ordnung der Dinge kommen wir darüber hinaus.

In Ihrer Hand, verehrte deutsche Frauen, liegt zum großen Theil das Loos der nächsten und künftigen Geschlechter. Ich mache Sie nicht verantwortlich für die zahllosen Entwürdigten Ihres eigenen Geschlechtes; die naturwidrigen gesellschaftlichen Zustände und die ungezügelte Lüsternheit der Männer trägt vielleicht den größeren Theil der Schuld. Sie können das Meiste dazu beitragen, eine der besseren Sitte günstige öffentliche Meinung zu erhalten und wieder herzustellen. Allen liebenswürdig erscheinen zu wollen, liegt in der Natur und Aufgabe Ihres Wesens; aber huldigen Sie dem bloßen Scheine nicht zu sehr, lassen Sie uns sehen, daß Sie ein Herz haben und das allerfeinste Gefühl für Anstand und Sitte, sowie das regste Mitgefühl für Wohlsein und Freude aller menschlichen Wesen. Die Krone Ihres Wirkens und Strebens wird immer sein, nicht Glanz und Ruf unter der Menge, sondern die frisch erhaltene Anhänglichkeit des Gatten Ihrer Wahl, die körperlich und geistig mit unermüdlicher Sorge gepflegten und gedeihenden Kinder, die Ordnung und Reinlichkeit des Hauswesens, der gesittete und freundliche Ton des Familienlebens, das Wohlsein des Ganzen. Durch Ihr sinniges Walten soll uns Allen die Erde zur freundlichen Wohnstätte werden, und dafür wird Ihnen Ehre und Achtung niemals fehlen. Je treuer Sie diese Aufgabe erfüllen, desto weniger wird es Sie nach Männerarbeit gelüsten, für welche die Natur Sie nicht bestimmt hat, und um welche Sie wahrlich nur selten uns zu beneiden haben. Ich muß hier enden, obwohl mein Thema noch nicht erschöpft ist.

Unsere Zukunft.

Irrthümlich wird meistens behauptet, daß alle Religionsstifter ihre Lehren auf den Glauben an die Unsterblichkeit des Geistes gegründet haben, — von ihnen macht wenigstens Einer, der Stifter des Mosaismus, eine Ausnahme. Moses fand diesen Glauben bei seinem Volke nicht vor und fügte ihn dessen Erinnerungen nicht hinzu, — er wird in den früheren Büchern des Alten Testamentes nirgends erwähnt; alle verheißene Belohnung besteht darin, „auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest im Lande", und die Lebensmüden „werden versammelt zu den Vätern", d. h. zu den Todten gelegt Erst in den sogenannten salomonischen Büchern tritt die Lehre von der Fortdauer des Geistes bestimmt auf, und zwar in ihrer einfachsten Form: „Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Später wurde dieser Glaube zwar der herrschende, jedoch unter Opposition einer besonderen jüdischen Sekte, der Sadduzäer, welche am ursprünglichen Mosaismus festhaltend die sog. Auferstehung der Todten leugneten.

Unter den Griechen und Römern wurde der Glaube an Fortdauer durch die platonische und die stoische Philosophie verbreitet und erhalten, während die epikuräische ihm widersprach. Die Dichter sangen von einem Tartarus und Elysium und die Masse huldigte vermuthlich rohem Aberglauben. Durch das Herrschendwerden der christlichen und mohamedanischen Lehre, beide wesentlich auf den Glauben an Fortdauer gestützt, gelangte dieser Glaube zu allgemeiner Geltung bei allen zivilisirteren Menschen. Auch die philosophischen Denker der neueren Jahrhunderte suchten meistens nur nach neuen Vernunft-Argumenten, um jenen Glauben noch mehr zu befestigen, und nur einzelne unter diesen griffen ihn an, ohne die allgemeine Ansicht, welche von keinem Zweifel wußte, erschüttern zu können. Erst seit dem letzten Vierteljahrhundert dreht sich die Sache um, die große Mehrheit der Naturforscher tritt gegen alle Religion, gegen Gott und Ewigkeit in den Kampf und findet bei mehr und minder Gebildeten mannigfachen Anklang. Während in Deutschland die neue Oppositionslehre mit einiger Vorsicht hervortritt, weil die Regierungsgunst der Pietät, gleichviel ob es eine erheuchelte ist, sich zugewandt hat, hat sich dieselbe in Amerika fast ganz der deutschen freisinnigen Presse bemächtigt, und man hat zu fürchten, unter das alte Eisen geworfen zu werden, wenn man in das Verdammungsurtheil einer Lehre, welche als „Köhlerglaube" bezeichnet wird, nicht unbedingt einstimmt, oder auch nur darauf hindeutet, daß wir mit der ganzen Forschung doch wohl noch nicht am Ende sind und die Rechnung zu frühe abgeschlossen ist. Am wenigsten klar sind die eminenten Vortheile, welche sich für

das Wohl und den Fortschritt des Menschengeschlechtes aus der neuen Lehre ergeben sollen; wie weit mit der raschen Weiterverbreitung der gedachten Lehre die neueste Veredlung des Menschengeschlechtes gleichen Schritt hält, hat noch Niemand ausgeführt.

Die deutschen Naturforscher haben die Lehre der geistigen Fortdauer aus dem Gebiete des religiösen Glaubens und der philosophischen Forschung gerissen und zu einer Frage der Physiologie gemacht, einer Wissenschaft, welche allerdings in neuester Zeit eine Vervollkommnung wie keine andere erfahren hat, doch aber selbst weniger als die meisten andern zu den bereits abgeschlossenen zu gehören scheint.

Auch früher, wenn von Geist und Leib die Rede war, hat man nie bezweifelt, daß ersterer mit dem letzteren innig verbunden und vielfach von ihm abhängig ist. Was hat nun die neuere Physiologie gethan? Sie hat die niemals geleugnete Verbindung und Abhängigkeit im Einzelnen viel genauer nachgewiesen und ist dadurch zu dem Schlusse gekommen, daß Leib und Geist nur ein einziges Wesen sind, daß, da das Bestehen des körperlichen Organismus als Thatsache vorausgesetzt wird, der Mensch folglich nur Körper ist, der sog. Geist aber nichts mehr als eine zeitweilige Kraftäußerung des lebendigen physischen Organismus ohne alles selbstständige Wesen, verlöschend wie etwa das von der glühenden Kohle ausgestrahlte Licht, sobald sie aufhört zu glühen.

Sehen wir einen Augenblick von der Physiologie ab und fragen, ob der Glauben an eine geistige Fortdauer an und für sich etwas so Monströses und Köhlerhaftes ist. Vernünftig gefaßt und der Bildung unserer Zeit gemäß würde er so auszusprechen sein:

Das Lebensprinzip des werdenden und sich entwickelnden Menschen bildet sich zur empfindenden Seele und allmählig zum bewußten und immer bewußter werdenden Geiste aus, haftend zugleich an dem körperlichen Organismus. Wir sehen, daß dieses Prinzip drei Revolutioneu zu bestehen hat: die der Erzeugung (Ausgang vom elterlichen Leben), der Geburt (Trennung vom Mutterleibe und Eintritt in das athmende Leben), endlich des leiblichen Todes. Mit dem letzteren hört die Lebensfähigkeit des Prinzipes nicht auf, welches vorher schon seinen Verband mit dem sinnlichen Organismus allmählig gelockert hatte; die irdische Bestimmung ist erfüllt, es streift die von irdischen Bestandtheilen gebildete Umhüllung ab, wie es sich früher dem Mutterschooße entwand, und allein noch haftend an seinem höheren Organismus („geistigen Organismus“ nennt es Du Boys Reymond), der aus dem feinsten Weltstoffe (Aether) bestehen mag und dem gröberen im Tode sich enthebt, geht es in andere Räume und zu einer anderen Bestimmung über, um die in ihm liegenden geistigen Kräfte endlos weiter zu entfalten und zu vervollkommnen.

Liegt nun in dieser Ansicht irgend etwas, das mit unserem geistigen Wesen und dessen unbegrenzter Bildungsfähigkeit, oder das mit

unseren natürlichsten Wünschen in Widerspruch wäre? Oder wird etwa durch eine solche Hoffnung das irdische Dasein uns verdorben, weil sie etwa in der Erfüllung unserer jetzigen Aufgaben und im Genusse der Erdenfreude uns stört? Es wäre kindisch, etwas der Art behaupten, es wäre sinnlos, namentlich die letztere Frage bejahen zu wollen. Versäumen wir etwa darum heute unsere Pflicht und weisen wir die heutige Freude darum von uns, weil es für uns vermuthlich auch noch ein Morgen giebt? Würde Jemand ernstlich es als ein Unglück für die Menschheit betrachten, wenn der Glaube an Fortdauer wissenschaftlich festgestellt und über alle Zweifel erhoben werden könnte? Würde irgend einer von Denen, welche jetzt über die Vernichtung dieses Glaubens triumphiren, wenn er selbst zwischen Vernichtung und Fortdauer seines bewußten Geistes zu wählen hätte, freiwillig und mit Lust zur ersteren greifen? Im Gegentheile, wäre dieser Glaube nicht so alltäglich, man würde ihn dichterisch einkleiden, und die rührendsten Elegien wären zu lesen, gerichtet an hingeschiedene Freunde und Geliebte, die Klage enthaltend: O daß ihr leben könntet, ihr Vernichteten, und ich euch wieder fände in einem Lande der Verklärten! Wenn ich mich recht besinne, so wurden bereits Klagen der Art vernommen.

Und was steht nun diesem Glauben wirklich im Wege? Nichts Anderes in der Welt als die Ergebnisse der neueren Physiologie, und es wäre Thorheit, das Gewicht ihrer Einwendungen bestreiten zu wollen. Auf der anderen Seite ist zu bedenken, daß selbst bei wissenschaftlichen Feststellungen der Schein trügen kann, wie wir u. A. an dem Ptolomäischen Himmelssystem gesehen haben, das Jahrhunderte lang für unantastbar galt.

Schon Das ist auffallend, daß das neue System eine Menge von Fragen unbeantwortet, eine Menge dunkler Stellen unaufgehellt läßt. —Am häufigsten beruft man sich auf die Ausführungen von Vogt. Obwohl ihnen die philosophische Tiefe mangelt, findet sich darin doch unleugbar ein hohes Maß von Scharfsinn, Witz und common sense. Mitunter macht er sich die Sache zu leicht. Er sagt, wenn es eine Seele giebt, so müßte sie entweder bei der Erzeugung übertragen, oder mit dem ersten Athemzuge aus der Luft eingeschluckt oder etwa zur Zeit der ersten Bewegung im Leibe der Mutter dem Kinde von Außen her zugeflogen sein. Ich habe oben gezeigt, wie leicht man allen diesen absurden Annahmen entgeht. Er sagt uns ferner, daß jedes System und jedes besondere Organ des Körpers seine Funktion zwar selbstständig, aber doch nur in Verbindung mit dem Gesammtorganismus verrichtet und daß die Funktion vom Organe sich nicht getrennt denken läßt. So zieht sich die Muskel in Folge des Nervenreizes zusammen, so bereitet die Leber Galle, so zersetzt die Lunge die geathmete Luft, und so werden von dem Gehirne Empfindungen und Gedanken „abgesondert", oder — wenn man diesen Ausdruck nicht will — bereitet,

hervorgerufen, zum Bewußtsein gebracht rc. Nun kann man zugeben, daß wir von keinem menschlichen Empfinden und Denken wissen, wobei das menschliche Gehirn zu entbehren wäre, und doch ist darum die Vogt'sche Ausführung noch keineswegs klar, indem Ursache und Wirkung in einer Art verknüpft werden, welche unseren gewöhnlichen Beobachtungen und gewohnten Vorstellungen durchaus zuwider lauft. Den über meinen Weg hinfliegenden Schatten erkenne ich deutlich als Wirkung der unter der Sonne hingehenden Wolke. So klar ist schon nicht mehr die Contraktion des Muskels in Folge des gereizten Nervs, — ich muß die Idee des Lebens mit zu Hülfe nehmen, um den Vorgang begreiflich zu finden. Doch sind Ursache und Wirkung in sofern gleichartig, als sinnliche Dinge eine sinnliche Wirkung hervorbringen; denn die Zusammenziehung ist eine Verschiebung stofflicher Theile, eine Bewegung im Raume. Eben das gilt von den Funktionen der Lunge, Leber und anderer Organe: der Stoff wird zugeführt, gelöst, anders zusammengesetzt — freilich nicht wie im Laboratorium des Chemikers — und dann ausgeschieden. Wie verhält es sich nun mit den sog. Funktionen des Gehirnes? Das Fungiren kann nur bestehen in Bewegung seiner Theile, oder in veränderter Zusammensetzung seiner Bestandtheile, oder in Beidem. Und die Wirkung davon ist: Empfindung, Gedanke, Selbstbewußtsein, geistige Thätigkeit der mannigfaltigsten Art, also das Freie, sinnlich Unfaßbare, räumlich Unmeßbare, mit keiner anderen Kraftwirkung in der Natur in irgend einer Weise Vergleichbare. Wo ist hier die Brücke zwischen Ursache und Wirkung? Wer in der weiten Welt kann sich den Vorgang, wie das Gehirn eine Odyssee macht, oder eine Kometenbahn berechnet, deutlich vorstellen, wer wird ihn jemals begreifen können? Kann man es unter solchen Umständen den Menschen verargen, daß sie auf die Annahme eines Geistes kamen, der sich zwar in enger Verbindung mit dem Gehirne findet, ohne aber von diesem in jedem Augenblicke gemacht zu werden? daß sie nach einer Erklärung des inneren bewußten Lebens suchten, mehr befriedigend als die: Denken ist Bewegung des Stoffes, nämlich der Gehirnfibern?

Und hier scheint auch der Punkt zu sein, wo über die Hoffnung auf Fortdauer entschieden werden muß. Weist die Physiologie nach, daß und wie die Thätigkeit des Gehirnes in jedem Augenblicke Das hervorbringt, was wir Bewußtsein, Ich, Geist, Denken rc. nennen, so ist es um die Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit des Geistes, seine Freiheit und Fortdauer geschehen. Müssen aber auch selbst nur Zwischenglieder angenommen werden, bis es vom Gehirn zum Denken kommt, Organismen feinerer Art, deren bloßer Apparat etwa das Gehirn ist, dann eröffnet sich ein neues Feld für viel weitere Speculation, und es ist nicht unmöglich, daß die Wissenschaft auf Das zurückführt wovon der fast allgemeine Völkerglaube ausging. Schon spricht Du Boys Reymond von einem geistigen Bewußtsein, dem

Nichts, was es in sich ausbildete, jemals wieder verloren gehen kann, weil er einen geistigen Organismus („geistigen Leib“ nennt es der Apostel Paulus in seiner unbeholfeneren Sprache) entdeckt zu haben glaubt, welcher nicht nothwendig an das Gehirnorgan und dessen Funktion für immer gebunden sei.

Sobald auf dem physikalischen Wege eine Begründung des Glaubens an Fortdauer gefunden wäre, würde Jedermann diesen Glauben ganz natürlich und in der Ordnung finden und von einem Köhler- und Mucker-Unsterblichkeitsglauben, der die Menschheit aus ihrem geistigen und sittlichen Dusel nicht kommen lassen will, und jedes kräftige Reformbestreben hemme, wäre ferner nicht die Rede.

Ist es wirklich dem edleren menschlichen Gefühle natürlich, daß wir mit Triumphgeschrei die lebende Menschheit beständig in die Vernichtung stürzen sehen, daß wir mit einem Hurrah selber den Sprung machen? Wenn es sein muß, so werde ich so resignirt wie irgend Einer mein bewußtes Ich zu Nichts machen lassen, weil es Kinderei wäre, vor dem Unvermeidlichen zu erzittern; aber so hoch schlage ich mein geistiges Leben und Streben, mein Ich-Bewußtsein mit dem Gesammtinhalte, welchen lange Anstrengung ihm gab, so hoch selbst „die süße Gewohnheit des Daseins“ an, so wenig süß auch das letztere nur zu häufig war, daß ich Heine's Wort, im höchsten Sinne gefaßt, bestätigen möchte: „Das Leben ist der Güter höchstes, der Uebel größtes ist der Tod.“ So scheint es vielmehr natürlich, daß wie der Ertrinkende noch nach dem Strohhalme greift, wir, um die niedrigste aller Vorstellungen, die der Vernichtung, los zu werden, die schönste Hoffnung, deren unser Herz fähig ist, nicht leichtsinnig von uns werfen, sie nicht eher aufgeben, bis man von der Unvermeidlichkeit des Untergangs uns vollkommen überführt hat. In diesem Bestreben, das Werthvollste von Allem zu retten, liegt weder etwas Köhler- noch Muckerhaftes; oder sind Kant, Fichte, Jean Paul und alle die größten Männer unserer Nation nichts anderes als Köhler und Mucker gewesen?



Einsehen und Begreifen.

Kürzlich begegnete ich in einer Abhandlung der Behauptung: „die Nothwendigkeit alles Dessen, was ist, einzusehen: dies ist die einzige Philosophie, welche uns wahre Erkenntniß und Befriedigung verschafft.“

Was ist das Nothwendige? Das, was nicht anders sein kann. Wann sehe ich die Nothwendigkeit einer Sache ein? Wenn mir klar ist, daß eine gewisse Erscheinung oder ein gewisser Erfolg unter den vorhandenden Umständen oder gemäß der dabei wirkenden Ursachen nicht anders sein können, als sie sind. Zu solcher Einsicht gehört also eine genaue Kenntniß des Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung. Sehe ich nun die Nothwendigkeit der Wirkung ein, so muß ich weiter nach der Nothwendigkeit der Ursachen fragen. Diese haben theils in früheren Ursachen ihren Grund, theils sind es einfache, unwandelbare Naturgesetze, und wie lang die Verkettung auch sein mag, auf diese letzteren kommen wir immer zurück. Die Nothwendigkeit der Erscheinungen einsehen, hieße also einsehen, daß die Gesetze der Natur nothwendig sind, d. h. nicht anders sein können, und dies wäre „die einzige Philosophie u. s. w.“

Die Natur und ihre Gesetze liegen als eine Thatsache vor uns, die wir beobachten und zu begreifen suchen. Das „Begreifen“ besteht darin, daß wir durch fortgesetztes Scheiden (Analysiren) die einfachen Gesetze auffinden, durch welche alle Naturwirkungen hervorgebracht werden, und sie so (ihre Merkmale so vollständig angeben), daß die Verschiedenheit jedes einzelnen von allen andern sich klar herausstellt. Dies nennt nun die englische Sprache allerdings natural philosophy, — ist es aber Philosophie im eigentlichen, im griechischen und deutschen Sinne des Wortes?

Aber wir sollen die Nothwendigkeit dieser Gesetze einsehen. Wie sollen wir das anfangen? Selbst ihre aller genaueste Kenntniß giebt doch keine Mittel an die Hand, einzusehen, daß sie durchaus nicht anders sein könnten. Die Welt ist die uns aufgedrängte Thatsache, die wir eben nehmen müssen, wie sie ist, weil das Rebelliren dagegen nichts fruchtet, und das ändert nichts, ob wir sie als Auswuchs irgend einer Willkühr, oder supponirten Weisheit, oder des Zufalles, oder einer völlig unverstandenen Nothwendigkeit auffassen. Das aber ist gewiß, daß während wir faktisch oder praktisch der Naturordnung uns zu unterwerfen haben, unser Denken vielmehr vielfach und fast beständig gegen ihre Nothwendigkeit sich auflehnt. Nothwendig wäre für uns doch eigentlich nur Das, was wir gar nicht anders denken können, z. B. $2+2=4$. Dies ist bei keinem Gesetze der Natur der Fall, vielmehr ist unsere Phantasie immerfort geschäftig, eingebildete Gesetze den wirklichen zu substi-

tuiren; sie hat eine Welt voll Feen und Riesen, voll Zauber und Wunder erfunden, und wir freuen uns an solchem spielenden Schaffen, — ja der Künstler im höchsten Sinne des Wortes, der Dichter, Maler 2c. bringt andere und willkommenere Erscheinungen hervor, als die Natur ihm jemals zeigte. Wo gar Das in der Außenwelt uns aufstößt, was den Gesetzen unseres geistigen Lebens zuwider ist — das Unschöne und das menschlich Unwürdige, können wir einer Art von innerer Empörung uns nicht erwehren, und statt es als nothwendig einzusehen, daß eine gewisse Schöne einen Klumpfuß hat, oder daß Liebe und unschuldiger Genuß in Wollust und Trunkenheit ausarten 2c., denken wir uns das Häßliche weg, das Schöne als vollendet in seiner Erscheinung, und das geistige Gesetz der Mäßigkeit kommt zu unserem Bewußtsein gerade der unmäßigen und schmutzigen Thatsache gegenüber.

Ist nun die Erkenntniß von Thatsachen, also auch einer gewissen Nothwendigkeit, keine eigentliche Philosophie, weil sie nur Beobachtung, aber keine Reflexion erfordert, so scheint sie am Wenigsten eine solche zu sein, welche wahre „Befriedigung" verschafft. Dies lehrt schon die Erfahrung, denn wir — Philosophen und Nichtphilosophen — sind in der That in stetem Hader mit den Dingen, wie sie sind, mögen wir sie uns auch als noch so nothwendig vorstellen. Der Grund liegt in dem unaustilgbaren Widerspruche der inneren Anforderungen mit der äußeren Wirklichkeit. Um die letztere uns erträglich zu machen und wahre Befriedigung zu bewirken, gibt es nur ein Mittel: die Wirkung der Idee oder des Ideales, der Erscheinung gegenüber, — die Einwirkung der inneren Kraft im Kampfe mit dem Naturwidrigen. Alle wahre Resignation, als das Letzte, worin die Befriedigung gesucht werden muß, ist nicht ein willenloses Sichhinwürgenlassen von einer erkannten Nothwendigkeit, worin wahrlich kein Trost läge, sondern das innere Retten der Selbstständigkeit und des Willens, die sich gerade nicht unterwerfen, nicht sich selbst aufgeben, mag auch der äußere Zwang noch so unwiderstehlich sein. Mit solcher Resignation starben Robert Blum, Trutschler und tausend Andere, gewiß ohne „einzusehen" oder zu bedenken, daß die östreichischen und preußischen Musketenläufe mit allem Zubehör eine „Nothwendigkeit" für sie waren.

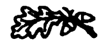
Alles „Einsehen" kann nur von zweierlei Art sein: 1) wir sehen eine Wahrheit ein, wenn wir uns klar machen, daß sie unter gewisse Regeln des Geistes fällt, welche bereits zu unserem Bewußtsein gekommen sind, z. B. die Sätze der Mathematik und Logik; wir sehen irgend eine Erscheinung ein, wenn wir das Naturgesetz finden, von welchem sie hervorgebracht wird, z. B. Blitz, Donner, Nordlicht u. s. w. Weiter kann die menschliche Einsicht oder das Verstehen der Dinge nicht gehen; — ein Unverstandenes bleibt immer übrig, mag man es mit dem Namen der ewigen Nothwendigkeit oder mit irgend einem andern bezeichnen.

Es kommt mitunter vor, daß Erscheinungen in der Natur aller unserer bisherigen Einsicht gleichsam in das Gesicht schlagen. Wir müssen dann wieder von vornen anfangen zu sichten und zu forschen, bis wir das Gesetz entdecken, unter welchem die widersprechend scheinenden Thatsachen sich doch vereinigen.— Ich fuhr mit einem Knaben über den Missourifluß. Unser Bootsmann ruderte vorerst eine Strecke den Strom aufwärts, nahe dem Ufer, wo die Strömung nur schwach ist. Nach mehreren kräftigen Ruderschlägen hielt er mitunter Minuten lang ein, und dennoch glitt der Nachen, wie von unsichtbarer Macht gezogen, noch weit über die ihm entgegenströmenden Wellen hin aufwärts dem Ufer entlang. Vater, sagte der aufmerksam beobachtende Knabe, ich begreife wohl, daß der Stoß des Ruders gegen das Wasser den Nachen fortbewegt; aber der Stoß hat längst aufgehört, und ich kann nicht einsehen, daß in dem Kahne, der ja nichts empfindet, eine Wirkung davon zurückbleiben konnte; der Kahn jedoch schwimmt, wie ein lebendiges Wesen, nur, daß er keine Art von Anstrengungen macht, weiter, überwindet für eine Zeit lang die Strömung des Flusses, und steht freilich endlich still; — wie kommt es, daß die Wirkung fortdauert, nachdem die Ursache, der Stoß, längst aufgehört hat? — Weist man, um die Erscheinung zu erklären, auf den Wurf des Steines durch die Hand, auf den Flug der abgeschossenen Kugel, auf die durch einen Urstoß für ewige Zeiten in Bewegung gesetzten Himmelskörper hin, so wird man freilich das Gesetz der sog. Trägheit (des Beharrungsvermögens) zur Erkenntniß bringen; aber wird der forschende Knabe zugleich die Nothwendigkeit des Gesetzes, d. h. wird er einsehen, daß und warum es nicht anders sein **kann**? Gerade die Verwunderung über ein Naturgesetz zeigt uns, daß das Warum uns unklar ist; wir Alle aber haben das nil admirari noch nicht gelernt. Geht der fragende Knabe in diesem besondern Falle gar so weit, Auskunft darüber zu verlangen, woher den schwingenden Himmelskörpern der erste Stoß gekommen ist, so findet er nur zu bald, daß unser Einsehen eine unüberschreitbare Grenze hat. Die Natur ist ein fait accompli, woran sich nicht rütteln läßt, worüber man seit Jahrtausenden philosophirt hat, ohne daß die Nothwendigkeit bis jetzt irgend Einer eingesehen hätte.

Warum soll „die Zwecktheorie immer — — in ein Jenseits hinausweisen“? Die Frage ist nur, ob in dem ganzen Leben der Natur und der Menschheit Ideen realisirt sind, die wir theils als Zwecke ganz deutlich erkennen (z. B. die Zwecke oder die Aufgabe und Bestimmung gewisser Organe) theils ahnen (Ordnung, Harmonie und eine gewisse Oekonomie des Ganzen), theils unergründet lassen müssen. Nehmen wir die Natur ohne Weiteres, wie sie ist, als eine Nothwendigkeit, so ist damit Nichts erklärt oder eingesehen.

Fassen wir gar das Leben der Menschheit als die Darstellung einer ewigen Nothwendigkeit auf, so kommen wir durch jeden Versuch

einer Kritik geschichtlicher Ereignisse und Charaktere mit unserer Theorie in Widerspruch. An das Nothwendige wäre Lob und Tadel gleich verschwendet, alles Nothwendige hat die gleiche Urberechtigung für sein Erscheinen, Louis Napoleon ganz so, wie Washington, das sog. Gemeine wie das sog. Erhabenste. Wir, als Vernunftwesen, werden aber vielmehr die angebliche Nothwendigkeit in Wahrheit niemals einsehen; bei dem Studium der Geschichte können wir einem beständigen, inneren Protestiren gegen allen moralischen Schmutz, welchen sie aufdeckt, gar nicht entgehen; dieser Protest ist aber das gerade Gegentheil von Anerkennung der Nothwendigkeit. Es ergeht uns mit den Erscheinungen der Natur ebenso; das Häßliche und Widerliche erregt unsern Abscheu, d. h. obgleich wir es ertragen, so weit es sich nicht ändern läßt, protestiren wir dagegen, d. h. sagen uns, daß es anders sein sollte, d. h. wollen nicht einsehen, daß es nicht anders sein kann. — Deßhalb kann ich nicht begreifen, und wenn ich mich auf den Kopf stellen wollte, daß für uns Das vernünftig genannt werden kann, was im Leben der Natur und der Menschheit mit dem Wahren, Schönen und Guten im Widerspruch steht, sollten auch alle Gelehrten gegen mich entscheiden.



Antimaterialistische Bemerkungen.

Der bekannte britische Denker Baco sagt in der Vorrede ad Instaurationem magnam: „Vestigia filo regenda sunt, omnisque via, usque a primis sensuum perceptionibus, certa ratione munienda". — Die trefflichen Worte wären etwa so zu übersetzen: „Die Forschung muß an einem Faden geleitet, der ganze Weg der Untersuchung muß — von der ersten Sinneswahrnehmung an durch eine gewisse Urtheilskraft gebahnt werden."

Hiernach ist die Voraussetzung aller Erkenntniß durch die Sinne eine sie begleitende, unabhängig von ihr vorhandene Urtheilskraft (ratio) in dem wahrnehmenden Subjecte. Und kann es anders sein? Kann das, was beständig von Außen, als durch die Sinne hindurch gehende Wirkung materieller Objecte, sich der inneren Wahrnehmung aufdrängt, die innere Kraft zugleich schaffen, durch welche und mit welcher das Dargebotene erfaßt, festgehalten, zum klaren Bewußtsein gebracht, von allem Andern geschieden, beurtheilt, verglichen, weiter verarbeitet werden muß? Diese innere Kraft (ratio) ist eine und dieselbe immer und überall, nur dem Grade der Entwickelung nach verschieden, während die Sinneneindrücke nie und nirgends für zwei Menschen die gleichen sind. Die Sinne dienen als Vermittler der Erkenntniß, aber

die geistige Selbstthätigkeit bringt sie zu Stande; ohne die letztere wäre sinnliche Anschauung gleich einer bahnlosen Wildniß.

Der Sinneseindruck erregt allerdings die innere Aufmerksamkeit, doch nicht maschinenartig und unwiderstehlich; wenn die begleitende Beurtheilung fehlt, ist er von gar keinem Erfolge. Wie oft liest man mit gesunden Augen ganze Perioden, weiß, daß man sie gelesen hat, und doch kam von dem Inhalte kein Wort zum Bewußtsein! Man muß noch einmal lesen, und zwar mit der vorher abwesenden (auf etwas Anderes gerichteten) inneren Aufmerksamkeit. Das lesende Auge allein, und wenn es auf's Beste seinen Dienst versieht, giebt noch gar keine Kunde, kein Verständniß der Sache. Der ganze Hergang hat keine Aehnlichkeit mit mechanischen Wirkungen und wäre unerklärbar ohne die Voraussetzung einer freien, subjectiven Thätigkeit, welche zwar angeregt, aber nicht jedesmal erst geschaffen wird.

Man hat — denke ich — die feinen Uebergänge der Empfindungsnerven in die Bewegungsnerven aufgefunden, gewiß eine höchst merkwürdige physiologische Entdeckung! Sie mag die unwillkührlichen und unbewußten Muskelbewegungen in Folge äußerer Eindrücke erklären, aber sie erklärt nicht das willkührliche und bewußte Handeln, ohne die weitere Voraussetzung einer Kraft (ratio), welche erst Leben und Bewußtsein giebt, oder vielmehr welche damit eins ist. Jeder Versuch, den Menschen zu einem Automaten zu machen, d. h. zu einer Maschine, welche mit Nothwendigkeit das verrichtet, was ihrer mechanischen Zusammensetzung und der diese bewegenden äußeren Kraft gemäß ist, scheitert nothwendig an der Thatsache des Bewußtseins, welches eins ist mit der Freiheit. Die letztere existirt nirgends anders, als in jenem. Daß wir überhaupt Urtheile fällen über Das, was wir sind und was wir thun, ist ja schon Beweis von dem Vorhandensein der die Wahrnehmung begleitenden und sie ordnenden ratio; das wahrnehmende und handelnde Subject ist der beständige Grademesser seines eigenen Werthes.

So wenig man auch nur zwei völlig gleiche Baumblätter oder Grashalme finden kann, so wenig giebt es zwei Schädel oder Gehirnblätter, welche an Gestalt und Ausdehnung völlig gleich wären, ebenso wenig folglich zwei an Volumen, Gewicht und Form völlig gleiche Gehirne, und ob die mechanische und chemische Zusammensetzung in zweien völlig gleich sei, ist wenigstens mehr, als man jemals wird nachweisen können. Nun muß allerdings zugegeben werden, daß auch das Innere oder Geistige der Menschen sehr verschieden ist. Die Verschiedenheit besteht 1. in dem eigenthümlichen sog. Temperamente, wesentlich abhängig, wie es scheint, von der besonderen Art des Organismus; 2. in dem eigenthümlichen Grade und der Stärke der einzelnen Geistesvermögen (geistiges Naturell, Talent rc.;) 3. in der Verschiedenheit der Entwickelung der einzelnen oder der Gesammt-Anlagen, sowie des äußerlich und innerlich Erlebten

und Verarbeiteten, (Bildungsstufe, Character, innere Stimmung).— Die Geistesanlagen (Verstand, Gedächtniß, Phantasie &c.) sind ihrer Art nach dieselben und gleichen; es giebt nur eine einzig richtige Logik, Aesthetik und Ethik für alle zahllosen menschlichen Individuen, und dies ist unbezweifelbar mehr, als aus der bloßen Aehnlichkeit der menschlichen Gehirne klar wird. Ich habe früher gezeigt, daß die Gleichheit des Verstandes (der Fähigkeit, das Zweckmäßige zu thun) auch da noch vorkommt, wo die Gehirnähnlichkeit fast null ist, z. B. bei dem Kalbe und der Spinne &c.

Doch dazu kommt noch Bedeutenderes. Man sagt: der Gehirnbeschaffenheit, wie sie an sich ist, und momentan äußerlich angeregt wird, entsprechen genau unsere Gedanken, Gefühle, Entschlüsse &c. Nun kann man einem Menschen einen logischen Irrthum benehmen, indem man ihm die richtige Schlußfolgerung deutlich macht. Dies kann mündlich oder schriftlich geschehen; im ersten Falle hat das Ohr gewisse Laute vernommen, im zweiten hat das Auge gewisse Zeichen gesehen. Glaubt man nun an eine mechanische Einwirkung des Sinneneindruckes, so müßte die gedachte Belehrung, ob mündlich oder schriftlich gegeben, ganz auf die gleiche Weise auf das Gehirn des Deutschen, des Kalmücken, des Indianers einwirken und eine Umstimmung darin hervorbringen; sie wirkt in der That aber nur in soweit, als sie verstanden wird. Ja es ist vielleicht gar keine Sinnes- und äußere Gehirnanregung nöthig, in dem Falle nämlich, da Jemand durch eigenes Denken seinen Irrthum ausfindet. Wie kann man nun sagen, daß das umgestimmte Gehirn die Ansicht umgestimmt habe? In allen genannten Fällen erfolgte die Gedankenumstimmung durch das Denken, war in keinem einzigen das Produkt des Gehirnes, mochte der Gedanke nun durch die Sinne übergetragen sein, oder nicht. Ob nachher erst, in Folge der veränderten Ansicht, das Gehirn derselben gemäß sich ebenfalls umstimmte, ist sehr unerheblich und jedenfalls unnachweisbar.

Ebenso kann man durch Erziehung und Bildungsmittel verschiedener Art die ästhetischen und sittlichen Begriffe der Ungebildeteren berichtigen, ihren Geschmack läutern, ihr Gefühl veredeln, ihren Charakter verbessern, und das Medium ist bei allem Dem theils Gewöhnung und Vorbild, theils hauptsächlich direkte Anregung des Denkens, ohne daß es uns einfiele, das Gehirn erst zurecht zu setzen, was ohnehin eine unthunliche Sache ist. Setzt sich dieses letztere mit der fortgeschrittenen Geistesbildung dann in's Gleichgewicht, etwa durch Vergrößerung, Verfeinerung der Construktion, so ist dies ein nachfolgender, kein vorausgehender Akt. Auch der Gesichtsausdruck des Menschen ändert sich ja mit seiner fortschreitenden Bildung, jene Aenderung läuft aber nicht dem Fortschritte voraus, sondern ist dessen Folge, nicht Ursache.

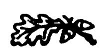
Von mir und Andern (neuerdings von Hrn. Douai) ist hervorgehoben worden, daß das, was die menschliche Persönlichkeit (das subjective Sein) constituirt, nichts Materielles sein kann; denn jene bleibt ohne die geringste Unterbrechung, obwohl alle Theile des Organismus im Verlaufe eines längeren Lebens ganz und gar und vielmals wechseln d. h. ausgeschieden und durch andere ersetzt werden. Die Persönlichkeit hat gleichsam ihre genaue Begrenzung, — nichts Fremdartiges kann ihr beigemischt werden, und man kann nichts davon thun; der Organismus aber tauscht beständig seine Theile mit seiner Umgebung aus, — die genaue Grenze fehlt ihm. Das Ich besteht unantastbar, — das Organ ist ein stetes In- und Auseinanderrinnen.

Man fragt uns manchmal mit triumphirender Miene: „Könnt ihr den Moment angeben, da die Seele in den Leib fährt? Könnt ihr sagen, woher sie kommt, und was ihr früherer Zustand und ihr Treiben vordem war?"

Der Triumph kommt in diesem Falle wie in vielen andern zu frühe. — Es giebt zahlreiche, sehr präcise „Momente" in dem Leben der Natur, wenn auch unsere Beobachtung selten so vollständig ist, daß wir sie genau bestimmen könnten. So giebt es einen Moment, von welchem an — und nicht früher — der reifende Samen eines Gewächses eines selbstständigen Lebens fähig, d. h. zum Aufgehen geeignet ist; so giebt es einen Moment des Todes d. h. der Unmöglichkeit der Wiederbelebung.

Der Keim eines Menschen kann da sein, ohne noch eigenthümliche Lebensfähigkeit zu besitzen; er erhält sie in einem Momente oder Augenblick, und damit ist der Anfang eines Individuums gegeben. Von einem menschlichen Geiste kann bei diesem Anfange noch so wenig, als von einem menschlichen Körper, die Rede sein; aber die Bedingung ist da, daß beide nun — in richtigem Verhältnisse wachsend und sich ausbildend — sich entwickeln — und in ihrem Vereine Das darstellen, was wir Mensch nennen. Es giebt also einen Moment, nicht der Einfahrt der Seele in den Leib, sondern des Anfangs einer menschlichen Persönlichkeit, bei welcher letzteren Das, was man bisher Geist nannte, doch wohl auch eine Rolle spielen darf.

Der menschliche Körper ist für uns da, sobald wir ihn sinnlich wahrnehmen, der Geist, sobald sein Wirken sich uns bemerkbar macht; beide beginnen gleichzeitig als individuell belebter Keim ihr Dasein und vollbringen vereint ihre Wanderung durch's irdische Leben. — Was darüber hinaus liegt, ist mehr, als ein Sterblicher sagen könnte.



Unsterblichkeitsglaube und Sittlichkeit.

Es giebt falsche sittliche Prinzipien, die man aber in unserer Zeit kaum noch ernstlich zu bekämpfen hat, z. B. daß dasjenige das Gute oder das Böse sei, was nach — menschlicher oder auch göttlicher — Willkür belohnt oder bestraft wird; — daß die Rücksicht auf Lohn oder Strafe in der Zukunft der stärkste Bestimmungsgrund unseres Handelns sein müsse; — daß die Tugend des Menschen, ohne daß wir ihm eine Zukunft in Aussicht stellen, ihren Werth verliere u. s. w.

Indem man diese Irrthümer meidet, muß man sich hüten, auf der andern Seite den richtigen Standpunkt zu verrücken, z. B. die Gesetze der Sittlichkeit nur aus dem menschlichen Zusammenleben ableiten, sie als nichts mehr als die nothwendigen Regeln dieses Zusammenlebens betrachten zu wollen u. A.; das Letztere wäre eine Verwechslung der bürgerlichen Gesetzgebung mit dem ethischen Gesetze. Das Wesen der Sittlichkeit beruht allein auf dem Glauben (ein Glaube ist's, d. h. eine innere unmittelbare, keines Beweises bedürfende Ueberzeugung) an die höhere Würde der Menschennatur. Es giebt keine sittlichen Regeln für die an den Naturtrieb gebundenen, unter der menschlichen Stufe stehenden Geschöpfe. Das Bewußtsein seiner höheren Lebensaufgabe, seiner geistigen Freiheit und des Besitzes aller anderen, zur Erfüllung seiner Aufgabe erforderlichen Kräfte verleiht dem Menschen auch das Bewußtsein einer Würde, die eben so bewahrt und erhöht, wie auch verletzt und beschmutzt werden kann. Durch den inneren Sinn, wie durch einen geistigen Instinkt, erkennt der Mensch, lange bevor die wissenschaftliche Darstellung es ihm deutlich macht, daß eine gewisse Gesinnung und Handlungsweise seiner Menschenwürde gemäß, eine andere ihr zuwider ist. Er mag dabei in Einzelnem irren in Folge eines zu niederen oder verkehrten Bildungszustandes; im Allgemeinen scheint jedoch dieses Bewußtsein, außer bei völlig unentwickelter Vernunftanlage, nirgends zu fehlen. Je höher unsere Einsicht in die Würde des menschlichen Wesens sich hebt, desto höher stellen wir nothwendig zugleich unsere Anforderungen an unser eigenes Handeln.

Lassen wir nun beide entgegenstehende Lebensansichten neben einander treten! Was wird von Allen übereinstimmend als das Höhere erkannt? das nur für den Augenblick, oder das dauernd Bestehende? die Seifenblase, zwar schillernd in allen Farben des Regenbogens, aber zerplatzend im Nu, oder der Diamant mit seinem unvergänglichen Glanze? Das Prädikat des schnell Vergänglichen schließt unser Urtheil über den geringeren Werth schon ein.

Die Betrachtung des Menschen als eines selbstständig auftretenden Wesens, das heute ist und morgen schon so, als ob es nie da gewesen

wäre, die Betrachtung aller menschlichen Individuen als abgebildet durch die stets auftauchenden und stets zerrinnenden Wellen des Stromes, kurz der Vernichtungsglaube stellt doch unleugbar eben dieses menschliche Wesen unendlich tiefer, als die andere Ansicht, welche in dem Menschen ein Wesen erkennt, zur Selbstständigkeit erwacht, der immer größeren Vervollkommnung nach endlosem Maßstabe fähig und zu endloser Vervollkommnung bestimmt.

Es ist trotz allem Proteste der Gegner das Natürlichste von der Welt, daß man an die Ausbildung eines Wesens, welchem eine solche Aufgabe und eine solche Zukunft angewiesen ist, größeren Fleiß verwendet, als man der Bildung eines traum- und schattenartigen Dings, eines Ichs und eines Bewußtseins, das nur auftaucht, um spurlos wieder zu verschwinden, eines rasch verflackernden Irwisches, zu widmen geneigt sein wird.

Die Gegner protestiren mitunter gegen die alte Lehre: „Lasset uns essen und trinken und guter Dinge sein; denn morgen sind wir todt!“ Und doch scheint nichts natürlicher als dieses sic und ergo (Folgerung aus der Voraussetzung); die Sittengeschichte der Menschheit zeigt genugsam die praktische Anwendung jener Lehre, und das Ueberhandnehmen des praktischen Materialismus in unserer Zeit, worüber so vielfach geklagt wird, erklärt sich aus dem Sinken der Würde des menschlichen Wesens im Urtheile der einseitig gewordenen Menschen so natürlich, daß die Verwunderung darüber fast wie Thorheit klingt.

Aber, sagt man, waren die Menschen nicht nothwendig sittlich schlechter, so lange sie durch die Aussicht auf künftige Belohnung und Bestrafung sich in ihrem Handeln bestimmen ließen? Muß ihre Sittlichkeit nicht reiner werden, seitdem jene unreinen Motive weggefallen sind? Wir haben dies Alles bis zum Ueberdrusse gehört, und doch ist es leicht zu zeigen, daß dabei das Meiste auf falscher Auffassung beruht. Die Rede von künftiger **Vergeltung** ist nur ein unbeholfener, dem Ungebildeten leicht zu verzeihender Ausdruck des richtigen sittlichen Bewußtseins, daß in der moralischen Weltordnung Ursache und Wirkung, That und Folge ebenso nothwendig verknüpft sind wie in der sinnlichen Welt; wer aber an die Fortdauer des Geistes glaubt, kann auch an der Fortdauer der Folgen seiner Handlungen für ihn selbst nicht zweifeln. Und welcher ist nun der bessere Mensch, — der, welcher durch den Eindruck und Antrieb des Augenblickes, durch das Verlangen nach augenblicklichem Wohlsein und Wohlbehagen,— oder der Andere, welcher durch die besonnene Erwägung der endlosen Folgen seines Thuns wenigstens sich zugleich bestimmen läßt? Ein Motiv liegt allem Handeln zu Grunde,—irgend eine Art von Befriedigung, eine höhere oder eine niedere, sucht der Mensch immer darin, daß er so und nicht anders wählt. Wenn er nun jenen nur geahnten, in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllten Zustand seines Geistes mit in den

Kreis seiner Motive zieht, — wenn er, um dem Andrange der wilden Lust und Leidenschaft zu begegnen, sich an die Würde seines Geistes erinnert, welche jetzt und für alle Ewigkeit unverletzt erhalten werden soll, heißt das wirklich, wie man behauptet, die Tugend zu einem Tagelöhnergeschäft herabwürdigen? Freilich wird auch mit diesen Dingen ein schmachvoller Mißbrauch getrieben; aber das ist nicht die Schuld des erhabenen Gedankens einer künftigen Fortdauer, sondern seiner Entartung.

Abermals hält man uns entgegen, daß in unserer Zeit der fromme und gläubige Theil der Bevölkerung dem groben Materialismus eben so wohl, als der ungläubige huldigt. Aber Kirchenthum und Religion sind hier wie anderwärts nur zu oft ein blos heuchlerischer oder doch gedankenloser äußerer Dienst; worauf es ankommt, ist die Lebendigkeit der Ueberzeugung, von welcher allein ein Resultat im Handeln zu erwarten ist, aber überall zu den Seltenheiten gehört, — am Meisten in Zeiten der Erschlaffung.

Ich stelle einen Menschen sehr hoch, der ohne die geringste innere Aussicht auf eine künftige Fortdauer doch in seinem Handeln die höchsten Ideale seines Denkens zu verwirklichen bemüht ist. Dies sind edlere Naturen, die unter allen Umständen des Gemeinen unfähig sind. Aber würde ein solcher Mensch weniger sittlich hoch stehen, wenn er zugleich im Glauben an ein unauslöschbares geistiges Dasein handelte? Sicher nicht! Und wenn ihm mit diesem Glauben der nothwendig zu bestehende Lebenskampf weniger bitter würde, wenn ihm die hoffnungsreiche Aussicht den Blick heiter erhielte bis zu dessen endlichem Erlöschen, — wer möchte ihm seine ihn ermuthigende Ueberzeugung mißgönnen oder gar deshalb ihn anklagen?

Die Gegner sagen uns ferner: „Wir nehmen nicht nur, wir geben mehr als vollen Ersatz; wir predigen nicht eigentlich Vernichtung; wir sehen freilich in dem Menschen nichts Anderes, als eine zeitweilige organische Verbindung von wägbaren Stoffen, aber diese Stoffe sind ja unvernichtbar, gehen nur in andere Gestaltungen über im ewigen Kreislauf des Lebens; außerdem lebt der Mensch fort in seinen Thaten, in dem Andenken, das er zurückläßt, — er lebt fort in der Menschheit, die niemals endet, und zu deren Verherrlichung er seinen Theil beigetragen hat."

Dies Alles erweist sich leider jedoch nur als leidiger Trost. Wer darin eine Beruhigung findet, daß ein Theil des Phosphors, des Kalkes &c. welche seinen Organismus bilden, in der Gestalt eines Grashalmes, einer Kleeblume oder eines Maikäfers wieder aufleben wird, ist freilich leicht zu trösten. Für uns selbst hat nur Das Werth, was in unserem Bewußtsein lebt; mit dem vernichteten Bewußtsein wird zugleich alles Werthvolle für uns vernichtet; was von unserem Thun und Streben der Menschheit bleibt, gehört Denen, die nach uns leben, ist aber für den Vernichteten selbst absolut verloren. Die

Menschheit besteht aus einer, ebenfalls keineswegs endlosen Reihe von stets der Vernichtung anheim fallenden Individuen. · Giebt es keine Fortdauer für die einzelne Individualität, so giebt es auch keine für die der Menschheit; sie ist etwas in der Zeit Gewordenes, warum soll die Zeit nicht eben so wohl, wie an einzelnen Menschen, auch an der gesammten Menschheit ihr Zerstörungswerk vollbringen? Dieser Erdball, welcher im Verlaufe seiner Entwicklung das Menschengeschlecht hervorbrachte, wird in diesem ferneren Verlaufe ebenfalls sich selbst gleichsam ausleben; ist er durch die Wirkung der ewig schaffenden und stets umbildenden Naturkraft aus den Atomen des Universums zum verdichteten Balle zusammengeflossen; so muß er nach demselben Naturgesetze in diese Atome einst wieder aufgelöst werden, und mit dieser Auflösung wird und muß die Menschheit — gleichviel ob nach Tausenden oder nach Billionen von Jahren — spurlos aus dem Weltall verschwinden. Ob dann diese Menschheit während ihres zeitweiligen Bestehens auf dem in Trümmer zerfallenen Erdballe das Höchste verwirklicht hat, das zu denken sie selbst fähig war, oder ob sie ein völlig verthiertes Dasein geführt, ob sie glücklich oder elend war, wird, wenn das individuell Geistige eben so wenig ein dauerndes Bestehen hat, wie der greifbare Organismus, für die Myriaden der vernichteten Individuen, für die dagewesene Menschheit, für das Weltall, für das ewige Sein aller Dinge eben so gleichgültig sein, als ob eine Mücke mehr oder weniger in der Welt war.— Hat etwa diese Betrachtung mit dem Elemente der Sittlichkeit nichts zu thun?

Damit aber kommt der Materialismus in so direkten Widerspruch mit den inneren Anforderungen der Menschennatur, daß er allen Dingen nur den Werth des Augenblickes zutheilt und dem vorwärts schauenden Menschengeiste die Zukunft — gleichviel ob deren Grenze näher oder entfernter abgesteckt wird — ebenso abschneidet, wie es für das Thier keine giebt, aus dem einfachen Grunde, weil es keine kennt und keiner bedarf.

All unser menschliches Thun, sofern es nicht blos von animalischem Triebe eingegeben wird, ist ein voraussehendes, und charakterisirt sich eben dadurch als das Handeln von Vernunftwesen. Sobald die Grenzlinie gezogen wird, welche die Zukunft, die nähere oder fernste, abschneidet, sobald das individuell Geistige denselben Auflösungsgesetzen unterworfen wird, die im Bereiche des organischen Lebens ausnahmslos gelten, sind consequenter Weise auch alle geistigen Regeln des Handelns zugleich aufgehoben: — der Mensch ist einfach ein Naturwesen, an die unbedingt herrschenden Naturgesetze gebunden, und die aus unserem Bewußtsein nicht auszutilgende Verantwortlichkeit ist ein unbegreiflicher Wahn. Aber immer wird es Menschen geben, welche diesem Bewußtsein mehr vertrauen, als der scharfsinnigsten Lehre, die es zu zerstören unternimmt.

Man hat umsonst versucht, dem unabwendbaren Dualismus durch

ein Gleichniß zu entgehen, indem man das Geistige für die Blüthe und den Blüthenduft des körperlichen Organismus erklärt. Das Gleichniß hinkt an allen Beinen; denn Blüthe, Blatt und Stengel bestehen alle nach ganz gleichen Naturgesetzen und bilden keinen Gegensatz, — zwischen geistigem und organischem Leben aber besteht dieser unmöglich aufzuhebende und größte aller denkbaren Gegensätze, daß im letzteren — Bewußtlosigkeit und die unbedingte Nothwendigkeit herrscht, in dem ersteren aber Bewußtsein und Freiheit.



Das Ich und der Egoismus.

Das Ich und die Einheit des individuellen Seins, es kommt zum Bewußtsein, wie es scheint, dadurch, daß es mit dem Nicht-Ich, den Aeußerungen von Kräften außerhalb ihm selbst, in Berührung gebracht wird, also durch den Gegensatz; das Unbewußte kann das Bewußtsein nicht schaffen, aber dieses erwacht an jenem. Wir sprechen schlechthin von Bewußtsein, dasselbe ist aber einer unendlichen Steigerung fähig, beginnend mit dem leisesten Tagen — gleichzeitig mit der beginnenden Empfindung der Außenwelt — und lichter und lichter werdend, so lange die innere Fortbildung dauert; die Stufe des Selbstbewußtseins im Individuum ist die Stufe seiner Bildung, die Reihe der Stufen ist endlos.

Die erreichte höchste Stufe des Selbstbewußtseins ist des Menschen höchster Werth und Vorzug, höchste Zierde, höchstes Gut; das Leben des Rohen und Ungebildeten ist ein Tasten, eine trübe und dumpfe Art von Existenz, welche, wie Traum zum Wachen, sich zum klaren Bewußtsein und Denken verhält.

Der gebildete Mensch kennt sich selbst ganz und gar, sein Temperament, das Maß und die Art seiner Anlagen und Kräfte; seine hervorstechenden Neigungen u. s. w., übersieht in einem Blick den Vorrath der gemachten Lebenserfahrungen und der erworbenen Einsicht, den Grad seiner sittlichen Ausbildung, seine Gesinnung, sein Gemüthsleben, sein Verhältniß zur Menschheit, zum All. Und diesen einen Blick, welchen der Mensch in sein eigenes Ich thut, — was könnte an Weite und Tiefe sich ihm vergleichen? Oder welche Lust der Zerstreuung, durch welche der Mensch gleichsam sich selbst zu entfliehen strebt, (weil es unnatürlich wäre, sich immer nur mit sich selbst zu beschäftigen), könnte dem Genusse eines solchen Umganges mit sich selbst gleichkommen? — Wie zähe ist das Hängen des Ichs an sich selbst! Weder loben wir alles, was wir an und in uns

finden, noch sind alle gemachten Erfahrungen und aufbewahrten Erinnerungen erfreulich, noch behagt uns in jedem Betrachte das äußere Verhältniß, darin wir leben; und dennoch findet sich nicht leicht ein Mensch, der im Wesentlichen ein Anderer zu sein verlangte. Der Mann mag nicht Weib sein und das Weib nicht Mann; der Jüngling nicht Greis und der Alte nicht wieder Jüngling; es giebt keinen Menschen, mit welchem wir die ganze Rolle unseres Lebens und Daseins umzutauschen wünschten; ja selbst unserer bittersten Erfahrungen giebt es wenige, die wir ganz und gar aus unserer Erinnerung auszutilgen verlangten. Dies ist der naturgemäße Egoismus, welchen Niemand entbehren kann, der unser eigenes Lebenselement ausmacht. Je schärfer das bewußte Ich von Allem sich scheidet, was beständig sich gegen dasselbe andrängt, auch von allen andern und allen möglichen Individualitäten, desto weiter ist es in seiner Entwicklung vorgeschritten. Diese schließt indessen das Bedürfniß des Anschlusses an andere Menschen keineswegs aus; dem Gefühle, daß der einzelne Mensch nicht sich selbst genügen kann, daß sein Wesen einer Erfüllung und Vervollständigung bedarf, welche nur möglich ist durch Befriedigung der Geschlechtszuneigung, durch den Besitz von Kindern, durch ein Familienleben, durch Freundesumgang, durch Theilnahme am öffentlichen Leben, durch ein lebendiges Interesse an allem Menschlichen rc., diesem Gefühle entgeht der Gebildete so wenig wie der Ungebildete, so daß hier ein Bedürfniß sich zeigt, welches mit dem menschlichen Wesen eins ist. Doch wenn der Rohe in unbewußter Art an Andere sich hindrängt, gleichsam um seiner selbst los zu werden, so wählt der gebildete Mensch mit höchster Sorgfalt seinen näheren Umgang, und schätzt Diejenigen, welchen er sich anschließt, um ihrer ebenfalls klar durchschauten Eigenthümlichkeit willen. — In demselben Grade, wie uns die eine menschliche Eigenthümlichkeit anzieht, stößt uns die andere ab, wir schonen und dulden auch die uns widerliche, ohne aber jemals uns damit zu versöhnen. Auch dieses ist naturgemäßer Egoismus.

Fragen wir nun nach den Triebfedern alles menschlichen Handelns, weil jedes Bewußte auf eine solche zurückzuführen ist, so finden wir abermals bei genauer Zergliederung, daß der Vorwurf, die Menschen hätten jemals aus anderen Gründen gehandelt, oder der Glaube des Einzelnen, er handle aus anderen Gründen, als die allein in dem Handelnden selbst liegen, beide gleich eitel sind. In allem Handeln sucht der Mensch zunächst und zumeist Selbstbefriedigung, d. h. entweder die Erhaltung eines angenehmen, oder die Entfernung eines unangenehmen inneren Zustandes, wobei immer nur zwischen der höheren und der niederen Art eine Auswahl getroffen wird. Und bei diesem absolut vorwaltenden Egoismus giebt es kein anderes Kriterium, um über den Werth der Handlung und des Handelnden zu entscheiden, als daß wir, nachdem eine Abstufung der

Befriedigungsarten uns zum Bewußtsein gekommen ist, die That entweder der erstrebten edleren, oder der gemeineren Befriedigung zuschreiben. Als die beiden Aeußersten haben wir hier nur den für sinnliches Wohlbehagen berechneten physischen Genuß dem geistig erhebenden Gefühl der inneren Selbstachtung gegenüber zu stellen; alle möglichen Motive des Handelns neigen dem einen oder andern mehr sich zu. Als Judas seinen Meister verrieth, handelte er aus selbstsüchtigem Antriebe; die Silberlinge lockten ihn stärker als das Gebot der Ehre und Treue. Aber auch Ehre und Treue sind egoistische Motive; wer ihren Geboten folgt, zeigt eben, daß er ihrer für sein geistiges Bestehen so wenig entbehren kann, als für den Leib der Nahrung. Winkelried begrub die feindlichen Speere in seiner Brust, weil er das Verbluten des eigenen Lebens leichter als das des Vaterlandes ertragen konnte. Und welcher bessere Mensch trüge nicht Ideen in sich, welchen er das Leben zu opfern bereit wäre, d. h. deren nöthigende Macht die natürliche Liebe zum Leben noch überbietet?

In dieser unwiderstehlichen Macht der Idee, welche uns sogar die Idee des zeitlichen Daseins zu überspringen gebietet, liegt ein tiefes Geheimniß, das als unmöglich aufzuklären wäre, wenn alles innere Leben des Menschen nichts anderes ist, als ein Spiel des bewegten organisirten Stoffes. Kann der Stoff ein bewußtes Motiv zur gewaltsamen Zertrümmerung seiner eigenen Organisation hervorbringen? Muß nicht, wenn wir nichts Anderes als stofflich organisirte und mit Empfindung begabte Wesen sind, die Liebe zum physischen Leben die stärkste aller denkbaren und möglichen Triebfedern sein? Deutet aber nicht vielmehr gerade jene Macht der Idee darauf hin, daß für uns das zeitliche „Leben der Güter höchstes nicht ist“? Deutet sie nicht auf einen Zusammenhang dieses Lebens mit einem künftigen Sein, welchem das der Idee gebrachte Opfer entsprechend ist? Um diesen Gedanken scheint sich das sog. moralische Argument Kant's zu drehen.

So ist denn die Liebe, die sich hingebende und aufopfernde, obwohl die schönste aller Triebfedern, doch die zugleich am meisten selbstische; Hingebung und Aufopferung sind eben zum eignen Lebenselemente geworden, so mit dem geistigen Sein verschmolzen, daß die Wonne der Selbstverleugnung, der Selbstqual, ja der Selbstzerstörung, den damit verbundenen Schmerz aufwiegt; um sich selbst zu genügen, bleibt dem sich Aufopfernden keine andere Wahl, und dieses Sichselbstgenügenwollen ist es, was der edle Mensch sucht, freilich in einer Art, welche der gemeine Sinn nicht zu fassen vermag.

Aber der Fromme, indem er dem Willen Gottes den eigenen unterwirft, handelt er nicht aus einem Beweggrund, welcher außer und über ihm ist? Die Ausnahme von unserer Regel ist nur scheinbar, und Diejenigen, welche solchen Gehorsam gegen das göttliche Gebot entweder als höchste Vortrefflichkeit preisen, weil der Mensch

ganz damit sich selbst aufgebe, oder welche ihn als verderblichen Wahn anklagen, weil der Mensch sich nicht selbst aufgeben dürfe, irren in gleicher Weise. Was Jemand als göttliches Gesetz anerkennt, ist doch in Wahrheit nur sein eigenes. Zunächst fragt es sich, wie kommt diese Anerkennung zu Stande? Niemand würde doch Alles unter allen Umständen als Gottes Gesetz hinnehmen wollen, was irgend Jemand dafür ausgeben mögte. Mag ein Mensch also direkt (wie Moses durch den brennenden Busch) oder noch so indirekt (wie die an Bibelautorität, Tradition rc. Haftenden) zum Glauben an göttliche Befehle bewogen werden, so liegt doch der tiefere Grund der so gewonnenen Ueberzeugung in ihm selbst, weil der äußere Eindruck allein nie überzeugt, ohne daß ein inneres Vertrauen ihm entgegen kommt. Sodann: wie kommt Jemand zur Anerkennung der verbindlichen Kraft göttlicher Gesetzgebung? Der Grund dazu kann nirgends anders als in dem Menschen selbst gesucht werden, und es ist nur eine Begriffsverwechslung, wenn er die innere Nöthigung als Gehorsam gegen ein äußeres Gesetz ansieht. Die sog. göttlichen Gebote haben ja nicht in der Art eine zwingende Kraft wie die bürgerlichen Gesetze; man unterwirft sich ihnen freiwillig, weil man es geistig nicht ertragen könnte, mit dem vermeintlichen göttlichen Willen, oder eigentlich mit sich selbst, in Widerspruch zu gerathen, weil mit solchem offenen Widerspruche die ganze innere Genüge eingebüßt würde, kurz, weil das eigene Selbst und die Rücksicht darauf diese oder jene Art von Handeln gebieten. Dieser Egoismus ist also von dem zuvor behandelten in nichts verschieden. Der Fromme erkennt und fühlt sich selbst in einem gewissen Verhältniß zur Gottheit, worin er seine höchste und geistige Wonne findet. Die Sorge, daß dieses Wonnegefühl nicht zerstört, vielmehr immer neu und frisch erhalten und erhöht werde, ist der letzte und tiefste Beweggrund seines Handelns.

Jedes also auch in diesem Sinne der Pflicht gebrachte Opfer, z. B. Abrahams Opferung, ist doch nur der eigenen Genüge geweiht, indem nur irrig die Phantasie Das nach Außen verlegt, was innen sich findet.

Reden wir von Egoismus im Sinne des Vorwurfs, so meinen wir jene gemeine Gesinnung, welche auf gemeinen thierischen Genuß den höchsten Werth legt und so des höheren Antriebes unfähig ist, oder welche das eigene Behagen dem Wohlsein irgend eines menschchen Wesens oder den Interessen der Menschheit so unmenschlich kalt, gefühl- und rücksichtslos entgegensetzt, daß sie dadurch den Beweis liefert für ihre Unbefähigung, durch die Erfüllung der Forderungen der Liebe und der Gerechtigkeit in höherem Grade als durch die niedrige Lust befriedigt zu werden. Dies ist's was man gemeinhin Egoismus nennt.

Wenn aber auch das Gemeine genügen kann, wie ist es möglich,

daß der Mensch, in seiner Bildung fortschreitend, allmälig von der niederen Befriedigung zum Verlangen nach der höheren aufsteigt? Dies ist eben das Geheimniß des erwachenden geistigen Lebens. Es giebt keinen Menschen, in welchem dieses Erwachen nicht einen Anfang nähme, keinen mit Vernunft begabten Menschen, der niemals andere als blos thierische Genüsse kennen gelernt und gesucht hätte. Hat aber der Mensch auch nur die erste geistige Befriedigung geschmeckt, so findet er, daß sie nicht, wie die niederen, eine Leere in ihm selbst zurückläßt, sondern eine viel höhere und dauernde Genüge gewährt; er fühlt sich darum getrieben, den edleren geistigen Genuß beständig noch zu steigern; er wird gewahr, daß in dem Handel des Lebens, indem er die niedere Befriedigung der höheren opfert, wo beide nicht zugleich sein können, der Gewinn die Einbuße übersteigt; er findet in der Resignation das höchste und vollste Gefühl seines selbstständigen und herrschenden Ichs, wie es kein Genuß der Erde geben könnte. Ja, höher und höher aufstrebend findet der Mensch endlich in der harmonischen Ausbildung aller seiner Geisteskräfte, in der durch die That an's Licht gestellten vollen inneren Seelenschönheit, in dem damit nothwendig verknüpften Gefühle seines eigenen inneren Werthes — das Höchste, was irdisch erstrebbar und erreichbar ist; er ist auf der Höhe angelangt, wo Begierde, Wahn, Furcht, Schmerz, den Blick des Geistes nimmer trüben. Doch dies ist ein Ideal, welches uns vorschwebt; wer kann sich rühmen, daß er es erreicht habe?

So ist also des Geistes wahrstes und innerstes Wesen der Egoismus. „Ich bin so einzig wie die größte Erscheinung dieser Erde." „Jeder ist für sich selbst ein Centrum des Universums, in dessen Herzen alle Strahlen zusammenfließen, der Alles auf sich bezieht, und nach dem Maße würdigt, wie es ihn anspricht, hemmt oder fördert; seine eigenthümliche Rolle im Weltdrama selbst zu produziren, mit dem innigsten Wollen Er selbst zu sein, ist die Aufgabe des Menschen."

Die niedrigeren Geschöpfe haben nur Gattungs-Eigenthümlichkeit, keine individuelle; bei einigen, den Bienen und Ameisen, geht das individuelle Leben ganz im socialen auf, bei anderen ist es sogar mechanisch theilbar (bei den Thieren welche sich wie Pflanzen durch Zerlegung ihrer selbst vermehren); bei wilden Nationen oder bei rohen Klassen der Menschen treten individuelle Unterschiede nur sehr schwach hervor, ebenso im Kindesalter. Mit der Bildung wächst die Eigenthümlichkeit und Originalität des menschlichen Wesens, und obwohl es für alle nur ein höchstes Ideal des Wahren, Guten und Schönen giebt, und alle wahre Bildung in der Annäherung an dieses Ideal besteht, ist doch das menschliche Wesen einer so großen, mit der Bildung gleichzeitig sich entfaltenden Vielseitigkeit fähig, daß das gebildetere Ich einen unendlich mannigfaltigeren und eigenthümlicheren Inhalt hat als das weniger gebildete. Die Originalität oder

Ichheit (der Egoismus) des Menschen wächst noch lange über die Altersperiode hinaus, da bereits die physisch-organische Entwicklung hervorzutreten beginnt. Der Mensch wird ja angeregt, muß Erfahrungen machen und denken und wollen, so lange er da ist, wodurch der innere Kern seines Wesens (seines Ichs) noch immer fester gleichsam krystallisirt. Tritt die so erhöhte Subjectivität bei den Altersschwachen endlich weniger an's Licht, so erklärt sich dies, nicht etwa aus innerem Absterben derselben, sondern aus ihrem freiwilligen Sichzurückziehen in sich selbst, weil mit dem geschwächten Organe, namentlich mit der größten Empfindungs- und Bewegunsfähigkeit, die Außenwelt an Reiz und Bedeutung verliert; die so conzentrirte Subjektivität kann man aber nicht eine geschwächte oder hinsterbende nennen.

Läuft also bei uns der ganze innere Lebensprozeß darauf hinaus, das Ich zum Bewußtsein zu bringen, sein Wesen zu entwickeln, zu stärken, immer mehr zu individualisiren und zu zentralisiren und es zum vollsten Gegensatz von allem Nicht-Ich zu erheben und heranzubilden: soll man denn es für wahrscheinlich halten, daß dieses bewußte Ich, weil es nicht, wie der Leib allmälig abstirbt, so wieder allmälig zum Unbewußtsein zurückgebracht werden kann, daß es auf der von ihm erreichten höchsten Stufe der Ausbildung, im Augenblick der höchsten Intensität seines Selbstgefühles — in's Nichts zurück geschleudert werden möchte? Denn von einem vernichteten Bewußtsein oder Ich bleibt absolut nichts übrig, weder Rauch noch Asche. Es scheint aber vielmehr die Natur, soweit wir sie kennen, die irdische nämlich, gerade zu dem Zwecke die größten Anstrengungen zu machen, und Alles, was sie außer dem Menschen erzeugt, scheint dafür nur Vorübung zu sein, daß bewußte und der unendlichen Steigerung des Bewußtseins fähige Individuen hervorgebracht werden. Warum nun beständig aus dem Unbewußten neue bewußte Individualitäten hervorgehen und auftauchen, das begreifen wir wohl, es sagt dem uns angeborenen, uns beherrschenden Egoismus zu, wir freuen uns des eigenen bewußten Daseins; aber daß sie da gewesen seien, um dann wieder der Vernichtung Beute zu werden, dagegen sträubt sich eben dieser Egoismus mit naturgemäßem Abscheu und Entsetzen. Ja, so mächtig ist dieses innere Widerstreben, daß alle wissenschaftlichen Zweifel und Bedenken, welche man seit Jahrtausenden gegen die Lehre von der geistigen Fortdauer erhoben hat, die Hoffnung darauf in den Gemüthern der weit überwiegenden Mehrheit noch nicht im Mindesten hat erschüttern können. Den Gegnern gestehen wir zu, daß die strenge Wissenschaft allerdings hier die Feder niederlegt, denn sie verlangt ein Zusammentreffen der inneren Idee mit der äußeren Erfahrung; aber sie werden vergeblich bestreiten, daß auch das Gemüth und die Phantasie ihr Recht verlangen und behaupten. Ja, Gemüth und Phantasie, dem menschlichen Wesen so ursprünglich

eingeboren, so natürlich, so berechtigt, so unerbittlich in ihren Forderungen wie der sichtende Verstand selbst, greifen immer den Faden wieder auf, welchen dieser fallen läßt oder zerschneidet, und so steht dieser Glaube da noch jetzt wie vor Jahrtausenden, ein ungelöstes Problem, durch keine Anstrengung der wissenschaftlichen Lösung näher zu bringen, es müßten denn, wie die Spiritualisten unserer Tage behaupten, solche Kundgebungen möglich sein, durch welche Alle zu überführen wären.



Bekehrungen.

Es ist naturgemäß und recht, daß vom frühen Alter an mit der stets erweiterten Erfahrung und Beobachtung und der durch Uebung geschärften Urtheilskraft unsere Ansicht der Dinge sich mehr und mehr berichtigt, also in Manchem eine andere wird, und daß wir, so lange nur immer die Geisteskraft ungeschwächt bleibt, mit der Berichtigung unserer Vorstellungen gar nicht an das Ende kommen. Unser inneres Wesen ist niemals etwas vollständig Abgeschlossenes, sondern — wie das ganze Weltall — ein stetes Werden.

Doch verlangt man mit Recht von jedem verständigen Menschen, daß er um die Zeit, da er selbstthätig in das Leben eingreift und Urtheile ausspricht, die auf Beachtung Anspruch machen, eine Lebensansicht bei sich ausgebildet habe, welche ihm eine sichere Grundlage giebt, für sein Handeln sowohl als für die Beurtheilung der Dinge. Alles Schwanken in den wesentlichsten Grundsätzen und gar die Bekehrungen von einem Aeußersten zum andern machen einen widerlichen Eindruck und stören mit Recht das Vertrauen.

Haben einem Menschen früher Mittel und Gelegenheit zur Ausbildung gefehlt, so mag, wenn er später solche findet, die Umwandlung ein Glück für ihn sein; in den meisten Fällen aber muß man sagen, daß plötzlich Bekehrte entweder vordem eines sträflichen Leichtsinnes sich schuldig gemacht haben, indem sie ernste Fragen vom Anfang allzu leichtsinnig behandelten, oder daß sie mit gleich sträflichem Leichtsinn das gewonnene Bessere gegen Anderes von zweifelhaftem Werthe wegwarfen. Man soll mit der in den besten Jahren des Daseins gewonnenen Lebensansicht auch für dessen Rest aushalten, damit leben und sterben können, ohne daß ein völliger innerer Umsturz nöthig wäre.

Die Beweggründe des Handelns und die letzten Gründe der Ueberzeugung liegen doch in dem Menschen selbst. Freilich wird

unser Inneres beständig durch äußere Eindrücke angeregt; aber wie dieselben innerlich aufgenommen werden, das ist die Hauptsache, und darin besteht neben einer gewissen allgemeinen Aehnlichkeit doch eine endlos große Verschiedenheit im Einzelnen; von der Beschaffenheit und Stimmung des Inneren hängt die Wirkung der äußeren Anregung ab. Die weiße Oelfarbe freilich heftet die weiße Farbe auf Alles, was man damit anstreicht, in gleicher Art; so ist es nicht mit den äußeren Eindrücken auf das menschliche Innere. Es ist, auch wo das Innere sich völlig passiv, blos aufnehmend zu verhalten scheint, doch immer ein gewißer Grad von Selbstthätigkeit vorhanden, ohne welchen überhaupt gar keine Einwirkung von außen möglich wäre.

Darum ist auch die Abtheilung in Solche, welche ihre Grundsätze des Handelns und die Gründe ihrer Ueberzeugungen aus sich selbst schöpfen, und in solche Andere, welche sich durch Autorität, Bibelglauben, eingeprägte Kirchenlehren 2c. bestimmen lassen, keine genaue. Bei jedem Menschen wirken Aeußeres und Inneres zusammen, nur nicht in gleicher Art; der eine der beiden Faktoren mag stärker, der andere schwächer sein, — immer aber ist unser Denken und Thun das Produkt von beiden. Je größer die innere Selbstthätigkeit ist, desto stärker ist auch das Selbstgefühl und desto größer die innere Klarheit; nach den hierbei stattfindenden Graden bestimmt sich der Unterschied in den zahllosen Stufen der Bildung.

Auch die Millionen, welche jetzt noch das kirchliche Gängelband nicht entbehren können oder entbehren zu können glauben, sind doch nicht absolut Abhängige. Jenes Gängelband entspricht ihrem inneren Zustande und befriedigt sie, weil sie zu einem höheren Grade von Selbstthätigkeit sich noch nicht erhoben haben, weil ein höherer Grad von Klarheit ihnen noch nicht zum Bedürfniß wurde; sie nehmen die fertige Kost, welche dagegen Andere sich selbst zubereiten wollen, obwohl auch dieses Letztere nur theilweise geschieht,— nicht ganz unabhängig von Zeiten und Umständen und zahllosen unberechenbaren Eindrücken. Wir sind im besten Falle nicht Schöpfer, sondern Bildner unserer Lebensansicht, und jedes menschliche Innere hat seine eigenthümliche Bildungsgeschichte, in welcher das Mannigfaltigste zusammenläuft, um das hervorzubringen, was Jeder ist. Erziehung und Lehre und die ganze Umgebung von Umständen und Einflüssen, in die wir die Menschen von Frühem an versetzen, vermögen viel, um ihrer inneren Entwickelung eine gewisse Richtung zu geben, und doch auch wieder nicht Alles. Das innere Agens oder das selbstthätige Prinzip des Einen haben die Andern doch niemals ganz in ihrer Gewalt, und das Resultat der Einwirkung läßt sich nicht mit der Genauigkeit des Mathematikers, des Chemikers, des Mechanikers berechnen. Des Menschen Inneres ist doch keine Maschine.

Und so unterwerfen wir auch mit vollem Rechte die auffallenden

Veränderungen, welche mitunter in dem menschlichem Inneren vorgehen, Bekehrungen u. dgl. ihrem Werthe nach unserer Beurtheilung und forschen den Ursachen derselben nach, ohne aber die inneren Vorgänge so anschaulich wie ein Rechnungsexempel machen zu können, oder ohne Alles nach dem gleichen Maßstabe messen zu dürfen.

Der gewöhnliche Gang der Dinge ist bei den Gebildeteren unseres Volkes in unserer Zeit meistens dieser:

Die Glaubenssätze der einen oder andern Confession wurden uns in der Kindheit eingeprägt; davon thun die Meisten allmählig mehr oder weniger ab und erheben sich zu einem gewissen Grade von Freisinnigkeit oder Rationalismus, so daß der Kirchenglaube zurücktritt und ihr Handeln nicht ferner beeinflußt. Es mag geschehen, daß der Eine bis zum Atheismus (Leugnung einer höchsten bewußten Intelligenz) vorschreitet, der Andere bis zum Pantheismus (die Annahme, daß das All der Dinge das Göttliche ist), oder beim Deismus (Annahme, daß der letzte Grund der Dinge in einer ihrem Wesen nach uns freilich unerforschlichen, höchsten Intelligenz zu suchen sei) stehen bleibt; wir sind, da alle Spekulation über diese so schwierigen Fragen noch zu keiner vollen Klarheit geführt hat, damit zufrieden, daß die eigene Selbstständigkeit gewahrt, d. h. das Denken und Handeln nicht von fremder Autorität, von willkürlichen Satzungen und kirchlichen Machtsprüchen abhängig gemacht wird, sofern zugleich Gesinnung und Handlungen eines so Emanzipirten auf Achtbarkeit Anspruch haben. Wer es anders hält, gehört nach unserem Urtheile zu den Befangenen, und indem uns der Fortschritt von der Befangenheit zur Freiheit als das Richtige erscheint, erkennen wir mit Recht in dem umgekehrten Gange ein Zeichen geistiger Erkrankung.

So erregte es denn nicht geringes Aufsehen, als im Anfange dieses Jahrhunderts mehrere Männer von hohem wissenschaftlichem Rufe (Friedrich Schlegel, Graf Fr. Stolberg, Tiek u. A. m.) in den Schooß der allein selig machenden katholischen Kirche übergingen, und über unsern großen lyrischen Dichter Heinrich Heine, welcher am Ende seiner Jahre in der Bibel seinen Trost suchte und seine gesammte frühere Ueberzeugung, die göttlichen Dinge betreffend, umstieß, urtheilt man nicht mit Unrecht, daß er entweder früher es mit der Betrachtung ernster Dinge viel zu leicht genommen und endlich seinen Irrthum eingesehen habe, oder aber, daß das unsägliche Körperleiden den sonst so starken Geist am Schlusse seiner Tage gebeugt und umnachtet hat, — oder auch, daß Beides zugleich der Fall war.

Anders ist es in der Regel bei den Amerikanern. Sie kennen, ohne schon durch die Geburt einer gewissen Confession anzugehören, im Allgemeinen die Sektenlehren und behaupten denselben gegenüber — meistens ohne genauere Prüfung eine Art von neutraler Haltung, indem sie jedoch, was schon zum Anstande gehört, den Sonntag heilig halten, den Bibelglauben nicht antasten und an der ihnen, wie es

scheint, ganz unentbehrlichen Vorstellung, daß die Vorsehung Alles oder doch die Hauptsachen giebt, ordnet, einrichtet und nach Gefallen lenkt, nicht zu rütteln wagen. Sie unterscheiden zwischen gewöhnlichen Vorkommnissen und den Akten der Vorsehung; Manches ist ihnen auch eine quasi Gottesfügung, oder pretty near a providential dispensation, natürlich je nachdem die Sache ihren Wünschen entspricht, z. B. die Ermordung Lincolns. Ein tieferes und auf Folgerichtigkeit Anspruch machendes Eingehen in diese Fragen trifft man selten; höchstens wird noch ein Unterschied zwischen general und special providence gemacht, und entweder nur an die eine oder an beide zugleich geglaubt. — Doch dabei bleibt es selten. Es erfolgt entweder eine gewaltige äußere Anregung (ein sogenanntes revival und dergl.), oder die Bekämpfung einer durch kein anderes Mittel zu bezähmenden Leidenschaft scheint es nöthig zu machen, oder aber wird durch bedeutendere Unglücksfälle oder auch durch die Nähe des Todes und dem Gedanken an ein Jenseits, das eine Extra-Vorbereitung erfordert, das Gemüth umgestimmt; kurz, meistens findet zu irgend einer Zeit des Lebens, früher oder später, die „Annahme von Religion" statt, wobei oft der Zufall entscheidet, ob es Methodismus, Presbyterianismus, Baptismus oder was sonst ist; doch bedeutet diese Bekehrung von nun an immer Anschluß an eine kirchliche Sekte und thätige, namentlich auch zahlende Mitgliedschaft. Werden die Bekehrten nun auch nicht ohne Weiteres zu Heiligen, so tritt doch jetzt eine gewisse Zähmung an die Stelle der früheren Wildheit, das äußerlich Anstößige wird gemieden, das Familienleben wird friedlicher, und da man hier in der Regel nur zwei Klassen von Menschen hat, Rowdies und Religiösgestimmte, so gewinnt selbst das Publikum durch diese Umwandlung, und jede Umgegend schätzt sich um so glücklicher, je mehr Bekehrungen darin vorkommen. Der alte Mensch soll begraben sein, ein ganz neuer auferstehen; die alte Rechnung ist abgeschlossen, und ein frische beginnt. Diese Wiedergeburt ist (wie die physische Geburt), wenn nicht etwa ein bloßes Stück von Heuchelei, eine wirkliche Revolution, deren früherer oder späterer Eintritt zu den Dingen gehört, die man als etwas Ordnungsmäßiges erwartet. Nicht gar Viele dauern in ihrer unabhängigen Haltung aus bis ans Ende.

Der durch sein bedeutendes Talent, seine hohe Bildung und seine Verdienste um die Antisklavereibewegungen in Missouri in weiten Kreisen bekannte Senator Gratz Brown war bis vor vier Jahren leidenschaftlich dem Trunke ergeben. Ein Lieblingskind starb ihm, und zugleich mußte die schlimme Leidenschaft besiegt werden, wenn darunter nicht die öffentliche Stellung des Mannes leiden sollte. Er griff zum gewöhnlichen Mittel, schloß sich einer Kirchengemeinde an, und scheint darin so volle Befriedigung gefunden zu haben, daß er allen weltlichen Bestrebungen entsagt hat und die Senatorstelle von Missouri einem Andern überläßt. Er ist fromm geworden und für die Oeffentlichkeit künftig nicht mehr da.

In einem englischen Blatte finde ich, daß auch der ebenso bekannte Senator Wilson von Massachusetts bei einem neulichen revival meeting zu Natik bekehrt wurde, und, zum Reden aufgefordert, sich aussprach wie folgt: „Ich schulde es mir selbst, meinen Freunden und der Sache des Erlösers, einige Worte auszusprechen, obwohl mit Widerstreben. Seit mehr als dreißig Jahren habe ich an dieser Stelle an dem Gottesdienste theilgenommen und mehr als hundert Predigten angehört; ich war überzeugt von der Wahrheit der vorgetragenen Lehren und habe keine Entschuldigung dafür, daß ich kein thätiges Mitglied der Gemeinde wurde, obwohl ich nie eigentlich ein Ungläubiger war. Oft von Freunden zur Bekehrung gemahnt, habe ich doch länger als fünfzig Jahre Gott verleugnet und den Trost nicht gekannt, welchen er allein geben kann. Doch den Frieden habe ich endlich gefunden und gäbe meine jetzigen Hoffnungen auch nicht für die höchsten Ehren der Erde hin. Alles was ich habe und bin, opfere ich meinem Herrn und Meister; denn sündhaft und verwerflich, wie wir es Alle sind, finde ich endlich Erbarmen und Rettung am Fuße des Kreuzes."

Wir haben nicht den geringsten Grund zum Zweifel, daß diese Erklärung eine ernste und aufrichtige sei; unsere Menschenkenntniß aber würde eine unvollständige bleiben, wollten wir solche Vorgänge unbeachtet lassen. Wie viel Unabgeklärtes und wirklich Krankhaftes ist noch in dem menschlichen Treiben, wenn solche Bekehrungen zu den Dingen gehören, die man ganz natürlich findet! Kann man wirklich fünfzig Jahre lang „Gott verleugnen" und doch treu seine Menschenpflichten erfüllen? Oder, wenn man das Letzere gethan hat, war nicht gerade das der ehrlichste und werthvollste Gottesdienst, und kann man nicht mit solchem Bewußtsein getrost aus dieser Welt scheiden?— Allerdings befriedigt die Hingebung an die Lockungen der Sinnenlust, der Geldbegierde und des Ehrgeizes nicht dauernd, und weil das ethische Element im Menschen nicht auszutilgen ist, rächt sich die Uebertreibung zu irgend einer Zeit; unnatürlich ist es aber, durch einen ganzen Theil des hingebrachten Lebens einen Strich machen zu müssen, und so hängt allen Bekehrungen — gleichsam inneren Ausbrüchen und Erdstürzen — sammt den ihnen folgenden frommen Ergießungen etwas Widerliches an. Wie ein geregelter Strom fließt das Leben hin; die Katarakte sind in der Natur schöner als wenn sie im menschlichen Innern vorkommen. Mache dein menschliches Wesen und deine menschlichen Aufgaben frühe genug dir selbst klar, und lerne Maß halten in allen Dingen, dann werden geistige Luftsprünge niemals nöthig sein. 1867.



Zur Moral des Materialismus.

In meiner kürzlich veröffentlichten Besprechung eines neuen socialistischen Werkes wurde der darin enthaltene Satz angeführt: „Der Geist ist nichts Anderes als ein an den Körper gebundener Vorgang in demselben", — wie wir ja an allen Naturdingen gewisse Vorgänge bemerken, z. B. den aus der Rose aufsteigenden Duft, die an der aufgehängten Wäsche vor sich gehende Wasserverdünstung; der Vorgang ist nichts Wesenhaftes, sondern eine vorübergehende Erscheinung. Dies ist die echte materialistische Lehre. Ganz damit übereinstimmend sagt u. A. Büchner: „Der Mensch ist nach seinem körperlichen wie nach seinem geistigen Wesen ein rein chemisches Produkt der Materie, ein reines Erzeugniß des körperlichen Stoffwechsels, der sich planlos von selbst in Anregung setzt," — nicht wesentlich verschieden von einem Erzklumpen oder einem Kalksteinstücke —, indem Karl Vogt sich selbst und die andern Menschenkinder doch schon um etwas höher hebt, indem er das menschliche Wesen wenigstens einer Maschine gleichstellt, freilich einer völlig willenlosen.

Sodann wurde aus dem erwähnten Buche angeführt: Da der Mensch nichts Anderes ist, als ein Häufchen zusammengeronnener Stofftheilchen (Atome), und da in diesem Stoffklumpen beständig die verbrauchten Theilchen ausgeschieden und durch neu herangezogene ersetzt werden, so giebt es in dem Menschen nichts „Continuirliches", d. h. über eine kurze Zeitfrist hinaus Dauerndes, also kein eigentliches persönliches Ich (mein Ich von heute ist schon nicht mehr das von gestern), weil seitdem schon Verdünstung und Ausleerung, also Abgang, und zugleich Zusatz durch Athmen und Nahrungsmittel stattgefunden haben, demnach der heutige Mensch nicht mehr derselbe ist, der er gestern oder gar vor Jahren war, woraus gefolgert wird, daß es thöricht sei, sich Gewissensvorwürfe wegen begangener Unthaten zu machen, da ja das längstens vor zehn Jahren Verübte einem ganz anderen Stoffhäufchen (also einer anderen Person) zugerechnet werden muß als derjenigen, welche irrthümlich heute noch denselben Namen führt.

Die Lehre von dem ununterbrochen vor sich gehenden Stoffwechsel in dem menschlichen Körper wie in allen Organismen ist nicht erst von den Materialisten erfunden, sondern in neuerer Zeit durch die fortgeschrittene Naturwissenschaft unbezweifelbar festgestellt worden, und die Meinungen der Gelehrten schwankten nur in Betreff der Frage, ob die vollständige Erneuerung unseres leiblichen Organs, selbst des fest scheinenden Knochengerüsts nicht ausgenommen, etwa innerhalb 7 oder 10 Jahren erfolgt. Dennoch wagten bisher die

Materialisten nicht, die aus diesen Thatsachen von ihrem Standpunkte aus zu ziehenden Folgerungen in Worten auszusprechen, bis der Verfasser des erwähnten Buches gleichsam die materialistische Katze aus dem Sacke läßt und keck eine, folgerecht aus dieser Lehre sich ergebende Behauptung aufstellt, welche etwa so weiter auszuführen wäre:

In dem ganzen menschlichen Wesen giebt es nichts, was einen Zusammenhang bildet von heute auf morgen; denn die ausgeschiedenen Stofftheilchen lassen nichts zurück von dem was sie selbst sind, und die neu eintretenden nehmen gerade nur die leer gewordene Stelle ein. Der Mensch ist genau wie der dahingleitende Bach. Sein Name und seine Ufer bleiben dieselben; aber was er eigentlich ist, seine Wassermasse, bleibt nicht die gleiche für einen Augenblick, da sie unaufhaltsam sich weiter drängt von der Quelle bis zu ihrer Vermischung mit dem wogenden Meere. Oder: Schneeflocken fallen auf einen Gebirgsgipfel, und die Masse mehrt sich bis zu einer dicken Lage. Die Sonnenwärme schmilzt die untere Schicht, und der nächste Winter häuft eine neue Schicht obenauf. Ihr bezeichnet das Schnee- und Eisgebilde noch als denselben Gletscher und doch ist von den ersten Schneeflocken nach ein paar Jahren nichts mehr vorhanden — das ganze Frostgebilde ist ein Wechsel von zerschmelzenden und neu hinzukommenden Schneetheilchen. Gerade so ist der Mensch. Er ist auch wie das Feuer in eurem Ofen, welches ihr, weil der Ofen bleibt, noch nach Stunden für dasselbe Feuer haltet. Doch waren schon nach kurzer Frist die zuerst auf die Kohlen gelegten Holztheile verglüht; durch neu zugelegte wurde das Feuer unterhalten, welches aber offenbar nach einer Stunde nicht mehr dasselbe Feuer ist, wenngleich die Feuerstelle nicht geändert wurde.

Und was ergiebt sich nun weiter aus dieser Lehre — folgerecht, wenn es auch allem edleren menschlichen Gefühle den vernichtenden Faustschlag versetzt? Offenbar dieses: Ich gedenke meines kindlichen Lebens, seiner Eindrücke, seiner Freuden und Schmerzen; ich erinnere mich heute noch — entweder mit innerster Lust oder auch mit Reue — meiner jugendlichen Bestrebungen, meines Wirkens und meiner Erfahrungen im gereifteren Alter, meines ganzen Bildungsganges, vom Frühesten an, — — Thorheit! Das waren ja ganz andere Stoffhäufchen, und dein heutiges Ich hat mit deinem sogenannten Ich vor 10, 20, oder gar 60 und 70 Jahren nicht das Geringste gemein! Mir sind unvergeßlich meine der vollsten Liebe und Verehrung würdigen Eltern, manche meiner Lehrer, die Genossen meiner Jugend, die bewährten Freunde meines späteren Alters; ich halte treu zu der lange erprobten Gefährtin meines Lebens, ich hänge an meinen Kindern mit unwandelbarer Liebe — — dummes Zeug! Ich bin ja längst dieselbe Person nicht mehr, Freunde, Eltern, Geliebte, Kinder gehören einem ehemaligen Ich, das seit vielen Jahren

nicht mehr besteht, und es ist nichtige Einbildung, Dinge, Vorgänge, Gefühle, Personen auf das heute athmende Subject zu beziehen, welche zu längst verflogenen Atomenhäufchen gehörten.

Und doch, wenn die entschwindenden Stickstoff-, Wasser- und Kohlenstoff-, Kalk- und Eisen-Theilchen an die ihre Stelle einnehmenden neuen Theilchen nicht etwas abgeben (wie die abtretende Schildwache an die nachfolgende die Parole abgiebt) und es in der das ganze menschliche Wesen bildenden Stoffanhäufung nichts die selbstständige Einheit, die „Identität“ Vermittelndes giebt, wie bildet der einzelne Mensch sich weiter aus nach seiner eigenthümlichen ursprünglichen Anlage, deren Spuren sich bis zum höchsten Alter nicht verwischen? Wie können im Ganzen Neigungen, Gesinnung, Gedankengang, die errungene Bildungsstufe und alle die zahllosen Erinnerungen sich erhalten, da doch das Element, woran sie haften könnten, beständig weggeschwemmt wird?

Man erkannte doch das Grasse und Ungeheuerliche einer solchen Lebensansicht und wollte sich helfen durch die Lehre, daß durch ein gewisses Etwas, das wir Lebenskraft nennen, in dem menschlichen Wesen wie in allen anderen Organismen ein einheitlicher Zusammenhang hergestellt und unterhalten wird. Nicht so! sagen die Unerbittlichen unter den Materialisten, so wenig wie einen in der Luft schwebenden Geist giebt es eine besondere Lebenskraft, und auch das menschliche Wesen bildet, erhält und zersetzt sich ganz allein durch Bewegungskräfte (wie die Kraft, welche die Windfahne umdreht) und durch chemische Vorgänge, (wie der Prozeß, durch welchen aus Fett und Lauge die Seife hergestellt wird.) Was ihr „Geist“ nennt, ist etwa nur ein ähnlicher Vorgang wie das Brodeln bei dem Sieden der Lauge, wenn ihr Seife kocht.

Woher nun soll uns Trost und Licht kommen in dieser greulichen Gedankenverwilderung! Die Idealisten sagen uns: der Geist ist das uns innewohnende immaterielle Lebensprinzip, in dem Menschen gesteigert bis zum Selbstbewußtsein, klaren Denken und freien Wollen. — Spiller sagt uns: die Urkraft des Weltalls ist der Weltäther, nicht immateriell, aber für unsere Sinne unfaßbar; Jeder von uns trägt ein Stück der Urkraft als einen Aetherorganismus in sich; dieser entwickelt sich in und mit dem leiblichen (sinnlich faßbaren) Organismus und ist die einheitliche und „continuirliche“ Ursache aller Kraftäußerungen, welche von den einzelnen Individuen ausgehen, in sich schließend Kraft, Leben, Empfindung, Geist. — Dr. Tiedemann sagt uns: es giebt drei Hauptarten elementarischen Stoffes, nämlich: Atome, welche sich durch mechanische und chemische Vorgänge zusammenballen; — Atome, welche durch Heranziehung der ersteren belebte pflanzliche Wesen bilden, — und endlich Atome, welche der Bildung empfindender Wesen, zu welchen auch der Mensch gehört, zu Grunde liegen. — Diesen drei Ansichten von dem

Wesen des Menschen stellt die materialistische gründlich aufräumende Ansicht sich gegenüber, und zwischen diesen allen hat der Selbstdenkende zu wählen, wenn er nicht etwa dem bequemen Grundsatze huldigt: „über solche Dinge will ich mir den Kopf nicht zerbrechen.“ Daß ich selbst mit Spiller übereinstimme, habe ich wiederholt bemerkt.

Mit Recht beschäftigen sich gerade in dieser Zeit die Denkenden ernstlich mit der sittlichen Frage. Mehren sich doch stets von allen Seiten her die Klagen, daß das Familienband immer lockerer wird, wovon das leichtsinnige Schließen und Trennen von Ehebündnissen Zeugniß giebt — daß die Familien verarmen, weil es an haushälterischem Sinn und wohlgeordneter Thätigkeit fehlt, — daß die Jugend verwildert, indem an die Stelle von Zucht und Sitte Unbändigkeit und ganz übertriebene Genußsucht tritt, daß durch Untreue, Betrug und Schwindel aller Art die alte Biederkeit verdrängt und damit das gegenseitige Vertrauen immer mehr zerstört wird, — daß die Verbrechen des Raubes und Mordes, Brandstiftung und anderer Scheußlichkeiten in erschreckender Weise sich häufen, — daß Polizei, verschärftes Strafrecht, Zuchthäuser und Galgen nicht mehr helfen wollen zur Abwehr des wachsenden Uebels, — daß, wenn nicht besser wirkende Mittel gefunden werden, man das Eintreten einer Zeit berechnen könne, da die bisherige menschliche Ordnung sich umwandeln müsse in einen allgemeinen wüsten Umsturz.

Diese Klagen mögen übertrieben, und die Uebertreibung mag veranlaßt sein durch die Art wie in unserer Zeit alles Auffallendere an die Oeffentlichkeit gezogen wird. Aus allen Theilen der Welt laufen zur Veröffentlichung in Tausenden von Zeitblättern die Berichte von Unglücksfällen und ebenso von verübten Unthaten ein; aber die öffentliche Stimme hat kein Wort zu sagen über das stille Glück von zahllosen Einzelnen und Familien und ebenso wenig über das geräuschlose und segensreiche Wirken und Walten, das aufopfernde Bestreben und Schaffen für die höchsten Lebensgüter, die zufriedene und unermüdliche, pflichtgetreue und ehrliche Anstrengung für menschliches Wohlsein von Männern und Frauen, Jungen und Alten in allen Ländern der Welt, und die schönsten Tugenden „blühen im Verborgenen dem Veilchen gleich.“

Dennoch ist die erwähnte Besorgniß nicht unbegründet und das Verlangen gerechtfertigt: wir müssen die Menschen auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit zu erheben suchen, da sonst Alles, was wir als Fortschritt unserer Zeit hoch anrechnen, mehr zum Verderben als zum allgemeinen Wohlbefinden gereicht. Vorschläge zur Verbesserung unserer Zustände werden hauptsächlich von zwei schroff einander entgegen stehenden Seiten gemacht. Die Anhänger der sog. positiven Religionsbekenntnisse, mit Einschluß des „heiligen Vaters“ in Rom,

sagen uns: Das Unheil kommt her von dem Ueberhandnehmen des Unglaubens, von dem Lockererwerden der strammen Kirchenzucht, von der Zurücksetzung des Himmlischen und Ewigen gegen das Zeitliche und Irdische, weßhalb wir durch alle möglichen Mittel den alten Glauben und die alte Zucht wieder zur Geltung bringen müssen. — Umgekehrt sagen uns die sog. Freidenker: Das Uebel liegt darin, daß die Menschen sich noch nicht hinreichend und ganz von der Altgläubigkeit frei gemacht (emancipirt) haben und noch immer ihren eigenen Vortheil nicht verstehen, weßhalb wir ihnen die Augen noch viel weiter öffnen müssen.

Genauer betrachtet, stellt sich die letztere Lehre, welche uns eine neue und bessere Erfolge verheißende Grundlage des Sittengesetzes geben will, so dar: Alles ist in unserem Handeln richtig, was naturgemäß ist; unsere natürlichen Antriebe regen uns zu Dem an, was für uns behaglich und im Allgemeinen wohlthätig ist; doch kann eine unzeitige Befriedigung des natürlichen Verlangens und die Uebertreibung uns und den Anderen Schaden bringen; ein Band umschlingt die ganze Menschheit, und so muß, was Einzelnen schaden kann, in Bezug auf Alle vermieden werden; die Sittlichkeit besteht darin, daß man deutlich einsieht, was Glück und Wohlsein stört, und folgerecht und mit freiem Entschluß solcher Störung sich enthält; gefördert wird das sittliche Verhalten dadurch, daß man die Menschen aufklärt darüber, was zu ihrem und Aller Wohlbefinden gehört. — Wir dürften wohl vorerst zufrieden sein, wenn eine solche „Moral“ in unserem menschlichen Zusammenleben herrschend wäre, obwohl sie weit zurückbleibt gegen Das, was der höhere sittliche Sinn auch jetzt leistet, ja seit Jahrtausenden geleistet hat.

Neben der orthodoxen und der materialistischen Moral gab und giebt es noch eine andere, gelehrt von den Weisesten, lebendig in den Seelen der Würdigsten und Besten, gegründet im Gegensatze zu unserem sinnlichen Wesen auf die ideale Begabung der Menschennatur, auf die uns angeborene Menschenwürde, welche in Gesinnung und Denken, in allem unserem Streben und Thun sich ausprägen soll. Sind wir zwar dem Thiere verwandt, so ist doch ein breiter Strich gezogen zwischen Thierischem und Menschlichem. Das Thier kann und wird unbedingt nichts Anderes verlangen und vornehmen, als wozu der auf die Behaglichkeit und die Erhaltung des leiblichen Lebens gerichtete Naturtrieb es anregt, und folgt diesem Triebe unter allen Umständen. Die dem Menschen verliehene Vernunftanlage gebietet ihm — mit noch größerer Macht, wenn er bis zur Vernunfthöhe sich erhoben hat —, jene bei ihm ähnlichen Triebe zu mäßigen, zu beherrschen, unter Umständen ganz niederzuhalten und dabei sich eine ganze Reihe von Aufgaben zu stellen, welche weit über dieselben hinausgehen, kurz: in seinem ganzen Sein, Streben und Thun das ihm selbst vorschwebende Musterbild menschlicher Würde zu verwirklichen.

In den Bereich des menschlichen Verlangens und Schaffens gehört Vielerlei:

1. Das Angenehme; von dem Thiere unterscheiden wir uns dabei nur dadurch, daß wir verfeinerter höherer Annehmlichkeiten fähig und unserer Zwecke und der Mittel dazu uns klarer bewußt sind. Unser Handeln ist ein nützliches, wenn es der Herstellung des dauernd Angenehmen gewidmet ist; kühle Besonnenheit führt am sichersten zum Ziele. Mit Begeisterung hat das Nützliche nichts zu thun.

2. Das Wahre, — die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit der Wirklichkeit. Damit gelangen wir in ein ausschließlich menschliches oder ideales Gebiet. Das Forschen ist zum Theil ebenfalls ein ganz kühles Unternehmen, wie die Lösung einer mathematischen oder arithmetischen Aufgabe. Schlägt dagegen die gesuchte Wahrheit ein in das höhere menschliche Wesen, in Das, was wir unsere Ueberzeugung nennen, dann erwärmt sich das Herz zugleich, und unsere Begeisterung mag sich steigern bis dahin, daß für die zur inneren Gewißheit gewordene Erkenntniß alle Lebensgüter und das Leben selbst hingegeben werden. Das ist menschlicher Idealismus.

3. Das Schöne, — das um seiner selbst willen und ohne alle Rücksicht auf Nutzbarkeit uns Wohlgefallende, wohlthuend im Inneren uns Anregende und geistig Erhebende, ist ganz und gar dem idealen Zuge des menschlichen Wesens angehörend, so daß das Schöne in Natur und Kunst uns zur höchsten Begeisterung entflammen mag.

4. Das sittlich Gute, — keineswegs entsprießend der kalten Berechnung des das Wohlsein der Einzelnen und der Gesammtheit Fördernden, sondern der in unserer Vernunftanlage enthaltenen inneren Nöthigung (Kant's moralischer Imperativ), das Menschenwürdige in uns selbst auszubilden und es durch unser ganzes Thun zu bethätigen, also die Menschenwürde auch in jedem unserer Mitmenschen zu achten, ihnen mit Wärme und Wohlwollen uns anzuschließen, der Sache der Menschheit unsere besten Kräfte, ja unser Leben zu widmen. So nimmt die sittliche Forderung, weit hinausgehend über alle anderen Forderungen und diese sich unterordnend, den ganzen Menschen in Beschlag mit allen seinen Anlagen und Kräften. Das Unsittliche ist einfach das Unmenschliche, das Vernunftwidrige, das Aufgeben des idealen Zuges in dem menschlichen Wesen.

Wie nun wird man die Sittlichkeit fördern? Dadurch, daß man in den Menschen, besonders in Denen, welche erzogen werden sollen, das edlere Selbstgefühl weckt, Abscheu in ihnen erregt vor Allem, was die Menschenwürde in Gemeinheit untergehen läßt, ihnen vorhält, was der Mensch aus sich selbst machen, was er durch Anstrengung seiner Kräfte erreichen kann. Wir müssen die unserer erziehenden

Leitung Anvertrauten dahin zu bringen suchen, daß sie ihre eigenen Sittenwächter werden und sich über Diejenigen stellen, welche der Zuchtruthe und des Zwanges bedürfen, wir müssen also ihr menschliches Würdegefühl wecken, indem wir ihnen ein menschliches Musterbild vorhalten, welches sie in sich selbst und durch ihr Handeln verwirklichen sollen. So wenig wie das Häßliche, gefällt irgend einem nicht zur vollen Verthiertheit Herabgesunkenen das Menschenunwürdige, und von allem Denkbaren zieht nichts mehr an und empor als das Bild menschlicher Geistesgröße, welche in edlen Thaten sich kund thut. Das Sittliche ist also das Emporstreben über das Gemeine, das für den Menschen sich nicht geziemt, das Eintreten in die vernünftige Weltordnung.



Das Verhältniß der Wissenschaft zur Religion.

In nichts Anderem hat unsere Zeit so große Fortschritte gemacht als in der gründlicheren Naturkunde und deren praktischen Anwendung, was zugleich aber begreiflicher Weise die Folge hatte, daß Denken und Streben in eine einseitige Richtung geriethen. Weil es gelang, mittelst des Secirmessers, der Wage, des Vergrößerungsglases, des Telescopes, des Spektroskopes so Vieles aufzuhellen, worüber unsere Vorfahren im Dunkeln waren, gab man sich der Erwartung hin und stellte man die anmaßliche Behauptung auf, daß auf diesem Wege — und auf diesem allein — das Welt- und Lebens-Geheimniß zu ergründen sei. In Folge davon — und dies ist der Hauptvorwurf, welcher dem modernen „Materialismus“ gemacht werden muß, während seine Verdienste um die Vervollkommnung der Naturwissenschaften nicht zu bestreiten sind — sah man mit vornehmem Hohne herab auf die Bemühungen der Denker aller Zeiten, durch Forschung im Gebiete der inneren oder geistigen Welt zu einem klareren Verständniß zu gelangen, d. h. auf alle eigentlich philosophische Forschung der älteren und der neuen Zeit. Man behauptete, daß die ganze letztere Art von Forschung zu gar keinem sicheren Ergebniß geführt habe, daß nur das auf die äußere Erfahrung gegründete Wissen eine wirkliche Erkenntniß sei, alles Andere nutzloses Grübeln und Träumen.

Und doch sehen wir die Herren Materialisten selbst in jedem Augenblicke „philosophisch“ werden, d. h. sie fühlen und erkennen genugsam, daß das Nebeneinanderstellen vereinzelter Erfahrungen keine wirkliche Erkenntniß giebt, diese vielmehr erst erfolgt durch richtige Uebersicht und Anordnung, durch Vergleichung und durch Folgerungen aus den Einzelerscheinungen, welche zu einem einheitlichen sog. System verbunden werden. Die Sinnesarbeit ist also nur

das freilich unentbehrliche Hülfsmittel, durch welches die geistige Arbeit das zu Stande bringt, was allein den Namen Erkenntniß verdient.

Doch dieses geistige Arbeiten selbst mag zum Gegenstande der sorgsamsten Betrachtung werden, und damit beginnt das Philosophiren im höheren Sinne, die „Wissenschaft des Geistes“, von welcher Harris mit Recht sagt, daß sie nicht allein eben so exakt, sondern noch viel exakter ist und sogar auf weit festerem Boden steht, als alle Lehren der Naturforscher. Die sinnliche Beobachtung, von welcher die letzteren ausgehen, ist immer eine vermittelte, beschränkte, und steter Täuschung, welche durch unser Denken berichtigt werden muß, unterworfene; die Geisteswissenschaft geht von den Thatsachen des Bewußtseins aus, also von dem Einheitlichsten, Unverrückbarsten, Unmittelbarsten und Gewissesten unter Allem, was es geben kann. Alles dazu Nöthige ist ruhige und tief eindringende „Selbstschau“, d. h. Beobachtung des inneren geistigen Getriebes, jener wundervollen unsichtbaren Welt, die in Gefühl, Wollen und Denken sich darstellt. Ist es die Aufgabe der Naturkunde, die ewig waltenden Gesetze, welche den mannigfachen äußeren Erscheinungen zu Grunde liegen, klarzustellen, so will die Wissenschaft des Geistes die gleich ewigen und weit weniger zu mißverstehenden Gesetze erforschen, nach welchen unser geistiges Leben und Thun sich bewegt, also die Gesetze der vernünftigen Weltordnung. Jeder Fehler, welcher dabei vorkommen mag, läßt sich berichtigen und wird berichtigt, indem Tausende von Denkern den Faden immer wieder von Neuem aufnehmen und zeigen, wo ihre Vorgänger etwa auf Nebenwege geriethen. Und so sind wir in unsern Tagen in Bezug auf Geisteskunde zu Ergebnissen gelangt, welchen in allen Hauptsachen so wenig widersprochen werden kann wie die Lehrsätze der Mathematik. — Irrthum und Widerspruch entstehen hauptsächlich dann, wenn Naturkunde und Geisteswissenschaft auf ungeschickte Weise aus einem ihr eigenthümlichen Gebiete in das andere übergreifen. Man kann die äußere Welt nicht begreifen durch bloßes Meditiren (weshalb denn alle die alten „Kosmogonien“ sich als bloße Träumerei erwiesen haben), und man kann noch viel weniger in der inneren Welt sich zurechtfinden durch mikroskopische Beobachtung und chemische Analyse.

Die geistige Thätigkeit entzieht sich der förmlichen Nachweisung und Erklärung unter allen Umständen, da sie als vollster Gegensatz zu mechanischer Bewegung, zu chemischer Anziehung und Scheidung, zu Stoffwechsel ꝛc. sich dem Selbstbewußtsein darstellt.

Unser menschliches Sein und Thun ist ein Bewußtseins-Leben. Alle Sophistik, durch welche man uns überreden will, daß wir nicht Anderes sind als eine Maschine, durch Anstöße von Außen her in Bewegung gesetzt, zerfällt in nichts vor dem lebendigen Selbstgefühle, d. h. vor dem Gefühle unserer individualisirten

Lebenskraft, wodurch wir weit erhaben sind über Das, was man ein Ding oder eine Sache nennen mag, und emporgehoben zu Dem, was wir als bewußte Persönlichkeit bezeichnen. Man mag uns vorhalten, daß all unser Denken und Thun doch nichts Anderes sei als das Ergebniß einer unabwendbaren Verkettung von Umständen, von Ursachen und Wirkungen, also einer Nothwendigkeit, welcher der Mensch so wenig entgehen könne, als der aus der verdichteten Wolke herabfallende Wassertropfen; unser Bewußtsein dagegen sagt uns, (und sagt auch den Nothwendigkeits-Philosophen) mit vollster Bestimmtheit, daß wir freie Wesen sind in jedem Augenblick, da wir unsere Zwecke und die Gründe und Antriebe zu unserer Wahl uns deutlich vorhalten. — So mag man auch noch so scharfsinnig erörtern wollen, was das eigentliche Wesen der Welt sei, ob Stoff oder Kraft (Materialismus und Dynamismus) — für unser bewußtes Leben besteht unverwirkbar der Dualismus (die Zweiheit) des Ich und des Nicht-Ich, der inneren und der äußeren Welt, des Subjectes und der Objecte, des sich selbst fühlenden einheitlichen geistigen Seins und der Außendinge (wozu auch unser leiblicher Organismus gehört), mit welchen jenes beständig in Berührung kommt, ohne jedoch sich mit ihnen zu vermischen. Vielleicht lernen wir niemals vollständig genau, was eigentlich die körperliche Welt (die sog. Materie) ist, selbst wenn wir das Theilen und Scheiden fortsetzen könnten bis zur Wahrnehmung der Atome; dies ändert nichts an dem genannten Gegensatze, welcher in unserem Bewußtsein thatsächlich vorliegt.

Was würde die Menschheit gewesen sein, wenn nicht lange, bevor eine gründlichere Naturforschung möglich war, die Weisen unseres Geschlechtes sich bemüht hätten, die innere Welt nach ihren besten Kräften auf- und auszubauen. Ein Harris weiß die großen Denker aller Zeiten zu würdigen, deren unsterbliche Geistesarbeit heute von materialistischer Weisheit mit angemaßter Unfehlbarkeit zu den abgethanen Dingen geworfen wird. Er verkennt auch nicht, daß die innere Welt mit Nothwendigkeit dem Idealen, also der religiösen Stimmung (der Emporhebung über das wirklich Gegebene) sich zuwendet. Streben wir nach dem Wahren rein um der Wahrheit willen, geben wir uns hin dem reinen Wohlgefallen an den Bildern des Schönen und Erhabenen in Natur und Kunst, und ist vor Allem unsere Seele erfüllt von der Vorstellung höchster geistiger Schönheit oder sittlicher Größe und Reinheit zugleich mit dem Vorgefühle unseres innigsten Verbandes mit der vernünftigen und ewigen Ordnung der Dinge, so haben wir in diesem idealen oder religiösen Zuge das Höchste, dessen unser menschliches Wesen fähig ist, und fragen wenig danach, ob dies Alles durch Stoffwechsel und Atomenbewegung hervorgebracht wird oder nicht, da es ja rein unserem Bewußtseinsleben angehört.

Ueber Willensfreiheit.

Wer allein an die physikalische (materialistische und objective) Weltanschauung sich hält, kann über die Widersprüche, in welche er hinsichtlich der Willensfreiheit geräth, unmöglich hinauskommen.

Für den folgerechten Monismus „ist der Wille nur der nothwendige Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirnes; eine freie Willensthat, welche unabhängig wäre von den Summen der Einflüsse, besteht nicht.“ K. Vogt (Bilder aus dem Thierleben) fügt hinzu: „Das Gute wie das Böse geht aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur (aus der Atomen-Gruppirung) hervor, welche nicht von dem Menschen abhängt. Eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral, die Strafrechtspflege und wer weiß wer noch uns auflegen wollen, existirt nicht.“ (Wer dürfte also die Präsidenten-Mörder Booth und Guiteau und die zahllosen anderen Verbrecher zur Verantwortung ziehen wollen?)

Schon dem Verfasser von „Kraft und Stoff“ erschien doch diese Lehre zu ungeheuerlich, und er sagt uns im Wesentlichen: In einem kleineren Theile unseres Wollens und Thuns mögen wir frei sein, in einem andern sind wir halb frei, oder gleichsam frei, in Betracht des Meisten ist die beanspruchte Freiheit eine Täuschung. Mit Recht wird entgegnet, wie und wo die Grenze zwischen dem freien und dem naturnothwendigen Handeln zu ziehen sei, worauf keine Antwort gegeben wird. — Der scharfsinnigste der Forscher auf diesem Gebiet, L. Feuerbach, drückt sich in dem letzten seiner hinterlassenen Werke so aus: Unfrei ist der Wille in Bezug auf die Hauptabtheilung, frei mag er wählen in Betreff der Unterabtheilung (Spezialität); so wähle ich nicht frei zwischen Fleischkost und Pflanzenkost (wenn ich beide haben kann), sondern folge meinem Naturdrange — aber ich mag frei wählend nach Rindfleisch oder Hammelsbraten, nach dem Pfirsich oder dem Apfel greifen. Auch mit solcher Wortspielerei ist die Frage nicht zu lösen; folgerecht muß ja weiter behauptet werden: daß ich einen Mord begehe, ist nicht Sache meiner freien Wahl, sondern eine Naturwendigkeit, — ob ich aber dabei Feuerwaffen, oder den Dolch, oder Gift in Anwendung bringe, das steht in meinem freien Willen; — ähnlich verhält es sich mit allem menschlichen Thun.

Die monistische oder objective Betrachtung der Dinge (Anschauung von außen her) kann unmöglich zu einem anderen Ergebniß führen als zu diesem: alle Vorgänge im All der Dinge sind zu erklären aus einem „zureichenden Grunde“, aus Ursachen, welche genau und nothwendig Das hervorbringen müssen, was wirklich geschieht; es giebt keine Willkürgewalt, welche mit sog. „Freiheit“ eingreifen

könnte in den Gang und die ewige und unfehlbare Ordnung der Dinge; giebt es nun in der ganzen Natur nichts Freies, so kann das menschliche Thun davon keine Ausnahme bilden, vielmehr giebt in jedem Augenblick das in der menschlichen Seele Ueberwiegende ebenso gewiß den Ausschlag, wie es von überwiegenden Ursachen abhängt, ob die Regenwolke sich über meinem Haupte ausgießt oder nicht.

Diesem Allen stellt sich die dualistische Ansicht entgegen, nämlich diese: Beurtheilt alle Vorgänge in der Welt gemäß der gründlichsten Forschung nach den Ursachen der Erscheinungen; wenn ihr aber dem Thun des Menschen, als dem Handeln eines klar bewußten Vernunftwesens, nahe tretet, dann reicht ihr weder aus mit Sezirmesser und Wage, noch mit eurer schärfsten Betrachtung von außen her, habt vielmehr an die unbestrittenen Thatsachen des Bewußtseins, also die „subjective“ Thatsache, euch zu halten. Freies und Unfreies verschwimmt, wie das Selbstbewußtsein mehr oder weniger klar ist. Stehe ich dagegen mit vollem Bewußtsein meiner Zwecke vor einer Entscheidung, so sage ich mir auch mit vollster Bestimmtheit, ich kann, wenn ich will,“ und in Bezug auf Vollbrachtes sage ich mir, ich konnte anders handeln, wenn ich gewollt hätte, d. h. meine Entscheidung war eine freie, kein Ergebniß der Naturnothwendigkeit — wie das Fallen der Regentropfen; es war eine That des frei sich selbst bestimmenden Ichs.

Irren wir uns nun etwa in dieser Anschauung, welche von jeher der Beurtheilung des gesammten menschlichen Thuns zu Grunde lag und auch heute noch in der Behandlung ihrer Mitmenschen selbst von Denen festgehalten wird, welche uns die Willensfreiheit bestreiten, uns zu „Maschinen“ herabwürdigen wollen? Ich antworte: Unser menschliches Leben — auf der höheren Entwicklungsstufe — hat nur Werth als ein Bewußtseins-Leben; Das bin ich, Das ist mein Zustand, mein eigenstes Selbst, was in mein Bewußtsein tritt — alles Andere liegt außer mir und neben mir. Ebensowohl möchte Jemand mich bereden wollen, daß ich gar nicht da bin, als mir die innere Gewißheit erschüttern: ich kann, wenn ich will, gerade wie mein Dasein mir gewiß ist, weil ich als ein Ich mich denke („Cogito, ergo sum“). Aus der „Stoff- und Kraft-Lehre“ kann weder Bewußtsein noch Freiheit hervorgehen; aber sie sind da durch die im Menschen „organisirte Urkraft des Weltalls.“

Ist es denn so schwer, begreiflich zu machen, worin allein die Willensfreiheit bestehen kann? Ist das Wort etwa gleichbedeutend mit Ursachlosigkeit, da es ja in Wirklichkeit im gesammten All der Dinge keine Wirkung, also auch keinen Willens-Act, ohne Ursache oder zureichenden Grund geben kann? — Ich habe gesagt: die Willensfreiheit ist eine Thatsache des Bewußtseins, etwas allen sogenannten Naturerscheinungen Entgegengesetztes, nur

möglich auf der Stufe des entwickelten Vernunftbewußtseins, aber für die auf diese Stufe erhobenen Lebewesen das Gewissseste von Allem. Herr Lucas muß ganz anders innerlich angelegt sein als ich, wenn er bei klarem Bewußtsein zu sich selbst sagt: „ich will, weil ich muß." Liegt mir die Entscheidung vor, ob ich an meinen Schreibtisch mich setzen, oder aber in meiner Rebenanlage arbeiten soll, so bin ich innerlich gewiß, daß ich das Eine oder Andere thun **kann**, wenn ich **will**, da ich keiner Art von Zwang unterworfen bin. Allerdings wird mein Wille nicht ursachlos bestimmt (da es nichts Ursachloses geben kann); ich gebe entweder einer augenblicklichen Neigung nach, deren ich mir aber vollkommen bewußt bin, oder ich lasse mich bestimmen durch die Erwägung des Zweckmäßigen (in höherem Sinne durch die Rücksicht auf meine Verpflichtung — selbst der Neigung entgegen), und indem ich nun klarbewußt handle, nicht in Folge einer Nöthigung, welche außerhalb meines Ichbewußtseins liegt, bin ich **willensfrei** und folglich **verantwortlich**; in keinem anderen Sinne sind diese Worte zu verstehen.

In Allem, was in der sogenannten Natur sich regt und bewegt, giebt es, soweit unsere Erkenntniß reicht — nichts **Freies**, vielmehr nur naturgesetzliche Nothwendigkeit; dieser gegenüber stellt sich das **bewußte Geistesleben**. Muß ich doch in jedem Augenblick mein eigenes **dualistisches** Dasein gewahr werden. Was ich mein **Ich** nenne, hat keinen Einfluß auf Verdauung, Blutumlauf, Stoffwechsel, Einschlafen und Aufwachen u. s. w. Aber mit dem Erwachen beginnt zugleich mein Bewußtseinsleben; ich kann, frei wählend, sofort oder erst später mein Lager verlassen, in geordneter (durch mein Ichbewußtsein bestimmter) Weise meine Arbeiten vornehmen u. s. w., und dieses Bewußtseinsleben, wenn es neben dem physiologischen auch nur einen Theil meines Daseins bildet, ist bei Weitem dessen bedeutendster Theil, ja für mein **Ich** der allein bedeutungsvolle, indem für dieses nichts darauf ankommt, in welcher Weise ich physikalisch mit dem Naturganzen zusammenhänge.

Eben diese Ansicht lag allen Lebensanschauungen von Frühem an zu Grunde und ist nur erschüttert worden durch die Consequenzen, welche der einseitig aufgebaute moderne Materialismus ziehen mußte. Ihm gegenüber die Thatsachen des Vernunftbewußtseins in das rechte Licht zu stellen, dem Idealen im Gegensatze zum sinnlich Faßbaren zu seinem Rechte zu verhelfen, ist die wichtigste Aufgabe unserer Zeit.

Freilich sind auch „unserem Bewußtsein Grenzen gesetzt." Alle innere Ausbildung der mit Vernunft begabten Wesen besteht darin, daß das Bewußtsein klarer, die geistige Selbstständigkeit auf eine höhere Stufe erhoben werde, wobei wir an eine Grenze kommen, welche von höher begabten Wesen irgendwo bei Weitem überschritten sein mag. Dies gereicht uns Menschen so wenig zum Vorwurf, wie die Haselstaude zu tadeln ist, daß sie nicht zur Höhe des Eich-

baumes emporwächst. Ja, zwischen uns Menschenkindern selbst finden sich Unterschiede, deren volle Ausgleichung als eine Unmöglichkeit erscheint. Die Menschheit im Ganzen wird genug gethan haben, wenn sie mit allem Ernste sich bemüht, jedes ihrer Mitglieder auf die Stufe geistiger Ausbildung zu erheben, welche nach Anlagen und Umständen für dasselbe erreichbar sein mag. Bis es dazu kommt, mögen noch so viele Jahrtausende verfließen, daß wir noch auf ein langes Bestehen des Menschengeschlechtes auf dieser Erde rechnen dürfen, wenn es etwa zu dessen Bestimmung gehört, so lange da zu sein, bis das höchste Menschenmögliche vollbracht ist.

Als Knabe hörte ich oft eine ältere Schwester ein Lied zum Klavierspiele singen, welches etwa so begann: „Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel, so kläglich klein, so herrlich groß. Was ist sein Schicksal? Tausend Mängel und tausend Freuden sind sein Loos u. s. w." — Dieser schon dem Knaben sich einprägende Dualismus wurde bestätigt durch spätere Lebenserfahrung und durch eigenes Forschen zur klaren Einsicht ausgebildet, und ist solche zu einer das ganze Streben und Thun beherrschenden Ueberzeugung geworden, dann sagen wir mit Recht, gerade im Vollgefühle der Menschenwürde und der errungenen sittlichen Freiheit: „ich kann nicht anders." Wer aber wird diese unsterblichen Worte auf die Entscheidung, ob ich nach Wein oder Bier greifen soll, anwenden wollen?

Der Schlußsatz in der Mittheilung von Helene Goldbeck, „Alles, was eine Ursache hat, ist unfrei" (womit ich ja übereinstimme), wäre so zu vervollständigen: „außer Dem, was aus ungetrübtem Selbstbewußtsein hervorgeht." Wenn es nicht in diesem Sinne ein zweites Freisein gäbe, so wäre es unerklärlich, daß doch in allen gebildeteren Sprachen das Wort „frei," daß bei allen gebildeteren Menschen der Begriff des „freien Handelns" sich findet, von welchem selbst Diejenigen sich nicht losmachen können, welche ihr unbefangenes Denken der materialistischen Sophistik untergeordnet haben. Keiner von diesen würde es gerne hören, wenn wir ihm zurufen: Du thust ja doch nur, was Du thun mußt, und unterscheidest Dich in nichts von einer willenlosen Maschine, gerade damit verletzen wir ja auf's äußerste sein Selbstgefühl und sein Freiheitsbewußtsein. — Erforscht nur sorgfältig euer eigenes inneres Wesen, und die Sophisterei wird euch nicht länger auf den Holzweg führen. Ihr könnt nicht euer Seelenleben zu einer bloßen physikalischen Erscheinung machen, wie viel Mühe ihr auch an diesen Versuch verschwenden möget; zum Glück kann dieser neumodische Selbstmord (der Geistes-Todtschlag) nicht gelingen, weil die Vertilgungswüthigen etwas erwürgen wollen, worüber sie keine Macht haben. Frei bist du, wenn du frei sein willst, sofern nicht ein Zwang dich fesselt, welcher mit deinem Selbstbewußtsein in Widerspruch steht. Indem du den Umständen dich fügst, magst du noch

immer frei sein. Mit verständiger Erwägung magst du, den Umständen Rücksicht schenkend, verfahren, bist dir aber selbst bewußt, daß auch in diesem Falle aus deiner Selbstbestimmung, nicht aus etwas Zwingendem, daß außerhalb deines eigenen Ichs läge, deine Entscheidung hervorgeht. Selbst der dem Befehle seines Herrn gehorchende Sklave mag innerlich frei sein; denn er könnte den Gehorsam verweigern, wenn er es auf die Folgen will ankommen lassen. Es giebt kein Lebensverhältniß, in welchem nicht Vieles zu beachten wäre, das nicht von uns selbst ausgeht; aber dieses Rücksichtnehmen muß uns nicht innerlich unfrei machen, ist vielmehr gerade das menschlich Richtige, wenn wir nur mit klarem Bewußtsein handeln.



Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit.

I.

Die in neuester Zeit am meisten besprochene Unthat muß nothwendig auch zur Besprechung der Frage führen, in wie weit der Uebelthäter für verantwortlich und zurechnungsfähig zu halten ist, — zumal da über „sittliche Verantwortlichkeit" neuerdings die widersprechendsten Behauptungen laut verkündigt worden sind. In alter Zeit bekümmerte man sich nicht um die psychologische Frage der Zurechnungsfähigkeit und ihrer Grade, sondern begnügte sich damit, Gebote und Verbote zu verkündigen, auf deren Uebertretung gewisse Strafen zu setzen und das Strafurtheil zu vollziehen, ohne die besonderen Umstände genauer zu untersuchen. Im Ganzen wird noch jetzt das gleiche Verfahren eingehalten, und nur in einzelnen Fällen gelingt die Nachweisung, daß ein Verbrechen, begangen unter besonderen Umständen, für weniger strafbar zu halten sei, als wofür das Gesetz es erklärt, d. h. durch die besonderen Umstände sei die Verantwortlichkeit abgeschwächt. Am häufigsten wird geltend gemacht, daß der Uebelthäter überhaupt oder doch im Augenblicke sich in einem solchen wirren Geisteszustande befunden habe, welcher keine klare Besinnung zuließ. Man beruft sich auf einzelne dumme Streiche, welche der zum Verbrecher Gewordene schon früher begangen hat, ja auf Vorkommnisse von Geistesstörung in seiner Familie bis rückwärts zum zweiten und dritten Geschlechte.

Alle diese Erwägungen schneidet bekanntlich der „moderne Materialismus" mit einem Federzuge ab, indem er uns sagt: Es giebt überhaupt gar keine sittliche Verantwortlichkeit; ihr Menschen seid in eurem ganzen Thun nichts mehr als durch unwiderstehliche Natur-

kräfte bewegte Maschinen; ob ihr etwas mehr oder weniger gescheut, oder gar nicht recht gescheut sein möget, darauf kommt's in Bezug auf Verantwortung gar nicht an; ihr seid, was Natur und Umstände aus euch gemacht haben, und aus dieser Art eures Seins geht mit Nothwendigkeit euer gesammtes Thun und Nichtthun hervor; weder habt ihr selbst, noch hat ein anderer Mensch euch anzuklagen.

Dieser physikalischen (materialistischen) Auffassung stellen sich mit vollster Bestimmtheit die Thatsachen des Selbstbewußtseins entgegen. Liegt die Wahl vor uns, irgend etwas — sei es das Bedeutendste oder das Geringste — zu thun oder nicht zu thun, so sagt sich der vernünftige Mensch: „ich kann, wenn ich will," und welchem überwiegenden Antriebe er nun auch folgen mag, er zweifelt nicht, daß er zu der That sich selbst bestimmt (ohne einen außerhalb seines bewußten Ichs liegendeu zwingenden Grund), und das ist es ja, was wir Freiheit des Willens nennen; der damit verbundenen Verantwortlichkeit ist der Handelnde selbst sich bewußt, wenn er überhaupt bis zur Vernunftstufe sich emporgebildet hat, oder wenn er nicht im Augenblicke in Folge widriger Umstände vernunftlos war. — Nun ist es nicht schwer, einen Zustand zu bezeichnen, in welchem das Vernunftbewußtsein noch nicht erwacht, oder aber völlig verdunkelt, also alle Zurechnungsfähigkeit ausgeschlossen ist. So drückt ein weniger als zwei Jahre altes Kind seinem in der Wiege liegenden Säuglings-Brüderchen die Kehle zu, — eine als hoffnungslos wahnsinnig eingesperrte Frau erwürgt ihre gleichfalls irrsinnige Stubengenossin &c. Auf der andern Seite sagt man mit Recht: Der Mensch, welcher seiner Zwecke vollkommen klar sich bewußt ist, die Mittel zu deren Erreichung nach Gefallen wählt, auch über die Folgen seines Handelns nicht in Zweifel sein kann, muß als zurechnungsfähig angesehen und behandelt werden. Indessen handelt es sich nur selten um den einen oder den anderen dieser äußersten Zustände, sondern in der weiten dazwischen liegenden Mitte und bei zahllos verschiedenen Graden der Verantwortlichkeit bewegt sich das Handeln der meisten Menschen.

Es giebt nicht sehr Viele, welche der Art sich selbst geschult haben, daß sie bei allem ihrem Thun im Kleinsten wie im Größten klar besonnen sich vorhalten, was das Zweckmäßige, das Richtige, das mit ihren bereits feststehenden Grundsätzen Uebereinstimmende ist, sondern das Folgende ist das am allgemeinsten Vorkommende:

1) Ganz unleugbar sind einige Menschen schon von Natur mehr gut- oder mehr bösartig, ja Familien, ganze Völkerschaften und Stämme mögen so bezeichnet werden, indem überdies das weibliche Geschlecht weniger als das männliche zur Begehung von Verbrechen sich hinneigt. Ist doch manchen Menschen schon von Geburt an der Stempel des Galgenvogels auf die Stirne geprägt. Bis zu welchem Grade erstreckt sich also bei diesen die Zurechnungsfähigkeit? Die

Einen sind den Lämmern, die Anderen den Wölfen vergleichbar; aber zur Wolfs-Natur gehört es, die Schafe zu zerreißen.

2) Erziehung und Umgang sind vom allerbedeutendsten Einfluß auf das künftige Handeln. Wer will den Grad bestimmen, in welchem der in seiner Jugend — ohne seine eigene Schuld — Verwahrloste, ja geradezu zu Unthaten Vorbereitete verantwortlich für seine Thaten gehalten werden soll?

3) Die Lebensumstände mögen Einen auf die Verbrecher-Laufbahn, den Andern auf die Bahn zu Ruhm und Größe führen. Ohne schwere Prüfungen geht das Leben des Einen hin, das des Andern ist von Versuchungen der verschiedensten Art von früh an umgeben. Kommen zu der beklagenswerthen, nicht durch Erziehung gebesserten Naturanlage nun solche Umstände, durch welche das im Innern glimmende Feuer zur Flamme angefacht wird, dann stellt das Verbrechen sich ein wie ein Naturereigniß. Ohne eine südliche Rebellion wäre Booth nicht zum Mörder geworden, Guiteau nicht ohne unser Aemter-Beute-System, und richtig ist der Ausspruch: „Die Gelegenheit macht Diebe“ u. s. w.

4) Die Mehrheit der Menschen läßt im Ganzen sich gehen, ohne in jedem Augenblicke scharf sich selbst zu überwachen; man folgt der angenommenen Gewöhnung, setzt gleichsam voraus, daß man das thue, was allgemein als das Richtige gilt, und so mag Alles seinen leidlichen Fortgang haben. Aber wir haben nicht allein natürliche Neigungen, welche durch Nachgeben und unter widrigen Umständen bis zur nicht mehr zu beherrschenden, den Menschen wie willenlos mit sich fortreißenden Leidenschaft sich steigern mögen, sondern wir sind auch dem Aufwallen der sog. Affekte unterworfen, indem Zorn, Rachegefühl, Neid, Eifersucht, oder auch Furcht und dergl. m. im Augenblicke der klaren Besinnung uns berauben und zu einem Handeln hinreißen mögen, welches wir nachher selbst bereuen. In allem Genannten besteht das Vorwurfsvolle darin, daß wir nicht vorher schon und von früh an uns bemüht und gelernt hatten, uns selbst zu beherrschen, keine Leidenschaft übermächtig werden zu lassen und bei plötzlicher Aufregung alles Handelns uns so lange zu enthalten, bis die ruhige Erwägung zurückgekehrt. Unter Zweien jedoch, deren sittliche Stufe die gleiche ist, mag der Eine unbescholten bleiben, der Andere als Verbrecher endigen, weil unglücklicher Weise an diesen die mächtigste Versuchung herantrat, bei jenem aber die Veranlassung zum heftigen Ausbruch roher Gelüste fehlte. Wir machen für die *That* verantwortlich, obwohl die *Gesinnung* das eigentlich Verantwortliche ist, gleichviel ob es zur That kommt oder nicht.

Die alten Griechen meinten, in manchen Menschen sei etwas „Dämonisches“ zu bemerken; die Rechtgläubigen behaupten, daß in dem Uebelthäter der Teufel sein Spiel treibe, und daß jenem nicht zu

helfen sei, bis dieser ausgetrieben würde; Göthe spricht (in „Wilh. Meister") sich so aus:

„Wer wagt's mit euch, ihr himmlischen Mächte?
Ihr führt in's Leben uns hinein, —
Ihr laßt den Menschen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein."

Demnach wäre die Verbrecher-Laufbahn doch immer mehr als Verhängniß anzusehen, als wie eine bestimmt nachzuweisende Selbstverschuldung. Unsere Verurtheilung der Unthat braucht nicht abgeschwächt zu werden, aber unser Urtheil über den Thäter sei ein menschlich mildes in den meisten der vorkommenden Fälle. Es mag ausdrücklich bemerkt werden, daß die von heftiger Leidenschaft und auftosenden Gemüthsbewegungen Hingerissenen nicht die Schlimmsten, vielmehr auch der edelsten und großmüthigsten Handlungen fähig sind. Die besten Menschen sind Diejenigen, welche unter allen Umständen mit klarer Besonnenheit Das thun, was sie als das Richtige, Zweckmäßige und Menschenwürdige erkannt haben, — und die gefährlichsten Menschen sind Solche, welche mit derselben kühlen Ueberlegung die zum Uebelthun sich darbietende Gelegenheit benützen, ihre Drähte legen und ziehen, um ihre niedrigen, selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen, ohne im Geringsten nach Recht und Unrecht zu fragen, ja gerade ein Genüge daran finden, durch ihr feines Spiel die Anderen übertölpelt zu haben.

Doch ich muß über die mit dem Vorstehenden zusammenhängende Strafrechts-Frage noch eine Mittheilung folgen lassen.

II.

Für verantwortlich kann doch nur Derjenige gehalten werden, welcher weiß, was er soll und nicht soll. Man verläßt sich dabei auf das in Folge der Naturanlage sich entwickelnde Gefühl für das Rechte und Schickliche und auf die mit dem Zunehmen des Denkvermögens im Verkehre mit Menschen gewonnene Einsicht. Was Kant philosophisch scharf als oberstes Prinzip der Sittenlehre aufstellt, das mag schon in „Einfalt vom kindlichen Gemüthe geübt" werden. „Handle stets nach solchen Grundsätzen, von welchen Du wünschen mußt, daß sie die Grundsätze des Handelns aller Menschen sein mögen." Darin liegt — als Gegensatz zu der Vorstellung, daß die sittlichen Vorschriften vom Himmel herab verkündigte Willkür-Gebote eines allgewaltigen Herrschers seien — eine Berufung auf jedes Menschen eigenes Gefühl und Verständniß. Faßlich auch für das eben erst aufdämmernde Vernunftbewußtsein wird das Gleiche in der Mahnung ausgedrückt: „Alles was ihr wollt, daß Andere euch thun sollen, das thut auch ihnen." Schwerlich giebt es einen Müssiggänger, Verschwender, Betrüger, Räuber, Mörder ꝛc., welcher wünscht, daß Alle

das Gleiche thun, das er sich selbst erlaubt; denn die oberflächlichste Erwägung muß es Jedem klar machen, daß dann die Bösen so wenig wie die Guten bestehen können.

Worin also — abgesehen von der Verletzung der uns als Vernunftwesen zukommenden Menschenwürde — liegt der dem Uebelthäter zu machende Vorwurf? Darin, daß er, von niederer Eigenliebe und gemeiner Selbstsucht getrieben, für sich selbst eine Ausnahmsstellung verlangt, sich selbst ein Handeln erlaubt, welches er nicht zugleich allen Anderen gestatten würde. Deshalb, wenn im Allgemeinen und naturgemäß das Ich-Gefühl Das ist, was unser Handeln bestimmt, uns zur Erfüllung der höchsten Lebensaufgaben, zur eigenen Ausbildung und geistigen Vervollkommnung antreibt, zieht eben dieses Selbstgefühl, wenn es in gemeine Selbstsucht entartet, zum verwerflichsten Thun, zu unmenschlicher Rücksichtslosigkeit, zu den gräulichsten Verbrechen herab. Thaten der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung preist jeder nicht ganz verthierte Mensch; kommt niedrige Eigenliebe in das Spiel, so erfolgt mit Recht die Verurtheilung selbst von Seiten Derjenigen, welche nicht auf der höchsten Stufe der sittlichen Ausbildung sich befinden. Ein für sich ganz allein lebender Mensch möchte der Selbstliebe nachgeben, wie er Lust hat; sobald wir dagegen mit anderen Wesen unserer Art in Berührung kommen, muß das Ich seinem Verlangen gewisse Grenzen setzen, und die Ueberschreitung dieser Grenzen brauchen die Andern sich nicht gefallen zu lassen. Unser eigenes Wohlsein ist bedingt durch unsere Verbindung mit anderen Menschen, wodurch aber zugleich heilige Verpflichtungen uns auferlegt sind.

Daraus nun ergiebt sich das Recht des Eingreifens der Gesellschaft (des Staates) in das „freie“ Handeln der Einzelnen dadurch, daß Gesetze erlassen und auf deren Uebertretung Strafen gesetzt werden. Ohne Rücksicht auf Naturanlage, Erziehung, Lebensumstände u. s. w. wird vorausgesetzt, daß Jeder wisse, was durch das Gesetz vorgeschrieben ist, und der Uebertretung soll in jedem einzelnen Falle die Bestrafung folgen. Worin besteht nun die Strafe?

Die christliche Mahnung, Böses mit Gutem zu vergelten, ist eine ideale Forderung, entsprungen der im allerhöchsten Grade ausgebildeten sittlichen Gesinnung, während naturgemäß für alle empfindenden Wesen das Gesetz gilt: Schlag gegen Schlag, — d. h. das Gesetz der Wiedervergeltung. Wie das angefallene Thier sofort den Schlag erwidert, wenn es kann, ebenso halten es die beim Spiel uneins gewordenen Kinder, die Strolche auf der Straße und im Trinkhause, auch selbst anständigere Leute, ja selbst die Züchtigung der Kinder durch die Eltern und Lehrer ist in sehr vielen Fällen weniger ein überdachtes Mittel zur Besserung, als eine Befriedigung des augenblicklichen Verlangens dem kleinen Uebelthäter ein empfindliches Uebel zuzufügen. So tief begründet ist dies in unserem Wesen,

daß, wenn wir von irgend einer Schandthat hören, wir uns einigermaßen beruhigt fühlen durch die Nachricht von der Ergreifung des Uebelthäters, wenngleich durch dessen Bestrafung an dem verübten Unheil nichts gebessert wird. Es scheint, daß die Störung des sittlichen Gleichgewichtes oder der sittlichen Weltordnung eine Sühne verlange — ohne Rücksicht auf irgend einen andern Zweck, welchen man mit der Bestrafung verbinden mag. — So ist es ja für viele Millionen einer ihrer Glaubenssätze, daß die „göttliche Gerechtigkeit" den Sünder nicht ungestraft lassen kann, wenn sie auch wollte, und daß, aus Mitleid mit der so allgemein sündhaften Menschheit, seit etwas mehr als 1800 Jahren die an der Menge wohlverdienten Strafen als durch den freiwilligen Opfertod des Einen Schuldlosen abgebüßt betrachtet werden sollen.

Seitdem es geordnete Gesellschafts-Einrichtungen oder Staatswesen giebt, mußte es zu dem bedeutenden Fortschritte kommen, daß der Beschädigte die Wiedervergeltung nicht in die eigene Hand nimmt, sondern sie dem Verfügen eines unparteiischen Gerichtes überläßt. Selbst der die sittliche Verantwortlichkeit leugnende Materialist stimmt dieser Einrichtung bei; das begangene Unrecht muß, abgesehen von Zurechnungsfähigkeit und ihren zahllos verschiedenen Graden, bestraft werden, weil sonst die Menschheit unmöglich bestehen könnte. Von Wiedervergeltung und Sühne (in dem vorher angegebenen Sinne), also von dem Zwecke, dem Uebelthäter Uebles zuzufügen, ist dabei nicht die Rede, indem die Strafgerechtigkeit nicht sentimentale (dem Gefühle entsprossene), sondern praktische Zwecke im Auge hat.

1., Kann Ersatz für die zugefügte Beschädigung durch Abbitte, Ehrenerklärung, oder auch durch Leistungen, Geldzahlung u. s. w. geschaffen werden, so muß die Gesellschaft dieses alles erzwingen, und darin besteht die Strafe des Uebertreters der Gesetze.

2., Der Uebelthäter soll, damit man in Zukunft nicht gleiche Unthaten von ihm zu befürchten habe, gebessert werden, indem man ihm die Folgen seines verkehrten Handelns empfinden läßt und so ein Gegengewicht schafft gegen die bisher in ihm obwaltenden Antriebe. Das Beste wäre freilich eine Emporhebung seines sittlichen Gefühles und Verständnisses; aber die Gesellschaft ist auch schon zufrieden, wenn er, durch die Strafe gewitzigt, sich künftig in den richtigen Schranken hält. So prügeln wir ja auch einen naschenden Hund oder eine Katze, damit sie nicht ferner naschen.

3., Der Mensch als ein Selbstzweck sollte eigentlich nicht mißbraucht werden zu Zwecken, welche außerhalb seiner selbst liegen, und doch können wir nicht immer uns anders helfen als durch Abweichung von dieser Regel, die Strafe wird über den Uebelthäter zugleich in der gar nicht geleugneten Absicht verhängt, daß sie für alle Andern ein warnendes Beispiel, ein Abschreckungs-Mittel sein soll. Es giebt namentlich für die Todesstrafe und gab für die

dem Verbrecher zugefügten (bei allen gebildeteren Völkern in neuerer Zeit außer Gebrauch gekommenen) Todesqualen keine andere Rechtfertigung als den Zweck, dem Ueberhandnehmen der Verbrechen durch Abschreckung zu wehren.

4., Endlich wird es als Strafe empfunden, wenn die Gesellschaft (der Staat) sich genöthigt sieht, Diejenigen, welche durch ihr Handeln beweisen, daß sie zu Unthaten geneigt sind, unschädlich zu machen, sie der von ihnen mißbrauchten Freiheit zu berauben (wie man den bissigen Hund an Ketten legt), oder sie einfach abzuthun (wie man ein Raubthier oder eine Giftschlange vertilgt.) Genauer genommen, sollte so mit Allen, welche bei ihnen gegebener Gelegenheit gemäß ihrer unsittlichen Gesinnung das allgemeine Wohlsein stören, verfahren werden, weil aber „Gott nur das Herz sieht" und wir Menschen uns irren mögen, so warten wir mit der Bestrafung, bis die gefährliche Gesinnung durch Thaten sich offenbart hat. So wandeln denn Tausende unbelästigt einher, welche nicht weniger verdienten, gehängt oder lebenslang eingesperrt zu werden, als ihre unter unglücklicheren Umständen der Bestrafung verfallenen Gesinnungsgenossen.

Reden wir von Stufen des sittlichen Werthes und Unwerthes, so müssen wir einen Guiteau, zu dessen That die allergemeinste Selbstsucht der Antrieb war, fast auf die niedrigste stellen. Was auch weiter mit diesem Menschen geschehen mag, sein Mordversuch stellt ihn uns dar als einen verächtlichen Auswürfling. Auch ein K. Sand, der Mörder Kotzebue's, war ein Uebertreter des Gesetzes und mußte durch das Gesetz verurtheilt werden; aber er war ein sittlich reiner Mensch, der es als seine, obzwar schwer zu erfüllende, Pflicht betrachtete, den an seines Vaterlandes Freiheit und Ehre zum Verräther Gewordenen zur Rechenschaft zu ziehen mittelst des Dolches, weil es kein anderes Mittel dazu gab; aber dieser Pflicht opferte er bereitwillig sein Alles, sein Leben. Das ist sittliche Größe und Hoheit, wenn auch der menschliche Urtheilsspruch die That selbst verdammen muß. — Selbst mit den russischen Nihilisten, welche ihren Gewaltherrscher in das Jenseits beförderten, kann ein Guiteau sich nicht vergleichen wollen, denn auch jene handelten aus hoch über gemeiner Selbstsucht liegenden Beweggründen.

Gedanken über Darwin's Lehre.

Beim Lesen eines Werkes von Darwin tauchten folgende Gedanken in mir auf, welche ich der Beurtheilung denkender Leser vorlegen will. Gerade die Darwin'sche Theorie der stetigen Fortbildung kann gar nicht begreiflich gemacht werden ohne die Annahme einer stetig fortwirkenden Kraft — abgesehen von und außer den Eigenschaften, welche man der Atomenmasse zuschreiben mag. Nach jener Theorie ist alles Lebende, sind alle Arten des Lebendigen in einer fortwährenden Entwicklung und Weiterbildung begriffen, was den rückwärts Blickenden zu dem Schlusse bringen muß, daß alles jetzt Lebende, wie hoch entwickelt es auch sein mag, auf die allereinfachsten Uranfänge (pflanzliche und thierische Urzellen oder Moneren) zurückzuführen sei. Wie ist dieses zu erklären?

Angenommen, das ewig unveränderliche Atom besitzt gewisse und ebenso unveränderliche Eigenschaften oder Kräfte, so wird die Verbindung von zwei gleichartigen Atomen eben nur die Verdoppelung der Kräfte des einzelnen sein können, wie 2 mal 1 gleich zwei. Vereinigen sich nun ungleichartige Atome, so können sie nur eine aus der Kraft des Einen und Andern gemischte Wirkung hervorbringen, welche aber addirt nicht stärker sein kann als Atom A plus Atom B. Dies bleibt richtig, wie viele und wie verschiedenartige Atome man sich auch in einem organischen Wesen zusammenwirkend denken mag; die vielfachste und verschiedenartigste Combination der an sich einfachen und unveränderlichen Atome kann nichts hervorbringen, das über die addirten Kräfte der einzelnen hinaus ginge, und es ist undenkbar, daß daraus etwas wirklich stets über sich selbst Hinausgehendes, d. h. eine Entwicklung und fortschreitende Vervollkommnung werden könne. Der Darwinist kann nicht zugleich ein bloßer Atomist sein wollen.

Alle Atome unseres Erdballes waren ursprünglich da (die fallenden Meteorsteine dürfen wohl außer Betracht bleiben) und waren, was sie heute sind. Man kann die Wirkung der Verbindung der gleichartigen und auch jeder möglichen Verbindung der ungleichartigen Atome unter mathematische Regeln bringen, daraus aber niemals eine fortschreitende Vervollkommnung herleiten, weil eben das mathematische Verfahren (das Addiren) völlig ungeeignet ist, die Erscheinungen des Lebens zu erklären.

Auch hilft es nicht, zu den Einwirkungen der Sonne (einst von unseren Urahnen vergöttert und auch neuerdings wieder zum Range einer „Gottheit" erhoben), zu plötzlichen oder allmäligen Veränderungen in dem Inneren und auf der Oberfläche der Erde seine Zuflucht zu nehmen; denn die sämmtlichen Atome der Sonne und der Planeten

mit ihren Kräften waren ja von Anfang da und sind heute noch sich selbst gleich; ihr mannigfaltigstes Wirken unter veränderten Umständen (unter anderer Combination) kann nicht eine wirkliche Entwicklung sein, höchstens eine Art von zufälligem oder planlosem Spiele, woraus unmöglich die (nach Darwin) feststehende Thatsache sich ergeben könnte, daß Alles in einer gewissen stetigen und gemessenen Weise sich fortbildet.

Man sieht, daß der Atomismus in dem richtig verstandenen Darwinismus keine Stütze findet; der letztere beseitigt eben nur die Schöpfungsgeschichte.

Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß der Ausdruck „Dualismus", in philosophischem Sinne gebraucht, nichts gemein hat mit den hergebrachten Kirchenlehren, vielmehr nur hindeuten soll auf Gegensätze, welche uns bei unbefangener Betrachtung der Dinge nothwendig aufstoßen müssen. So scheiden wir in der gewöhnlichen Rede sowohl als bei der tieferen Forschung Sinnliches (Materielles) und Geistiges, kennen eine äußere und eine innere Welt, einen materialistischen und einen idealistischen Standpunkt, von welchem aus die Dinge sich beurtheilen lassen. In welcher Art von Verbindung wir auch das Eine und Andere uns denken, der Gegensatz ist für unsere Vorstellung wie für unsere Sprache ein nothwendiger. So gab es auch von jeher zwei einander entgegenstehende Arten der Forschung, um zu einem richtigen Verständniß von Welt und Leben zu gelangen: die empirische (von außen her) und die philosophische (von innen heraus), welche bei richtigem Verfahren einander ergänzen sollen, wobei jedoch die letztere die Berechtigung zur Schlußentscheidung niemals aufgeben wird aus dem einfachen Grunde, weil von Dem, was wir wissen können, die Thatsachen des Bewußtseins das Allergewissfeste sind und das Ueberwiegende im zweifelhaften Falle. Weist uns z. B. die äußere (empirische) Betrachtung auf eine Verkettung von Wirkungen hin, welche Alles, was geschieht, als eine Nothwendigkeit erscheinen läßt, neben welcher für den sog. freien Willen des Menschen auch nicht das kleinste Räumchen bleibt, so hält uns dagegen das Bewußtsein eine grenzenlose innere Welt von freien Entscheidungen vor, und Niemand läßt sich bereden, daß er nicht frei wähle zwischen Fisch und Fleisch, wenn er beide vor sich hat, oder zwischen ehrenhaftem Handeln und der verbrecherischen That, wie drängend auch immer die Umstände sein mögen. — Strauß und A. Ruge protestiren mit vollem Recht gegen die Anmaßung der Empirie, das ganze Gebiet menschlicher Erkenntniß allein beherrschen zu wollen und der Philosophie, der Wissenschaft des „Warum und Woher," Schweigen zu gebieten.

Doch ich will hier nicht in weitere Erörterungen eingehen.

War A. Humboldt Materialist?

Nach meiner langen Lebenserfahrung besteht das beste und sicherste Mittel, die Wahrheit zu verbreiten und den Irrthum auszutilgen, darin, daß man die richtige Erkenntniß verkündigt und in das möglichst klare Licht stellt ohne alle Polemik. Hat man die Wahrheit einleuchtend gemacht, so verrichtet diese selbst in jeder für sie gewonnenen Seele das Geschäft des Widerspruches gegen den Irrthum weit erfolgreicher, als es durch direkten Angriff möglich wäre (der Irrthum stirbt von selbst aus), und es werden bei diesem Verfahren Tausende gewonnen und herangezogen, welche außerdem, weil man ihr Gefühl verletzte, und weil der Angriff den Widerstand hervorruft, vielleicht für immer bei dem Irrthum verharrt hätten. Man polemisirt in unserer Zeit zu viel, weil es das Leichtere ist, und giebt dem Denken zu wenig, woran es sich halten kann, und darum ist die Menge Derer so groß, welche gar keine Ueberzeugung haben.

Von der zuerst erwähnten Art war das Verfahren A. Humboldt's; er griff keinen religiösen Glauben und kein philosophisches System direkt an. Freilich war er selbst kein Frommer im kirchlichen Sinne, — er war auch kein Philosoph vom Fache, wie sein von ihm selbst so hoch gestellter älterer Bruder, — er war geistvoller Naturforscher. Nicht Theologie oder auch eigentliche Philosophie, sondern „sinniges physisches Forschen“ hatte er sich zur Aufgabe gemacht; die Natur (die Physis) ist ihm aber „ein Buch, aus welchem Geist zu seinem Geiste spricht,“ und was er selbst vernahm, verkündigt er uns Anderen. Was er wollte, faßte er trefflich in folgenden Worten zusammen:

„Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, — von dem Individuellen Alles umfassen, was die Entdeckungen der letzten Zeitalter uns darbieten, — die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen, — der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge Grenze der Sinnenwelt hinaus, und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer

Anschauungen gleichsam durch I d e e n zu beherrschen. — Ueberall durchdringt uns das Gefühl der f r e i e n Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen. — Ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band umschließt die ganze lebendige Natur u. s. w."

Vergebens bemüht man sich, einen so klaren, universellen und vorurtheilsfreien Geist in der Schule der modernen M a t e r i a l i s t e n unterzubringen, was zu geschehen scheint in solchen Behauptungen wie: „die Erkenntniß der — — entgeisterten und e n t g e i s t e t e n Natur, das ist der „K o s m o s." Ich sage, dies s c h e i n t zu geschehen.

Kann man nach den angeführten Worten Humboldt's wirklich behaupten, daß e r die N a t u r e n t g e i s t e n wollte, da es ihm vielmehr darum gilt und uns Allen darum gelten sollte, „den Geist der Natur zu ergreifen?" Kann man denn möglicher Weise „den Zusammenhang der Naturerscheinungen aus der bloßen Beobachtung" erkennen? Sie giebt uns das Einzelne, Zerstreute, Mannigfaltige, und dessen Zusammenhang muß in der That „aus der Vernunft entwickelt" werden, d. h. das unserem vernünftigen Geiste innewohnende Vermögen der Combination, der Zurückführung der Wirkungen auf ihre Ursachen, der Vergleichung und Schlußfolgerung kann allein einen K o s m o s schaffen, kann allein Ordnung bringen in die endlose Erscheinungswelt. Ich meine: nicht das vom Auge und Ohr Wahrgenommene giebt für sich selbst auch zugleich die Regel an, nach welcher es zu begreifen und zu ordnen ist, sondern der denkende Geist trägt die Regel in das Beobachtete hinein; nur weil Geist in uns ist, vermögen wir „den Geist der Natur zu ergreifen."

Auch lag es gewiß unserem Humboldt fern, die Stiftung des „Christenthums" als einen bloßen „Spuk orientalischer Ueber- und Unnatur" darzustellen; dazu war er doch zu vertraut mit der Geschichte der vergangenen Zeiten. Er läßt für seinen Zweck Alles zur Seite liegen, was die Menschheit bisher — bei den verschiedensten religiösen Glaubensformen der Völker, wobei immer das Providentielle die Hauptrolle spielt — zu ihrer k i n d l i c h - b i l d l i c h e n A n s c h a u u n g nicht entbehren konnte, und öffnet unserem Geiste den nicht mehr befangenen Blick in die Einheit und Ordnung des Weltganzen, wobei er eben so wenig auf den „griechischen," wie auf den ägyptischen, orientalischen oder urgermanischen Standpunkt zurückführt. Ist doch die Naturwissenschaft in ihrem wahren Wesen eine rein m o d e r n e Wissenschaft, die über den bisherigen Standpunkt aller Völker (wie viel Werthvolles sie auch sonst erzielt haben mögen) weit hinausgeht, die nur möglich wurde durch die Vorarbeiten von Jahrtausenden und durch die erst in unserer Zeit gewonnenen Hülfsmittel, wogegen Alles, was den früheren Zeiten anhängt, wenngleich

es aus der ernstesten Forschung hervorging, als eine Art von Träumerei erscheint; eine Wissenschaft, welche jedoch kein Verständiger selbst durch das tiefe und umfassende Denken eines Humboldt für abgeschlossen erklären wird.



Unsere Ueberzeugung.

Bevor die bereits höher steigende Frühlingssonne mich aus meinem Stubenleben wieder mehr in das Freie hinzieht, wo es so viel zu beobachten, zu bewundern, Neues zu versuchen und Nützliches zu schaffen für mich giebt, will ich meinen bisherigen Betrachtungen noch eine vorläufig letzte hinzufügen.

Mit welchem treffendsten Worte bezeichnen wir den ganzen Seeleninhalt, so weit er in Vorstellungen gefaßt und durch die Sprache ausgedrückt werden kann, der auch zugleich der tiefste Grund unseres Handelns ist und wonach wesentlich unsere innere Stimmung sich ordnet? Es ist das vom deutschen Volks-Geiste trefflich gebildete Wort „Ueberzeugung“, d. h innere Ueberführung durch zureichendes Zeugniß. (Nah verwandt damit ist das dem Lateinischen entnommene "persuasion", d. h. innere Bestimmung durch starkes Anrathen). Und was gehört in den Bereich menschlicher Ueberzeugung? Es mag das Mannigfaltigste sein: Unsere ganze Lebensansicht, unser Urtheil über Dinge und Menschen, unser ästhetisches oder Geschmacks-Urtheil, unsere sittlichen Grundsätze, das weite Feld der Hoffnung und Erwartung 2c. —; immer aber ist es Solches das auch anders angesehen werden kann, als es von uns geschieht, immer also etwas jedem Einzelnen Eigenthümliches, aus der besonderen Naturanlage, Erfahrung, Forschung und Stimmung der Einzelnen Hervorgegangenes, der wahre Kern der menschlichen Persönlichkeit, das unter keinen Umständen — außer durch stärkere Ueberführung — Aufzugebende, Das, wofür man bis auf's Aeußerste kämpft, wofür jeder Bessere die allergrößten Opfer zu bringen bereit ist.

Nicht eigentlich rechnen wir hierher, was durch unsere Sinne mit Bestimmtheit wahrgenommen wird; wir sagen nicht: „ich bin überzeugt, daß jetzt die Sonne scheint“, wenn jeder Andere das Gleiche bemerken kann. Ist aber auch bei uns Allen die Einrichtung der Sinne im Ganzen dieselbe, so ist dagegen die durch die Sinne hervorgebrachte Empfindung und sind noch mehr die durch hinzukommende Geistesarbeit der Empfindung folgenden Vorstellungen, die Begriffsbildung, die Urtheilsfällung und die mannigfachen Schlußfolgerungen

bei jedem von uns *eigenthümlich*, unserem persönlichem Wesen angehörend, einen Theil unseres Seelen-Inhaltes und unserer Ueberzeugung bildend, — und so war es ein Stück seiner *Ueberzeugung*, die weder Kerker noch andere Verfolgung erdrücken konnte, wenn Galilei bei der Behauptung beharrte: „Und sie bewegt sich doch!" obwohl er nicht mehr und nicht weniger davon sinnlich wahrnahm, als alle die Anderen.

In gleicher Weise rechnen wir zu unseren Ueberzeugungen nicht eigentlich die Wahrheiten, welche sich als unwidersprechlich aus der richtigen Anwendung unserer Denkgesetze (der logischen Regeln) ergeben. Ist die Richtigkeit der Vordersätze (Prämissen) zugestanden und die Folgerung daraus einfach klar und richtig gezogen, so ist ja keine weitere Meinungsverschiedenheit möglich. Es hat sich aus solchen unwidersprechbaren Folgerungen eine bedeutungsvolle und umfangreiche Wissenschaft gebildet, unabhängig von sinnlicher Anschauung, die *Mathematik*, deren Lehren dieselben und die gleichen sind für alle denkfähigen Wesen, ohne daß die subjective Stimmung den geringsten Einfluß darauf hätte, oder daß irgend Etwas daran im längsten Verlaufe der Zeit zu ändern wäre. Eben darum jedoch sagen wir nicht: „Ich bin *überzeugt*, daß zwei mal zwei gleich vier ist", eben darum ereifern wir uns nicht, wenn Jemand etwa die Richtigkeit des Pythagoräischen Lehrsatzes nicht zugestehen wollte, — wir gehen nicht in den Märtyrertod für eine arithmetische oder geometrische Formel, halten vielmehr Den, welcher Widerspruch einlegen wollte, unserer Beachtung nicht werth.

Wie bemerkt, gehört in das Gebiet der menschlichen *Ueberzeugungen* gerade nur der eigenthümliche Inhalt des individuellen Seelenlebens, welcher Inhalt bei allen Anderen ein gleicher sein mag. Dieser Gesammtinhalt ist das eigentlich belebende, treibende und schaffende Prinzip in jeder Persönlichkeit, nichts Abgeschlossenes, Fertiges und gleichsam Verknöchertes, sondern ein beständiges Werden, Wechseln und Sich selbst-Fortbilden, (wie es das ganze Universum ist), aber in jedem Augenblicke die höchst gebietende Macht in dem menschlichen Innern. Und trotzdem, daß jede Ueberzeugung eine eigenthümlich gefärbte ist und keineswegs — wie der mathematische Lehrsatz Anspruch auf die Zustimmung aller Andern hat, giebt es nichts, was den Menschen höher stellt als *Ueberzeugungstreue* in Reden und Handeln.

Der ganze und der wahre Mensch ist der mit einer durchdachten *Ueberzeugung*, welche das ganze geistige Wesen durchdringt, zugleich wohlthätig das Herz erwärmt und die nöthige Spannkraft zu erfolgreichem Wirken giebt. Was ist dagen die spindeldürre, kalte kahle und lederne Figur, welche allein an das absolut Gewisse, mathematisch Nachweisbare, also über jede Möglichkeit der Gegenrede Erhabene sich halten will? Sie verhält sich zum Ueberzeugungs-

menschen wie die geometrische Zeichnung an der schwarzen Tafel zu Raphael's Madonnenbild. Die Unmöglichkeit des Irrens (die mathematische Gewißheit) ist nicht das menschlich Höchste, indem ja die Möglichkeit, daß die Sache auch anders angesehen werde, gerade der stärkste Antrieb zu allem menschlichen Fortschritt ist: „Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben." (Göthe.)

Vielleicht wird dem Vorstehenden von Keinem widersprochen werden. Füge ich aber hinzu, daß Das, was ich „Ueberzeugung" genannt habe, viel allgemeiner durch das Wort „Glauben" (verwandt mit „geloben" d. h. Treue zusagen) ausgedrückt wird, so werden sofort Alle den Kopf schütteln, welche so bestimmt erklärt haben, daß alles Glauben aus der Welt geschafft werden muß und nur dem Wissen (d. h. der Art von Erkenntniß, welche für Alle nothwendig die gleiche ist) eine Stelle im menschlichen Hirnkasten zukomme. Sie mißverstehen und mißhandeln ein treffliches, unentbehrliches, aber freilich vielfach mißbrauchtes Wort. Glauben heißt nicht vermuthen oder für wahrscheinlich halten, sondern der Glaube eines jeden Menschen ist die volle und lebendige Hingabe an solche Vorstellungen, welche vertrauensvoll aufgenommen wurden auf Gründe hin, welche uns selbst genügen, weil sie unserem innersten Wesen gemäß sind, obzwar der strikte Beweis dafür unmöglich ist. Dahin nun gehört bei weitem der bedeutendste Inhalt eines jeden menschlichen Innern, und daneben nimmt unser wirkliches Wissen, das wir mit allen dagewesenen, jetzt lebenden und künftigen Menschen gemein haben mögen, eine sehr beschränkte Stelle ein. Nicht verändern, nur noch mehr erweitern kann sich das menschliche Wissen, wogegen die menschlichen Ueberzeugungen fort und fort sich läutern, weiter ausbilden und in's Unendliche sich vervollkommnen mögen, ohne daß sie dadurch aufhören, eines jeden Einzelnen eigenthümlichstes und heiligstes Geistesgut zu sein.

Selbst wenn unsere Ueberzeugung sich als irrig erwiese, wird man doch die in Thaten sich ausprägende Ueberzeugungstreue loben müssen. Das Verwerfliche ist: inneres Widerstreben gegen die sich darbietende bessere Erkenntniß (also Sträuben gegen den Fortschritt, der ja für Jeden die höchste Lebensaufgabe ist), hochmüthige Mißachtung der Ueberzeugung Anderer und jede unmenschliche Gewaltthat, wofür keine Art von eigenthümlicher Ansicht, unter Umständen nur etwa die dringendste Noth, Entschuldigung bietet.

Was wir echte „Humanität" nennen, habe ich im Vorstehenden anzudeuten versucht.



Ueber den Mangel des Romantischen in dem hiesigen Leben.

An einem heitern Sommerabend ging ein fröhlicher Knabe über eine mit buntfarbigen Blumen geschmückte Wiese. Mit Entzücken schweifte sein Blick von einer dieser wunderbaren Blüthen zur andern. „Wie ihr so freundlich aus dem grünen Teppich empor zum blauen Himmel über euch aufblickt!" sprach er; mit reinstem Wohlgefallen fühlte er sich zu diesen lieblichen Gestalten wie zu verschwisterten Wesen hingezogen, und die Ahnung eines höheren Seins, einer reinen Schönheit, als deren schwacher Abglanz ihm die zarten Blumenbilder erschienen, erwachte in seiner jungen Brust. — Nach ihm ging ein ernster Mann mit einer Brille auf der Nase und mit einem großen Pappkasten unter'm Arm an derselben Stelle vorüber, faßte eine Blume nach der andern, bog bedächtig die farbigen Blätter um, nur nach den Staubfäden forschend, ihre Gestalt musternd, ihre Menge überzählend, und nachdem er — nach Linné — ihre Klasse und Ordnung gefunden, barg er sie in dem Kasten. — Zuletzt kam der Besitzer der Wiese, eine kräftige, derbe Gestalt, und er sprach zu sich selbst mit dem behaglichen Gefühle dessen, der seine Mühe nach Erwarten belohnt sieht: „Gut steht das Gras und in erwünschter Mischung sehe ich Blumen und Halme; morgen die Sense daran gelegt — es ist gerade die beste Zeit jetzt — und treffliches Heu wird das werden für meine Rinder!"

Der Leser verzeihe mir, daß ich meine ernst und einfach gemeinte Rede mit einer Parabel beginne. Ich wollte den Satz anschaulich machen, daß es für den Werth der Dinge verschiedene, und hauptsächlich drei verschiedene Arten der Schätzung gäbe, nämlich 1., nach ihrem unmittelbaren Nutzen und Gebrauch für das Leben, dessen Bedürfnisse und dessen Wohlsein, wobei die Frage entscheidend ist, ob sie im Verhältniß zu der darauf verwandten Mühe uns Vortheil gewähren (praktisches Interesse); 2., darnach, wie an ihnen unsere Erkenntnißkraft sich schärft, durch sie unser Wissen bereichert wird (wissenschaftliches Interesse); 3., nach ihrem Eindruck auf unser höheres Gefühl (ich würde geistiges oder vernünftiges Gefühl sagen, wenn ich von Allen verstanden würde), d. i. nach dem Maße, in welchem sie Ahnung des Unendlichen in uns erwecken und

uns Bild werden eines höheren, reineren Seins, das sich aber nur ahnen, nicht aussprechen läßt (ästhetisches Interesse).*

Ich glaubte diese Andeutungen vorausschicken zu müssen, um das Folgende desto verständlicher zu machen. Es ist nämlich das Romantische, wie wir hier es meinen, jenes Etwas in der Natur, der Kunst und dem menschlichen Treiben, was, ganz abgesehen von Brauchbarkeit und Nutzen wie von Befriedigung unseres Verlangens nach Erkenntniß, — Interesse gewährt, das Gefühl sanft oder anfeuernd und begeisternd anregt, uns über die Flachheit, Nüchternheit und Oede des Alltagslebens emporhebt und so in unser irdisches Sein einen erwärmenden Lichtstrahl von Oben hereinfallen läßt, welcher uns in tausend Bildern die Deutung eines höheren Seins giebt.

Daß wir in der Kunst, die Mittel und Kräfte der Natur nutzbar für uns zu verwenden, unsere Lebensverhältnisse behaglich einzurichten, sowie in der Einsicht in die Gesetze der Natur, in der Fähigkeit, ihre Erscheinungen zu begreifen und zu ordnen, die Alten weit überflügelt haben, weiß Jeder; daß wir in reinem Sinne für Schönheit, in Begeisterung für das Ideale, für das über die gemeinen Zwecke des Lebens Erhabene, ihnen weit nachstehen, ist die allgemeine Klage aller Besseren. Die träumerische Begeisterung der Kindheitszeit unseres Geschlechtes scheint immer mehr zu verfliegen und männlicher Ernst, — ja die Nüchternheit und Kälte einer noch höheren Altersstufe an ihre Stelle zu treten. Und dies scheint um so mehr der Fall, je weiter auch räumlich — dem Laufe der Sonne folgend — die Menschen von dem Ursitze ihres Geschlechtes (dem verlorenen Paradiese — nach welchem ja bei allen Völkern der Erde sich eine tiefe Sehnsucht erhalten hat) allmälig sich entfernten. Wie kalt erscheint das Leben und Treiben des Abendländers der alten Welt gegen das Sein des Orientalen, dessen glühendere Phantasie mit ihren

*) Kommt das ästhetische Gefühl zum Ausdruck, (durch Sprache oder durch irgend ein anderes Darstellungsmittel), so ist dieser Ausdruck entweder ein naiver (die Sprache der Einfachheit, des kindlichen Sinnes), oder ein sentimentaler (wobei durch Kunst oder Künstlichkeit Alles gesüßt und gewürzt wird), wie wenn z. B. der indianische Krieger vor dem tosenden Wassersturze des Niagara sich niederwirft, durchbebt von der Macht des großen Weltgeistes, der auch ihm Leben und Bestimmung gab, — oder aber der deutsche Student in einer Epistel an den Mond im sapphischen Versmaße seine Bardenbrust erleichtert und diesen verschwiegenen Wandler der Nacht zum Boten eines Grußes an die ferne Geliebte macht. — Kunst in höherem Sinne ist Darstellung des Schönen (Aesthetischen) durch sinnliche Mittel (Sprache, Töne, Farben ꝛc.), und man unterscheidet mit Recht die Kunst der Alten (klassisch genannt und mehr naiv in ihrem Charakter, welcher in einfacher Größe besteht), von der neueren oder romantischen (durch das Herrschendwerden christlicher Ideen hervorgerufen — — ihr Character ist Fülle und ihr Wesen mehr sentimental als naiv), welchen Unterschied man leicht begreift, wenn man z. B. einen gothischen Dom mit einem griechischen Tempel, oder Tasso's Befreites Jerusalem mit der Iliade vergleichen will.

Bildern ihm das Leben zum Zaubergarten umzuschaffen scheint! Und vollends wie eiskalt ist unsere *hiesige* Existenz wieder gegen das Leben des Ersteren!

Unstreitig ist in Amerika, wenigstens im Gebiete der Ver. Staaten, die *praktische* Seite des Lebens (namentlich was Gewerbe, große Anstalten zu ihrer Beförderung, zu Bequemlichkeit und Nutzen, sowie die Ordnung der politischen Verhältnisse betrifft) sehr, vielleicht mehr als irgendwo sonst, ausgebildet, und auch in Bezug auf Wissenschaft und ihre Werthschätzung wird die Nation, in so leichtem und innigem Verkehr mit den europäischen Mutterländern stehend, sobald nur das äußere Leben sich erst etwas mehr wird beruhigt haben, gewiß nicht zurückbleiben. Aber um Das, was wir das *Romantische* des Lebens nannten, sieht es *hier* betrübt genug aus, und wenig oder keine Anzeichen sind vorhanden, daß echter Sinn dafür im Laufe der Zeiten erwachen werde. Dieser Sinn läßt sich nicht wie eine Mode annehmen oder wie Erfindungen und wissenschaftliche Entdeckungen sich leicht über Meere verpflanzen*); seine Wurzeln liegen tiefer, und ein Volk, das ihn nicht als Naturmitgabe, gleichsam als Ausstattung der gemeinsamen Mutter besitzt, das ihn nicht in der ersten Epoche seines Auftretens, wenngleich noch in rauheren Formen, offenbart, wird ihn schwerlich jemals erlangen. Soll ein Urtheil im *Allgemeinen* (mit Uebergehung einzelner Ausnahmen) ausgesprochen werden, so dürfen wir wohl fragen: was ist die ganze Kunst dieses Volkes (Kunst im höheren Sinne)? Modeschmuck und Nachahmung — nichts Originelles und Großes! Seine Poesie? Das Beste ist nicht ganz unglückliche Nachahmung der Romane und der lyrischen Gedichte der Engländer. Seine Musik? Modische Tändelei ohne tieferen Sinn. Sein Gesang? Der Mann singt oder pfeift den einförmigen Yankee Doodle, die Frau singt ein Wiegenlied in so kläglichen Molltönen, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, einen indianischen Leichengesang zu hören. Kein begeisternder Kriegsgesang, kein Jagdlied, kein Chorgesang frischer Jugend. Von anderen Künsten schweige ich mit Recht. Selbst die *Religion*, so bedeutend die Rolle ist, welche sie in dem hiesigen

---

*) Auch Kunst — in gewissem Sinne — läßt sich zwar verpflanzen; und unsere hiesigen größeren Städte zeigen genugsam in ihren Bauten, Theatern, Museen 2c., daß man Ableger der älteren und neueren überseeischen Kunst zu machen wußte. Dies wird sich sogar noch mehren und erweitern. Wohlstand erzeugt Luxus, und höherer Luxus nimmt auch die Kunst in Anspruch. Damit ist aber nicht gesagt, daß zugleich *Geschmack* — im höheren Sinne — mit verpflanzt werde und werden könne. — In allen hiesigen Auszierungen (von Möbeln, Geschirren, Bauten 2c.) zeigt sich eine auffallende Gleichmäßigkeit vom Osten bis zum fernsten Westen, welche etwas Volksmäßiges zu haben scheint, und — man muß es zugestehen — im Allgemeinen nicht geschmacklos genannt werden kann. — Doch an Originalität und Befriedigung eines höheren Kunstsinnes denke darum Niemand.

Leben spielt, entbehrt der Kraft reiner Begeisterung (desto öfter tritt sie als finsterer Fanatismus auf oder nimmt die Form eines Handelsgeschäftes an, das man mit dem Himmel abzuschließen hat); Glocken und Orgeln haben in der Regel nur die katholischen Kirchen, — nicht einmal das äußere Ansehen der meisten kirchlichen Gebäude unterscheidet sie von gewöhnlichen Wohnungen, — und die erhabene Würde und Kraft des Choralgesangs fehlt meistens.

Werfen wir einen Blick auf das häusliche Leben der Amerikaner, so zeichnet sich dasselbe zwar (wenigstens meistens auf dem Lande) durch angemessene Selbstständigkeit der einzelnen Mitglieder, gegenseitige Achtung Aller, Friedlichkeit im gemeinsamen Wirken und gute Ordnung des Ganzen vortheilhaft aus, und selten kommen so widrige Scenen vor, wie sie leider das Familienleben anderer Nationen in allen Ständen so häufig darbietet; allein der Vorwurf der Kälte wird ihm nicht mit Unrecht gemacht. Mit Sir und Madam reden sich in der Regel die erwachsenen Familienglieder einander an, das vertrauliche Du fehlt, und nach Monate langer Trennung begrüßt man sich mit Handreichung und how do you do? kaum anders als auch jeder Fremde begrüßt wird. — Jugendfreundschaften — zumal im Sinne der Alten — erzeugt dieses Leben nicht: sie gedeihen nur, wo dem begeisterten Streben der frischen Jugendkraft ein erhabenes Ziel vorgesteckt ist. Dagegen gute Bekannte hat Jeder. Doch ist das gesellschaftliche Zusammenleben viel mehr aus verschiedenaltrigen Personen gebildet als z. B. in der Regel in Deutschland. Der 12- und 14jährige Knabe stellt schon einen jungen Mann vor mit gesetzterer und entschiedenerer Haltung als gewöhnlich in anderen Ländern junge Leute von viel reiferem Alter besitzen. Man unterhält sich mit ihm wohl, er giebt auf alle Fragen ohne die geringste kindische Verlegenheit den besten Bescheid; er steht ja bereits einem Theil der Geschäfte mit voller eigner Einsicht und großer Fertigkeit vor. Keine Poesie der Jugend hat er aber je geahnt, wird sie nie kennen; das Leben ist zu praktisch und nutzbar, als daß eine Rosenzeit sich damit vertragen könnte. — Im Verhältniß der Geschlechter findet sich dasselbe wieder. Die Natur behauptet ihr Recht, und so findet sich Lieben und Sehnen allerdings auch hier, wie allerwärts. Aber die stärkste aller Leidenschaften tritt hier weder so verzerrt und in Weichlichkeit ertränkt, wie oft in der alten Welt, noch auf der andern Seite so hehr, begeisternd und überschwänglich auf, daß wir ihr nur irgend den Charakter des Romantischen beilegen könnten. (Werther würde hier nur das Interesse eines Pinsels einflößen.) In dem ganzen, gewöhnlich sehr schnellen Verlaufe der Heirathsgeschichte kommt wohl nicht Eine sentimentale Scene vor; Wunsch und Erfüllung, Suchen und Finden erfolgen so schnell nach einander und so geregelt, daß die dazwischen liegende poetische Parthie ganz aus der Darstellung weggerückt erscheint.

Wenden wir uns zu dem öffentlichen Leben der Amerikaner, so muß jeder Unbefangene bekennen, daß die in ihrer Constitution sowie in den Verfassungen der Einzelstaaten ausgesprochenen Principien das Vernunftgemäßeste und Beste enthalten, was je über politische Fragen geurtheilt worden ist, und daß auch — nicht bloß theoretisch wie anderwärts, sondern in der That selbst — die Nation ein Maß von bürgerlicher Freiheit genießt, wie sie kein Volk der Erde je besessen hat, sowie, daß diese volle, unverkürzte Freiheit hier nicht, wie ehemals geweissagt wurde, Anarchie und Verfall der guten Ordnung zur Folge gehabt, sondern ein verhältnißmäßig größeres allgemeines Wohlbefinden begründet hat, als vielleicht irgend sonstwo angetroffen wird. Aber es ist diese Verfassung der Sieg des Verstandes und des männlichen Ernstes; der erstere weiß sie zu schätzen als Quelle und Bedingung des Wohlseins, der letztere sie zu vertheidigen, damit eine so nutzbare Anstalt nicht untergehe, und die Gemüthswelt des Amerikaners — wenn es eine giebt — hat an der ganzen Sache nicht den geringsten Antheil. Ihm fehlt durchaus, was wir in Vorstellung und Gefühl an die Worte Vaterland und heimathliche Erde knüpfen; — selbst der Ausdruck dafür fehlt, er hat nur country (erst Byron nahm — unseres Wissens — das Wort fatherland aus der deutschen Sprache auf; hier versteht niemand diesen Ausdruck). Der Amerikaner, durchaus nur dem Grundsatze folgend ubi bene ibi patria, vertauscht mit der größten Gleichgültigkeit den Hudson mit dem Missouri, Texas mit Virginien, und würde Den für einen Tollhäusler erklären, der im Sinne eines deutschen, polnischen oder französischen Patrioten behaupten wollte, daß dem heimathlichen Boden, blos um darauf zu athmen oder darin begraben zu werden, vor Thibet oder dem Feuerlande irgend ein Vorzug zukomme.

Wenn die mit der Herrlichkeit des alten Griechenlands und Roms durch die Klassiker bekannt gewordene europäische Jugend schon bei dem Namen Republik eine freudige innere Zuckung verspürt; wenn sie nach bitteren Erfahrungen sich überzeugt hat, daß nichts der Art in dem jetzigen Europa sich einrichten lasse, und so, um das geträumte Ideal von Bürgerthum und Volksherrlichkeit doch endlich zu erfassen, über den Ocean hin dem freien Amerika zueilt; gerade hier wird der größte Enthusiast bald —, oder er wird niemals in seinem Leben nüchtern werden. Die gesuchte Freiheit ist da, aber kein romantischer Geist weht ihn daraus an, keinen Rütli's Scenen hat er beizuwohnen, er selbst — was das Schlimmste ist — muß sich gar bald als völlige Null in dem hiesigen politischen Treiben erkennen, indem, ohne die Möglichkeit, von seiner Seite das Geringste dazu beizutragen, alles seinen gemessenen Gang geht. Da der Amerikaner in der Regel durchaus entschlossene männliche Haltung besitzt, so läßt er ebenso wenig seine Person und sein Eigenthum antasten, als er

feige zurücktritt, wo es gilt, selbst mit Blut und Leben Land und Freiheit gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Er thut es, weil er besonnen genug ist, einzusehen, daß er sonst die Bedingung seines Wohlseins verlieren würde. Aber kein ritterlicher Geist umschwebt seine Fahnen, kein Körnerisches Lied ertönt, kein polnischer Schlachtgesang begeistert die Schaaren. Mit Hurrahgebrüll aber stürzt er vor in die Schlachtreihe des Feindes und schlägt voll Todesverachtung alles vor sich nieder. Wozu Leier und Schwert? Die fernhin treffende Rifle aus dem sicheren Hinterhalt ist jedenfalls das Nützlichere.

Auch manches Andere, was in Europa die Einförmigkeit des Alltagslebens unterbricht und das Gemüth darüber emporhebt, fehlt hier ganz oder hat doch das poetische Element verloren, wodurch es der besseren deutschen Natur erst Interesse einflößt. Jagd z. B. hat in Europa immer noch etwas von dem ehemaligen ritterlichen Anstriche beibehalten. Hier aber kennt man kein Waldhorn, kein Jagdlied, kein fröhliches gemeinsames Hinausziehen in die geordneten Waldreviere oder über üppige Fluren hin. Das Ganze ist bloßes Geschäft: es gilt um Braten und Fell, oder aber man will schädliche Thiere vertilgen. Einsam hört man den matten Schall der Rifle hier oder da, bei Tag oder Nacht, in den Wäldern; kein fröhliches Hurrah meldet den gelungenen Schuß, — der Amerikaner, nur im Stand oder Sitz schießend, ist ohnedem seines Zieles gewiß und er jagt überhaupt ganz in der Art, wie es der Indianer auch thut, so kaltblütig, so ausdauernd, so gewiß des Erfolgs.

Zu den Hauptvergnügungen gehören im Herbste die Wettrennen. Doch geht auch dabei alles prosaisch genug zu. Man findet dabei die besten Renner, die besten Pferderacen aus; man sucht durch Wetten Geld zu gewinnen, tauscht Pferde ein und aus, trinkt, würfelt — und kommt auch keinen Augenblick aus der Alltagsstimmung des Gemüthes heraus. — So sind auch Tanzparthien und andere Festlichkeiten (so toll es nicht selten dabei zugeht), gesellschaftliche Zusammenkünfte (worin oft eine sehr glückliche Gabe des Witzes zum Vorschein kommt), selbst nicht dem äußeren Wesen nach, viel weniger nach dem Geiste, der sie beseelt, den europäischen ähnlich. Kein fröhlicher Becherklang! Kein Blumenkranz! Nichts, was der Phantasie Stoff und Nahrung gäbe, — dagegen selten Verstöße gegen den gewöhnlichen Anstand (dessen Regeln jedoch nicht ganz die der alten Welt sind).

In diesen allgemeinen einförmigen Ernst des hiesigen Lebens scheint selbst die hiesige Natur einzustimmen *), und darin liegt gewiß

---

*) Es ist bemerkenswerth, daß die hiesigen Vögel bei zum Theile ausgezeichneter Farbenpracht durch Gesang wenig das Ohr erfreuen. Duden vermißt nur die Nachtigall; ich sage: selbst die deutsche Amsel, Drossel, Lerche und Grasmücke, das Rothkehlchen, die verschiedenen Finkenarten 2c. sind durch die hiesigen Singvögel nicht ersetzt, obgleich der red bird (ein Kernbeißer), der

einer der Erklärungsgründe von dem Mangel an Poesie in dem Leben der Bewohner. Der Osten hat in dieser Hinsicht noch Vorzüge vor dem Westen, wo in dem Elemente der Nützlichkeit Alles, was dem Dasein höheren Zauber geben könnte, allmälig unterzugehen scheint. Die oberen Seen, die Fälle des Niagara, die Glen Falls des Hudson, die Fälle des Montmorenci (nicht fern von dessen Einmündung in den St. Lawrence), die Adgate's Fälle im A'Sable Fluß, mehrere Gebirgspartien am oberen Hudson, die Felsenbrücke in Virginien, die herrlich grünen Inseln des Ohio †) und viele Andere stellen Naturschönheiten dar, welche von keinen ähnlichen anderer Länder übertroffen werden. Doch sind dies nur vereinzelte Unterbrechungen der allgemeinen Einförmigkeit, welche das äußere Ansehen des ausgedehnten Landes nach allen Richtungen hin vorstellt, sodaß man beinahe sagen könnte: wer zehn Meilen gesehen hat, hat das Ganze gesehen. Was nun gar hier im Westen von Naturschönheit sich darbietet, beschränkt sich beinahe auf den Purpurglanz der untergehenden Sonne in der Zeit des Jahres, wann dünne, bläuliche Nebel sich am Horizonte hinziehen; die herrliche Klarheit des gestirnten Himmels; den riesenhaften Wuchs mancher Bäume mit wunderbar schönen Wipfeln und prächtigem Laubwerk; die kurze Zeit, wann im Frühling die rothen und weißen Blüthen des Judasbaumes und der Kornelkirsche rc. zwischen dem frischen Grün hervorbrechen; die buntfarbigen Blumen der Prärien im Vorsommer; das üppige Grün der Maisfelder und Tabakspflanzungen rc., wann diese Gewächse in ihren geraden Reihen kräftigen Wuchses aufschießen; hin und wieder die wie Riesenmauern aufgethürmten Felsenufer der Flüsse u. A. m. Aber meistens reist der Wanderer von Land zu Land, von Stadt zu Stadt und bemerkt nichts, was seine Aufmerksamkeit vorzugsweise fesseln könnte. Kein alterthümliches Gebäude, keine verwitterte Ruine mahnt ihn ahnungsvoll an Zeiten und Geschlechter, die nicht mehr sind: Alles, was er erblickt, ist Werk des Augenblicks, dem Nutzen des Augenblicks dienend und allein mit Rücksicht darauf geschaffen (was er von wirklichen Ruinen sieht: verlassene Hofstellen, einstürzende Blockhäuser, verfallene Zäune—kann nur ein dem ästhetischen Eindruck gerade entgegengesetztes Gefühl in ihm erwecken).

Und so komme ich zu dem unerfreulichen Resultate, daß das hiesige Leben, so frei, so behaglich, so nutzbar es immer sein mag, ein

---

blue bird und eine rostfarbene Drossel nebst verschiedenen Grasmückenarten einigermaßen im Frühling durch ihren Gesang die Wälder beleben. So sind auch die hiesigen Blumen bei zum Theil herrlicher Färbung und bei schönen Formen beinahe durchgehends geruchlos. Wohlduftend ist fast nur die Blüthe der wilden Rebe und des wilden Apfelbaumes (erstere erfüllt mit fast südlichem Würzduft die Wälder im Juni). Den hiesigen Veilchen rc. fehlt aller Geruch.

†) Eine hier sehr häufige Art hochwachsender Weiden giebt diesen Inseln das glänzende dunkelgrüne Ansehen.

Hauptelement, um es zum wahrhaft menschlichen, würdigen Sein zu machen, entbehre, daß ihm nämlich der Charakter des Romantischen fast in jeder Beziehung fehle, der ihm — unter dem unsteten Treiben der hiesigen Menschen, deren gesammtes Sein und Wirken sich fast nur als etwas Provisorisches darstellt und welchem alle alterthümliche Grundlage fehlt — auch schwerlich jemals dürfte gegeben werden.

Nicht ein Gefühl von Täuschung und Mißbehagen — wozu der Verfasser keinen Grund hätte —, sondern der Grundsatz, daß neben den vielen Lichtseiten, welche das Leben in dieser Hemisphäre bietet, auch dessen Schattenseite mit unbefangener Treue geschildert werden solle, veranlaßte vorstehende Bemerkungen, als das Ergebniß einer mehrjährigen Beobachtung in einem nicht allzu beschränkten Kreise von Erfahrung und Bekanntschaft. — Wo Deutsche in größeren Massen zusammenleben, wird zwar wohl einiger Ersatz des Fehlenden geschaffen; doch zweifle ich, ob dies dauernden und weiter greifenden Einfluß auf das Ganze gewinnen wird. Unsere Kinder, unserer Rückerinnerungen entbehrend und in dem hiesigen, fast ausschließlich praktischen Leben emporwachsend, einst mit der hiesigen Bevölkerung vermischt, werden weniger unsere Bedürfnisse fühlen, weniger die Mittel haben, ihnen abzuhelfen. Alles — so scheint es mir — wird in dem einen großen Strome — Nutzbarkeit — mit fortgerissen werden, und eine poetische Jugendzeit wird so wenig dieser Nation jemals erblühen, als der Zauber der Morgenröthe am hellen Mittage noch einmal erscheinen kann. [1838]



Realismus und Idealismus.

Realismus ist die Richtung unseres Denkens und Strebens auf Das, was als sinnlich erkennbar, als unleugbar bestehend, gleichsam handgreiflich vor uns liegt. Diese Auffassung ist nicht nur die ursprüngliche, mit welcher die Menschheit begann und jeder Einzelne beginnen muß, sondern bleibt für immer von hoher Wichtigkeit. Die Welt, in welcher wir uns befinden, ist eine Thatsache, die Umstände, in welchen wir leben, sind eine Wirklichkeit; wir müssen mit dem Sein der Dinge, wie sie sind, uns bestens vertraut machen, um auf's Beste in die vorhandenen Zustände uns finden zu lernen. Was hilft alles Dichten und Träumen, aller Gedankenflug in das Weite, wenn du das nicht kennst und beachtest, was dich zunächst umgibt? Sieh zunächst vor die eigenen Füße, damit du nicht strauchelst. Welche Art von Welt und von Zuständen du auch in Gedanken dir aufbauest, die bestehende Wirklichkeit hält dich umschlossen, und giebst du über diese einer Täuschung

dich hin, so kann kein Gedanken-Adlerflug in die Lüfte dich retten. — So sieht denn der ächte Realist die Erscheinungen und Vorkommnisse dieser Welt mit schärfster Beobachtung sich an, will in keinem Falle sich selbst betrügen, packt an und greift zu, damit er im allgemeinen Wettrennen nicht selbst zu kurz komme, vielmehr der starren Wirklichkeit abgewinne, was er kann.

Und doch, welches elende Spiel — nur ein thierartiges Treiben — wäre unser menschliches Leben, hätte nicht — sogar von Frühem an — dem Realismus ein ideales Sinnen und Thun sich angeschlossen! Als „Idealismus“ bezeichne ich die Richtung auf Das, was allein in der Gedankenwelt des vernünftig ausgebildeten Menschen besteht, nicht aus der sinnlichen Wahrnehmung, welche wir mit den thierischen Geschöpfen gemein haben, abgeleitet werden kann. Das Dasein der Vernunft-Gedankenwelt mag so wenig zu erklären sein wie das Dasein der Sinnenwelt; wer aber wollte es leugnen? Der allein am Realismus haftende Materialismus hat eine solche Erklärung versucht, ist aber sofort, als er eine Lebensansicht aufzustellen unternahm, in Widerspruch mit sich selbst gerathen. Er wollte realistisch philosophiren, was nicht besser sich verträgt als das Mischen von Wasser und Feuer; indem er auf die Erklärung der Erscheinungen sich einließ, übersprang er das reale Gebiet und muß sich gefallen lassen, daß Fehlsprünge von Anfang bis zu Ende ihm nachgewiesen werden.

Ueber den Stoff mit seinen mechanischen und anziehenden und abstoßenden Kräften kommt die materialistische Weltanschauung nicht hinaus; aber sind damit das menschliche Selbst- und Vernunftbewußtsein, Selbstbestimmung und Fortschrittsbestreben erklärt?

Sehen wir, wie die Welterscheinungen entweder auf dem realistischen oder auf dem idealistischen Standpunkte sich uns darstellen.

Realistisch haben wir es nur mit dem kleinen Erdbällchen zu thun, auf welchem wir wohnen. Hat die Sonne zwar den größten und unser Mond einigen Einfluß auf irdisches Leben und Gedeihen, so sind diese doch mit allen Planeten, Fixsternen, Milchstraßen und Nebelflecken und dem ganzen unergründlichen All nur etwa Gegenstände unserer Wißbegierde, auf welche unser Einwirken sich nicht erstreckt, indem jedoch nicht nur unser leibliches Gebilde aus irdischen Stoffen zusammengesetzt ist und in solche wieder sich auflöst, unser ganzes Leben von den auf dieser Erde obwaltenden Zuständen und Gesetzen beherrscht wird, sondern auch unser gesammtes Wirken und Wollen in den Bereich des Irdischen fällt. Auf dieser Erde bauen, säen und ernten wir, haben in Allem nach ihren Zuständen uns zu richten, ja wir sind mit allem unserem Streben und Treiben doch selbst nur eine der vielen irdischen Naturerscheinungen. Also:

Nichts ist zu bewundern an allem menschlichen Großartigen, wie es da und dort in die Erscheinung tritt; es mußte so kommen im

Verlaufe der Fortbildung unseres Erdballes, mit welcher die weitere Entwickelung der irdischen Lebewesen von den urthümlichsten Anfängen bis zu ihrer herrlichsten Entfaltung gleichen Schritt halten muß. Wie aber die da und dort hervortretende menschliche Seelengröße nur eine Naturerscheinung ist, so ist auch nur als eine solche zu betrachten Alles, was im menschlichen Treiben uns widerwärtig dünkt. Die Erde bringt Palmen, Rosen und Reben hervor, aber auch Disteln, Dornbüsche und Giftpilze, den die Luft durchsegelnden Aar und den im stinkenden Pfuhle sich behaglich fühlenden Molch. So hat die Natur auch von Anfang dem menschlichen Wesen Hohes und Gemeines eingepflanzt, welches in mannigfachster Art sich offenbaren muß. Schelte nicht auf Dummheit und Aberglauben; entrüste dich nicht über Raub und Mord, im Kleinen oder Großen begangen, oder über irgend etwas, das du schamlos nennst; — auch die Krähe stiehlt, und Tiger, Habicht und Schwalbe morden, und in dem Allen ist nichts Anderes zu erblicken als eine Reihe nothwendiger Naturerscheinungen. Die Geschichte der Völker und der Menschheit ist ja doch nur ein Zweig der Naturgeschichte; was im Verlauf der geologischen Fortbildung des Erdballes kommen muß, das ist theils bereits gekommen und wird theils künftig kommen. Wie am Himmel Wolkengebilde der verschiedensten Art dahinschweben — die eine Wolke segnende Erfrischung ausgießend, die andere verheerenden Hagel —, so gingen über diese irdische Lebensbühne Griechenthum, Römerthum, Hebräerthum, Christenthum und zu guter Letzt noch Materialismus, Nihilismus 2c.: Alles Naturerscheinungen von nicht wesentlich verschiedener Art.

Und warum wolltet ihr Klagen erheben über die vielen Mühen, Sorgen und Schmerzen, welche eurem Dasein zugefügt sind, und über unvermeidliches, meistens leidenvolles Ende nach längerem oder kürzerem Bestehen? — Die Naturbestimmung für das Dasein alles Lebens ist der stete Kampf um dasselbe; und Allem, was empfinden kann, muß neben der Lust auch Unlust zugetheilt sein. Die Naturkräfte wirken zwar bildend, aber zerstörend zugleich, und machen bei dem Menschen keine Ausnahme. Der Blitzstrahl mag das Haupt des Denkers treffen, wie er den Wipfel der Eiche zerschmettert. Die heranstürmende Fluth vernichtet Feldmäuse und Maulwürfe, schwemmt die Ameisenhügel weg, aber mag auch Menschen in ihren Wellen begraben, ja ganze Städte mit sich fortreißen. Dem Beben der Erde gegenüber, welches den Boden spaltet, ist der Mensch so ohnmächtig wie der unter seinen Füßen sich krümmende Wurm. — Sollte das Dasein dir unerträglich sein, weil dessen Mühen die Lebenslust weit überragen, so magst du es von dir werfen; aber du irrst dich, wenn du den Schuß durch deine Schläfe für eine wirklich freie That hältst: auch ein Selbstmord ist nur ein Naturereigniß, so wenig ein freies Thun wie der Sturz des Meteorklumpens auf die

Erde. Alles ist in ewiger Verkettung von Ursache und Wirkung. Auch in dem Menschen entstehen aus und unter vorhandenen Umständen Antriebe, und ist der Antrieb stark genug, so erfolgt die ihm entsprechende That so gewiß, wie dem Blitze der Donner folgt. Du Mensch bist doch nur eine von Naturkräften getriebene Maschine, oder vielmehr ein winzig kleines Einzelmaschinchen inmitten des Räderwerkes der großen Weltmaschine. Freisein käme nur einem Wesen zu, welches über der Welt stände und die Drähte der Weltmaschine in seiner Hand hielte; in der Welt selbst ist alles Geschehene eine Nothwendigkeit aus zureichendem Grunde.

Wie stellen sich nun die Erscheinungen dieser Welt dar, vom idealistischen Standpunkte betrachtet?

Die ersten Aeußerungen der idealen Anlage gehen mehr vom Gefühle und von der Einbildungskraft als von logischem Denken aus. Der Mensch fühlt sich als ein abhängiges Wesen, hülflos in vielen Fällen, wenn er auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist, bedroht von zahllosen Gefahren und Uebeln, welche er nicht abzuwenden vermag. So sieht er nach Schutz und Beistand von Mächten hoch über seiner eigenen Macht sich um; ihrem Wirken und Walten schreibt er alles Erfreuliche zu und erhofft von ihnen Abwehr des Unerfreulichen. Damit ist der Einbildungskraft ein weites Feld eröffnet, wie wir aus den vielerlei und zum Theil uralten Götterlehren ersehen, welche dann auch gleichsam wieder verdichtet wurden in die Annahme eines einzigen überweltlichen Weltgebieters, sei es der gute Geist der Rothhäute, oder der gewaltige hebräische Jehovah, oder der christliche Vater im Himmel. Die Götter oder Gott sind zugleich die Gesetzgeber; aus dem göttlichen Willen fließen alle sittlichen Gebote, durch deren Befolgung wir uns den himmlischen Mächten wohlgefällig machen, oder aber ihre strafende Gewalt zu fürchten haben. — So entstand im natürlichen Fortgange der menschlichen Ausbildung eine Art von Idealisirung, welcher man den Namen „Religion“ gegeben hat, welche bis heute, obzwar auf den verschiedensten Stufen der Entwicklung, von dem bei Weitem größten Theile der Menschen als ihr werthvollstes Seelengut betrachtet wird.

Jede Dichtung besserer Art ist Schein und Wahrheit zugleich. Schein ist die äußere, von der erfinderischen Einbildungskraft geschaffene Umkleidung. Wahrheit ist deren Kern, der tiefere Sinn, etwas menschlich Werthvolles, welches, tief empfunden, besser bildlich als in dürren Worten, ja als innigstes Gefühl kaum anders als in Bildern sich ausdrücken läßt. So war alle Religion ursprünglich eine Bildersprache; der Fehler bestand darin, daß man die Bilder in begriffsmäßige Vorstellungen umwandelte, und daraus entstand eine Götterlehre, ja eine Göttergeschichte, und eine „Theologie“ (Gotteslehre), für welche die Gewißheit wissenschaftlicher Erkenntniß in Anspruch genommen wird, obwohl ihr Gegen-

stand sich allem eigentlichen Wissen nothwendig entzieht. — So lange die Menschen das Dasein der Welt und was darin vorgeht, übermenschlichen Persönlichkeiten zuschreiben, oder auch nur einer einzigen Persönlichkeit, welche doch immer nur eine in das Unfaßbare vergrößert gedachte Menschlichkeit ist, sind sie der kindlichen oder kindischen Bildungsstufe noch nicht entwachsen. — Und was bleibt, wenn wir durch die umhüllende Einkleidung oder Bildersprache bis zum innersten Kerne dessen durchdringen, was von Anfang alle Religion für die Menschen bedeutete? Es bleibt das Gefühl unserer Abhängigkeit von einer unergründlichen Welt- oder Naturordnung und unserer Zusammengehörigkeit mit ihr. Dieses Gefühl mag sich äußern auf vielfache Weise: als Staunen und Bewunderung, als Demuth gegenüber dem Allgewaltigen und zugleich in erhebendem Selbstgefühle, als innigstes Andachtsgefühl, welches keine Worte findet, um sich auszusprechen, — oder aber es mag anregend auf die Verstandeskraft wirken und zu dem Versuche antreiben, das Schrankenlose in faßliche Begriffe zu bringen, welchen wir alle sog. Naturphilosophie verdanken.

Die besonneneren Denker müssen vor Allem darüber zur Klarheit kommen: Unser Forschen nach der Ursache des Welt-Daseins wäre der Versuch eines Sprunges über die Grenze hinaus, welche unserem menschlichen Denken für immer gezogen ist. Selbstverständlich wäre das Nichts (keine Ursache und keine Wirkung); aber das Nichts ist nicht, vielmehr ist eine Welt da; ein All der Dinge, eine Thatsache, welche wir einfach anzuerkennen haben, ohne hinter sie zurückgehen zu wollen. Und dieses All ist nicht etwa blos eine vielfach gesonderte Stoffanhäufung, sondern es ist zugleich All-Kraft, All-Leben, All-Vernunft, weil es sonst keine Einzel-Kraft, kein Einzel-Leben, keine Einzel-Vernunft geben könnte. — Wir mögen fühlend und denkend uns versenken in diese Tiefen, oder vor Allem zu erforschen suchen, was unser persönliches menschliches Dasein in diesem All der Dinge bedeutet, — immer macht sich darin der ideale Zug des Menschenwesens geltend gegenüber den realistischen Bestrebungen. Der Mensch will nicht eine bloße Naturerscheinung sein, er will zum vernünftigen Selbstbewußtsein kommen, wenngleich es Jahrtausende erfordern mag, damit die gesammte Menschenfamilie gleichsam zu sich selbst komme, sich selbst verstehe und Welt und Leben insoweit, als unsere Mittel der Verständigung es gestatten. Gerade darauf sind die Bestrebungen der Besten gerichtet.

Will nun der Mensch Das, was als Gefühl und Ahnung (das von dem Philosophen Fries am liebsten gebrauchte Wort) in seinem Innern lebendig ist, denkend sich klar machen, so ist das Erste, daß er sich selbst als ein Ich, als eine nicht nur empfindende, sondern selbstbewußte und vorgestellten Zwecken nachstrebende Persönlichkeit dem

ganzen All der Dinge gegenüber stellt. Ich bin keine Maschine, sagt er sich selbst; denn ich nehme in mir selbst Dreierlei wahr, was jeder Maschine durchaus abgeht: ich empfinde und habe deßwegen das Gefühl der Befriedigung oder des Unbehagens (sonach ist auch das Thier keine bloße Natur-Maschine); — ich denke, erkenne mich selbst, scheide mein Ich von der ganzen übrigen Natur-Masse und weiß, was ich will; — und ich will entweder das Eine oder das Andere, bin mir der Gründe oder Antriebe bewußt, warum ich es will, und in dieses eigene Wollen, in diese Selbstbestimmung greift keine Macht ein, wenn sie auch die allergewaltigste wäre. — Mein Empfinden geht freilich aus von Sinneseindrücken, welche ich als eine Naturwirkung zu betrachten habe; aber sie wären völlig bedeutungslos, wenn ihnen nicht in meinem selbstbewußten Ich die Vorstellung, das Begreifen und weitere innere Verarbeiten folgte, was Alles nicht mehr sinnlich faßbar, erklärlich und meßbar ist; und außerdem wird meine augenblickliche oder dauernde Stimmung keineswegs allein durch Sinneseindrücke hervorgebracht, sondern — je höher ich steige, desto mehr — durch meinen Gedankengang, durch Das, was ich mir — formlich unfaßbar — in meinem eigenen Innern vorhalte. Mein Denken schwebt über der Sinnenwelt, wie das Sternenlicht über dem nächtlichen Erdendunkel strahlt, an keines der physikalischen Gesetze gebunden, vielmehr Gesetzen folgend, deren Feststellung hoch über dem Gebiete der sog. Naturkunde liegt. Mein Wollen ist ein freies, und zwar das einzige Freie, das ich im ganzen All der Dinge, in der endlosen Verknüpfung unabwendbarer Nothwendigkeit bemerken kann. Doch darüber bedarf es einiger Worte mehr.

Mit Recht halten uns die Realisten vor: keine Wirkung ohne Ursache, — kein Handeln ohne vorhandenen Antrieb, also ohne zureichenden Grund, und daraus schließen sie, daß unser gesammtes Thun doch ebenso maschinenmäßig sei wie die Umdrehung des Rades in Folge der ihm zugeführten Wasser- oder Dampfkraft. Dabei lassen sie nur Eines außer Betrachtung: das vernünftige Selbstbewußtsein. Man sucht nur immer alles menschliche Thun zu erklären aus angeborner Anlage, aus der Art der Erziehung, aus Umgang, Lebens-Umständen und Eindrücken des Augenblicks, — und doch sagt sich der bis zum Vernunftbewußtsein entwickelte Mensch, — wenn er nicht etwa durch eine Art von Naturgewalt für den Augenblick sinnlos gemacht ist: ich weiß, was ich will, ich halte meine Zwecke mir vor und die Mittel, welche zu ihrer Erreichung dienen sollen, — ich bin mir der Antriebe bewußt, welche mich bestimmen, so oder anders zu handeln, — ich mag gezwungen sein, das Eine zu thun, das Andere zu lassen, dabei aber bleibt mein Wollen frei, — der Gewalt muß ich weichen, aber in jedem anderen Falle kann ich, wenn ich will, — es ist also Selbstbestimmung, nicht ein Maschinen-Räderwerk, was

meine bewußte Thätigkeit in Bewegung setzt. — Mag vom realistischen Standpunkte aus haarscharf nachgewiesen werden, daß unser ganzes Sein und Treiben nur dem aufgezogenen Uhrwerke vergleichbar ist, welches seinen Zeiger fortrücken läßt und abläuft, wie es muß, — dem selbstbewußt denkenden Menschen kann Niemand die ideale Anschauung nehmen, daß er ein sich selbst bestimmendes, mit freiem Wollen ausgerüstetes Wesen ist; denn wenn ich auch „abstrakt“ die physikalische Ansicht gelten lasse, so ist doch eigentlich für mich gar nichts da, als was zu meinem Bewußtsein kommt und darin lebendig ist. Beweist, was ihr wollt, mit aller euerer Naturforschung, — ich sage klar bewußt mir selbst, daß ich frei denke und frei handle, und bei dieser Entscheidung, so weit sie mich selbst betrifft, muß es bleiben. — Hiermit ist denn zugleich bei jedem bis zum vernünftigen Denken Entwickelten das Gefühl der Verantwortlichkeit verbunden, und lieber will selbst der Uebelthäter das Bittere der Selbstanklage ertragen als die in den Worten: „ich konnte nicht anders wollen und thun“ liegende Selbsterniedrigung. Der geriebene Advokat mag zu beweisen suchen, daß eine Unthat im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit verübt wurde, — der Angeklagte selbst wird — außer in seltenen Fällen — in seinem Innern darüber lächeln und vielmehr sich selbst sagen: wohl hätte ich anders handeln können, wenn ich gewollt hätte. Damit ist nicht widersprochen, daß alles Wollen durch Umstände bestimmt wird.

Ebenso verhält sich der Mensch den allgewaltigen Naturkräften und den zwingenden Umständen gegenüber, keineswegs blos leidend (passiv) wie etwa die Fichte, deren Wipfel durch den Windstoß gebeugt wird, sondern setzt sein inneres Kraftwesen dem Sturme von außen her entgegen (einigermaßen thut dies auch das Thier, indem es seinem auf Selbsterhaltung gerichteten Naturtriebe folgt), ja es muß ihm theilweise gelingen, die unbändig scheinenden Naturkräfte in seinen Dienst zu zwingen. Wenn dennoch der Mensch der Naturgewalt und den nicht abzuwendenden Umständen erliegt (z. B. im Sterben), so mag er auch noch dann sein ideales Selbstgefühl retten. Was ist das in den trefflichsten dichterischen Schöpfungen uns vorgehaltene sog. „Tragische“? Warum ergreift es uns bis in unser tiefstes Inneres? Trauriges, wenn es nichts anderes ist, mag Niemand gerne sich vorhalten; aber erhebend wirkt das Bild des Kämpfenden, welcher, unvermeidbar unterliegend, zwar Alles verliert, nur nicht sich selbst, nicht sein Wollen, nicht die dem Bestreben seines ganzen Lebens zugewandte Treue. Das Untergehen für sich bedeutet wenig, denn es geschieht ohne Unterbrechung gemäß dem unwiderstehlichsten aller Naturgesetze; aber das Unterliegen in dem Lebenskampfe, in welchem Alles, nur nicht das eigene Wollen und Selbstgefühl gebrochen wird, zeigt uns eine ideale Größe, zu welcher die gesammte Natur kein Gegenbild liefert.

Gehen wir nun über zu den in jeder „Seelenlehre“ aufgestellten drei „Ideen,“ — im Gegensatze zu den aus der sinnlichen Erfahrung abgeleiteten Vorstellungen, deren es für jeden Einzelnen so viele geben kann, als er Sinnes-Anschauungen in sich aufnimmt. Die übersinnlichen, allein unserm vernünftigen Menschenwesen entspringenden, durch keinerlei Naturbetrachtung uns offenbar werdenden Vorstellungen sind: die Ideen des Wahren, des Schönen, des sittlich Guten.

Das Verlangen nach Wahrheit, d. h. nach Uebereinstimmung unserer Vorstellungen von den Dingen und Umständen mit ihrem wirklichen Sein ist ein durchaus ideales Verlangen, welches mit sinnlichem Behagen oder Mißbehagen nichts zu schaffen hat. Nur ein Unsinniger könnte den Irrthum und die Unkenntniß der klaren Einsicht vorziehen, selbst wenn diese einen ihm lieb gewordenen Wahn zerstört; und der vielfachsten Genüsse mag und muß man satt werden, wenn es bis zum Uebermaße kommt, wogegen das Verlangen nach Berichtigung und Bereicherung der Erkenntniß ein unbegrenztes, niemals völlig zu stillendes ist. Nur ein Narr könnte sagen: jetzt weiß ich genug und verlange nach nichts mehr.

Die Realisten sagen uns: Die Quelle aller Erkenntniß ist die sinnliche Erfahrung. Allerdings beginnt alles Erkennen mit der Wahrnehmung durch die Sinne und erweitert sich mit dieser. Aber physikalisch erklärbar ist doch nur, daß von außen her ein gewisser Eindruck auf den einen oder andern unserer Sinne gemacht und diesen Eindruck durch die Empfindungs-Nerven bis zum sog. Central-Organ, dem Gehirne, fortgeleitet wurde. Was nun erfolgt, nämlich der Uebergang der mechanisch hervorgebrachten Empfindung in eine bewußte Vorstellung, womit das Seelenleben sich bereichert, ist durchaus ein idealer Vorgang, nachweisbar weder durch Sezirmesser, noch Mikroskop. — Ebenso ist es ein idealer Vorgang, daß, wie im inneren Organismus die verschiedenartigsten Nährmittel dem bestehenden leiblichen Wesen „assimilirt“ (verähnlicht) werden, so die aus den mannigfachsten Sinneseindrücken hervorgehenden Vorstellungen unserem Bewußtsein sich einfügen, die Einheit des Seelenlebens nicht stören, vielmehr zu einem geordneten Ganzen gemacht werden. Ein Erdstoß mag unzählige Stoffatome durcheinander werfen, — im Seelenleben wird Alles an die richtige Stelle gebracht, und das innere Ordnen ist so wesentlich wie das stets fortgesetzte Aufnehmen. — Sodann ist die äußere Wahrnehmung beständig durch die innere Arbeit zu berichtigen; denn was die Sinne ermitteln, ist die Erscheinung der Dinge, nicht ihr wirkliches Wesen. Nur ein Beispiel sei angeführt, wie die mit Denken verbundene Beobachtung den Irrthum der sinnlichen Anschauung berichtigt hat. Für unser Auge geht der Vollmond auf als eine helle Scheibe von der Größe einer Schüssel. Von eben solcher Größe, nur heller, erscheint uns die

auf- und untergehende Sonne, ist aber in Wirklichkeit 75 millionen Mal größer als der Mond. Auch das Auf- und Untergehen der beiden ist als Sinnestäuschung erkannt worden: sie machen keinen Gang am Himmelsbogen hin, sondern unsere Erde dreht sich um ihre Achse, so daß wir Sonne und Mond bald da, bald dort am Himmel stehen sehen, da unsere Sinne nicht scharf genug sind, den Umschwung der Erde empfinden zu lassen.

Das Bedeutendste aber ist, daß durch Verbindung von Vorstellungen und Begriffen mittelst idealer Thätigkeit, durch richtige Schlußfolgerung, ganz neue und der sinnlichen Erfahrung für immer verschlossene Gebiete der Erkenntniß eröffnet werden, wozu außer der Mathematik jede Art von Wissen gehört, welches sich aus der folgerechten Anwendung der Denkgesetze ergiebt. Solches Wissen ist ebenso unbegrenzt wie die Naturkenntniß.



Der Realismus und das Schöne.

Wenden wir uns dem Gebiete des Schönen zu, so muß vorerst erklärt werden, daß der Realist davon gar nichts weiß oder wissen kann. Ihm sind Töne mechanisch hervorgebrachte Schwingungen der Luft und anderer Körper, welche in dem Trommelfelle des Ohres eine zitternde Bewegung hervorbringen; ihm sind Umrisse und Farben nur Aetherwellen, welche, von einem leuchtenden Körper hervorgebracht, die Bilder anderer Körper zurückwerfen und zwar mit so oder so viel Billionen Schwingungen in der Sekunde je nach der Beschaffenheit der Oberfläche der Körper, was unser Auge als blau, roth, violett &c., oder als Licht und Schatten empfindet; alles geht mechanisch zu, und darüber hinaus giebt es nichts. Warum in dem einen Falle der durch Schall-Wellen oder Aetherschwingungen, oder gar durch Gedankenbilder hervorgebrachte Eindruck wohlthätig anregend oder widrig sein soll, ist auf dem realistischen Standpunkte nicht zu erklären. — Drei unserer Sinne, die sog. niederen, bringen nur materielle Eindrücke hervor, die beiden höheren, Hören und Sehen, zugleich ideale, und dazu gehört der Eindruck des Schönen und Erhabenen.

Bei keinem uns bekannten Wesen außer dem Menschen ist der Sinn für das Schöne, d. h. für das an sich Wohlgefällige,

ohne Rücksicht auf Nutzen und sinnliches Behagen, anzutreffen, erscheint schon frühe, fehlt nicht ganz auch auf den niedrigen Bildungsstufen und ist, wie unsere Anlagen, einer hohen Entwicklung fähig. Das Schöne kommt uns nicht in derselben Art von außen her zu wie die eingeathmete Luft oder die genossene Speise, vielmehr tragen wir aus unserem Inneren heraus eine Ahnung, welche mehr und mehr zum klaren Bewußtsein werden soll, eine Ahnung Dessen, was unserem geistigen Wesen gemäß ist, und bevor noch dasselbe in Worten sich aussprechen oder durch Handeln sich bethätigen kann, ist es uns wohlthuend, es in Bildern zu erfassen. So spricht uns denn an: das Lebenvolle, das Wohlgeordnete; das Kräftige, das Anmuthige und Milde, mag es durch die Natur oder Kunst unserem inneren Sinne vorgehalten werden.

Den noch weniger entwickelten Sinn reizen schon die bunten Farben als Bilder des Lebens; das Lichte gefällt und das Dunkele stößt ab; das Todte ist durchaus widerwärtig, aber wohlthuend das Bild sprühenden Lebens, wenn es auch das hüpfende Lamm und der mit Blüthen besäete Baum ist. In der Kunst wirkt das Todte nur als „Contrast“ oder Gegensatz, oder als Bild eines werthvollen erloschenen Lebens, während der Eindruck alles Schönen um so mächtiger ist, je mehr dadurch das Lebenvolle und — für den höher Gebildeten — eigenthümlich geistiges Leben und Streben zu unserer Anschauung gebracht werden.

Unser inneres Wesen soll ein wohlgeordnetes sein — ohne Widerspruch und ohne Lücken. Darum sprechen uns an aus Natur und Kunstgebilden: Ordnung, Ebenmaß (Symmetrie) und richtige Verhältnisse wie: die entfaltete Rose und der Kelch der Lilie, der Wipfel und die Krone des wohlgezogenen Baumes, ganz besonders zugleich mit der lebenvollen Anregung die Harmonie der Töne und die richtig geordnete Reihenfolge derselben in der Melodie, wofür es nur ein in uns selbst liegendes Gesetz geben kann, am meisten aber der Ausdruck eines im höchsten Grade geweckten harmonischen Seelenlebens. Das Wüste und Regellose, das Zusammenwerfen von Ungehörigem ist unserem inneren Sinne zuwider.

Uns reizt das Bild der Kraft, in welcher Art sie auch erscheinen mag, während das Schwächliche und Hinfällige uns abstößt. So erfreut uns der mächtige Wuchs des Eichbaumes, der Anblick des siegenden Kämpfers, das tosende Meer, der Ausbruch des Vulkanes (wenn wir nur nicht selbst dabei in Gefahr sind), der Niagara Wasserfall, der himmelanstrebende Tempel und Dom, wenn zugleich für das rechte Ebenmaß in allen ihren Theilen gesorgt ist, der Blitz und Donner aus der Gewitterwolke — und gleichsam als versteinerte Kraft, das schwindelnd hoch aufgethürmte Felsen- und Gebirgs-Gebilde, das Heldenmäßige in der Geschichte und der Dichtung. Den Eindruck der

Kraft bezeichnen wir als das Erhabene, dessen Wirkung eine zwiefache ist: Indem mit der Vorstellung des Mächtigen und Ueberwältigenden die des Unendlichen sich verbindet — wie bei dem Blick auf den Sternenhimmel —, werden wir zwar unserer Abhängigkeit und Kleinheit uns bewußt, nicht aber durch dieses Gefühl erdrückt, wie der von Angst Ergriffene, vielmehr innerlich erhoben durch das zugleich erweckte Bewußtsein, daß wir auch selbst eine Kraft sind und Allem, was von außen her gegen uns andringt, einen eigenen Willen entgegenzusetzen haben, und daß wir ja selbst dem Unendlichen angehören. — Doch dem Erhabenen, welches als das „männlich Schöne" bezeichnet werden mag, stellt sich gegenüber das Anmuthige, das „weiblich Schöne", dem Strengen das Zarte, dem Starken das Milde, deren Vereinigung (nach des Dichters Ausspruch) den „guten Klang" giebt. So reizt uns in einer Weise der Blick auf die Alpengipfel und auf die gewaltigen Wasserstürze und in anderer Weise der Blick auf die friedliche Landschaft mit ihren grünen Auen und dem silberklaren Quellenbache, der mächtige Eichenhain und das bunte Blumenbeet, der kreisende Adler und der flatternde Kolibri, die kühne That des Helden und das sinnige und liebevolle Walten zarter Hände, — jede Bethätigung des milden Sinnes.

Das denkbar höchste Schöne, Erhabene und Anmuthige gipfelt in der vollkommensten Erscheinung des Menschlichen wie es mitunter in der Wirklichkeit, doch mehr noch in den Gebilden der Künstler und Dichter uns vor Augen tritt. Wohlgefällig, so weit es thunlich ist, sollte unsere ganze Umgebung sein und gemacht werden, so daß auf nichts Widerliches oder Häßliches unser Blick falle, wohlgefällig vor Allem aber sollte sein unsere eigene menschliche Erscheinung, unser ganzes Benehmen im Kleinen und im Größten. Ganz abgesehen von der Frage des Pflichtmäßigen giebt es eine Schicklichkeits-Frage, und wer nicht aus Eitelkeit und mit selbstischer Nebenabsicht sich den Andern wohlgefällig zu machen sucht, erfüllt eine wichtige menschliche Aufgabe; — wer als unliebenswürdig sich darstellt, dem fehlt es gewiß an verfeinertem Geschmack, wenn er auch sonst noch so vortrefflich wäre. Aber dieses „Sich-wohlgefällig-machen" artet vielleicht aus in das von niederer Eigenliebe eingegebene Verlangen nach einer auf bloßen Schein sich gründenden Bewunderung. So ist jede Art von Prunk, jede Ueberladung der eigenen Person oder der Umgebung mit Schmucksachen dem rechten Sinn für das Schöne zuwider, — und so sehr mag der wirklich gebildete Mensch von dem eitlen Glanze und schimmernden Unnatur angewidert sein, daß er fast nach dem Leben in der Hütte des Indianers sich sehnt. Daß namentlich dem „vornehmen" Theil unserer Frauen der Sinn für das einfach und natürlich Schöne großentheils abhanden gekommen ist, und daß sie affenartig sich selbst als liebenswerthes Naturgebilde unliebenswerth verunstalten, weil der Ungeschmack, „Mode" genannt, es zu fordern scheint,

haben Andere ausführlicher dargethan, als ich es hier thun will. *)

Der Sinn für das Schöne, namentlich für die reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft mag einseitig entwickelt sein und auf Kosten anderer Seelenvermögen genährt werden. Man mag sich so fest anklammern an eine geträumte Märchenwelt, daß man mit Absicht die nüchterne Erkenntniß von sich weist, damit nicht die unerbittliche Wahrheit den liebgewonnenen Zauber zerstöre. Man kann mit Schiller ein dichterisches Mitgefühl mit dem Untergange der „Götter Griechenlands“ haben, ja mit dem unvermeidlichen Untergange aller anderen Götter- und Himmels-Geschichten, an welchen noch heute so viele Millionen gemüthvoll hängen, und muß doch der Menschheit Glück wünschen, daß und wenn der gesunde Wahrheitssinn über den Reiz der süßen Täuschung den Sieg gewinnt. — Sodann, obwohl ein völlig roher Mensch nicht ein Künstler sein kann, ist doch mit dem Sinn für Kunst und künstlerische Schöpfungen nicht durchaus eine edlere sittliche Gesinnung, vielmehr nicht allzuselten gerade das Gegentheil des sittlichen Ernstes verbunden. Man mag gefühlvoll sein für das Schöne und dabei die heiligste Pflicht unerfüllt lassen; durch das Schöne darf man nicht das Wahre und vor Allem nicht das Rechte und Gute ersetzen wollen.

So ist denn das S i t t l i c h e ein den beiden anderen idealen Gebieten (dem Wahren und Schönen) sich anschließendes s e l b s t s t ä n d i g e s Gebiet, mit allem andern Menschlichen zwar innig vereint, aber mit eigenthümlichen Gesetzen, mit eigenthümlicher Art der Aus- und Fortbildung, von eigenthümlichem und zwar dem allerhöchsten Werthe, der für das menschliche Dasein zu gewinnen ist.

*) Ist es doch in der alten Welt neuerdings so weit gekommen, daß die Polizei einschreiten muß, damit nicht alle lieblichen Vögelchen der modischen Sucht, durch deren Bälge dem weiblichen Haarwuchse einen unwiderstehlichen Reiz hinzuzufügen, ohne Erbarmen geopfert werden. — Gegen das Kehren der Straßen mit ellenlangen Schleppen scheint die Polizei keinen Einwand zu haben u. s. w.



Kraft bezeichnen wir als das Erhabene, dessen Wirkung eine zwiefache ist: Indem mit der Vorstellung des Mächtigen und Ueberwältigenden die des Unendlichen sich verbindet — wie bei dem Blick auf den Sternenhimmel —, werden wir zwar unserer Abhängigkeit und Kleinheit uns bewußt, nicht aber durch dieses Gefühl erdrückt, wie der von Angst Ergriffene, vielmehr innerlich erhoben durch das zugleich erweckte Bewußtsein, daß wir auch selbst eine Kraft sind und Allem, was von außen her gegen uns andringt, einen eigenen Willen entgegenzusetzen haben, und daß wir ja selbst dem Unendlichen angehören. — Doch dem Erhabenen, welches als das „männlich Schöne" bezeichnet werden mag, stellt sich gegenüber das Anmuthige, das „weiblich Schöne", dem Strengen das Zarte, dem Starken das Milde, deren Vereinigung (nach des Dichters Ausspruch) den „guten Klang" giebt. So reizt uns in einer Weise der Blick auf die Alpengipfel und auf die gewaltigen Wasserstürze und in anderer Weise der Blick auf die friedliche Landschaft mit ihren grünen Auen und dem silberklaren Quellenbache, der mächtige Eichenhain und das bunte Blumenbeet, der kreisende Adler und der flatternde Kolibri, die kühne That des Helden und das sinnige und liebevolle Walten zarter Hände, — jede Bethätigung des milden Sinnes.

Das denkbar höchste Schöne, Erhabene und Anmuthige gipfelt in der vollkommensten Erscheinung des Menschlichen wie es mitunter in der Wirklichkeit, doch mehr noch in den Gebilden der Künstler und Dichter uns vor Augen tritt. Wohlgefällig, so weit es thunlich ist, sollte unsere ganze Umgebung sein und gemacht werden, so daß auf nichts Widerliches oder Häßliches unser Blick falle, wohlgefällig vor Allem aber sollte sein unsere eigene menschliche Erscheinung, unser ganzes Benehmen im Kleinen und im Größten. Ganz abgesehen von der Frage des Pflichtmäßigen giebt es eine Schicklichkeits-Frage, und wer nicht aus Eitelkeit und mit selbstischer Nebenabsicht sich den Andern wohlgefällig zu machen sucht, erfüllt eine wichtige menschliche Aufgabe; — wer als unliebenswürdig sich darstellt, dem fehlt es gewiß an verfeinertem Geschmack, wenn er auch sonst noch so vortrefflich wäre. Aber dieses „Sich-wohlgefällig-machen" artet vielleicht aus in das von niederer Eigenliebe eingegebene Verlangen nach einer auf bloßen Schein sich gründenden Bewunderung. So ist jede Art von Prunk, jede Ueberladung der eigenen Person oder der Umgebung mit Schmucksachen dem rechten Sinn für das Schöne zuwider, — und so sehr mag der wirklich gebildete Mensch von dem eitlen Glanze und schimmernden Unnatur angewidert sein, daß er fast nach dem Leben in der Hütte des Indianers sich sehnt. Daß namentlich dem „vornehmen" Theil unserer Frauen der Sinn für das einfach und natürlich Schöne großentheils abhanden gekommen ist, und daß sie affenartig sich selbst als liebenswerthes Naturgebilde unliebenswerth verunstalten, weil der Ungeschmack, „Mode" genannt, es zu fordern scheint,

haben Andere ausführlicher dargethan, als ich es hier thun will.*)

Der Sinn für das Schöne, namentlich für die reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft mag einseitig entwickelt sein und auf Kosten anderer Seelenvermögen genährt werden. Man mag sich so fest anklammern an eine geträumte Märchenwelt, daß man mit Absicht die nüchterne Erkenntniß von sich weist, damit nicht die unerbittliche Wahrheit den liebgewonnenen Zauber zerstöre. Man kann mit Schiller ein dichterisches Mitgefühl mit dem Untergange der „Götter Griechenlands" haben, ja mit dem unvermeidlichen Untergange aller anderen Götter- und Himmels-Geschichten, an welchen noch heute so viele Millionen gemüthvoll hängen, und muß doch der Menschheit Glück wünschen, daß und wenn der gesunde Wahrheitssinn über den Reiz der süßen Täuschung den Sieg gewinnt. — Sodann, obwohl ein völlig roher Mensch nicht ein Künstler sein kann, ist doch mit dem Sinn für Kunst und künstlerische Schöpfungen nicht durchaus eine edlere sittliche Gesinnung, vielmehr nicht allzuselten gerade das Gegentheil des sittlichen Ernstes verbunden. Man mag gefühlvoll sein für das Schöne und dabei die heiligste Pflicht unerfüllt lassen; durch das Schöne darf man nicht das Wahre und vor Allem nicht das Rechte und Gute ersetzen wollen.

So ist denn das **Sittliche** ein den beiden anderen idealen Gebieten (dem Wahren und Schönen) sich anschließendes **selbstständiges** Gebiet, mit allem andern Menschlichen zwar innig vereint, aber mit eigenthümlichen Gesetzen, mit eigenthümlicher Art der Aus- und Fortbildung, von eigenthümlichem und zwar dem allerhöchsten Werthe, der für das menschliche Dasein zu gewinnen ist.

---

*) Ist es doch in der alten Welt neuerdings so weit gekommen, daß die Polizei einschreiten muß, damit nicht alle lieblichen Vögelchen der modischen Sucht, durch deren Bälge dem weiblichen Haarwuchse einen unwiderstehlichen Reiz hinzuzufügen, ohne Erbarmen geopfert werden. — Gegen das Kehren der Straßen mit ellenlangen Schleppen scheint die Polizei keinen Einwand zu haben u. s. w.



Die sittlichen Ideen.

Alle naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, sprachlichen Kenntnisse 2c. haben wir uns anzueignen als etwas Thatsächliches; dagegen konnten die sittlichen Ideen dem Menschen nicht von außen her zufließen, nicht gleichsam als Sprache der Natur, nicht als ein aus den Wolken herab gesprochenes Wort, sie mußten vielmehr und müssen noch heute aus und in dem inneren menschlichen Wesen entwickelt werden und treten hervor zugleich mit dem Auftauchen des Vernunftbewußtseins. Doch wie geschieht dies, und welches ist der tiefe Grund unserer sittlichen Anlage? Besteht das Unsittliche (wie das Vergehen im bürgerlichen Zusammenleben) in Gesetz-Uebertretung? Kann es also keine solche geben, bevor das Gesetz oder Gebot verkündigt ist? Gäbe es keine demnach für die Hebräer, wenn nicht die zehn Gebote als Willens-Ausdruck des Herrschers über den Wolken vom Sinai herab gebracht worden wären? Keine für die Christen, wäre nicht die „Bergpredigt" da mit den übrigen evangelischen und apostolischen Vorschriften? Keine für die Mohamedaner ohne den Koran? — In allem Genannten erscheinen uns Versuche, in Worten auszusprechen, was im Herzen lebt; aber kein Wille von außen her kann das sittliche Thun gebieten, vielmehr muß Jeder es sich selbst gebieten, damit er mit seinem innersten, seinem idealen Wesen im Einklang sei; wir mögen aber Andern behülflich sein, daß es bei ihnen dazu komme.

Selbstgefühl hat jedes empfindende Wesen und sträubt sich deshalb gegen jede Art von Lebens-Beschädigung; aber der Mensch hat zugleich ein Gefühl und — bei höherer Entwicklung — das Bewußtsein seines höheren inneren Werthes und damit ein Gefühl für dessen Verletzung, welches mit sinnlichem Wohl- oder Mißbehagen nichts zu thun hat. Erträgt doch das außerdem noch sehr kindische Kind sehr ungerne den Tadel; es hat ein Ich-Gefühl von innerem Menschenwerth — später entwickelt als Bewußtsein angeborener Menschenwürde —, und alles diesem Gefühle zuwider Laufende ist peinlich. Daraus ergiebt sich naturgemäß Dreierlei: 1., Wir weisen alles unser Selbstgefühl Verletzende ab und mögen für eine Ehrenkränkung empfindlicher sein als für jedes andere uns zugefügte Leid; 2., Abgesehen von dem uns angeborenen Mitgefühle mit allen Wesen, welche gleich oder ähnlich wie wir empfinden, muß die einfachste Logik uns dazu führen, dem Selbstgefühle der Andern gegenüber uns ebenso zu verhalten, wie wir dies von ihrer Seite gegen uns selbst verlangen; 3., Am meisten verletzt wird unser feineres Selbstgefühl durch eigenes Wollen und Thun, welches mit der menschlichen Würde in Widerspruch steht. So ist das Gebot „du sollst, du sollst nicht" ein rein innerer Machtspruch und heißt so viel

als: du sollst unter allen Umständen in Denken und Handeln deinen inneren Menschenwerth wahren, sollst nicht gleichsam unter dich selbst herabsinken, vielmehr dich innerlich erheben. Alle einzelnen Sittengebote bedürfen keiner andern Begründung und sind keiner anderen fähig als der einen: bewahre deine Menschenwürde! Welche Folgen sich an unser Handeln knüpfen, mag ein wichtiger Gegenstand unseres Erwägens sein, ändert aber nichts in dem Werth oder Unwerth der Handlung und der Gesinnung.

Die einzelnen sittlichen Vorschriften mögen zusammengestellt werden in richtiger Ordnung, wodurch eine Wissenschaft entsteht, die Ethik oder Moral, — ähnlich der Logik (Denklehre) und der Aesthetik (Schönheits-Lehre). Freilich auch ohne die wissenschaftliche Nachweisung taucht das Wahre, Schöne und Gute in dem menschlichen Bewußtsein auf — es bildet ja den Inhalt unserer inneren Welt —; aber es ist doch von hohem Werthe, daß jedem Heranwachsenden geholfen werde, in seiner eigenen inneren Welt sich zurecht zu finden, wie wir ja auch dem Schüler eine Landkarte vorlegen, damit er eine Vorstellung gewinne von den Ländern, Flüssen, der Lage der Städte ꝛc.

Nun wissen wir, daß die richtige Erkenntniß nicht hinreicht zur sittlichen Ausbildung, weil der Wille bestimmt wird nicht blos durch die Reihenfolge unserer Gedanken, sondern zugleich durch Neigung, Lust, Begierde, ja Leidenschaft. Keiner der uns angeborenen Antriebe ist an sich böse zu nennen, jeder aber mag verderblich werden durch Ausartung. So mag das Selbstgefühl entarten in gemeine Selbstsucht, der Thätigkeitstrieb in Zerstörungs-Lust u. s. w. Deshalb muß der Belehrung die Erziehung zu Hülfe kommen, — die Erziehung, welche Jeder sich selber geben muß, indem er sich selber zu beherrschen lernt, und die Erziehung der heran Wachsenden, darin bestehend, daß der Erzieher jede Anlage in der besten Richtung zu entwickeln sich bemüht und keine Auswüchse aufkommen läßt.

Wenn das sittlich Gute das unserer Menschenwürde Entsprechende ist, so ist das Böse die Verletzung unserer Würde durch unser eigenes verkehrtes Wollen und Thun; im ersten Falle ist unser Seelenleben ein gesundes, im andern Falle ein krankes, vergleichbar dem gesunden oder kranken leiblichen Zustande. Diese einfache Wahrheit ist von denen nicht erkannt worden, welche von frühesten Zeiten an nach der Ursache des Bösen in der Welt fragten und diese Frage in verschiedener Art beantworteten. Die Religionen halfen sich, wie bei der Frage nach der Ursache der Welt, durch Personifikation; d. h.: durch gewisse Persönlichkeiten oder eine Persönlichkeit, nach menschlicher Art gedacht, nur mit höchster Macht bekleidet, wurde die Welt hervorgebracht und wird sie regiert, und durch Persönlichkeiten, deren Lebenselement das Böse ist, wurde und wird alles Uebel in der Welt gestiftet, alles Uebelthun veranlaßt. So entstand der persische Ahriman, der schon im Paradiese geschäftige jüdische und

dann auf das Christenthum übertragene, selbst von den Stiftern der Reformation festgehaltene Teufel (verketzert aus dem griechischen Wort diabolos, s. v. a. Verderben; — nach der Luther'schen Tauf-Formel muß der Täufling „dem Teufel und allen seinen Werken entsagen"), indem auch selbst die Weisesten unter den sog. heidnischen Völkern sich beständig von „Dämonen" (bösen oder auch guten Geistern) umgeben glaubten. —

Die Philosophen, weil sie doch nicht mit dem leibhaften Satan sich befassen wollten, suchten sich zu helfen durch das „Prinzip des Bösen", welches neben dem Guten in der Welt ist. Aber „Prinzip" ist ein Gedankenbild, keine Wirklichkeit, und mit diesem Wort ist das Dasein des Bösen so wenig erklärt wie das Dasein der Welt mit den Redensarten „Sein an sich" oder „das Absolute" ꝛc. — Zeigen sich denn nicht Gegensätze in allen Erscheinungen der Welt? Dem Lichte steht der Schatten, der Wärme die Kälte, der Bewegung die Ruhe gegenüber, so auch im Menschenwesen dem Wohlgefühle der Schmerz, dem Erkennen das Irren, dem Schönen das Häßliche, dem Guten das Böse. Ist das Gute eine innere Selbsterhebung, so ist das Böse ein Herabsinken unter das Menschenwürdige, — jenes hervorgehend aus gesunder geistiger Kraft, dieses aus krankhafter Schwäche. Kein Uebelthäter handelt aus Vorliebe für das Böse und in der Absicht, ein Bösewicht zu sein; das Böse wird vielmehr verübt, weil die Liebe zum Guten zu schwach ist gegenüber dem niederen Antriebe. Ob zwar selbst bei Verübung eines Verbrechens werthvolle geistige Eigenschaften — wie Ueberlegung, Muth, Ausdauer — in Anwendung kommen mögen, ist dasselbe doch in der Hauptsache ein Ausfluß der Schwäche, nämlich hervorgehend aus irgend einer ungezügelten verächtlichen Begierde. War nicht Napoleon ein großer Mensch in manchem Betrachten? aber wie klein und schwach erscheint er, insofern er eine unmäßige Ehrbegierde und Herrschsucht nicht zu bemeistern vermochte! Größer steht da der Stoiker, welchem der Sklave beim Stiefel-Ausziehen den Fuß verrenkte. „Wenn ich nicht zornig wäre, würde ich dich prügeln", rief er dem Ungeschickten zu und strafte ihn nicht. Seine Philosophie hatte ihn gelehrt, niemals in leidenschaftlicher Aufregung zu handeln, und so beherrschte er sich selbst.

Doch ist, das unserer selbst Unwürdige nicht zu thun („du sollst nicht") nur die eine Seite der Sittlichkeit, die andere ist, Alles willig zu thun, was Jeder nach seinen Kräften und unter den Umständen, in welchen er lebt, als seine Aufgabe oder Pflicht zu betrachten hat. Mit je mehr Aufwand von geistiger Kraft, also mit je mehr Anstrengung, Entsagung und Aufopferungs-Fähigkeit dies geschieht, desto höher ist der sittliche Werth solchen Thuns anzuschlagen. Und doch ist auch in hohem Grade wohlgefällig das gleichsam unbewußte Rechtthun, die Unschuld, welche noch nichts Arges kennt,

das sittliche Verhalten als etwas Selbstverständliches, weil die ganze Lebensrichtung und Seelenstimmung alles Unwürdige ausschließt. Doch vertraue Niemand darauf zu sehr. Die Jedem natürliche und unaustilgbare Eigenliebe mag noch nicht auf schwere Proben gestellt worden sein, welche aber für Jeden kommen mögen, — und dann hilft nicht der im Ganzen gute Wille und der über das Gemeine erhabene Sinn, sondern es helfen nur feste Grundsätze, hervorgegangen aus der klaren Erkenntniß dessen, was Pflicht und Ehre gebieten. Die selbstverständliche Tugend ist eine erfreuliche Erscheinung, die durch schweren inneren Kampf errungene Herrschaft über sich selbst ist ein Sieg, welchem mehr als allem Andern unsere Hochachtung gebührt.



Erfahrung und Bewußtsein.

Der Hauptsatz des Materialismus scheint der zu sein, daß alle Erkenntniß von der Erfahrung ausgeht, daß es keine geistigen Vorstellungen giebt, die nicht sinnlichen Eindrücken entnommen wären; die äußere Welt wirkt auf die Sinne, die Sinne geben mittelst der Nerven den Eindruck an das Gehirn ab, und dieses arbeitet den Eindruck um in Gedanken, Gefühle, Entschlüsse u. s. w.: das ist das Ganze des Mechanismus. Ist es nicht so? Die Gedanken müssen nothwendig dem empfangenen Eindrucke gemäß sein — es giebt keine anderen — der Sinneneindruck muß nothwendig dem Wesen und der Wirkung der Außendinge entsprechen; das ganze geistige Getriebe in dem Menschen besteht in einer Wechselwirkung zwischen dem Urstoffe und dem organisirten Gehirne.

Was heißt erkennen? Es heißt, Vorstellungen in das Bewußtsein aufnehmen. Die Erkenntniß ist richtig, wenn sie theils von richtiger Sinneswahrnehmung ausgeht, theils nach richtigen Denkgesetzen zusammengestellt ist; fehlt eines oder das andere, so ist sie eine irrthümliche. Diesem widerspricht wohl Niemand.

Hieraus ergiebt sich dreierlei:

1. Erkenntniß giebt es nicht ohne Bewußtsein, wie es nicht einmal Empfindung geben kann, ohne ein wenn auch noch dunkles Individualitäts-Gefühl. Schafft nun der Sinneneindruck zugleich die nothwendige Vorbedingung aller Erkenntniß, das Bewußtsein? Dieses muß vielmehr da sein, um ihn zu empfangen, wobei nicht geleugnet wird, daß dieses Bewußtsein vom dunkelsten Lebensgefühle bis zur höchsten Klarheit, für eine Zeit lang wenigstens, gleichzeitig mit der körperlichen und sinnlichen Entwicklung sich ausbildet. Das Bewußtsein aber wäre nichts, wenn es nicht einen Inhalt hätte, abgesehen von den zu empfangenden Eindrücken; sein erster Inhalt ist

die Vorstellung der eigenen Individualität, des persönlichen, untheilbaren Ichs, dem Nichtich, d. h. den Objekten der Sinneseindrücke gegenüber. So setzt der Begriff der Erfahrung theils das wahrzunehmende Objekt und theils das wahrnehmende Subjekt, also den unvermeidlichen Dualismus voraus.

2. Wenn einige Sinnenwahrnehmungen täuschen können, so können es alle; es liegt in der Sinnenwahrnehmung an sich nicht die Nothwendigkeit der richtigen Erkenntniß, wie etwa in den Sätzen der Mathematik. Es ist nicht die Erfahrung selbst, welche uns den Sinnen vertrauen lehrt, sie sollte uns vielmehr mißtrauisch machen; das allgemeine Vertrauen auf die Richtigkeit der sinnlichen Eindrücke ist ein unmittelbares, im Bewußtsein gegebenes, nicht durch Eindrücke von außen erst hervorgebracht, sondern als zweiter Inhalt des Bewußtseins uns angeboren, die zweite nothwendige Vorbedingung aller Erfahrungserkenntniß. Ob dieses Vertrauen auf Täuschung beruhe oder nicht, davon ist jetzt weiter nicht die Rede.

3. Die Regeln des richtigen Denkens, der richtigen Combination der Vorstellungen, können ebenfalls unmöglich aus der Erfahrung selbst herstammen, sind vielmehr der dritte Inhalt des entwickelten Bewußtseins. Alle Sinneneindrücke kommen aus einer in zahllosen Einzelerscheinungen vorliegenden Außenwelt, und drängen sich chaotisch dem Bewußtsein auf, das nach seinen eigenen, nirgends in der Außenwelt sich darstellenden, Regeln sie ordnet und so selbstthätig die Erkenntniß zu Stande bringt. Darum giebt es eine Wissenschaft der Gesetze des Bewußtseins sowohl, als es Erfahrungswissenschaften giebt; jene lehrt uns die Regeln der richtigen Gedankenverbindung, diese stellen, nach den gedachten Regeln geordnet, die mannigfaltigsten Sinneswahrnehmungen zusammen, sind also von jener bereits abhängig.

Außerdem giebt es noch einen weiteren Inhalt des Bewußtseins, der zwar gleichzeitig mit der wachsenden Erfahrung im Inneren sich ausbildet, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß die Vorstellungen, aus welchen er besteht, von Außen her stammen. Dahin gehört die Vorstellung der nothwendigen Verbindung von Ursache und Wirkung. Die Erfahrung zeigt uns nur Thatsachen, und diese um so genauer, je schärfer der Sinn ist. Aber selbst des Adlers Auge combinirt die Erscheinungen nicht als Grund und Folge, was vielmehr nur nach einem im Bewußtsein lebenden Gesetze geschieht. Ohne jenes Gesetz wäre die Welt ein Chaos von Erscheinungen, mit ihm und durch es ist sie dem Beobachter ein beständig lebenvoll Werdendes.

Dazu gehören ferner die Vorstellungen der Einheit, der Endlosigkeit nach Zeit und Raum, der Freiheit, des Absoluten (Unbeschränkten und Vollkommenen). Die Mannigfaltigkeit der äußeren Objekte und Einflüsse wird erst im Bewußtsein zur Einheit verarbeitet (begriffen). Anders als zeitlich und räumlich begrenzt erscheint

nichts Aeußeres, dem aber setzt das Bewußtsein die Idee der Unendlichkeit entgegen. Abhängig findet der Mensch sich selbst ohne Ausnahme in Allem, wenn er sich in seinem Zusammenhange mit der Außenwelt betrachtet; aber im Bewußtsein lebt unaustilgbar die Idee der geistigen Selbstthätigkeit, der Freiheit, der Zurechnung. Ueber alles wirklich Erscheinende stellt das Bewußtsein noch ein Ideal des Vollkommenen, welches nirgends erscheint, das auch praktisch uns antreibt, immer über das Bestehende und Wirkliche hinauszustreben: das Wirkliche ist uns (trotz Hegel) niemals „vernünftig" genug.

Hierher gehören endlich die Ideen der Schönheit, der Gerechtigkeit und des sittlichen Werthes. Die Wirkung des Schönen besteht nicht in einem wohlthätigen Eindruck des Aeußeren auf unsere Sinne (wie der Wärme auf das Gefühl, des Zuckers auf den Geschmack), sondern darin, daß das Aeußere zum Symbole oder Bilde innerer Zustände, Gefühle und Vorstellungen wird, daß diese letzteren, welche der äußere Eindruck nicht schaffen kann, im Bewußtsein angeregt und zu wahrem Leben gerufen werden. So bezaubert die Landschaft, indem sie das Bild des Friedens, oder der lebenvollen Thätigkeit, oder der gewaltig gegen einander kämpfenden Kräfte uns vorhält; so reißt das Erhabene hin, weil es dem großartigen Aeußeren gegenüber die innere Kraft des Geistes zum Bewußtsein bringt (wo dies nicht der Fall ist, ist der Eindruck erdrückend); so begeistert die Musik, indem sie über unser momentanes Selbstgefühl uns emporhebt, was man sehr unrichtig einen Ohrenschmaus nennt, selbst ohne deutliche Vorstellungen zu wecken; so wirkt alle wahre Kunst, indem sie unserm idealisirenden Geistesvermögen zu Hülfe kommt und ihm Befriedigung gewährt. Alles Schöne und Erhabene wirkt nur als innerer Anklang, und mit einer ähnlichen Täuschung glauben wir es außer uns zu finden, wie unser eigenes Bild uns hinter dem Spiegel zu stehen scheint, oder wie es für uns in der Wolke donnert. Zergliedert man das Naturschöne, so sind es nur verschiedentlich gebrochene, im Auge gesammelte Strahlen (Aetherwellen) oder auf dem Trommelfell vibrirende Töne (Luftwellen); das Häßliche und Disharmonische besteht aus denselben Elementen. Ohne ein inneres geistiges Wesen, ohne ein Bewußtsein mit einem gewissen Inhalte giebt es keine Wirkung des Schönen, keine Wirkung des Contrastes, keine ästhetische Anregung. Ist der Geist gleich Null, so ist's auch alles Genannte.

Woher stammt die Vorstellung der Gerechtigkeit, der Güte u. s. w.? Giebt sie uns die Natur? Sie ist eben so aristokratisch wie rücksichtslos, sie ordnet überall unter und über, und das Recht des Stärkeren ist ihr Gesetz; sie läßt den kleinen Raubvogel die noch kleineren Käfer an die Dornen stecken, daß sie Tage lang elend zappeln, sie läßt die Schlange den Frosch verschlingen unter stundenlangem vergeblichem Kampfe des gepeinigten und geängstigten Thieres; sie begräbt den

edelsten Weisen mit dem schuldlosen Kinde und dem Bösewicht zusammen in dem berstenden Boden der Erde u. s. w. Wir aber verabscheuen die Ungerechtigkeit, die Härte, die Selbstsucht überall, wo sie sich zeigt; wir stellen der äußeren Erfahrung den Inhalt des Bewußtseins gegenüber, und indem wir darnach handeln, kehren wir die außer uns herrschenden Gesetze gerade um. So hat jedes Urtheil über sittlichen Menschenwerth in dem Inhalte des Bewußtseins seinen einzigen Grund. Ein Blatt nenne ich grün, das ist ein Erfahrungsurtheil; einen Menschen nenne ich schlecht, weil sein Handeln der Vorstellung von Menschenwürde, die ich in meinem Bewußtsein trage, widerspricht. Der fallende Baum erschlägt den Menschen, ich verabscheue ihn darum nicht; aber ich verabscheue den Menschen, der seinen Bruder erschlägt, weil bei ihm meine Vorstellung von Menschenwerth zur Anwendung kommt, und weil mein eigenes Bewußtsein mich nöthigt, Freiheit und Verantwortlichkeit auch bei ihm vorauszusetzen. In dem Bewußtsein des Menschen tritt in jedem Zeittheilchen nur ein Einziges gleichsam auf die Scene; aber ein kleinerer und größerer Vorrath von Vorstellungen ist darin angesammelt, über welchen verfügt werden kann. Er besteht theils aus den erwähnten Urvorstellungen, theils aus den gemachten Erfahrungen, sowie aus den durch das Zusammenwirken beider selbstthätig gebildeten Begriffen, Urtheilen und Schlüssen.

Von allen Wissenschaften sind die mathematischen die untrüglichsten, sobald die ersten, als sich von selbst verstehend angesehenen Voraussetzungen zugegeben werden. Die Richtigkeit der Naturwissenschaften hängt von dem Grade der Vollkommenheit unserer Sinne und der Hülfswerkzeuge, welche wir uns viel vollkommener denken können, sowie von der Richtigkeit der Combination ab. Psychologie, Logik, Ethik, Naturrecht &c. sind Wissenschaften der inneren Erfahrung, und sind um so sicherer, je klarer und ausgebildeter das Bewußtsein ist, aus welchem sie hervorgehen, oder welches darin sich selber zeichnet. Viele Wissenschaften sind von gemischter Natur.

Ich habe mich in Vorstehendem an kein System gebunden, habe weder an Hegel, noch eine andere Größe appellirt; ich bin weit davon entfernt, als neue Autorität auftreten zu wollen; ich wende mich einfach an das gesunde und unbefangene Verständniß der Leser und lasse sie urtheilen. Die Leser werden freilich bemerken, daß nach meiner Ansicht der bewundernswerthe Fortschritt der Naturwissenschaften in unserer Zeit keinen solchen völligen Umsturz aller übrigen bisherigen Ueberzeugungen zur nothwendigen Folge hat, wie Andere meinen. Der Materialismus geht wie ein Sturm über die Welt und bricht Vieles nieder; das Lebensfähige beugt sich für einen Augenblick und wächst dann frischer empor. Noch ist's zu frühe, die Welt auf den Kopf zu stellen.

Bewußtsein und Instinkt.

Wo Empfindung ist, da muß Lebensgefühl sein; dieses steigert sich bei den vollkommenen Thieren zum Individualitätsgefühl und wird in dem Menschen zum klaren Selbstbewußtsein. Schon das dunkelste Lebensgefühl hat einen Inhalt, es treibt zu Lebensäußerungen an. Die Lebensäußerungen der höheren Thiere sind mitunter von bewundernswerther Art und zeigen Spuren von Verstand und Gedächtniß. Von dem Inhalte des menschlichen Bewußtseins habe ich vorhin geredet; alle Thätigkeit lebender Wesen, wobei keine bewußte Vorstellung vorausgesetzt werden kann, wird aus dem Instinkt erklärt, welcher nichts Anderes ist, als der Inhalt des unter dem Selbstbewußtsein stehenden Lebens- und Individualitätsgefühles. Der dem Instinkt Folgende erfüllt mit unwiderstehlichem Drange einen Naturzweck, ohne sich desselben bewußt zu sein. Wie staunenswerth sind die Wirkungen des Instinktes! Verstehen etwa die Bienen die ganze wunderbare Oekonomie ihres Vereines, die sogar der Mensch nach vieltausendjähriger, sorgfältigster Beobachtung noch immer nicht ganz verstehen lernte? Lernen etwa die jungen von den alten, was sie zu thun haben? Sie bedürfen keiner Anweisung. Werden sie durch beständige Sinneseindrücke geleitet? Diese lassen nur äußere Erscheinungen empfinden, ohne anzugeben, was in Bezug auf sie gethan werden muß; sie enthüllen den Naturzweck nicht, treiben nicht an, ihn zu erfüllen, sondern geben nur die Mittel dazu. Die aus nach Geschlecht und Art vierfach verschiedenen Thierchen bestehende Bienengesellschaft, etwa 50,000 Individuen zählend, handelt wie von einem einzigen Lebens- oder Naturgefühle beseelt,— der vereinte Instinkt aller bringt den Erfolg zu Stande. Sie dulden nur Ein Hauptweibchen, nur eine gewisse Zahl von Drohnen oder Männchen der Königin (außer wenn die Ordnung naturwidrig gestört ist), bauen die Zellen für Arbeitsbienen und Drohnen genau von der erforderlichen Größe mit dünnen, geometrisch genau sechs-eckigen Wänden, genau horizontal gestellt, bringen aber das Königin-Ei (wozu jedes außer den Drohneneiern sich zu eignen scheint) in eine senkrecht angebrachte und runde Zelle mit dicker Wand, die, soweit es sich unterscheiden läßt, mit demselben Nahrungsstoffe gefüllt wird, wie die andern, und erbrüten so neue Bienenmütter;- sie schwitzen, so lange es nöthig ist, einen Theil des genossenen Honigs während der Nacht in dünnen Blättchen als Wachs an der Brust aus, so durch einen merkwürdigen chemischen Prozeß den Zucker (Kohlen und Sauerstoff) in eine Art Harz (Kohlen und Wasserstoff) verwandelnd; sie haben einen so genauen Ortssinn, daß wenn man den Bienenstand verrückt, erhöht oder senkt, zugleich mit allen ihn kenntlich machenden Zeichen, sie den gewohnten Eingang

genau an dem vorherigen Punkte über dem Erdzentrum wieder suchen, obgleich nahe dabei die ganze frühere Umgebung sich noch findet; sie wählen (durch welches Einverständniß?) vor dem Schwärmen den Ort ihrer künftigen Wohnung, und thun Anderes mehr, worüber man Bände schreiben kann.

Von wie mannigfaltiger und oft bewundernswerther Art sind die Nester der Vögel! Nimmt etwa der dem Neste entfliegende Vogel von diesem das Muster für seinen eigenen kräftigen Bau? Oder wird er von den alten Vögeln belehrt? Keines geschieht, und doch baut der junge Vogel nach demselben Muster, von demselben Stoffe ꝛc., wie die Alten, wenn es die Umstände nur irgend möglich machen. Obgleich die spezielle Zweckmäßigkeit besonderer Nestarten in vielen Fällen einleuchtet, könnten in vielen andern Bauart und Stoff anders sein und doch derselbe Zweck erreicht werden. Die Natur scheint auch hierin eine ähnliche Mannigfaltigkeit bezweckt zu haben, wie bei der Bildung der Blüthen, Blätter ꝛc.

Der Mensch verliert auf der hohen See, auf der weiten Steppe, im dichten Walde sogleich seine Richtung, wenn Sonne, Sternbilder, Compaß und andere Zeichen ihn nicht leiten. Wenn der Vogel, von unwiderstehlichem Drange getrieben, nach Norden oder Süden wandert, so findet er, ohne Kenntniß der Geographie, ohne Stern- und Sonnenbeobachtung, ohne andere Signale genau seinen Weg; die Schwalbe kehrt von Afrika zurück und nistet in demselben alten Neste wieder: in allem diesem, in der Wahl und Menge der Nahrungsmittel, in der oft raffinirt erscheinenden Art sie zu erlangen, (man denke an die Spinne, den Ameisenlöwen u. s. w.) in den Mitteln des Schutzes für sich selbst und die Jungen u. s. w. irrt das Thier so wenig, wie der Säugling keines Verständnisses der Gesetze des Luftdruckes bedarf, um alle Muskeln des Mundes und der Zunge richtig zum Saugen in Bewegung zu setzen; die Natur erreicht ihren Zweck, wo sie das klare Bewußtsein versagte, durch den dem unklaren Lebensgefühle zugetheilten, unbewußten Inhalt, welchen man Instinkt zu nennen pflegt.

Wenn dies Alles nun vollkommen deutlich ist, mit welchem Rechte wollte man dem höheren Lebensgefühle des Menschen, welches wir Bewußtsein nennen, den Inhalt absprechen, da schon das niedere, thierische ihn hat? Was ihr Vernunft nennt, ist nichts Anderes, als der instinktartig eingepflanzte höhere Inhalt des höheren menschlichen Bewußtseins. Der Instinkt erfüllt den Naturzweck: die Erhaltung und Fortpflanzung des thierischen Lebens; die Vernunft, der höhere Inhalt des Bewußtseins, erfüllt einen höheren Zweck: die geistige Entwicklung und Bildung des freien Individuums. Die sinnliche Erfahrung ist für Menschen und Thiere im Ganzen dieselbe; aber wie verschieden wird sie verarbeitet nach der Verschiedenheit des von der Erfahrung unabhängigen Inhaltes entweder des niederen Lebensgefühles, oder des höheren Bewußtseins!

So bleiben die Ideen, (die einzelnen lichten Strahlen aus dem Inhalt des Vernunftbewußtseins), als das Unbeschränkte im ewigen Gegensatze zu den Begriffen (deutlichen Vorstellungen der Außendinge) als dem nach Raum und Zeit beschränkten; so wird es klar, daß der Mensch gleichsam zwei Welten angehört; so wird begreiflich der beständige doppelte Zug im Menschen nach oben hinauf und niederwärts; so theilt sich unser Dasein zwischen Sein und Werden, zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen Zeit und Ewigkeit.

Manche Leser werden diese Ansichten für veraltet erklären, ich weiß, daß sie nicht modisch sind; aber Vieles ist alt und doch wahr, das Neue sollen wir als wahr annehmen, wenn es bewiesen wird, nicht darum, daß es neu ist.

Worin der Vorrang des Menschen vor dem Thiere besteht, und was die unverrückbare Scheidewand zwischen ihnen bildet, ergibt sich durch die obige Ausführung ebenfalls. Der Mensch ist ein bis zum Vernunftbewußtsein fortgeschrittenes Thier; aber nur er, kein anderes uns bekanntes Geschöpf, kann seiner Naturanlage nach diesen Fortschritt machen.



Begehren und Wollen.

Nach der freidenkerischen (materialistischen) Lehre ist alles menschliche Thun zurückzuführen auf das augenblickliche — vorübergehende oder auch dauernde — Begehren; Jeder thut, was dem in ihm vorhandenen Begehren entspricht, mag dasselbe nun auf das Gute, oder auf das Böse, oder auf sittlich Gleichgültiges gerichtet sein. Stellen verschiedene und einander entgegengesetzte Begehrungen zu gleicher Zeit sich ein, so erfolgt das Handeln gemäß derjenigen, welche zur Zeit die stärkere ist. Das menschliche Thun ist also vollkommen den Bewegungen der Windfahne vergleichbar, — von dem stärksten Wehen wird sie, von der stärksten Begierde wird der Mensch getrieben.

In dem weiten Reiche der Natur bemerken wir etwas, das uns wie ein Begehren erscheint: durch die sog. Schwerkraft wird der emporgeschleuderte Stein wieder zum Boden zurückgezogen, — der Magnet zieht das Eisen an, das Eisen den Sauerstoff rc. Ein vielseitigeres Begehren stellt sich uns in der sog. organischen Welt dar. Die Gewächse verlangen außer den nöthigen Nährtheilen für ihre Wurzeln nach Luft, Licht und Wärme. Wende ich an einem Rebstocke eines der Blätter um, so daß die untere Seite dem Lichte zugekehrt ist, so wird es von selbst sich wieder in die naturgemäße Stellung bringen, weil nur die obere Blattseite nach Licht, die untere dagegen nach

Schatten verlangt, — und wird diese richtige Stellung dauernd verhindert, so wird das Blatt unfehlbar absterben. — Die Ranke der im Keller liegenden Kartoffel windet sich an der Mauer empor, weit über die natürliche Länge ihres Wuchses, und tastet ihren Weg durch eine Mauerlücke, um dem unwiderstehlichen Verlangen nach dem Sonnenlichte zu genügen. — Die Ranken der Bohnen und des Hopfens klettern, gleichsam im Gefühle ihrer Hülfsbedürftigkeit an der Stange empor, jene unfehlbar nach rechts, diese nach links sich empor windend, und ist das Ende des Pfahles erreicht, so wird das Winden darüber hinaus noch fortgesetzt wie ein Suchen und Begehren nach einer der Natur des Gewächses entsprechenden Stütze.

Weit mannigfaltiger sind die Begehrungen oder Antriebe in dem Thierreiche; sie beziehen sich sämmtlich auf Wohlbefinden, Erhaltung des Lebens und Vermehrung der Art. Was denselben in dem Menschen gleichartig ist, mögen wir ebenfalls als ein Begehren bezeichnen. Ist aber damit das Menschliche erschöpft? Finden wir doch in dem Menschen zugleich einen Drang nach Wissen und Wahrheit, ein Verlangen nach Befriedigung des Schönheitssinnes und unter Umständen ein freudiges Hingeben des Lebens und aller Lebensgüter, um dem Pflichtgefühle Genüge zu leisten. Will man in diesem Allem nichts Anderes erkennen als das gemeine Begehren, welches durch die ganze Naturordnung sich hinzieht? Ich werde niemals diese Auffassung des menschlichen Lebens billigen, ja ich muß es als einen Mißbrauch unserer Sprache erklären, die höchsten und edelsten Bestrebungen des Menschen als Begierden bezeichnen zu wollen.

Der zum Vernunftbewußtsein erwachte und von ihm geleitete Mensch begehrt nicht blos wie das vernunftlose Thier, sondern er will, und nicht die Begierde, sondern der Wille entscheidet sein Thun. In ihm mag die thierische Begierde einer der Antriebe sein, die verständige Erwägung der Zweckmäßigkeit, des Vortheiles, der Folgen ꝛc. mag ein anderer Antrieb werden, das Gefühl des Pflichtmäßigen, Ehrenhaften und Menschenwürdigen mag noch hinzu kommen, und die Fähigkeit, zwischen diesem Allem zu wählen und klar bewußt zur inneren Entscheidung kommen, welcher die That folgt, das ist es, was wir als Willen bezeichnen. Einen Willen hat nicht die Windfahne, nicht der Magnet, nicht die Bohnenranke, nicht das weidende Thier, auch nicht der durch blinde Begierde allein bestimmte Mensch; aber um einen Willen zu haben, soll der Mensch vernünftig ausgebildet werden, damit er seine Lebenszwecke sich selbst erhalte und selbstthätig nach deren Erreichung strebe. Das Bewußtsein dieser freien Selbstthätigkeit ist das bedeutungsvolle Merkmal, wodurch das Menschliche von Allem andern uns Bekannten so scharf sich scheidet.



Verdammen und Dulden.

Glücklich möchte ich die Leute nennen, welche nur ein Blatt oder Blätter der einen Partei-Seite lesen: ihnen bleibt der Trost, daß doch nur die eine Hälfte unserer Politiker des Teufels, d. h. dem Betrug und Schwindel und der gemeinsten Selbstsucht ergeben ist. Wer dagegen zugleich die bitteren Klagen und scharfen Verurtheilungen von der einen und der anderen Seite her liest oder lesen muß, kann sich kaum dem Schlusse entziehen, daß Alle, links und rechts, welche ihre Hände in den öffentlichen Angelegenheiten entweder haben oder danach ausstrecken, Spitzbuben, Schufte und Halunken sind, welche jeder ehrenhafte Mensch sich weit vom Leibe halten sollte. Welche Zukunft für unser Gemeinwesen ließe sich danach erwarten?!

Aehnlich ergeht es den Frommgläubigen, deren Lesestoff sich auf ihr Kirchenblättchen beschränkt. Sie werden belehrt und glauben, daß zwar nach einer unerforschlichen Fügung des Himmels die ganze übrige Welt im Argen liegt und der ewigen Verdammniß nicht entgehen kann, erfreuen sich aber um so mehr der Gewißheit, daß ihren eigenen gläubigen Seelen der Himmel offen steht. Und umgekehrt werden eben diese Frommen von den Ungläubigen als geistesarme und irregeleitete Wesen betrachtet, absichtlich im Finstern gehalten von ihren scheinheiligen und selbstsüchtigen Führern, — und fast mit Jubel wird es vernommen, wenn da und dort eine unter der frommen Maske verübte Unthat an den Tag kommt. Natürlich rechnen die Verhöhner des Pfaffenthums sich ihr Freidenkerthum schon an sich als eine sittliche Großthat an und verlangen, in ihrem ganzen Thun nicht nach altmodischen Regeln beurtheilt zu werden.

Der unbefangene Beobachter des menschlichen Treibens lächelt über alle diese Uebertreibungen. Leider kommen noch immer unmenschliche Thaten der empörendsten Art vor, am häufigsten von Solchen verübt, welche man in viehischer Rohheit aufwachsen ließ; leider scheinen Genuß- und Prunksucht überall zuzunehmen und die edleren Bestrebungen zu verdrängen; leider treten Schwindelei und Betrug in unserem öffentlichen Leben immer mehr an den Tag und rechtfertigen das Mißtrauen gegen unsere Politiker, mögen sie auf der einen oder der anderen Seite stehen; leider scheint Frommthun häufiger zu sein als aufrichtiges Frommsein in Gesinnung und That; leider bedeutet für Viele das Losreißen von den althergebrachten Lehren und Schranken nichts mehr als das Verlangen nach sittlicher Ungebundenheit. Und doch ist dies Alles nur die Schattenseite unseres Lebens, welche gar nicht zu bemerken wäre, stände ihr nicht eine erfreuliche Lichtseite gegenüber. Sind freilich die Heiligen

der früheren Zeiten in unseren Tagen außer Mode gekommen, so giebt es doch in allen Klassen der Gesellschaft, selbst unter den Politikern, unter den Frommen und den Ungläubigen, nicht Wenige, die ihrer ehrlichen und wohldurchdachten Ueberzeugung gemäß leben und handeln, in Genügsamkeit und Fleiß treu ihre Berufspflicht zu erfüllen suchen, nichts Ehrenwidriges sich zu Schuld kommen lassen und den festen Grund eines edleren Menschenthums bilden, welches nicht untergehen kann und wird, trotz allen uns widrig berührenden Auswüchsen.

Seitdem gerade bei den gebildeteren Völkern in unserer Zeit die frühere Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung im Denken und Thun übergegangen ist und immer mehr übergeht in die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, haben wir uns vor einer Verirrung zu hüten, welche sich so ausspricht: Wenn du nicht genau so denkst, glaubst, strebst und thust wie ich selbst, so verfällst du meiner Verurtheilung. — In dem steten Gezänke und Gezerre, das um uns her vorgeht, kann kein Einziger sich wohlfühlen. Die echte Duldsamkeit ist keine Schwäche, sondern entspringt der höheren geistigen Kraft der Selbstbeherrschung. Je klarer und fester begründet unsere eigene Ueberzeugung ist, gerade desto weniger sind wir zu verletzendem Widerspruche geneigt, welcher ja ohnehin nur reizt, statt zu überführen, worin doch keine Befriedigung liegen kann. Im Handeln soll man sich nicht scheuen, dem Unrecht selbst mit Schärfe entgegenzutreten; wo es um eine Umstimmung des Denkens gilt, hat die Härte und Heftigkeit noch niemals zum Ziele geführt, vielmehr immer den anders Denkenden in seinem Widerspruche bestärkt. Thue du selbst nur immer das Rechte und richte mild über die deiner Meinung nach Irrenden. Der Weise lächelt, ohne lieblos zu verdammen; er bekämpft das Schlechte und hält außerdem der menschlichen Schwachheit fast unendlich viel zu gut.



Was uns tröstet.

Von einem Freunde, welchen schweres häusliches Unglück traf, wurde ich kürzlich aufgefordert, meine Gedanken darüber auszusprechen, wie und worin Trost zu finden ist für ein blutendes Herz. Es giebt Wenige unter uns, welche nicht wüßten, was ein tiefer Schmerz ist, und es giebt eigentlich kein Mittel dagegen; — der Schmerz muß ertragen sein; — Niemand kann ihn uns abnehmen. Indessen ist das Gefühl nur einer zeitweiligen höchsten Spannung fähig; mehr oder minder schnell verfließt oder verwischt sich auch der tiefste Eindruck, und das gesunde Gleichgewicht der Seele kehrt allmählig zurück; es ist freilich kein volles Gleichgewicht — selbst die Weisesten haben vergeblich darnach gestrebt, — es ist ein mäßiges Schwanken zwischen gesuchter und gefundener Befriedigung, zwischen Aufregung der verschiedensten Art.

Das Trösten ist in den meisten Fällen ein nutzloses Unternehmen; der Schmerz will sein Recht haben; der Gebeugte klammert sich krampfhaft an ihn an; hat er sein Theuerstes verlieren müssen, so will er wenigstens den Schmerz darüber sich nicht nehmen lassen; aber ihm selbst unmerklich mildert die Zeit allmählig die Heftigkeit des Gefühles, indem sie andere Eindrücke bringt.

Doch zeigt sich ein Unterschied. Leichtsinnige Menschen gehen beständig von einem Aeußersten zum anderen über, nichts haftet tief; schwache Naturen überlassen sich bloß leidend und widerstandslos dem Eindrucke des Augenblickes; die wahre Stärke des Characters zeigt sich nicht in Fühllosigkeit, aber in der Beherrschung auch der allergewaltigsten Aufregung. Wie der Gedanke oder die Vorstellung (z. B. das Lesen eines Trauerspiels) die heftigste Empfindung hervorzurufen im Stande ist, so kann dadurch auch jedes überschwellende Gefühl gemildert und schneller bemeistert werden, und wenn wir nach Trost fragen, so meinen wir: welches sind die Vorstellungen, deren Hervorrufung die Heftigkeit des Schmerzes zu mildern am meisten geeignet ist?

Beinahe jeder besondere Fall scheint auch ein besonderes Heilmittel zu fordern. Man macht sich klar, daß das Uebel so groß nicht ist, als man zuerst dachte; daß man Mittel finden wird, es wieder zu beseitigen; daß noch viel Schlimmeres uns hätte treffen können und Andere wirklich traf; daß neben dem Verlorenen des Guten, darüber wir uns freuen können, noch viel uns geblieben ist; daß das erduldete Harte gerade das Mittel sein kann und wird, um das Bessere für uns herbeizuführen; daß unser Leid so oder anders endigen wird u. s. w. Ich erinnere mich der Predigt, welche der englische Dichter den Vicar

of Wakefield im Schuldgefängniß seinen Mitgefangenen halten läßt. Der Hauptgedanke ist: Ihr scheinbar Elenden seid doch glücklich vor den Tausenden, welche in täglichem Sinnengenusse schwelgen, und während sie keine wahre Befriedigung mehr in der unausgesetzten Lust finden, dabei beständig erbeben müssen vor dem Gedanken, daß ihre Herrlichkeit bald und für immer zu Ende gehen wird; ihr aber seht den Tag der Befreiung näher und näher kommen und geht dem Ende freudig entgegen.

Dies würden wir freilich einen leidigen Trost nennen; aber der Werth aller dieser Vorstellungen beruht eben darauf, daß sie vor dem dumpfen Hinbrüten über den Schmerz uns schützen, eine innere Reaktion oder Gegenwirkung durch das Denken hervorrufen und den Sieg über das Zufällige oder Unvermeidliche uns erleichtern. Nur **der** Schmerz ist in Wahrheit gefährlich, der unserem Denken, Wollen und Streben ein Ende macht; regt er dagegen dies Alles gerade stärker an, so ist er sogar eine Wohlthat. Schon das schreiende Kind beschwichtigen wir am leichtesten dadurch, daß wir ihm Gegenstände vorhalten, welche das kindliche Interesse stark erregen; auch der Erwachsene entfernt sich in seinem Gefühlsleben nicht weit von dem kindischen Zustande, und mit einiger Aufmerksamkeit auf uns selbst ertappen wir uns fast täglich noch als Kinder.

Der Begriff des Wortes „**Schicksal**“ findet sich vermuthlich in allen Sprachen, es bedeutet das unvermeidlich uns Zustoßende. Dem Griechen blieb seinem Fatum (einer Art von blinder Nothwendigkeit) gegenüber nichts Anderes, als absolute Unterwerfung, denn der heldenmüthigste Kampf dagegen fruchtete nichts; der Türke ergiebt sich mit einem absichtlich stumpf gemachten Gefühle in das unabwendbar Beschlossene (in die Willkür des Fatums); der gläubige Christ setzt an die Stelle des eisernen Verhängnisses ein ungleich milderes und freundlicheres Phantasiebild, eines um das Kleinste wie das Größte sich bekümmernden, Alles nach seinem eigenen höheren Ermessen ordnenden, alle Fäden in der Hand haltenden himmlischen Vaters, welcher giebt und nimmt, erhebt und niederbeugt, so wie es der wahren, jetzigen und künftigen Wohlfahrt jedes Einzelnen am meisten gemäß ist; „sein Rath ist wunderbar, aber er führt es herrlich hinaus.“

Diese letztgenannte Ansicht (christlicher Vorsehungsglaube), einer Art Herzens- und Kindheitsphilosophie, scheint auf einem gewissen Standpunkte der Bildung fast Wunder zu wirken, indem sie das Bittere des heftigsten Schmerzes aus der Seele nimmt und eine Eingebung zu Stande bringt, welche dabei keineswegs thatlos bleibt. Man könnte die Menschen fast beneiden, welche ehrlich und innig an diesem Glauben hängen. Doch näher betrachtet, zeigt es sich, das wer mit dem Vorsehungsglauben sich wahrhaft tröstet, auch ohne ihn, nachdem er mit schärferem Denken sich darüber erhoben hat, Trost finden wird; es sind eben nur die besseren und edleren Naturen, welche, statt

dem Unglück zu erliegen, sich darüber erheben, und es ist eine verzeihliche, meistens unschädliche Verwechslung, daß sie das tröstende Element außerhalb gefunden zu haben glauben, welches sie vielmehr als Kraft der Resignation in sich selbst tragen. Mit oder ohne Vorsehungsglaube gelingt die wahre Selbstberuhigung nur Dem, welcher geistige Kraft genug hat und aufwendet, um das ungestüme Verlangen zu brechen und im heftigsten inneren Kampfe den klaren Blick, mit welchem der Lebensweg beständig geordnet werden muß, nicht zu verlieren. Welche Vorstellungen zur Erringung dieses inneren Sieges über die augenblickliche Erregung am meisten geeignet sind, darüber läßt sich keine allgemeine und auf allen Bildungsstufen gleich gültige Vorschrift geben. Das Wesen alles Trostes besteht in dem lebendigen Gefühle eines inneren Werthes, der nicht geopfert und aufgegeben werden darf, in dem Bewußtsein, daß nichts in der Welt mit unserem innersten Selbst so fest verwachsen ist, daß dieses letztere nicht zu retten wäre, trotz dem ewig wechselnden Spiele der äußeren Verhältnisse, Zustände und Schickungen, über welche wir, mögen wir sie so oder anders betrachten, jedenfalls nichts vermögen.

Unser Lebensgang gleicht einer Fahrt über das fluthende Meer; den Kompaß richtet die Zweck und Ziel setzende Ueberlegung; das Steuer hält der erstarkte Wille; Zeichen über uns müssen uns dazu dienen, daß wir über unsere Lebensaufgabe uns beständig orientiren; mit mehr oder minder Gunst bläht das sog. Schicksal die Segel; wir langen endlich an allen Gliedern geschüttelt im Hafen an; wenn aber auch mitten auf der Tiefe Wellen und Sturmwind das Fahrzeug zerbrechen, sinken wir, um die Rettung kämpfend bis zum letzten Augenblicke, ohne Beben in den Abgrund, das Leben eher aufgebend, als die menschlich edle Gesinnung. So weit geht die Macht des Geistes, und nicht weiter; die Wenigsten haben das volle Maß derselben jemals in Anwendung gebracht, oder auch nur derselben sich bewußt zu werden versucht.



Ist die Erhaltung des deutschen Elementes innerhalb der Ver. Staaten für die Fortentwicklung derselben erforderlich oder nicht?*)

Motto: Non ubi prognatus, sed ut moratus quisque, spectandum ; nec qua regione, sed qua ratione vitam vivere inierit, considerandum est.
Apul. Apolog.

Die obige Frage wurde ohne Zweifel in der Voraussetzung gestellt, daß kein gebildeter Deutscher, kein nicht völlig entarteter, sie anders als mit ja beantworten werde; — was man erwartet, ist eine Darlegung der Gründe, warum das deutsche Element in Amerika erhalten werden sollte, mit etwaigen Andeutungen wie dies am Sichersten zu erreichen sei.

Zunächst wäre anzugeben, was das deutsche Element ist, um dessen Erhaltung wir uns bemühen sollen.

Die Gegner werfen mit mehr oder weniger Recht uns vor, daß tausende unserer Landsleute ein Maß von Unwissenheit, Rohheit der Sitte und Unbeholfenheit hierher bringen, welche selbst die Amerikaner von hiesiger Durchschnitts-Bildung mit Widerwillen erfüllt; daß die Deutschen mit zu wenig selbstständigem Urtheile in den politischen Fragen von Einzelnen sich führen und mitunter bethören lassen; daß sie zu viel Lagerbier trinken und zu begierig Sauerkraut essen; daß die Gebildeteren unter ihnen „gottesleugnerische Rothrepublikaner" und folglich Feinde aller bestehenden göttlichen und weltlichen Ordnung seien, die Ungebildeteren aber, vorzugsweise der katholische Theil, blind ergeben ihren Priestern und von ihnen nach Willkür geleitet; daß wir eine unglückliche Neigung haben, uns in Klassen und Parteien abzusondern und miteinander in Hader zu liegen. — Ein solches Element wäre sicher der Erhaltung unwerth.

Dagegen müssen selbst die uns weniger Holden anerkennen und zugestehen, daß die Deutschen durch nachhaltigen Fleiß, durch friedliche und nutzbringende Thätigkeit, durch Sinn für Ordnung und Verschönerung sich auszeichnen; daß sie im Ganzen weniger als viele der Eingebornen roher Unmäßigkeit, auch weniger der ungezügelten Gier nach Rache, weniger der unmäßigen Geldbegierde und dem aller Ehre hohnsprechenden Schwindel ergeben sind; daß sie ein wärmeres Gemüth und einen tieferen Sinn für edlere geselligere Freude besitzen; daß die gebildeteren Deutschen in gründlicher und wissenschaftlicher Erkenntniß und in vorurtheilsfreier Lebensansicht, auch in

*) Preisfrage für das Bundesturnfest in Milwaukee, 1857.

manchen Kunstleistungen vor allen Nationen den Vorrang haben; daß keine Klasse der hiesigen Bevölkerung mehr zum Aufschwunge dieses Landes in solider Weise beiträgt als sie.

Könnte man erwarten und ließe es sich erreichen, daß unsere mitgebrachten Unarten hier sich abschleifen, unsere Vorzüge aber, auf unsere Nachkommen forterbend, nicht allein erhalten, sondern allmälig zum Gemeingute des ganzen Volkes gemacht werden, so würde die massenhafte Einwanderung der Deutschen in dieses Land, wie sie seit einem Menschenalter stattfindet, mit als das wichtigste Ereigniß in der Geschichte des hiesigen Volkes anzusehen sein; denn an der „Ersprießlichkeit“ einer solchen Thatsache dürfte kein Vernünftiger zweifeln.

Was ein Volk zu irgend einer Zeit ist, stellt sich dar als das Produkt der Stammeseigenthümlichkeit, — der physischen Verhältnisse des von ihm bewohnten Landes und des Ganges seiner Geschichte (also seiner politischen Verfassung, des geringeren oder größeren Verkehrs mit anderen Nationen ꝛc.). Der erste dieser drei Faktoren verändert sich durch Vermischung, — der zweite durch Veränderung des Wohnsitzes, — der dritte muß seiner Natur nach mehr oder weniger rasch fortwährend sich verändern, so daß für die Dauer kein Volk ganz bleibt, wie und was es ist. — Bei manchen Stämmen ist das ursprüngliche Naturell von ungemeiner Zähheit, z. B. bei den Juden, welche jetzt noch nach 2000jähriger Zerstreuung — unter allen Zonen und Nationen so ziemlich dieselben sind. — Die deutsche Natur scheint mehr mit dem deutschen Boden verwachsen; von dem germanischen Elemente ist in allen den Ländern, in welchen zur Zeit der Völkerwanderung die deutschen Stämme in zum Theile überwiegenden Massen eindrangen, wenig geblieben, — sogar das sprachliche Element erwies, außer in England, dem romanischen und den Dialekten der Eingeborenen gegenüber, sich fast ganz lebensunfähig und wurde beinahe völlig verwischt. Doch scheint mit der fortgeschrittenen Bildung unser Volkselement an Zähigkeit gewonnen zu haben, und wir entnationalisiren uns nicht mehr so leicht und ganz, wie die deutschgebliebenen Niederlassungen in Ungarn, Rußland, im Kaplande ꝛc. beweisen.

Daß die Amerikaner noch Aehnlichkeit mit den Engländern haben, erklärt sich aus der Abstammung, sowie aus der Ueberlieferung von Sprache, Sitten, Gesetzen, Lebensansicht ꝛc. natürlich genug, — ebenso ihre daneben laufende Verschiedenheit aus der bereits bedeutenden Vermischung, dem wesentlich veränderten Schauplatze und dem ganz andern Gange ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Was wäre hiernach für das deutsche Element in Amerika zu erwarten? Die hiesige Natur wird gewiß auf uns dieselbe Einwirkung haben, wie auf den sog. angloſächsischen Stamm, und ebenso das hiesige öffentliche Leben; physisch wird das deutsche Element den

bereits vorhandenen sich beimischen, doch wohl so, daß mitunter weite Bezirke eine wenig gemischte deutsche Bevölkerung behalten; in Sitte und äußerem Verhalten wird der Amerikanismus, obwohl einiges Germanische adoptirend, tonangebend bleiben, außer etwa in den zuletzt genannten Bezirken; deutsche Ideen werden um so mehr sich Eingang verschaffen, je inniger im Verlaufe der Zeit die Berührung zwischen den Eingeborenen und den Deutschen wird. Die vielleicht wichtigste Frage bleibt die nach der Zukunft der deutschen Sprache in diesem Lande; denn nur mit ihr erhält sich manches National-Eigenthümliche — und verschwindet mit ihr.

Beständen noch jetzt die Verhältnisse früherer Jahrhunderte, d. h. wäre nicht in unseren Tagen unsere Sprache eine hochausgebildete Schriftsprache mit reicher, unübertroffener Literatur, sie würde um so gewisser das Schicksal der früher weit verbreiteten holländischen theilen, d. h. ganz untergehen, als das Englische viel leichter zu erlernen und zu handhaben ist, und bequemer für den gewöhnlichen Verkehr. Dazu kommt, daß die deutsche Einwanderung hierher nicht, wie etwa der Einfall der Angeln und Sachsen in Britannien, ein massenhafter Ueberfall mit einem Male ist, von welchem die Eingeborenen erdrückt wurden, sondern eine allmälige Einmischung so, daß, wann die neuen Zuzüge anlangen, die frühere Immigration bereits bis zu einem gewissen Grade sich amerikanisirt hat. Angenommen, daß bei fortdauernder Einwanderung die Bevölkerung dieses Landes in 50 Jahren zur Hälfte und darüber deutschen Ursprungs sei, wird dennoch das Amerikanerthum überwiegend bleiben, — für die Gesetze des Landes, für die öffentlichen politischen und gerichtlichen Verhandlungen wird nur die englische Sprache in Gebrauch sein, — für die neuen Begriffe, welche in den veränderten hiesigen Verhältnissen sich bilden müssen, wird man die letztere Sprache bequemer als die deutsche finden, weil jene die nöthigen Worte bereits lieferte ꝛc. Unter solchen Umständen führt die deutsche Sprache gegen die englische einen ungleichen Kampf, in welchem sie demungeachtet niemals ganz erliegen wird.

Meine Gründe für diese Erwartung sind folgende:

1. Die Erhaltung deutscher Sitte, eines innigeren Familienlebens, eines gemüthvolleren geselligen Verkehrs, — ebenso der Fortbestand deutscher Turnerei und namentlich deutschen Gesanges, welche denn doch wohl der Mehrzahl der Eingewanderten am Herzen liegen, während zugleich das Verlangen hiernach durch steten neuen Zuzug immer aufgefrischt wird, ist unverträglich mit dem Aufgeben der Sprache. Die Sprache ist mehr als ein Complex von gewissen Lauten für allgemein gangbare Begriffe, — sie ist ein mit Gedanken, Gefühl und Sitte eines Volkes lebendig Verwachsenes, so daß man in der That mit einer anderen Sprache ein anderer Mensch wird. Wie viel schon liegt in dem deutschen „Du“ dem „Sie“ gegenüber! So viel,

daß andere Nationen den Unterschied gar nicht fassen. Das „frisch, fröhlich und frei" der Turnerei drückt keine andere Sprache aus, und deutscher Gesang müßte alsbald verstummen, wenn der klangvollen deutschen Weise nicht die klangvolle und gemüthsreiche deutsche Rede diente. Was das Familienleben betrifft, so hört die deutsche Innigkeit auf, sobald die Familiensprache verändert wird; ebenso ist's im Verkehr der Freunde. Selbst der deutsche Becherklang scheint das prosaische "good health" zu verschmähen und den deutschen Trinkspruch zu fordern. (Weinlieder haben nur die Deutschen; — ihnen ist Trinken Poesie, den andern nur physischer Genuß.)

2. Der stärkste Grund für die Pennsylvanisch-Deutschen, ihre angestammte Sprache zu erhalten, lag vielleicht in ihrem religiös-kirchlichen Bedürfnisse. Dieses ist etwas fast Unnahbares in dem menschlichen Wesen, — was dahin einschlägt, erträgt keine Uebertragung in eine andere Sprachweise, — Form und Wesen sind eins. Mag man nun über kirchliche Einrichtungen so oder anders denken, sie werden hier gewiß noch lange bestehen (so lange, bis sie durch Anderes ersetzt sind) und sie werden bei der Menge das stärkste Mittel sein zur Erhaltung der deutschen Rede. Eben dazu dienen die Kirchenschulen (welchen man aus anderen Gründen wenig Ursache hat, das Wort zu reden), indem sie den Unterricht ausschließlich in der Sprache ertheilen, in welcher gepredigt wird.

3. Die Erlernung der englischen Sprache ist für den Deutschen nicht so schwer, daß er, um Mühe und Zeit zu sparen, die Muttersprache daneben aufgeben müßte. Indem er aber der ersteren sich vollständig bemeistert und die letztere zugleich beibehält, hat er den Vortheil, daß die reiche Literatur zweier Nationen ihm zugänglich ist, wozu noch Vortheile im Gesellschaftsleben kommen, welche sogar viele der Eingeborenen bestimmen, und künftig noch mehr bestimmen werden, die Kenntniß unserer Sprache sich mühsam anzueignen.

Zur Erhaltung unserer Sprache in der Reinheit dient der Umstand, daß die Schriftsprache des alten Vaterlandes in der Art, wie sie dort sich weiter fortbildet, auch die unsere bleiben muß, — daß bei der hiesigen Mischung der Deutschen kein Provinzial-Dialekt sich dauernd geltend machen kann, vielmehr alle Deutschredenden hier künftig immer mehr das reine Hochdeutsche werden gebrauchen müssen.

Auf dem Lande entsteht allerdings die Schwierigkeit, daß meistens die Mittel fehlen, um neben den öffentlichen englischen Schulen zugleich deutsche Unterrichtsanstalten zu gründen. Aber die Deutschen werden allmälig wohlhabender, — an die Stelle der ersten mühseligen Arbeit tritt eine verhältnißmäßig ruhigere Zeit, — die Bevölkerung verdichtet sich, — bessere Lehrer werden zu haben sein, und so wird es etwa nur den ganz vereinzelt zwischen Amerikanern lebenden Deutschen begegnen, daß ihren Nachkommen die angestammte Sprache fremd wird.

Am meisten kann und muß in den Städten geschehen, um in den Schulen die Kenntniß des Deutschen zu erhalten und durch sie auszubreiten. Eine deutsche Universität würde diesem Bestreben die Krone aufsetzen, würde das Deutsche vollberechtigt neben das Englische stellen, sodaß, wie in alten Zeiten Jahrhunderte lang in verschiedenen Ländern das Griechische neben den Landessprachen bestand, — wie man in vielen Gegenden von Europa mit gleicher Geläufigkeit und ohne die geringste Vermischung Deutsch neben dem Französischen, Polnischen, Ungarischen und Russischen spricht, oder hochdeutsch neben dem platten Idiom, auch hier die deutsche Sprache in allen Fällen, da man sich ihrer bedienen will, als eine geachtete Zugabe zu der herrschenden Landessprache erschiene.

Wie gesagt, an der Erhaltung unserer Sprache hängt die des besseren deutschen Elementes ganz wesentlich. Deutscher Geist und deutsche Bildung werden unkennbar in einem andern Sprachgewande. Unsere Lieder sind unübertragbar, ebenso unsere Umgangssprache, und in Wahrheit der ganze Schatz unserer Ideen.*) — So wenig man den Geist des klassischen Alterthums aus Uebersetzung der Bücher jener Zeit völlig schöpfen kann, so wenig ist unser Volkselement vollständig mittheilbar und vererblich ohne die Form der Sprache, mit welcher es verwachsen ist. — Allerdings können wir als gebildete Menschen Einfluß üben auch auf unsere nur englisch redenden Mitbürger, auf die Politik des Landes und vieles Andere, und thun es schon jetzt; aber die Quelle, woraus wir schöpfen, würde in uns selbst vertrocknen, wenn unsere Muttersprache von uns nicht mehr gehört und verstanden wird.

Schon jetzt ist die hiesige deutsche Bevölkerung zu 5 Millionen angewachsen und wird sich in weniger als einem Menschenalter verdoppeln, theils durch Zuzug, theils durch Vermehrung im Lande. An ersterem wird es nicht fehlen, so lange nicht ein Land gefunden ist, welches der überschüssigen Bevölkerung in der alten Heimath eine bessere neue darbietet als die Ver. Staaten; der Inland-Vermehrung

---

*) Die Naturverschiedenheit der deutschen und englischen Sprache bezeichnet Hr. Hilgard im Juli-Hefte der Atlantis so: „Die deutsche ist eine Sprache des intellektuellen Fortschrittes, die englische eine des concreten Verharrens, — die deutsche eine von Innen wirkende organische, lebendige, die englische eine von Außen glomerirte, materielle, todte. Und es giebt sogar todte Sprachen, die der einzig befruchtende Keim, die lebende Ader dieser modernen Leichen sind." Hierzu wäre zu bemerken, daß denn doch in neuester Zeit die englische Sprache, gedrängt von dem immer mehr anwachsenden Reichthum von Ideen und abstrakten Begriffen, ebenso wie wir unsere eigenen Wurzelwörter genetisch fortbilden, die sog. todten Sprachen weiter entwickelt, wovon u. a. die Schriften von A. J. Davis viele Beispiele liefern. Man vergleiche humanitarian, rationalistic, spiritualisation 2c. So scheint es dieser „glomerirten" Sprache doch zu gelingen, sich auf der Höhe der Bildung unserer Zeit zu erhalten. Als philosophische Sprache scheint die deutsche und die lateinische Sprache sie und die andern zu übertreffen.

aber ist das gesundere deutsche Familienleben günstig, und hier um so günstiger, da die Stiftung der Ehen keine Schwierigkeit hat und der An- und Nachwuchs keine Bürde ist, sondern ein Segen. Und so gestellt, sollten wir unsere Sprache hier nicht erhalten können? — Freilich ginge Alles besser, wenn wir etwas mehr uns conzentrirten, etwa die hoffnungslosen unter den Sklavenstaaten, ebenso die puritanischen Neu-England-Staaten ganz aufgäben und vorzugsweise am Ohio und oberen Mississippi unsere Wohnung nähmen. Gerade das Centrum der Union und des Mississippithales ist das Gebiet, wo eine bedeutende Mischung von Volkselementen schon jetzt sich findet, und unter diesen wird das deutsche künftig ohne Zweifel eine hervorragende Stellung einnehmen.

Doch kann die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht wünschenswerth sei, daß jede Nation, und so auch die hiesige, gleichsam aus einem Gusse bestehen, mit gleicher Sprache und Sitte und mit Ausschließung jedes Elementes, welches dem gleichmäßigen Schmelze widerstrebt, — ob, wenn man hier ein besonderes deutsches Element gestattet, nicht neben ihm auch noch ein besonderes irisches, gallisches, spanisches, schwedisches &c. eben so berechtigt wäre, und ob darunter nicht die nationale Einheit leiden würde.

Die nationale Einheit, so weit sie nöthig sein mag, erfordert nichts Anderes als eine einzige Sprache für die offiziellen öffentlichen Verhandlungen, — alles Andere kann der Wahl und Neigung der Einzelnen überlassen bleiben, und unser Gebiet ist weit genug für alle seine jetzigen und künftigen Bewohner, daß sie nach Abstammung und gleicher Sitte sich so gruppiren, wie sie Lust haben. Uebrigens verschwindet das allerdings — und andere Volkselemente sind neben den Deutschen zu gering, als daß sie eine größere Bedeutung für das Ganze hätten.

Man legte ehemals auf Nationalität zu großes Gewicht, sodaß Vorurtheil und Selbstüberschätzung einen falschen Patriotismus erzeugten, welcher zu Härte und Ungerechtigkeit gegen andere Völker verleitete und der fortschreitenden Bildung des eignen Volkes hemmend entgegentrat. — Nationalität darf in unseren Tagen nichts Anderes sein wollen als die besondere Form, in welcher das edlere Menschliche hervortritt; denn wenn dieses auch in der Idee eins ist, so nimmt es doch — der Ordnung der reichgestaltigen Natur gemäß — zahllos verschiedene Außenseiten an, — eine andere in jedem Individuum, warum nicht auch eine eigenthümlich kennbare in einem ganzen Volke oder Stamme? Wie die Nelke in ungezählten Varietäten ihre Farbenpracht entfaltet, so giebt es gleichsam Varietäten des Humanen. Wo der Volkscharakter von dem Menschlichen abweicht und ihm entgegen tritt, stellt er nur eine Unkrautsart dar, deren Fortbestehen durchaus keinen Werth hat. — Durch die Vermischung edlerer Varie-

täten wird mitunter eine noch höhere erzielt, und es scheint, als ob die neueste Völkerentwicklung auf die Erreichung dieses hinarbeite.

Ist nun das deutsche Element ein solches, welches werthvolle Eigenthümlichkeiten enthält, so muß es ebenso wie im alten Vaterlande auch hier erhalten werden, und zwar mit soviel Selbstständigkeit, daß es nicht absorbirt wird, sondern gesund und ungeschwächt allmälig in das hiesige Volksleben einfließt.

Indem wir Sorge tragen, daß dies geschieht, werfen wir, was wir Gutes haben, nicht etwa an Barbaren weg, sondern dienen der Entwicklung einer Nation, welche schon jetzt ebenfalls ihre eigenthümlichen Vorzüge hat und in hohem Grade bildungsfähig ist; — wir theilen ihr gerade Das mit, was ihr noch fehlt, und nehmen gerne dagegen von ihr an, was dazu beitragen kann, unseren eigenen Mängeln abzuhelfen.

Dem hiesigen Volke fehlt es an gemüthlicher Tiefe, an Idealität (an beiden haben wir Ueberfluß), an dem höheren humanen Gefühle (an dessen Stelle entweder kirchliche Disciplin oder mitunter auch ungezügelte Leidenschaft treten), an dem höheren Schönheits- und Kunstsinn. Dagegen ist es verständig, unermüdlich strebsam, der Aufopferung nicht unfähig, gewandt und taktvoll, tapfer und kühn, und die Besseren sind gesittet, gerecht, ja der edelsten That fähig — vorzugsweise aus religiösen Motiven. Zu sehr herrschen Gewinnsucht, Ehrbegierde, Schwindel, Rücksichtslosigkeit und theilweise brutale Leidenschaft und Rachsucht vor.

Wir sind weniger kühn, aber auch weniger rücksichtslos; — wir gehen nicht so schnell vorwärts, aber unser Bemühen ist nachhaltiger; — wir sind nicht immer „praktisch" in der Ausführung, aber unsere Kritik ist gründlicher, und wir opfern niemals das Ideal dem bloß scheinbaren Erfolge; — wir können fröhlich sein ohne Rohheit und gesittet ohne Heiligenschein; — wir sind allzu rechthaberisch und mitunter zänkisch, weil Jeder sich für eine Autorität hält, aber wir durchbohren nicht mit dem Dolche das Herz dessen, der uns widerspricht; — wir mäßigen die übertriebene Hast in dem hiesigen Volksleben durch eine ruhigere, geordnete und in sich selbst zufriedene Thätigkeit und sind so im Stande, dem Ganzen einen festen inneren Halt (bone and sinew) zu geben, welchen es bis jetzt noch nicht zu haben scheint.

Wer soll dem hiesigen Muckerthum den Todesstoß geben, wenn das gründliche und vorurtheilsfreie deutsche Denken es nicht thut? Wie anders soll die zum Theil schon jetzt vorliegende physische Entartung aufgehalten werden als durch deutsche Turnerei für Jünglinge und Jungfrauen? Was könnte mehr Erfrischung bringen in die Geistesöde des hiesigen Lebens als deutscher Gesang, deutsche Volksfeste und künftig deutsche Hochschulen? Endlich, wer soll die Ehrlichkeit wieder herstellen in der hiesigen Politik? Solche Deutsche könnten

es thun, welche von der allgemeinen Corruption bis jetzt sich nicht anstecken ließen, und ihrer giebt es Viele!

Die Verhältnisse sind uns nicht im Wege, aber der Erfolg, ja der allergroßartigste Erfolg hängt daran, daß wir zu allererst unsere eigenen nationalen Schwächen und Unarten ablegen, unter uns selbst einig sind, an unserer eigenen Fortbildung unermüdlich arbeiten und mit eben so viel Takt als Eifer uns bemühen, den besseren Theil des deutschen Elementes zu erhalten und im hiesigen Leben geltend zu machen.

Je länger der Zeitpunkt sich verschiebt, da unser Volk frei und in seiner ganzen Größe unter den Nationen der Erde auftreten wird, desto gewissenhafter sollen wir inzwischen die von dem Geschick uns zugetheilte zweite Aufgabe erfüllen, nämlich in aller Welt, wohin wir gehen, das Evangelium des Menschenthums zu verkündigen und die Apostel zu sein der edleren Sitte, der gleichen Rechte und der Freiheit für Alle. Büßen wir unseren nationalen Charakter ein, so ist es mit der Apostelwürde hier wie allerwärts am Ende.

Für das Größere, was wir hier auszurichten haben, kann das, was bereits vor unserer Zeit geleistet wurde, als Ermunterung dienen. Haben doch jene wenig gebildeten mittellosen Pfälzer rc., welche vor mehr als 100 Jahren Pennsylvanien und andere Theile der Union besiedelten, jenem Staate und anderen Gegenden einen unverwischbaren Charakter aufgeprägt, welchem die allgemeine Achtung niemals versagt werden konnte. Aber sie hatten nicht allein sehr wenige Hülfsmittel der Bildung in sich, sondern wurden auch seit der Zeit der Revolution vom alten Vaterlande ganz vernachlässigt, — alle Verbindung mit ihnen hörte auf, — mit dem ungemeinen Fortschritte der deutschen Bildung gerade seit jener Zeit gleichen Schritt zu halten oder nur bekannt zu werden, war ihnen versagt. Und doch sind jene Menschen noch jetzt in der vierten Generation kenntlich von den Andern durch deutsche Sitte, Art und Rede — freilich des vorigen Jahrhunderts. Doch ist dieses Zurückbleiben und das theilweise Ersetzen der fehlenden deutschen Bildung durch englische ihre Schuld nicht.

Wie ganz anders die neue Immigration gestellt ist, bedarf keiner Ausführung, wohl aber sollen wir jene Wackeren uns zum Muster nehmen, nicht verzweifelnd an einem so großen Erfolge, wie er freilich von jenen weder beabsichtigt, noch erreicht werden konnte.



In welchem Verhältniß stehen die politischen und sittlichen Zustände zu einander? *)

Die Frage ist wichtig genug, um ihr eine ernste Betrachtung zu widmen. Wer jedoch die Beantwortung unternimmt, wird auch sogleich das Schwierige der Aufgabe erkennen. Nur Dem wird es gelingen, eine befriedigende Antwort zu geben, welcher vor Allem das Wesen der Sittlichkeit, trotz allem Schwanken der Begriffe darüber, wie es auch noch in neuester Zeit sich offenbart, klar erkannt hat, und dann, wo er in seiner Beurtheilung öffentlicher Zustände Ursachen und Wirkungen in Verbindung bringt, das Ungehörige oder doch Zufällige von dem Wesentlichen zu scheiden versteht. Viel zu leicht würde derjenige die Sache sich machen, der, nachdem er ein Bild sittlicher Zustände gezeichnet, nur die politische Verfassung und Gesetzgebung des Landes daneben stellen und dann sagen wollte: in jenen seht ihr Wirkung, in diesen habt ihr die Ursache zu suchen.

Es würde zu weit führen, hier erst noch untersuchen zu wollen, wie weit der seiner Freiheit und Verantwortlichkeit sich bewußte Mensch als von äußeren Einflüssen und Umständen abhängig betrachtet werden darf; Niemand wird geneigt sein, die mächtige Wirkung der äußeren Eindrücke auf die geistige Entwicklung überhaupt und die sittliche Ausbildung insbesondere sowohl bei einzelnen Menschen, als bei ganzen Klassen und Nationen in Abrede zu stellen.

Die Tugend (oder Sittlichkeit) ist allerdings nur Eine, nämlich: die der erkannten Würde der Menschennatur entsprechende Gesinnung und Handlungsweise. — Dennoch sind wir genöthigt, von dem erhabenen Worte auch einen Plural zu bilden und von Tugenden zu reden, weil in den Handlungen der Menschen immer nur Tugenden — einzelne Strahlen oder einzelne Züge der Tugend — uns erscheinen. Die Tugenden treten gleichsam sichtbar vor uns, und die Tugend setzen wir als ihre Quelle voraus; das Verhältniß ist beinahe wie zwischen Leben und lebenden Dingen. Tapferkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Mäßigkeit, Fleiß &c. sind einzelne Tugenden, jede für sich der höchsten Ausbildung werth. Wie aber kein menschliches Antlitz alle Schönheit in sich vereinigt, welche möglicherweise in den Zügen des Angesichtes einen Ausdruck finden kann, so wird auch schwerlich ein Mensch alle Tugenden in gleicher Vollkommenheit zur Erscheinung bringen, indem die äußeren Lebensverhältnisse im weitesten Sinne, die ganze Richtung der Zeit mit ihren vorherrschenden Ideen und Bestrebungen, der nationale Character und das indivi-

*) Preisschrift zum Bundesturnfest in Pittsburgh am 26.—29. August 1856.

duelle Naturell, mehr oder weniger das Hervortreten der einen oder der anderen Tugend begünstigen. Tugenden hat es immer gegeben; die Tugend ist ein nur im stillen Bewußtsein lebendes, nirgends verwirklichtes Ideal.

Dabei ist weiter vorauszubemerken, daß die höhere Intelligenz zwar nicht nothwendig auch größere Sittlichkeit hervorbringt, daß aber zur Erscheinung der höheren Tugend, der vollkommen edlen Gesinnung eine höhere Bildung des Geistes in jedem Betrachte erfordert wird. Je mehr der Einzelne durch fortgeschrittene Bildung zum klaren Verständniß seiner Menschenwürde gelangt ist, desto besser ist er befähigt, sie in Thaten auszuprägen; — das dunkle Gefühl kann nicht ebenso wirken, wie die deutliche Erkenntniß und der höhere sittliche Werth hat ein Handeln, welches dem klarsten Verständniß der Pflicht gemäß ist.

Hiernach übersehen wir den Inhalt unserer Frage schon besser, — er ist dieser: Haben die bürgerlichen Einrichtungen eines Landes überhaupt einen Einfluß auf die Sittlichkeit seiner Bewohner, und welchen? In wie weit kann der gegenwärtige sittliche Zustand in der Union, sofern er sich als ein allgemeiner auffassen läßt, deren politischen Institutionen zugeschrieben werden?

Bis der Gedanke einer Republik, wie die unsrige ist, gedacht oder zur Ausführung gebracht werden konnte, mußte die Menschheit eine lange Reihe von Entwicklungsstufen durchlaufen. Begleiten wir sie einen Augenblick auf dieser Wanderung, indem wir beständig ihre gleichzeitige sittliche Entwicklung im Auge behalten. Der Gang ist nothwendig, damit eine Vergleichung möglich werde.

Wir finden den Menschen zuerst im patriarchalischen und Nomadenleben. — Die Innigkeit des Familienlebens verbindet alle Angehörigen desselben Stammes, — das Ansehen des Familienhauptes, selten mißbraucht, wehrt alle störende Reibung zwischen den Mitgliedern ab, — die Tugenden der Tapferkeit, Mäßigkeit, Sitteneinfalt und Gastfreundschaft herrschen meistens vor; aber die Engherzigkeit, welche kein anderes und höheres Interesse als das für den Stamm aufkommen läßt, führt beständig zum rohesten Zusammenstoßen mit Anderen, welchen man keine Rechte zugesteht und gegen welche man ungescheut sich alles erlaubt, was man innerhalb des eigenen Stammes verwerflich fände und meidet. — — Noch immer besteht in den Ver. Staaten theilweise eine Art von patriarchalischem Leben. Ein solches führen die zerstreut wohnenden Pioniere der Ansiedelung in den neuen Staaten und Gebieten, deren Leben kaum durch Gesetze geregelt ist, bei denen eine fast noch ursprüngliche Einfachheit, Derbheit, auch Rassenhaß, welcher hier gegen die Indianer sich richtet, und solche andere Züge sich finden, welche die fortschreitende Kultur und der dichtere Zusammenfluß der Menschen zu verwischen pflegen. — Etwas Patriarchalisches behält

indessen das hiesige Landleben für immer, indem jede einzelne Familie für den bei weitem größten Theil der Zeit von dem Verkehr mit Anderen abgeschlossen, von Anderen unbemerkt, auf sich selbst beschränkt, einen kleinen Staat für sich bildet, — viel mehr als dies bei dem, in den meisten europäischen Ländern eingeführten Dorfleben der Fall ist.

Daneben finden sich, so lange es eine Geschichte giebt, die Menschen dicht gedrängt an einzelnen Stellen; das Bestehen von großen Städten geht soweit zurück, als die Erinnerung unseres Geschlechtes. Und nichts von allem Menschlichen ist im Verlaufe von Jahrtausenden so unverändert geblieben, als das Bild des sittlichen Zustandes in allen diesen Städten: Kultur, Verfeinerung, Luxus, Sinnengenuß bis zur gräßlichsten Entartung, Laster jeder Art, Reichthum, Hunger und Elend &c. sind gleichmäßig der Charakter von Babylon, Ninive, Peking, Paris, New York &c. Staatsverfassung, Religion, Zeitgeist — bewirken darin keinen wesentlichen Unterschied.

Mit dieser Bemerkung erledigen wir schon einen Theil unserer Frage, nämlich soweit das Leben in unseren eigenen großen Städten in Betracht kommt. Was sie Gutes und Verwerfliches bieten, kommt nur wenig auf Rechnung der politischen Einrichtungen des Landes, — höchstens findet sich in Folge derselben mehr oder weniger Zwang und Aufsicht. Das Gute und Schlimme hat seinen unverkennbaren Grund in dem Zusammendrängen theils edlerer Kräfte, theils — unvermeidlich damit verbunden — verderblicher Elemente.

Das hierarchische Regiment, welches wir für eine Zeitlang in Aegypten, Judäa und anderwärts und faktisch in den christlichen Ländern des Mittelalters antreffen, kann überall nur bestehen bei einem noch rohen Zustande der Menge, welche durch die vom Himmel in die Hand der einzelnen Bevorzugten gelegte Ruthe niedergehalten wird. Es kann immer nur ein Uebergangszustand sein; sobald die Masse der Rohheit entsagt und einen auch nur bescheidenen Grad von Selbstständigkeit fordert, wird es unmöglich. Der vernünftige Zweck der Hierarchie kann nur sein, sich selbst entbehrlich zu machen, — gerade dasselbe, was der Zweck aller Erziehung sein sollte. (Auch der Erzieher ist für das Kind mit einer Art von himmlischer Machtvollkommenheit bekleidet, d. h. mit einer solchen, die vom Kinde nicht in Zweifel zu ziehen ist.)

Wird die Hierarchie über die passende Periode hinaus fortgesetzt, so erzeugt sie auf der einen Seite geradezu Sittenlosigkeit als Reaktion gegen den im Namen des Himmels auferlegten unnatürlichen Zwang; auf der anderen Seite befördert sie die schlimmste Art von Heuchelei bei Solchen, welche für selbstsüchtige Zwecke die Gunst der Hierarchie suchen. In dieser Republik ist das Priesterregiment, obgleich mit keiner absolut zwingenden Gewalt bekleidet, für einen Theil der Bewohner, wie es scheint, noch immer eine Art von Bedürfniß; sie würden vielleicht schlechtere Menschen sein, wenn es nicht bestände.

Andere haben von demselben sich völlig emanzipirt und sind, ehrlich gesagt, im Ganzen dadurch ebenso wenig besser wie schlimmer geworden. Endlich Andere dulden die Sache eben nur und benutzen sie noch ohne Glauben daran, und ihnen traue man am wenigsten unter Allen; kein Egoismus ist so gefährlich, als der, welcher unter dem erheuchelten Schein von Religiösität sich versteckt.

Man hat oft gefragt, woher es komme, daß gerade in einer Republik, welche keine Staatsreligion anerkennt, welche Preß- und Redefreiheit sichert, und so dem Lichte der Vernunft überall freien Zutritt möglich macht, so viel langweiliges Kirchenthum, so viel religiöse Verblendung, so viel Priestermacht angetroffen wird. Einer der Erklärungsgründe ist sicher dieser, daß die Amerikaner bei dem hohen Maße von bürgerlicher Freiheit, welche ihre Verfassung dem Individuum zugesteht, auf dem Standpunkte der Bildung, worauf die Menge noch steht, eine völlige Demoralisation des Volkes befürchten, wenn nicht durch kirchliche Institute einigermaßen die Schranken wieder hergestellt werden, welche das bürgerliche Gesetz entfernt hat. Darum giebt es Tausende hier, welche sich selbst emanzipirt haben, aber aus Ueberzeugung auf keinen Kampf gegen die Kirche sich einlassen. Es läßt sich denken, daß selbst Menschen, welche nicht roh sind, doch freiwillig auf ihre volle individuelle Selbstständigkeit verzichten, weil sie glauben, daß die Conflikte, in welche wir durch unsere Leidenschaften theils mit uns selbst und nur zu oft mit Anderen gerathen, dadurch am sichersten vermieden werden, daß man Alles der Leitung eines dazu befähigten fremden Willens überlasse. In diesem Falle befinden sich die Communisten-Gemeinden und — mit Hinzufügung des himmlischen Elementes — die Shaker, Herrenhuter u. A., — die Letztgenannten sogar mit Unterwerfung unter die blinde Entscheidung des Looses. Eben diese letzteren haben bis jetzt den längsten Bestand gehabt, und wenn man zugeben will, daß die menschliche Bestimmung am vollständigsten erfüllt werde durch den still zufriedenen Genuß eines mäßigen Glückes, durch ungetrübtes Wohlwollen und Freundlichkeit Aller gegen Alle, durch Niederhaltung jeder Leidenschaft und durch eine ruhige und anspruchslose tägliche Pflichterfüllung, wobei Alles, verständig geregelt, in demselben Geleise fortgeht, — und wenn man dagegen nicht etwa geltend macht, daß ein strebsamer Mensch an einer solchen Langeweile des Lebens sterben müßte, — so giebt es keinen vollkommeneren Zustand der menschlichen Gesellschaft, als wo sie nach den gedachten Prinzipien geordnet ist.

Einige Hinneigung zu dieser Lebensansicht findet sich auch hier, wie außer dem Angeführten das weit verbreitete (doch immer lockerer werdende) Quäkerthum und andere Erscheinungen beweisen. (Das Wirken der sog. „unterirdischen Eisenbahn“ soll fast ganz von Quäkern ausgehen; Sklavenhalter giebt es unter ihnen nicht.)

Das Monarchenthum zeigt sich sehr verschieden in seinen Wirkungen je nach der Individualität der Herrscher und nach dem Kulturzustande der beherrschten Völker. Attila war ein Monarch und wußte seinen Hunnen ein gleiches Gepräge zu geben, das der wilden, unaufhaltbaren Eroberer. Peter in Rußland verwandelte seine barbarischen Unterthanen wenigstens in Halbmenschen. Friedrich II. und Joseph II. beabsichtigten, ihre Völker geistig zu emanzipiren bis zu einem gewissen Grade, und unter theils absolutem, theils beschränktem monarchischem Regimente haben Deutsche, Engländer und Franzosen ihren gegenwärtigen Höhepunkt der Bildung erreicht. Wie viel die stete und durchgreifende Ueberwachung dazu beiträgt, Rohheit und Verbrechen niederzuhalten, wie viel des Besseren sie zugleich niederhält, und wie in beidem Betrachte das Verhältniß sein würde, wenn der vollständig geordnete Zwang nicht bestände, wird sich erst sagen lassen, wenn in den letztgenannten Ländern eines Tages an Stelle des Zwanges die Freiheit treten wird. In Amerika fließen bis jetzt zu viele verschiedenartige Elemente zusammen und sind zu mannigfaltige Ursachen in Wirksamkeit, als daß man den sittlichen Zustand mit der politischen Verfassung in einen genauen Vergleich bringen könnte.

Die aristokratische Verfassung — dem Wesen nach auch in den Monarchien wie in den bisherigen Republiken sich vorfindend, — begünstigt einerseits das Emporsteigen Einzelner zu höherer Bildung, mitunter zur schönsten und liebenswürdigsten Humanität, welche für sie wohl unerreichbar gewesen wäre, wenn sie ihren Theil von Mühe und Last, durch welche allein die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse eines gebildeten Lebens zu schaffen sind, hätten auf sich selbst nehmen müssen. Aber sie begünstigt auf der anderen Seite rohe Herrschbegierde und Stolz, dabei Verweichlichung und Ueppigkeit, und in vielen Fällen völlige sittliche Entartung. Es giebt sehr achtbare Aristokraten und sehr verächtliche. Wer die günstigeren Lebensverhältnisse zu seiner eigenen höheren Bildung zu benützen sich bemüht, verdient keinen Tadel; wer sie ausbeutet, um der Selbstsucht zu fröhnen, und wer die jetzige Ungleichheit in Bildung und äußerer Lebensstellung mit Absicht zu erhalten und zu verewigen sich bestrebt, gehört ohne Mitleid an den „Laternenpfahl." — Die Masse neben und unter der Aristokratie ist wie das Volk in Monarchien: schlechter oder besser beherrscht, geleitet und behandelt, ein schlechteres oder besseres Beispiel ist ihr zur Nachahmung vorgehalten, und damit wird der sittliche Zustand in einem gewissen Verhältnisse stehen.

Obwohl Geist und Buchstabe unserer Verfassung der Aristokratie keinen Halt geben, hat sie doch diesen Halt sich zu schaffen gewußt, was bei der Beurtheilung des hiesigen sittlichen Zustandes nicht außer Acht gelassen werden darf. Die Sklavenhalter der südlichen Staaten waren ganz und gar nicht als Republikaner, sondern als Bojaren,

Kavaliere, Barone zu beurtheilen, deren Adel von höherem oder niederem Grade war, je nach der Zahl ihrer Leibeigenen und nach der Größe des Gebietes, worauf sie dieselben zur Arbeit trieben. Sie waren Aristokraten im vollen Sinne des Wortes, und nur wo, wie in einigen der mittleren Staaten, eine überwiegende Zahl gebildeter, nicht sklavenhaltender Bürger neben ihnen stand, konnte eben die Aristokratennatur nicht völlig aufkommen. Hier könnte nun von dem Einflusse der Sklaverei auf den sittlichen Zustand sowohl der weißen als der farbigen Bevölkerung geredet werden (in zahllosen Fällen haben, sittlich gewogen, die Sklaven mehr inneren Werth als ihre Gebieter); doch ist dieser Einfluß so klar vorliegend und das Verderbniß, wie es immer weiter und tiefer greift und alle Verhältnisse des Lebens mit seinem Gifte durchdringt, so unwidersprechlich, daß es unnöthig scheint, mehr Worte darüber zu verlieren.

Mit der einstigen Sklaverei des Südens steht die Geldaristokratie des Nordens in nicht zu verkennender Parallele. Auch in Europa zwar giebt es eine solche; doch mehr als hier findet sie dort Anerkennung, wenn sie zugleich die höhere Bildung sich aneignet; hier darf sie zugleich brutal sein und erfreut sich doch beinahe des gleichen Einflusses und Uebergewichtes, und zwar da am meisten, wo der wahre republikanische Geist zugleich mit der ökonomischen Unabhängigkeit bereits im Abnehmen ist, weniger in den neueren Staaten, wo noch Niemand vor dem Geldsacke sich zu demüthigen braucht oder Lust dazu hat. Nirgends wohl in der Welt gilt der bloße Besitz weniger als im fernen Westen, wo bis jetzt auch der Wohlhabendste einfach als Bürger und Mensch zählt. Mit dem Dichterwerden der Bevölkerung stellt auch die Unterordnung sich ein, weil Mittel und Aussicht, zu Bildung und Besitz zu gelangen, immer ungleicher werden. Ob sich eine Abhülfe dieses Uebels finden läßt, wird man künftig besser als jetzt entscheiden können; die bisherigen Versuche waren erfolglos.

Nun wäre von der republikanischen Regierungsform und ihrem Einflüsse auf den sittlichen Charakter des Volkes zu reden; doch findet sich dazu später der geeignete Ort. Republik sollte mit Demokratie oder vollständiger Volksherrschaft gleichbedeutend sein, war es aber in Wirklichkeit nie und nirgends, und auch hier bestehen mitten im republikanischen Leben, wie gezeigt wurde, noch bedeutende aristokratische, hierarchische, selbst patriarchalische und sogar monarchische Elemente (der Präsident, auf ein von ihm abhängiges Beamtenheer von mehr als 50,000 und zugleich auf eine Partei gestützt, übt in manchem Betrachte volle Monarchengewalt), so daß von allen bisherigen sozialen Einrichtungen keine ganz hier fehlt. Die gesetzlich garantirte volle Rede- und Preßfreiheit, die gesetzliche Abschaffung erblicher Vorrechte und die gesetzliche Beseitigung alles Regierungszwanges (obwohl es in der Praxis nicht an Beschränkungen fehlt), sind fast das einzige vollständig Republikanische, das bis jetzt hier sich vorfindet.

Zur richtigen Würdigung des sittlichen Zustandes einer Nation muß man neben dem Angeführten sowohl ihre Entwicklungsgeschichte wie die äußeren Naturverhältnisse, von welchen sie umgeben ist, in Betracht ziehen: denn Beides ist von unläugbarer Einwirkung.

Alles mußte sich vereinigen, um dieser Nation den Charakter der Kühnheit, des Unternehmungsgeistes, der ruhelosen Strebsamkeit aufzuprägen. Von Anfang war es nur der entschlossenste und waglichste Theil der Bevölkerung der alten Welt, der von irgend einer Idee, namentlich von dem Verlangen nach einer größeren Unabhängigkeit getrieben, es unternahm, in der Wildniß der neuen Welt eine neue Heimath zu gründen. Unter den mannigfachen Kämpfen mit Naturhindernissen jeder Art, unter den Gefahren und unsäglichen Anstrengungen, welche mit der Verdrängung und Austilgung der Ureinwohner verbunden waren, und wobei der Einzelne fast immer nur auf sich selbst angewiesen war, keinen Regierungszwang empfindend, keiner Leitung und Hülfe sich erfreuend, — mußte jener wagliche Geist nur noch höher gesteigert werden, und so lange diese Ursachen fortdauern, wird ihre Wirkung nicht aufhören.

Die rücksichtslose Geringachtung des Lebens, welche theils als wirklicher Muth, theils als gräßliche Rohheit sich erweist, muß wohl aus eben dieser Quelle, namentlich aus dem noch immer nicht verwischten Eindrucke der beiderseits mit der unmenschlichsten Erbitterung geführten Indianerkriege abgeleitet werden. Jeder Krieg läßt eine Sitten- und Sinnesverwilderung hinter sich; die Greuelscenen der Indianerkriege mußten so tief sich einprägen, daß mehr als ein Menschenalter dazu gehört, alle Spuren ihres Eindruckes auszutilgen.

Das weite Gebiet der Union, darin Jeder im Ganzen eine Heimstätte findet, mit den unermeßlichen natürlichen Hülfsmitteln, zu deren Benützung Keinem der Zutritt verwehrt ist, fordert zunächst unsere Beachtung, wenn wir für den eigenthümlichen Charakter der Nation eine Erklärung suchen. Muthlos legt der erfolglos Strebende endlich die Hände nieder (dies ist die Ursache des weitverbreiteten Stumpfsinnes in der alten Welt), während der Erfolg zu erneuter und immer größerer Anstrengung anspornt, so daß endlich Maß und Schranke übersprungen werden. Im letzteren Falle befinden sich die amerikanischen Geschäftsleute und die Uebrigen, welche ihren besonderen Beruf nur im Geschäftsgeiste betreiben; Gewinnsucht und Geldgier werden ihnen allgemein zum Vorwurfe gemacht, während sie meistens frei sind von dem kleinlichen Geize und der philisterhaften Oekonomie, welche man in der alten Welt — ebenfalls in natürlicher Folge der äußeren Verhältnisse — so vielfach antrifft.

Neben dieser Habsucht — die ich mehr aus der inneren Befriedigung herleite, welche der Erfolg der Anstrengung gewährt, als aus blos kleinlicher Freude am großen Besitze — erscheinen mitunter achtbare Züge des zu Aufopferungen fähigen Gemeingeistes, der Wohl-

thätigkeit, sowie der heldenmüthigen Resignation in den Fällen, wo der eigene Glückswagen einen Umsturz macht. Ist auch bei dem Amerikaner die gemüthliche Sympathie nicht sehr stark, so ist doch sein bekanntes help yourself nicht so zu nehmen, als ob er zu praktischer Beihülfe durchaus ungeneigt wäre. Man gehe in eine neue Ansiedelung und sehe, wie in allen Fällen, wo der Einzelne für sich allein nicht fertig werden kann, Alle des Einzelnen sich annehmen. Aber das kann man dem Amerikaner kaum verargen, daß er, gewohnt von früh an durch eigne Anstrengung sich selbst Bahn zu brechen, dem, der unschlüssig und rathlos allein nach der fremden Hülfe sich umsieht, etwas kalt sein „hilf dir selbst" entgegenhält.

Dieselben günstigen äußeren Verhältnisse (die noch unausgebeutete Natur) haben sodann die glückliche Folge, daß hier — immer die größeren Städte ausgenommen — nirgends die Noth, die Arbeits- und Verdienstlosigkeit herrschen, welche in allen Ländern der alten Welt ein stets sich vermehrendes, sittlich verkommenes, der Ehre wie der Hoffnung beraubtes, auf Betrug und Diebstahl, auf Schande und auf Elend angewiesenes Proletariat hervorgebracht haben. In diesem Betrachte ist das Landleben in Amerika, verglichen mit dem Zustande, welcher in dem Dorfleben der europäischen Länder von Tag zu Tag mehr hervortritt, fast paradiesisch zu nennen, und es gehört vor allem Anderen zu der Lichtseite des amerikanischen Lebens, daß in der Noth nur selten Verbrechen hier ihre Quelle, fast niemals ihre Entschuldigung haben. Die sogar in den europäischen Dörfern stets sich mehrende Prostitution kennt man auf dem Lande in Amerika kaum. Der Stiftung eines eigenen Familienlebens steht für den Erwachsenen nichts im Wege, und als allgemeine Regel gilt es bis jetzt, daß dasselbe rein und anständig erhalten wird. Die ländliche Jugend lernte bis jetzt das Gift des Lasters wenig kennen, so weit nicht die Sklaverei in's Spiel kam.

Hier kann noch bemerkt werden, daß den besseren Zügen des amerikanischen Charakters das mangelt, was man das romantische und poetische Element nennen möchte — es fehlt ihm in der Art, wie es jeder Tugend erst zugleich die Krone der Schönheit reicht (kalon kai agathon), es fehlt ihm auch in der Art, wie es die Tugend selbst durch falschen Enthusiasmus verzerrt; des Amerikaners Tugend ist eine nüchterne und steht der Einsicht näher als dem Gefühle. Will man den hiesigen Stand der Sittlichkeit mit dem europäischen vergleichen, so wird man dem Grade nach keinen großen Unterschied entdecken: dort kommen mehr gemeine (schmutzige und niederträchtige) Verbrechen vor, hier mehr großartige, d. h. solche, welche zu begehen es gleichsam eher der Mühe werth ist. Was von Tugend hier und dort sich findet, ist dort gleichsam mehr idealer, hier mehr praktischer Natur.

In dieser Beziehung befindet sich der geistige Zustand der Bevölkerung ebenfalls wieder in Harmonie mit dem Character des Landes, welchem es an Naturschönheit und an wechselnden Scenen des Erhabenen und Anmuthigen auffallend mangelt. Dabei ist wohl ferner zu beachten, daß die Amerikaner in dem Entwicklungsgange der Menschheit, sofern er ein Gang von Osten nach Westen ist, geographisch die äußersten Vorposten bilden. Die Wiege der Schwärmerei sowie der Bilder- und Mythenfülle haben wir im fernen Osten zu suchen. Wie die Kultur und die Völker selbst westwärts vorrückten, gewann mit jedem Schritte der sichtende Verstand mehr und mehr Uebergewicht über die träumende Phantasie, und als Kultur und Völker, der niedergehenden Sonne folgend, den großen Sprung über das atlantische Meer machten, erfolgte rasch die weitere Abkühlung in einem Grade, welcher mit der Größe des Sprunges im richtigen Verhältnisse zu stehen scheint. — Der einzelne Mensch kann nicht wohl völlig gemüth- und phantasielos werden, oder des Sinnes für das Schöne sich ganz entäußern; aber dem ganzen hiesigen Volkscharakter die Wärme, das Gemüth und die Aesthetik aufzuprägen, welche als nationaler Zug wohl schon da waren, wird im Verlaufe der Zeit nur immer unmöglicher werden. Es ist die Herrschaft des Verstandes, um welche die westliche Menschheit zu kämpfen begonnen hat, und was nach diesem Kampfe kommen wird, wage ich nicht vorauszusagen. — Das frisch eingewanderte Element hängt vorerst noch an der mitgebrachten Gemüthsrichtung; wie lange dieselbe vorhalten, wie viel davon der Masse sich mittheilen wird, läßt sich jetzt noch nicht bestimmen.

Nun endlich wäre von dem Einflusse der politischen Einrichtungen dieses Landes auf den sittlichen Charakter der Bevölkerung zu reden, — die ganze bisherige Untersuchung mußte dazu den Weg bahnen. Ich mußte zeigen, in wie weit sich dieser Charakter aus andern Umständen erklärt, damit wir wissen, wie viel aus den fraglichen Einrichtungen noch zu erklären übrig bleibt, — und dessen ist in der That wenig. — Mit anderen dagewesenen oder noch bestehenden Republiken mag ich die hiesige nicht in Parallele stellen, da sie ihrem Wesen nach eine andere ist und unter ganz verschiedenen äußeren Bedingungen besteht.

Entweder macht sich ein Volk seine Verfassung (oder läßt sie doch gutwillig sich gefallen) entsprechend dem Grade seiner sittlichen und überhaupt geistigen Bildung, oder, wenn dies nicht der Fall ist, wird diese Verfassung zum todten, wirkungslosen Buchstaben. Das Volk ist dann dem Buchstaben und Geiste seiner Verfassung entweder voraus, oder dahinter zurück. Besteht auch der Buchstabe unserer Bundesverfassung noch in seiner Kraft, so ist doch von dem Geiste der Stifter derselben das Volk bereits vielfach abgewichen, und diese Verfassung ist schon jetzt theils zu eng und theils zu weit; sie ist nicht

mehr, wie sie es zur Zeit ihrer Gründung war, der richtige Ausdruck der Volksstimmuug.

Im Ganzen hängt in sittlicher Beziehung von dem politischen Maschinenwerke weniger ab, als manche glauben; unter einem Regimente, wie das der britisch-amerikanischen Provinzen, würden die Amerikaner nicht wesentlich anders sein. So ist auch der deutschredende Schweizer als Republikaner von dem Bewohner der süddeutschen Monarchien viel weniger verschieden, als der letztere von dem unter gleichem oder ähnlichem Regimente stehenden Norddeutschen sich unterscheidet.

Daß durch die menschliche Gleichberechtigung, wo sie ausnahmslos durchgeführt ist, die Gesellschaft sittlich erhoben wird, dürfte woh Niemand bezweifeln wollen. Sie trägt auch hier unverkennbar dazu bei — so weit sie nämlich besteht, — die Forderungen der Gerechtigkeit dem Volke zum Bewußtsein zu bringen, während die große Ausnahme davon, welche dem republikanischen Geiste zuwider sich nicht nur erhalten hat, sondern immer tiefere Wurzeln zu schlagen und immer größere Ausdehnung zu gewinnen droht, gerade in der Republik das sittliche Bewußtsein nothwendig verdunkeln, den ganzen Volkscharakter demoralisiren muß. Gäbe es keinen Kampf hier gegen die Sklaverei und die anderen Abweichungen von der Gleichberechtigung, — dürften wir nicht hoffen, daß der bessere Sinn im Volke immer mehr erwachen und den begonnenen Kampf gegen die Unmenschlichkeit siegreich durchführen werde, wir müßten verzweifeln, daß hier jemals eine andere achtbare Seite des Volkscharacters zum Vorschein kommen werde, als die etwa unter dem russischen Knuten- uud Leibeigenschafts-Systeme noch sich zeigen kann.

Daß hier weniger regiert wird als in der alten Welt (in manchem Betrachte noch immer zu viel), daß jede Art von Bestrebungen, sei es für's Bessere oder Schlechtere, weit weniger gehemmt und beaufsichtigt ist, kann nicht ohne entsprechende Folgen sein; die größere Freiheit hat eine erhöhte Mannhaftigkeit und ein stärkeres Selbstgefühl erzeugt, welches die europäische Bedientenwirthschaft verachtet, aber nur zu oft zugleich die Schranke überspringt, während der wahrhaft Gebildete eben darum zugleich frei und der Freiheit würdig ist, daß er in allen Dingen das rechte Maß sich selbst zu setzen versteht.

Das Endresultat dieser und ähnlicher Untersuchungen wird nach meinem Dafürhalten immer folgendes sein: Unter dem Einflusse der verschiedenartigsten religiösen Begriffe und Religionsformen, oder auch bei der (neuerdings versuchten) Beseitigung aller religiösen Einwirkung — unter dem priesterlichen, monarchischen und aristokratischen Zwange, sowie unter der Art von Freiheit, welche bisher mitunter bestanden hat und besteht, also unter jeder Form der Regierunz, — unter den verschiedenartigsten äußeren Verhältnissen, indem die Natur da reichlich, dort kärglich ihre Gaben spendete, — ja selbst bei

weniger oder mehr allgemein verbreiteter Intelligenz und Aufklärung — sind die Menschen, sofern ihr sittlicher Werth in Betracht kommt, bisher im Ganzen mittelmäßig geblieben, so daß immer und überall zugleich neben der stärkeren oder schwächeren Lichtseite auch die Schattenseite stärker oder schwächer hervortritt. Ein unbefangener Blick über weite Zeiträume und große Menschenmassen scheint die Ansicht zu bestätigen, daß Gemeines und Edles im Ganzen einander aufwiegen; daß, wie durch mächtige Anregung der einzelne Mensch für den Augenblick zwar gehoben werden kann, dann aber meistens auch wieder sinkt, so ganze Klassen und Nationen, durch gewaltige Zeitereignisse aufgerüttelt, rasch sich ermannen und — für eine Zeit lang — auf einer bis dahin nicht gekannten geistigen und sittlichen Höhe erscheinen, um, wie das edle Feuer verflackert, ebenso wieder in Erschlaffung zurückzufallen; daß, wenn in vielen andern Dingen die Welt täglich unaufhaltbar fortschreitet, der sittliche Gehalt der Menschheit — wenn mit großem Maßstabe gemessen und Eines gegen das Andere gehalten wird — sich dem Maße und Grade nach, seitdem eine Geschichte besteht, nicht sehr bedeutend verändert hat. Es ist arge Verblendung, wenn man in allem diesem Betrachte das eine oder andere System, welches zeitweilig herrschend war, vorzugsweise anklagen will; — die Menschheit, vielleicht immer noch auf ihrer ersten Entwicklungsstufe stehend, hat es eben bis jetzt nicht über diese sittliche Mittelmäßigkeit gebracht, so daß man fast so genau, wie man die Mondesfinsternisse berechnet, für ein ganzes Land voraus bestimmen kann, wie viel Verbrechen der einen und anderen Art innerhalb 12 Monaten darin vorkommen werden, während es weniger möglich ist, das damit im Verhältniß stehende Maß des edleren Elementes statistisch vorzulegen. Rousseau leitete von der steigenden Cultur die Verschlechterung der Sitten her und rieth, zur Natur — zur Unwissenheit und Unkultur — zurückzukehren, was indessen unmöglich ist. Freilich hat die Kultur Verbrechen gebracht, welche im Naturzustande nicht vorkommen und hat Das, was vordem bloße Rohheit war, in Verbrechen umgewandelt, indem sie das vordem dunkle Bewußtsein erhellte. Aber sie hat doch von der allergräßlichsten Rohheit uns befreit und zugleich eine höhere bewußte Tugend möglich gemacht, während das an dem Naturmenschen wirklich Achtbare nichts mehr als Naturprodukt ist. Wie die Dinge jetzt stehen, bleibt nichts übrig, als auf dem Wege der Bildung weiter fortzuschreiten in der Hoffnung, daß die volle Bildung die Uebel wieder entfernen wird, welche die mangelhafte gebracht hat.

Würde die gegenwärtige Menschheit sich entschließen und die Mittel finden, eine neue Generation gleichmäßig zur Einsicht und zur Selbstbeherrschung zu erziehen, alle dem edleren menschlichen Elemente verderblichen Einflüsse zu beseitigen und die ganzen Lebensverhältnisse nach den Grundsätzen der Billigkeit und des gegenseitigen

Wohlwollens zu ordnen, so würde zwar auch dann noch immer kein idealer sittlicher Zustand eintreten, aber ein solcher jedenfalls, der über dem bisherigen weit erhaben wäre. Daß man diesen Versuch bald im Großen und mit vollem Erfolge machen werde, ist um so mehr zu bezweifeln, da über Vieles, was dabei in Betracht kommt, wohl nur Wenige bis jetzt unter sich einig sind. — Bevor aber die große Masse für den Genuß der ganzen Freiheit völlig vorbereitet ist, wird es eine Streitfrage bleiben, welches Maß von Freiheit und wie viel Beschränkung daneben (jedes Gesetz ist eine Beschränkung) dem Allgemeinen am zuträglichsten ist. Die beste Staatsverfassung wäre jedenfalls die, welche beides, Freiheit und Beschränkung, in ein richtiges Verhältniß zu der Stufe der geistigen Befähigung der Staatsmitglieder gesetzt hätte.

Wir kommen zu unserer Schlußbemerkung, — sie ist eine niederschlagende. Diese Nation hat ihren sittlichen Höhepunkt überschritten, jenen nämlich, welchen sie während ihres Kampfes für ihre Unabhängigkeit einnahm; sie ist von der edleren Einfachheit der Sitten, die damals vorherrschte, Schritt um Schritt weiter abgewichen; sie ist von der Aufopferungsfähigkeit, welche der damalige edlere Enthusiasmus hervorrief, mehr und mehr herabgesunken in gemeine Selbstsucht; sie entfernt sich thatsächlich immer weiter von den Grundsätzen der gleichen Menschenrechte, welche sie damals als aufrichtigen Ausdruck ihrer Gesinnung und zur Rechtfertigung ihrer Lostrennung von Altengland der Welt verkündigte*) — sie geht immer weiter in dem Vorzuge, welchen sie dem Schimmer, dem Glanze, dem gemeinen Genusse und den Mitteln, ihn zu schaffen, sowie dem Verlangen nach roher Uebung der Willkür — über die wahren Güter der Freiheit giebt; sie verirrt sich praktisch immer weiter von ihrer wahren höheren Bestimmung und Aufgabe, welche sie als Vorkämpferin für die Freiheit aller Völker zu erfüllen hätte; sie impft und pfropft zugleich noch einen unmäßig roh auftretenden Fremdenhaß ihren übrigen selbstsüchtigen Bestrebungen ein; sie bringt heuchlerische Mäßigkeits- und Sonntagsgesetze in Anwendung, um der immer mehr um sich greifenden Unmäßigkeit zu wehren, und vernachlässigt die sittliche Erziehung der Jugend, — — und so wird bei und trotz der republikanischen Form ihres öffentlichen Lebens diese Nation herabsinken, Niemand weiß, zu welcher Stufe der Entartung, wenn nicht eine mächtige Wendung der

*) Bei unserer ganzen Betrachtung dürfen wir den Umstand nicht übersehen, daß wir es eigentlich mit zwei verschiedenen Nationalitäten, der nördlichen und südlichen, zu thun haben, welche in ihrem Charakter, ihren Interessen und Bestrebungen, ja selbst in Sitte und sittlichen Grundsätzen immer weiter auseinandergehen, so daß man an die lange Fortdauer einer politischen Verbindung leider kaum glauben kann, wenn man nicht den unwahrscheinlichsten Fall voraussetzen will, daß entweder der Süden dem Norden, oder der Norden dem Süden sich völlig unterordnen wird.

Dinge (und zu einer solchen sind alle Anzeichen vorhanden) plötzlich Halt gebietet und einen neuen sittlichen Aufschwung veranlaßt.

Immer steht der einzelne Mensch, die besondere Klasse, das ganze Volk sittlich am höchsten im Kampfe und während des Kampfes für die höchsten Güter der Menschheit, während der ungefährdete Besitz und Genuß die sittliche Erschlaffung zur Folge hat. Jener Kampf wird bald genug für uns kommen, ja hat bereits begonnen, und von seinem Erfolge wird — wenigstens für die große Mehrzahl der Bewohner dieses Freistaates — die sittliche Erhebung und Umgestaltung abhängen, welcher jeder Freund des Besseren hoffend entgegensieht.

Eine weitere Verfolgung dieses Gedankens würde über die Grenzen der vorliegenden Aufgabe hinausführen. Was ich geben wollte und konnte, sind überhaupt mehr nur Andeutungen, und mein Zweck ist erreicht, wenn diese Abhandlung eine fernere Besprechung der vielen ernsten Fragen, die ich nur flüchtig berühren konnte, in weiteren Kreisen veranlassen sollte.

Geschrieben Ende Juli 1856.



Zur Frage der Menschenrechte.

Unter obiger Ueberschrift las ich unlängst einen kurzen Artikel, welcher die häufig in unserer Zeit aufgestellte Behauptung enthält, daß neben Licht, Luft und Wasser auch der gesammte Boden der Erde ein für immer unveräußerliches Eigenthum der gesammten Menschheit bleiben müsse; daß nur das durch seinen Fleiß Erzeugte dem Einzelnen wirklich zugehören könne, nicht aber das Stück Land, worauf er es gewinnt; daß Jeder ein unbestreitbares Recht habe auf so viel Land, als er zur Sicherung seines Lebensunterhaltes und seiner Unabhängigkeit bedarf.

Es ist kein Wunder, wenn unter den rathlosen Zuständen unserer Zeit, beim Hinblick auf eine unersättliche und im Uebermaße schwelgende Aristokratie und ein, jeden Tag mehr in Elend und Herabwürdigung versinkendes Proletariat, alle möglichen Theorien zum Vorscheine kommen, von welchen nur irgend Abhülfe des Uebels sich hoffen läßt; zu leicht geschieht es indessen, daß man im redlichsten Eifer über das Ziel hinaus schießt. Folgendes sind meine Einwendungen gegen die oben erwähnte Lehre.

Sonnenschein, Luft und das weite Meer sind darum bisher weder von einzelnen Menschen, noch Nationen in Beschlag genommen worden, weil sie theils unmöglich zu monopolisiren sind, theils, weil im Ganzen daran sich nichts ändern und bessern läßt. Fängt Je-

mand das Licht mit einem optischen Glase auf, so gehört der aufgefangene Theil mit Recht nur ihm, — ebenso die im Blasbalge aufgefangene Luft, und ein Stück Meer, um welches herum ein Hafen gebaut wurde, wird von den Erbauern des Hafens in Anspruch genommen.

Beim Jäger- und Nomadenleben bleibt der Boden der Erde unverändert, und es ist nur nöthig, wenn Jäger und Hirten in einer Gegend zu sehr sich häufen, daß sie auseinander ziehen nach anderen Gegenden, wo Weide und Jagd noch reichlicher vorhanden sind. Gerade so halten es auch die wild weidenden und die reißenden Thiere; die Eigenthumsfrage kommt nicht in Betracht.

Sobald jedoch die Menschen in den Staatsverband sich begeben, bedarf jedes Volk eines gewissen Gebietes, worauf das besondere Volk ausschließlich Anspruch macht, von dessen Grenzen es fremde Eindringlinge abweist. Es kann Einzelne in seine Mitte aufnehmen, aber es gestattet nicht, daß viele Millionen sich eindrängen unter dem Vorgeben, sie hätten kein Land, und mit dem Verlangen, gleich mit den Uebrigen zu theilen, wodurch vielleicht die Theile Aller zu klein würden. Daß es ein Land der Engländer, der Franzosen u. s. w. gibt, darin liegt also schon eine unabwendbare Abweichung von dem Grundsatze, daß die Erde ein Gemeingut des ganzen Menschengeschlechtes sei. Die Durchführung dieses Grundsatzes würde eine, vom gesammten Menschengeschlechte anerkannte Oberbehörde erfordern, welche Jeden, der Land für sich verlangt, gerade dahin weist, wo dessen noch am meisten zu finden ist. Eine Gleichheit würde indessen auch damit nicht zu Wege gebracht; denn wie soll man etwa ein Stück Erdboden in Norwegen oder in der Wüste Saharah gegen eines in Mailand oder Californien anschlagen? Finden sich doch kaum hier in einem einzelnen County zwei Stücke Landes von 80 oder 160 Ackern, die in jedem Betrachte von ganz gleichem Werthe wären; vielmehr enthält jedes 40 und selbst 20 Ackerstücke, die dem Besitzer mehr Nutzen bringen, als andere 1000 und 2000 Ackerstücke. Kann nun beliebig ein ganzes Volk einen gewissen Gebietsraum zu seinem (ausschließlichen) Wohnsitze wählen, so kann—dem Grundsatze nach—auch eine Gemeinde, eine Familie, ein Einzelner dasselbe thun, und die Frage ist nicht mehr nach dem Rechte, sondern nach der Zweckmäßigkeit.

Dazu kommt, daß die sog. Erzeugnisse des Fleißes sich nicht ohne Weiteres vom Boden wegnehmen lassen, und Alles wie zuvor bleibt, sondern daß man den bearbeiteten Boden theils wirklich und fast völlig entwerthen, theils seinen Werth so sehr erhöhen kann, daß derjenige, welchen er zuvor hatte, dagegen fast gar nicht in Betracht kommt. Diese Wertherhöhung ist das Werk der fleißigen Hand oder auch großer Kostenanlegung, und darum doch von Rechts wegen nicht mehr „Gemeingut Aller", jedoch von dem Boden selbst untrenn-

bar, so daß man nicht den Boden wieder wegnehmen, das Produkt des Fleißes aber dem zeitweiligen Bebauer lassen könnte. Der letztere hat etwa in der Wildniß begonnen, große Felder ausgeklärt und eingezäunt, das Land ent- und bewässert, dauerhafte Gebäude aufgeführt, Brunnen gegraben, Gemüse-, Obst- und Weingärten angelegt, und jetzt, da dies Alles ihm nützlich werden soll, wird er gezwungen, die Hälfte des Bodens (ich setze voraus, daß kein öffentliches Land mehr da ist) an einen eingewanderten Grönländer oder irgend einen Andern, der Land verlangt, abzugeben, weil, wie behauptet wird, an den Boden Alle gleichen Anspruch haben. (Eine regelrechte Anlage von 6—8 Acker Weinberg nebst Weinkeller und einfachem Wohnhause kostet mehr, als der höchste Congreßpreis für 800 Acker Landes beträgt.)

In der That ist der jetzige Congreßpreis so niedrig, daß darin kein ernstliches Hinderniß für Den liegt, der ernstlich an die Gewinnung einer Heimstätte denkt. Will nicht der Staat zugleich es übernehmen, die unbemittelten Familien an Ort und Stelle zu bringen, ihnen eine wohl eingerichtete Farm mit Ackergeräthe und Viehbestand und allem Bedarf bis zur nächsten Ernte zu überliefern, so kommt wenig darauf an, daß er 5, oder 10, oder auch 50 Dollars für ein 40 Ackerstück fordert. Doch bin ich dafür, daß diese Zahlung dem Unbemittelten ganz erlassen werde.

Die Zweckmäßigkeit des Vorschlags, ein Stück Land dem Bebauer nur zeitweise zur Benützung zu überlassen, muß ich aus langer Erfahrung unbedenklich bestreiten. Ein durchaus humanes Interesse, welches keinen Tadel verdient, bindet uns an einen Grundbesitz, und wenn es der kleinste wäre. Das Stückchen Boden wird uns lieb, worauf wir unsere Kräfte üben, das wir nach eigenem Sinn und Geschmack verbessern, zieren und in Gebrauch nehmen; und darüber ganz nach Gefallen zu verfügen, es zu behalten, wegzugeben, oder Denen zu hinterlassen, welche uns die Liebsten sind, ist fast die einzige Art vollständiger Freiheit, die wir im Leben üben, und die Keiner, welcher sie jemals schmeckte, sich wird wollen nehmen lassen.

Entzieht man den Menschen das Recht auf Grundbesitz, so entreißt man ihnen zugleich den stärksten Hebel der nutzbringenden Thätigkeit und die reinste Quelle des Glückes und der Zufriedenheit. Will man die Bebauer des Bodens zu einer Art von Pächtern auf Jahre oder auf Lebenszeit machen, so wird derselbe in der Regel verschlechtert aus der Hand des letzten Nutznießers kommen,—die Felder sind ausgesogen und der Wald ist verwüstet,—keine werthvolle Anlage ist gemacht worden. Der ganze Erfolg in der Landwirthschaft selbst beruht theils auf nachhaltiger, theils auf voraussehender Thätigkeit, welche in den meisten Fällen nur der E i g e n t h ü m e r anwendet. Man erzählte mir von einer deutschen Frau in Ohio, welche als geschickte Winzerin gilt und eine Weinanlage für mehrere Jahre in Pacht

genommen hatte. Sie machte jedes Jahr eine gute Durchschnittsernte. Im letzten Jahre der Pacht gewann sie einen fast unglaublichen Ertrag, nämlich über 2200 Gallonen von 4 Ackern; im folgenden Jahre trug der Weinberg keine Beere mehr und mußte umgerodet werden. Weingärtnern braucht man nicht zu sagen, wie das zuging; aber ähnlich verhält es sich mit der Landwirthschaft;—das Stück Boden ist, außer bei ganz roher Bewirthschaftung, in der That das Geringste, der verständig angewandte Fleiß das Bedeutendste.

Nimmt man uns das Verfügungsrecht über unser Grundstück, so ist es auch mit der Freizügigkeit am Ende. Warum aber sollten wir Landwirthe allein an irgend eine Stelle uns binden, wenn Neigung oder andere Umstände es uns wünschenswerther machen, da oder dort zu wohnen? Dann muß aber auch die Freiheit des Kaufes und Verkaufes von Land ungehemmt sein.

Trotz alles Gesagten sind jedoch die Klagen des oben genannten Einsenders über unsere bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen wohlbegründet; aber noch sind die Mittel nicht gefunden, dem Uebel ganz abzuhelfen. Was ich vorschlagen würde, besteht in Folgendem:

Um die unmäßige Anhäufung von Land in den Händen Einzelner zu verhüten, lege man eine progressive Steuer auf allen Grund, welchen der Eigenthümer nicht unmittelbar benützt oder selbst bebaut. Es ist freilich schwierig, ein in jedem Falle richtiges Maaß zu bestimmen. Der Gärtner, Baumzüchter, Weinbauer reicht mit wenigen Ackern aus; der gewöhnliche Farmer hat mit 160 bis 200 Ackern — je nachdem das Land ist — nicht zu viel; der Vieh-, namentlich der Schafzüchter kann 4—500 Acker wohl gebrauchen. Die kleinen Parzellen sind immer für den Landbau hemmend und verderblich, sind namentlich die Ursache der Waldvertilgung und so aller der Uebel, worunter ganze Länder leiden müssen.

So lange noch öffentliches zur Ansiedlung bestimmtes Land vorhanden ist, gebe man umsonst jedem volljährigen Manne, der es verlangt und glaubhaft darthut, daß er weniger als 500 Dollar an Vermögen besitzt, ein Mal 160 Acker, welche er aus allem bereits vermessenen Lande auswählen kann. Diese freie Auswahl zwischen dem Besseren, in größerer Ferne, und dem weniger Guten, den Ansiedlungen näher, zwischen Wald und Prärie, nördlich oder südlich, sichert allein — bei der großen Verschiedenheit des Bodens nach Art und Werth — die Zufriedenheit der Ansiedler, während eine Vertheilung niemals auch nur einigermaßen eine Gleichheit zu Stande bringt. Der so Beschenkte hat fünf Jahre auf diesem Lande persönlich zu wohnen und gewisse Anlagen darauf zu machen, während er eine Eigenthumsurkunde erhält und dann nach Belieben darüber verfügen kann.

Vieles Land ist der Art, daß Niemand darauf wohnen mag, selbst wenn er es geschenkt erhielte, doch noch brauchbar als Wald und

Weideland für angrenzende Ansiedler. Außerdem gibt es Wohlhabendere, welche sich anzusiedeln wünschen, ohne daß man ihnen das Land dazu zu schenken brauchte. Darum bestehe auch der Verkauf des öffentlichen Landes fort, doch in allen Fällen nur an solche, welche es zu unmittelbar eigenem Gebrauche verlangen, so daß der Landspeculation möglichst gewehrt wird.

Ist irgend ein Land so mit Menschen gefüllt, daß des Bodenraumes für die Bevölkerung zu wenig wird, so muß der Staat den unbemittelten Auswanderungslustigen zu anderweitiger Colonisation behülflich sein. Ist die ganze Erde voll, dann muß und wird der Himmel rathen.

Ich habe im Ganzen nur flüchtige Andeutungen gegeben, doch hinreichend für einen diesmaligen Zweck. Ueber die beregte Frage ist schon viel theoretisirt worden—nicht immer mit hinreichender Sachkenntniß, welche nur aus der Erfahrung sich schöpfen läßt. Gerade je höher die Agrikultur steigt, desto weniger wird man über das Prinzip des Privateigenthums am Grund und Boden hinaus kommen, mit welchem letzteren es denn doch sich sehr anders verhält, als mit Sonnenschein und Luft.



Von den politischen Uebeln.

Im Naturzustande thut Jeder, was ihn gelüstet — so weit er nicht durch Umstände, oder das Eingreifen von Mitgeschöpfen daran verhindert wird — indem immer der augenblicklich stärkere Naturtrieb über den schwächeren das Uebergewicht hat. Dies ist in dieser Welt möglichst vollständige Freiheit. Sie bestand längst nicht mehr irgendwo, woher geschichtliche Nachrichten uns zugekommen sind; vielmehr sehen wir überall schon frühe der menschlichen Willkür Grenzen gesteckt durch Menschen, und so wird es immer bleiben. Der Naturzustand ist nicht wieder herzustellen, theils weil in ihm ein höheres Maß des allgemeinen menschlichen Wohlseins, theils die Erfüllung der höheren menschlichen Aufgaben unmöglich ist. Es mußte also und muß für alle Zeiten ein in irgend einer Weise geordnetes, nothwendig also mit Einschränkungen verbundenes menschliches Zusammenleben an die Stelle der urthümlichen Freiheit treten. Alle politischen Bewegungen und Kämpfe drehen sich allein um die Frage, in wieweit und in welcher Weise menschliches Eingreifen — Einzelner, oder auch der ganzen Gesellschaft—an die Stelle der von der Natur als Mitgift uns zugetheilten individuellen Freiheit treten soll. Allgemeine, d. h. für alle Zustände und alle Zeiten gültige Prinzipien lassen sich darüber nicht aufstellen. Was der Eine als poltisches Uebel beklagt, erkennt der

Andere als gut und richtig an; und werden Vorschläge zur Abänderung gemacht, so gehen diese meistens weit auseinander, da es eben um die Zweckmäßigkeit sich handelt, nicht um einen mathematisch genau festzustellenden Grundsatz.

Der wünschenswertheste und vortrefflichste gesellschaftliche Zustand wäre der, daß Alle, in ihrem Handeln von richtigem Verständniß der Dinge und von sittlichen Grundsätzen geleitet, keine Veranlassung zu einem Eingreifen von außen her gäben; das sog. Regieren würde sich beschränken auf eine kaum empfindbare Oberleitung zur Erreichung von Zwecken, welche das Zusammenwirken vieler einzelner Kräfte erfordern, und Jeder würde in seinem Thun sich so unbeengt und frei fühlen wie im Naturzustande, während das Ganze zugleich bestens gediehe. Dies ist das radikale Ideal, auf dessen Verwirklichung unser Streben gerichtet sein muß; wir mögen und sollen ihm näher kommen, würden aber nur dann es ganz erreichen können, wenn alle menschlichen Schwächen beseitigt wären.

Man geräth sogleich in Schwierigkeiten, wenn man an die Stelle der Thunlichkeit und Zweckmäßigkeit unantastbare Prinzipien setzen will. Ein allbekannter Versuch mit letzteren wurde gemacht in der Einleitung zur Unabhängigkeits-Erklärung. „Alle Menschen sind gleich (einander gleich) geschaffen — mit dem unveräußerlichen Rechte auf Leben, Freiheit und das Streben nach Wohlsein.“ Dies Alles paßt ziemlich genau nur auf den von uns längst überwundenen Naturzustand, nicht auf die heutige Gesellschaft.

1. Die Gleichheit besteht doch nur darin, daß — mit seltenen Ausnahmen — alle Menschen von Natur begabt sind mit solchen Anlagen und mit einer Bildungsfähigkeit, wie kein anderes uns bekanntes Geschöpf sie besitzt, woraus denn eigenthümliche menschliche Aufgaben fließen, hoch erhaben über der thierischen Bestimmung, und woran sich die natürliche Berechtigung knüpft, daß der Mensch unter allen Umständen nicht wie eine Sache, sondern wie eine Person (ein Wesen mit Selbstzweck) behandelt werden soll. Dieses Alles stellt indessen nur eine allgemeine Aehnlichkeit dar, keineswegs eine Gleichheit. Die letztere findet sich etwa noch bei den Pescheres und Botokuden (immer noch mit der Ausnahme, daß Männer und Frauen nicht gleich geschaffen sind), während bei allen Kultur-Völkern der mannigfachste Unterschied in der natürlichen Begabung, in den angeborenen Neigungen und Kräften stattfindet nnd um so größer ist, je weiter sie von dem Naturzustande sich entfernt haben. Kann man diese Alle nun ganz gleich behandeln wollen? Bedingt nicht naturgemäß die höhere Fähigkeit auch die Verpflichtung zu höheren Leistungen, und ergeben sich nicht aus diesen ganz von selbst die höheren Ansprüche? Wie weit dies Alles gesellschaftlich zu regeln wäre, ist nicht eine Prinzipien-, sondern eine Zweckmäßigkeits-Frage.

2. Wir haben ein angeborenes Recht auf unser Leben (selbstverständlich nur dem menschlichen Eingreifen, nicht der Naturordnung gegenüber). Dies zur Wahrheit zu machen, dazu wäre die allgemeine Durchführung der folgenden 3 radikalen Grundsätze nöthig: a) die Todesstrafe, als ein überlegtes, von der Gesellschaft verübtes Morden ist abzuschaffen (auf die Gründe für und wider kann ich hier nicht näher eingehen); b) die Kriege, ein Morden und Zerstören im Großen, müssen aufhören, indem die Völker ihre Streitfragen in ähnlicher Weise schlichten, wie im gesitteten Zustande die Einzelnen es zu thun genöthigt sind; c) in unseren künstlicheren Zuständen kann der Einzelne in eine Lage versetzt sein, in welcher er unfähig ist, auch nur sein Leben zu erhalten; die von dieser künstlicheren Einrichtung Vortheil ziehende Gesellschaft ist verpflichtet, in dem einzelnen Falle die Ungunst der Umstände gut zu machen und für das Leben des Unglücklichen einzutreten. Man verfahre so, daß Jeder das höchste Genüge darin findet, sich selbst zu helfen; das nächst Beste ist, daß aus sittlichen Antrieben die helfende Theilnahme Anderer sich ihm zuwendet; das Letzte, aber Unerläßliche ist, daß die Gesellschaft ihm ein Dasein bereitet, in welchem das Leben ihm bei angemessener Verwendung seiner Kräfte nicht zur Last ist.

3. Wir haben ein unveräußerliches Recht auf Freiheit. Wie bereits bemerkt, kann dies nur im Natur- oder Faustrechts-Zustande und dann im Zustande der höchsten verständigen und sittlichen Entwickelung gelten, während in Wirklichkeit Beschränkungen und Zwangsmittel aller Art jetzt noch überall an der Tagesordnung sind, indem nur die Zweckmäßigkeitsfrage zu besprechen ist, wie weit unter den vorhandenen Umständen die Bevormundung sich erstrecken soll. Mit Freiheits-Geschrei ist wenig gethan. Alle wollen lieber frei als abhängig sein; warum sind es nun nicht Alle? Wer könnte sie zur Abhängigkeit zwingen, wenn nicht übermächtige Gründe vorhanden wären zur Unterwerfung unter die Beschränkung? Die Sache ist sehr einfach: Ich selbst möchte gern einer unbegrenzten Freiheit mich erfreuen; aber der Andern gleiche Freiheit möchte für mich sehr unbehaglich werden, und so willige ich in eine für Alle festgestellte Ordnung.

4. Mit dem Rechte auf das Streben nach Wohlsein verhält es sich ähnlich. Man soll freilich jeden gewähren lassen, wie er nach seiner ihm eigenthümlichen Weise sein Wohlbefinden zu fördern sucht, die Voraussetzung bleibe aber immer, daß dies nicht geschehe auf Kosten unverbrüchlicher Verpflichtungen und des Wohlseins Anderer. Hier ist also ein weiter Spielraum zum Abwägen und Ordnen je nach dem Erforderniß der vorhandenen Umstände.

Der berühmte französische Denker Rousseau führte den „Staat“ zurück auf den "Contrat Social" (den Gesellschafts-Vertrag), d. h. zwei, oder auch Tausende von Menschen, welche etwas besseres als

den Naturzustand verlangen, vereinigen sich zur Feststellung von Regeln, welche für das Verhalten aller Mitglieder des Vereins gelten sollen, treffen auch die nöthigen Anordnungen zur Aufrechthaltung dieser Regeln, — und so entsteht der Staat. Abgesehen davon, daß kein Staatswesen in Wirklichkeit so entstanden ist, indem vielmehr meistens Einer durch Wahl, oder Herkommen, oder durch Gewalt an die Spitze der Gemeinschaft gelangte und seinen persönlichen Willen zum Gesetz für Alle machte, — würde es sich fragen: bin ich, nachdem ich in den „socialen Contrakt" einging, für immer an denselben gebunden, auch wenn ich meine Rechnung nicht mehr dabei finde? Können Einzelne, welche zwischen den Contrahenten wohnen, gezwungen werden — auch wenn sie es vorzögen, im Naturzustande zu verharren, — in den Verein einzutreten und seinen Anordnungen sich zu fügen? — Wenn ich Einzelner mit keiner der jetzigen Staatseinrichtungen zufrieden bin, mit welchem Rechte zwingt man mich, meiner natürlichen Freiheit zu entsagen und den Anordnungen in dem Lande, in welchem ich zufällig geboren wurde, oder in dem andern Lande, in welches ich übersiedle, mich zu unterwerfen, ohne daß ich selbst jemals diesen Anordnungen zugestimmt habe? Muß ich nach Robinson's Art auf eine öde Felseninsel mich verschlagen lassen, um meine natürliche Freiheit zu behaupten, da ich nirgends sonstwo der Bevormundung — der milderen oder strengeren — entgehen könnte?

Es wird sich sofort zeigen, daß wir auch in den bestens geordneten Staatswesen die fremde Willkür dem eigenen Willen gegenüber nicht ganz beseitigen können, und daß nur über die Frage der zweckmäßigsten Grenzen zu verhandeln ist.

* * *

Bei Gelegenheit der Ernennung Agamemmnon's zum Führer der griechischen Heerschaaren bemerkt der alte Sänger der Ilias: Denn es kann nichts Großes gelingen, außer Gebieter sei Einer, — die Andern aber erfüllen das Wort des Befehles.

Darin liegt nichts Prinzipwidriges; denn die allgemeine Ausführung des von dem Einen Angeordneten, wenn er wirklich unter Allen der Fähigste und Beste ist, wird das allgemeine Wohlsein mehr fördern, als das Durcheinanderstürmen der vielköpfigen Menge. Für die große Mehrheit der Menschen gilt heute noch diese Regel, und wirklich ist die Mehrheit noch heute monarchisch regiert.

Doch theils lehrte die Erfahrung, daß in vielen Fällen die obenhin Gelangten nicht die Weisesten und Vortrefflichsten waren, und daß ihre Führung in eine verderbliche Willkür-Herrschaft ausartete, — theils mußte diese Ordnung der Dinge immer mehr in Widerstreit gerathen mit dem erwachenden und immer mächtiger werdenden Selbstgefühle der so bevormundeten Menge.

So kam es denn zu einem Beirath für den Herrscher, bestehend

aus den Angesehensten des Landes, und wohl auch zu einem Volksrathe, wodurch die Willkür des persönlich unverantwortlichen Herrschers mehr oder weniger beschränkt werden sollte. Eine solche „beschränkte Monarchie" mit ihrer Gliederung nach Ständen höherer und niederer Art ist noch immer das Ideal vieler Staatsmänner, weil sie einigermaßen der Ordnung der Natur entspricht, welche ja auch nicht Allen die gleiche Befähigung, also auch nicht die gleichen Aufgaben und somit nicht die gleichen Ansprüche in Bezug auf äußere Lebensstellung zugetheilt hat,—weil ferner mit ihr eine gewisse, dem Ganzen wohlthuende Stetigkeit verbunden ist, welche, ohne die allmälige Fortbildung auszuschließen, mehr als andere Einrichtungen leidenschaftliche Ausbrüche und Umstürze verhüten sollte.—Die „constitutionelle Monarchie" mag sich fortbilden bis dahin, daß der Monarch eben nur die höchste Spitze einnimmt — durch Erbrecht, wodurch das Streben darnach für alle Anderen ausgeschlossen ist—, und daß er die wirklichen Lenker der Volksangelegenheiten ernennt, wie er es thun muß gemäß der durch die Volksvertretung sich geltend machenden Stimmung. Mehr und mehr mag durch die Gesetzgebung alles Vorkommende so geordnet werden, daß auf die persönlichen Eigenschaften eines solchen Herrschers wenig ankommt; die Staatsmaschine bleibt in Bewegung, und der Monarch ist gleichsam nur der ruhende Punkt, um welchen sie sich dreht. Ich brauche das bekannte Beispiel einer solchen Einrichtung nicht genauer anzugeben.

Solchen Vortheilen gegenüber schweigt aber nicht das natürliche und durch die fortschreitende Bildung stets wachsende Verlangen nach „Freiheit und Gleichheit". Läßt freilich die Freiheit des Naturzustandes im gesitteteren Zusammenleben sich nicht durchführen, so soll sie doch nicht beschränkt werden durch die Launen und Interessen bevorzugter Stände und Klassen, auch nicht wirklich oder auch nur scheinbar durch den Willen eines Einzigen, welcher, als persönlich unverantwortlich und zu einer übergewöhnlichen Verehrung gerade nur durch seine Stellung berechtigt, hoch über alle andern Häupter hervorragen will; und, kann man die natürliche Ungleichheit nicht durch einen Machtspruch beseitigen, so soll der Vorzug der Einen vor den Andern doch nur in der verdienten und freiwilligen Anerkennung von Seiten aller Uebrigen bestehen, ohne daß ein Anspruch auf außerordentliche Vortheile, am wenigsten durch den Zufall der Geburt gegebene Vortheile, geltend gemacht werde.

Dies ist die richtige radikale Lehre, gipfelnd in dem Verlangen nach „Volks-Souveränität", durchzuführen in dem echten demokratischen Freistaate. Doch bei dem Versuchen dieses Ideal zu verwirklichen, stoßen wir sogleich auf große praktische Schwierigkeiten und müssen uns damit begnügen, das Zweckmäßige immer mehr an die Stelle dessen zu setzen, was durch die Erfahrung sich weniger oder gar nicht bewährt hat.

Der wahre Freistaat erfordert also vor Allem eine Gleichstellung der Staatsangehörigen, so weit nicht die Ungleichheit in Ursachen liegt, welche das gesellschaftliche oder staatliche Eingreifen ausschließen (Unterschied in der natürlichen Begabung und in den errungenen Vorzügen). Die Franzosen von 1789 hatten Recht, wenn sie die „Aristokraten" (die stolz über ihre Mitbürger sich Erhebenden) an die „Laterne" verwiesen,—und die heutigen Franzosen haben keine des Namens werthe Republik, so lange sie Geburtsadel, Grafen- und Herzogs-Titel ꝛc. dulden. Harmlos mag bei uns der Gebrauch des Amtstitels sein; darüber sollten auch wir nicht hinausgehen.

Viel schwieriger ist die Feststellung des richtigen Freiheits-Maßes. Man hielt und hält die Sache für einfach abgethan durch den Grundsatz: allgemeines Wahlrecht und die von Allen anzuerkennende Entscheidung durch Stimmenmehrheit; das Volk regiert sich selbst, indem es sowohl seine Gesetzgeber, wie die zur Ausführung der Gesetze erforderlichen Beamten wählt und diese für ihr gesammtes Thun streng verantwortlich macht.

Bei der Durchführung dieses Grundsatzes stoßen wir sofort auf unvermeidliche Willkür. Wir schließen mit Fug die Irrsinnigen und die Verbrecher vom Wahlrecht aus; aber es mag sehr Vielen am gesunden Urtheil über Fragen des allgemeinen Wohlseins fehlen, die nicht im Irrenhause sich befinden, und von nichtswürdiger und zum Mißbrauche des Stimmrechtes führender Gesinnung sind durchaus nicht Alle frei, welche nicht in Zuchthäusern eingesperrt sind. Die Dummen und Schlechten mögen vereint es zu einer Stimmenmehrheit bringen, und die Besten und Einsichtsvollsten müssen einer solchen Entscheidung sich fügen. Will man nun Einschränkungen des Stimmrechtes eintreten lassen—mögen sie auf Alter, Geschlecht, Befähigung, Besitz, Herkunft u. s. w. sich beziehen,—so müssen willkürlich genaue Grenzen gezogen werden, welche in Wirklichkeit nicht da sind. „Nur der Volljährige soll stimmberechtigt sein." Willkürlich wird die Zeit der Volljährigkeit festgesetzt, für Alle gleich; thatsächlich jedoch ist mit 18 Jahren der Eine weit urtheilsfähiger als der Andere mit 36.— „Männer allein sollen das Stimmrecht ausüben"; denn — sagt man mit Recht — die Natur hat die Frauen nicht zum Eingreifen in das öffentliche Leben bestimmt, hat ihnen Eigenschaften und Fähigkeiten gegeben, welche zu werthvoll und wichtig für das Wohlsein Aller sind, als daß sie durch Betheiligung am Staatsleben zerknickt und entweiht werden dürften; bringt doch das Letztere unvermeidlich gar Vieles mit sich, das der weiblichen Würde und Anständigkeit geradezu zuwider läuft. Doch gibt es ohne Zweifel auch politisch begabte Weiber, welche mit vielen Männern sich messen könnten (während es Männer gibt ohne wahrhafte Mannhaftigkeit), und indem wir Männer durch einen Machtspruch das ganze andere Geschlecht vom öffentlichen Handeln ausschließen, müssen wir darin ein willkürliches Verfahren erkennen, welches nur durch die Zweckmäßigkeit sich rechtfertigen läßt.

Auch im freiesten Staatswesen wird nicht Jeder alle gesetzlichen Einrichtungen billigen; ein Uebel aber ist es immer für den Einzelnen, wenn er sich Anordnungen unterwerfen muß, die er als unrecht und verderblich betrachtet. Der Grundsatz „was für die Mehrzahl das Beste ist, soll gelten", hilft darüber nicht hinaus. Jeder ist zunächst da für sich selbst und dann erst für die Andern (das Dasein des Einzelnen hätte ja sonst gar keinen Werth). Indem ich nun meine Ansicht der Dinge, meine Wünsche, mein freies Bestreben einer von außen her geübten Gewalt unterordne, fühle ich in meinem natürlichen Rechte mich gekränkt, tröste etwa als guter „Republikaner" mich darüber durch den Gedanken, daß der Druck nicht ausgeht von der Laune eines hoch über mich Gestellten, sondern von der Entscheidung der Mehrzahl meiner mir gleichen Mitbürger, welche ihrerseits die Unterwerfung sich müßten gefallen lassen, wenn meine Ansicht durchdringen wird oder würde. Dem Ziele, Alle zu befriedigen, werden wir nur sehr allmälig uns nähern, ohne es jemals zu erreichen.

Ob die „Majorität" oder „Pluralität" der Stimmen entscheiden, welche Rechte etwa die „Minorität" haben, welches die Amtsdauer der Erwählten, das Maß ihrer Befugnisse, ihre Vergütung 2c. sein soll, dies Alles sind Fragen der Zweckmäßigkeit, auf welche kein radikales Princip anwendbar wäre. Man wird das Eine und Andere versuchen und immer noch Mängel finden, zu deren Verbesserung für alle künftigen Zeiten reichlicher Spielraum bleibt.



Volksvertretung.

In kleineren Demokratien, welche eben nur aus einer Gemeinde bestehen (wie ehemals Athen), ist die Sache ganz einfach: die Bürger versammeln sich, stimmen ab über Gesetze, Maßregeln und Beamtenwahlen, und damit ist Alles abgethan. Wird der politische Verein ausgedehnter, so muß die gesetzgebende Volksgewalt delegirt, d. h. es müssen Einzelne erwählt werden, welche die für Alle gültigen Gesetze machen, ändern und verbessern sollen. Diese kann man einigermaßen binden durch Instruktion, doch nicht ganz und gar; denn der Delegirte und der Inhaber eines Amtes soll und kann doch nicht eine bloße Maschine sein, — er muß mehr oder weniger sein eigenthümliches Wesen in die Art seiner Amtsverwaltung einfließen lassen, und seine Constituenten sollten zufrieden sein, wenn er nach gethaner Arbeit über seine Redlichkeit, seinen Fleiß und sein einsichtsvolles Verfahren sich genügend auszuweisen vermag. Unter welchen besonderen Umständen er zu handeln

habe, welche neuen Aufschlüsse bei den Verhandlungen sich ergeben mögen, konnten ja die Auftraggeber nicht im Voraus wissen.

Dagegen wird von radikaler Seite das Recht verlangt: wenn unser Delegirter unsere Erwartungen nicht erfüllt, so rufen wir ihn ab und setzen einen Andern an seine Stelle. Daß man nicht die völlige Unthunlichkeit der Sache auf den ersten Blick einsieht, ist für mich schwer zu begreifen. Da die Legislatoren und Beamten für kleinere oder größere Bezirke gewählt sein mögen, müßte irgend eine Zahl Unzufriedener möglicherweise alle acht Tage die gesammten Stimmgeber einer Stadt, eines County, eines Distriktes, des ganzen Staates, oder gar der Ver. Staaten zusammentrommeln, um unter unmäßiger Aufregung etwa durch die Mehrheit von ein paar Stimmen entscheiden zu lassen, ob der N. N. durch Dies und Das seine Sache gut oder schlecht gemacht hat, also bleiben oder abtreten soll.

Das einzige praktische Abhülfsmittel bleibt: eine mit viel größerer Sorgfalt getroffene und viel weniger durch Partei-Interesse beinflußte Auswahl, kürzere Amtstermine—je nach Umständen; Verantwortlichkeit der Amtsinhaber in jeder thunlichen und anständigen Weise.

Kleineren Staatswesen bleibt noch ein anderes Mittel: man läßt nachträglich das Volk über die gemachten Gesetze abstimmen und sie erst durch die Volkszustimmung zur Gültigkeit gelangen. Dies ist radikal, aber in den wenigsten Fällen durchführbar; auch geht die in der Schweiz in neuerer Zeit vielmals gemachte Erfahrung dahin, daß die Legislatoren weiser waren als die Volksmasse, welche die besten und dringendst nothwendigen Gesetze verwarf — aus kleinlicher Sparsamkeits-Rücksicht (z. B. das Gesetz in Betreff angemessener Erhöhung der Lehrer-Besoldungen).

Dem radikalen Prinzipe, also der unmittelbaren Volksgesetzgebung, würde eine möglichst zahlreiche Volksvertretung am nächsten kommen. Wie viele Wähler soll nun ein Delegat vertreten? Dies ist offenbar eine Frage der Zweckmäßigkeit, welche nur durch die Erfahrung sich entscheiden läßt. Die größere Menge von Legislatoren mag die Interessen aller Oertlichkeiten, aller Klassen der Bevölkerung, aller Berufsarten 2c. besser vertreten, mag mehr fähige Köpfe liefern, mehr ersprießliche Gedanken an das Licht. mehr lebensvolle Bewegung in das ganze Treiben der Gesetzgeber bringen; aber die Gefahr ist auch um so größer, daß eine weniger gute Auswahl getroffen würde, daß die Zahl der Unbedeutenden, Unfähigen und Selbstsüchtigen überwiegend ist, wodurch der gedeihliche Fortschritt der Arbeit gehemmt, das Volk beständig mit praktisch werthlosen oder verderblichen Experimental-Gesetzen belästigt, ja die schlimmste Art von Schwindelei möglich gemacht wird. Eine kleinere Zahl bringt freilich nicht die Vortheile, welche man von der größeren erwarten sollte; aber die Erfahrung lehrt, daß doch nur eine kleine Zahl wirklich die Arbeit verrichtet, daß für diese wenigen Tüchtigen die Andern

nur ein Hemmniß sind, daß, wären sie allein ausgelesen und berufen worden, mit einem kleinen Bruchtheile der Kosten und ohne Zeitverschwendung alles Nothwendige und Nützliche weit besser gethan worden wäre.

In einem größeren Staatswesen ist die Eintheilung in Wahlbezirke unerläßlich. Sollen nun die Wähler die Freiheit haben, für einen Kandidaten, der in irgend einem der Bezirke seinen Wohnsitz hat, ihre Stimmen abzugeben (wie es in Deutschland, Frankreich, Italien der Fall ist), oder muß (wie bei uns) der Bewerber im Bezirke wohnen? Nach beiden Seiten hin lassen Gründe sich geltend machen. Wie unsere hiesigen Verhältnisse sind, da brauchbare Leute in allen Theilen des Landes sich finden lassen, bin ich nicht dafür, daß wir unsere Einrichtung ändern.

Warum hat man fast in allen Ländern, welche einer „Verfassung" sich erfreuen, in Republiken wie in Monarchien, zwei gesetzgebende Körperschaften, welche in Wirklichkeit einander hemmen und mehr oder weniger bevormunden? Ist nicht das Verlangen der Radikalen nach einem Volkshause mit Ausschluß eines Senates, eines Ober- oder Herren-Hauses, gerechtfertigt? In Monarchien bildet die Aristokratie das Oberhaus, dieses hat den Hauptzweck, Eingriffe in deren Vorrechte von Seiten der Volksmasse zu verhüten, auch der allzu heftigen Vorwärtsbewegung entgegen zu treten. In Freistaaten soll ebenfalls der Senat mehr das stetige Prinzip der allzu raschen und unbedachten Umgestaltung gegenüber vertreten, wie wir denn auch im Naturhaushalte beständig beide Prinzipien walten und immer einander sich befehden sehen, woraus dann eine Ordnung der Dinge sich ergiebt, welche uns als ein geregeltes Fortbestehen erscheint. Doch sind menschliche Gemeinwesen nicht ganz mit der Naturordnung zu vergleichen, welche im Allgemeinen dieselbe Art von Jahreszeiten jährlich wiederkehren läßt und Anderes nur immer wiederholt ohne merklichen Fortschritt, während in menschlichen Dingen kein Menschenalter verlaufen sollte, ohne deutlich erkennbare Verbesserung. Der Senat soll darstellen Männer von gereifterem Alter, erwählt für eine längere Zeit, sorgfältiger auserlesen, demnach weit geringer an Zahl, auch aus einer anderen Art von Wahl hervorgehend, etwa den Staat vertretend (wie bei uns), während das Unterhaus das Volk vertritt. Sickingen's Wahlspruch soll sich bewähren:

„Wenn du ein Greis im Sinnen,
Ein Jüngling bist im muthigem Beginnen,
Ein Mann im Handeln und ein Kind vor Gott,
Dann wird der Spott sich selber nur zum Spott."

In diesem Betrachte sollte der Senat (der Rath der Alten) aus Männern bestehen, welche nicht unter 50 Jahren des Alters stehen dürften. Unleugbar sieht der vielerfahrene Greis die Dinge anders, ruhiger und unbefangener an als die unerfahrene Jugend mit ihrem

stürmischen Drange, und er ist, sofern nicht das Alter ihn bereits mürbe gemacht hat, vorzugsweise zum „Sinnen“ und Berathen geeignet. Doch warum können nicht Jüngere und Aeltere in derselben Rathsversammlung vereinigt sein und sich gegenseitig ergänzen? Ich würde dem radikalen Grundsatze des Ein-Kammer-Systems den Vorzug geben, hätten nicht die persönlichen Erfahrungen, welche ich als Staats-Senator von Missouri machen mußte, mich überzeugt, daß unter den Zuständen, in welchen wir leben, die doppelte Berathung und gegenseitige Hemmung in vielen Fällen ihr Gutes hat. Was unsere hiesigen Einzel-Staaten betrifft, so möchte ich lieber das Volkshaus als den Senat beseitigt sehen—aus den für die Beschränkung der Zahl der Abgeordneten angegebenen Gründen.



Gesetzgebung.

Die Aufgabe der Gesetzgeber scheint eine durchaus selbstständige zu sein, scharf geschieden von der Aufgabe der vollziehenden und der richterlichen Gewalt, welche bemungeachtet in die erstere beständig eingreifen mögen.

Daß die sog. Regierung den versammelten Legislaturen Rechenschaftsberichte über ihre Verwaltung vorlegt, Auskunft giebt über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten, Vorschläge macht in Bezug auf nothwendig scheinende Maßregeln, oder ganz bestimmte Anträge stellt, kann nicht als unstatthaft angesehen werden; aber sie hat auch in Republiken wie in Monarchien das Recht eines entweder bedingten oder unbedingten „Veto“, d. h. das Gesetz bedarf zu seiner Gültigkeit der Zustimmung der obersten Verwaltungs-Behörde, was der radikalen Ansicht durchaus zuwider läuft. Warum sollte auch der ganze gesetzgebende Körper am Ende doch noch abhängig sein von der Laune des Einen, der an der Spitze der Verwaltung steht? Und doch wird man, wenn man die verschiedenen Fälle, in welchen vom Bundes-Präsidenten und von den Staats-Gouverneuren ein Veto eingelegt wurde, näher in Betrachtung zieht, zugestehen müssen, daß in der großen Mehrzahl dieser Fälle das Veto wohlbegründet und für das Land eine Wohlthat war. Der Theorie zuwider hatte der Einzelne Recht gegenüber der Menge. — Die vollziehende Gewalt kann in dringenden Fällen und für besondere Zwecke außerordentliche Versammlungen der Gesetzgeber berufen, wogegen nichts einzuwenden ist; aber sie kann in den constitutionellen Monarchien und selbst in Republiken (in Frankreich) die Kammern zeitweilig vertagen oder ganz auflösen,

was freilich das Volk der Ver. Staaten sich nicht gefallen lassen würde.

In den constitutionellen Monarchien und in Frankreich mögen die Mitglieder des Ministeriums zugleich als Abgeordnete in dem einen oder andern Hause, einen Sitz und so die Gelegenheit haben, ihr eigenes Handeln und das Verfahren der Regierung vor den Gesetzgebern zu vertheidigen, — oder sie haben als Cabinets-Mitglieder das Recht, bei den Parlaments-Verhandlungen anwesend zu sein und — unter den Regeln des Hauses—an diesen theilzunehmen. Das Erstere ist nach dem alten Grundsatze „Niemand kann zweien Herren dienen" nicht zu billigen, das Letztere möchte auch bei uns mit Fug in Anwendung gebracht werden. Jetzt muß die Regierung, um ihre Ansichten und Ziele vor den gesetzgebenden Versammlungen vertreten zu lassen, sich mit einzelnen Mitgliedern derselben in besonderes Vernehmen setzen und diese gleichsam als ihre Fürsprecher gebrauchen; viel einfacher, mannhafter und dem ganzen Volke verständlicher ist es, wenn die Cabinets-Mitglieder selbst zu den Vertretern des Volkes sprechen und auf die Erörterung der vorliegenden Fragen eingehen. Wenn Bismarck im deutschen Reichstage redet, weiß das ganze Land, woran es ist.

In Europa giebt es zur Zeit nur ein Land, Rußland, das keine „Verfassung" hat, also der unbedingten Willkür-Herrschaft unterworfen ist. Republiken in unseren Tagen sind undenkbar ohne eine Constitution, durch welche die ganze Gliederung des Staatswesens und die Maschinerie der Verwaltung festgestellt sind. Von besonderer Wichtigkeit ist die zugleich darin enthaltene Erklärung der unantastbaren Volksrechte, als: religiöse Freiheit, Versammlungs- und Vereinbarungs-Recht, Rede- und Preßfreiheit, unparteiisches Gerichtsverfahren, Recht auf Erziehung und Unterricht u. s. w. Damit sind zugleich der Gesetzgebung, welche in steten Neuerungs-Versuchen sich überstürzen möchte, Grenzen gesteckt; sie kann über gewisse festgestellte Regeln nicht hinaus gehen, verbürgte Rechte der Staatsangehörigen nicht antasten. Thut sie dies dennoch, bleibt dann etwa kein anderes Mittel der Abhülfe, als die Empörung? Auch dieser Fall ist vorgesehen. Der höchste Gerichtshof des Staates oder des Bundes mag in jedem einzelnen Falle auf Verlangen entscheiden, ob die Gesetzgebung ihre Befugniß überschritten hat, ob also ein gewisses Gesetz „constitutionell" und gültig ist, oder nicht. Also auch einem richterlichen Eingreifen ist die Gesetzgebung unterworfen, und diese Einrichtung hat in der Regel sich bewährt; die Gründe einer solchen Entscheidung müssen ja so klar und überzeugend vorgelegt werden, daß sie nicht wohl zu beanstanden sind. — Zum Theil gegen den Buchstaben, jedenfalls gegen den Geist fast jeder unserer Staatsverfassungen und der Bundes-Constitution sind die von individuell-religiöser Anschauung ausgehenden Sonntagsgesetze, die Anstellung von Kaplanen, die Anordnung von Buß- und Bet-Tagen rc.;

unsere Obergerichte hätten die Aufgabe, den dagegen erhobenen Beschwerden gerecht zu werden.

Die Verfassung des Staates soll etwas viel Stetigeres sein als die Gesetzgebung, doch ebenfalls nicht unabänderlich, da ja das menschliche Zusammenleben immer neue Entwickelungen zeigt, und neue Erfahrungen das Zweckmäßigere an die Hand geben. Die in der Verfassung des Staates Missouri vorgeschriebene Art der Verfassungs-Aenderung ist nicht zu tadeln; vielleicht wäre die weitere Bestimmung passend, daß jedenfalls alle 30 Jahre ein Convent zur Neugestaltung der Constitution zusammentreten soll. Das Gleiche sollte in Betreff der Bundesverfassung wenigstens alle 50 Jahre geschehen. Man bewegt sich freilich bequemer in einem abgetragenen Rocke; ist derselbe jedoch bereits so vielfach zerrissen und nothdürftig geflickt, wie unser Bundes-Grundgesetz, und dem seit mehr als 90 Jahren so mächtig herangewachsenen Volkswesen nicht mehr angemessen, so sollte die Erneuerung nicht länger verschoben werden. Trauen wir wirklich dem jetzt lebenden Geschlechte so wenig Gutes zu, daß wir fürchten müßten, durch Berufung eines Conventes zu vollständiger Erneuerung unserer Bundes-Verfassung das Werthvolle derselben zu verlieren und Schlechteres an dessen Stelle gesetzt zu sehen? Dann wäre das besonnene Handeln der Väter dieser Republik eine an einen unwürdigen Nachwuchs verschwendete Weisheit gewesen.

Die Gesetzgebungen sollen die zur Verwaltung des Gemeinwesens nöthigen Mittel, namentlich die Steuern bewilligen. Wenn sie es nicht thun, — wenn sie im Widerstande gegen mißfällige Regierungs-Maßregeln gewisse Bewilligungen oder selbst die Steuer-Erhebung verweigern, was geschieht dann? In monarchischen Staaten schickt man die Volksvertreter nach Haus und regiert ohne sie fort so lange, bis man eine gefügigere Gesetzgebung versammelt hat. In Republiken bliebe in solchem Falle nur die Anarchie (der Zustand der Gesetzlosigkeit) und die Revolution übrig. Man setzt eben voraus, daß es dazu nicht kommen wird, da ja gegen die Mißverwaltung noch das verfassungsmäßige Mittel bleibt, den mißbeliebigen obersten Beamten und seine Gehülfen in Anklagezustand zu setzen.

Man sieht, daß auch in den freiesten Staaten die Gesetzgebungen kein allmächtiger französischer Convent von 1789 sein können, daß gerade das Wohlsein des Volkes eine Machtbeschränkung seiner zeitweiligen Vertreter nöthig macht. Wäre der gedachte Convent etwa ein radikales Ideal, so wird zu dessen Verwirklichung in geordneten Zuständen die nüchterne Weltgeschichte niemals ihre Zustimmung geben.

Indem wir von abhängigen Colonien absehen (wie sie außer Frankreich, Spanien, Portugal, Holland und Dänemark hauptsächlich England hat) als von einer Ungehörigkeit, welche nicht für alle Zeiten bestehen kann, bleibt die Frage: ist der Einheits-

Staat (z. B. Frankreich), oder der Staatenbund (das deutsche Reich), oder der Bundesstaat (die nordamerikanische Union) das Beste? Es giebt wohl hier Niemanden, der die jetzige bundesstaatliche Einrichtung wesentlich geändert wünschte. Wahr ist es, daß die endliche Zerreißung des Bundes in mehrere Staatswesen nicht ausgeschlossen ist, was nur zu verhüten sein wird durch eine so gerechte und weise Verwaltung des Ganzen, daß die einzelnen Staaten weit mehr ihren Vortheil im Verbleiben bei dem Bunde als darin finden, daß allen verschiedenen örtlichen Interessen zugleich Genüge geschieht, was mitunter unthunlich ist. Dagegen wird die genau richtige Abwägung der Staaten-Gewalt und der Bundes-Macht ein steter Zankapfel bleiben, so daß nur durch Mäßigung und Klugheit der Friede zu erhalten ist. In dem Staatenbunde Deutschland sind in manchem Betrachte die Einheitsbestrebungen bereits weiter gediehen, als in unserem Bundesstaate — z. B. in Betreff des gleichen Gerichtswesens und der gleichen Civil- und Criminal-Gesetze. In Bezug darauf sowie auf das Erziehungswesen, auf Stimmberechtigung und manches Andere möchten wir auch hier der einheitlichen Einrichtung uns noch bedeutend zu nähern haben — gerade zum Besten des Ganzen.



Parteiwesen.

Zu den politischen Uebeln wird auch das Parteiwesen, namentlich dessen Ausartung und Uebertreibung gerechnet. Kein Mensch gleicht in seinen Anlagen, Neigungen und Bestrebungen vollkommen irgend einem andern, und der Unterschied wächst mit der fortschreitenden Kultur, so daß also eigentlich jeder Einzelne eine Partei für sich selbst darstellt. Mitunter ziehen die Gegensätze einander an — z. B. das Männliche und das Weibliche, auch Kinder und Greise—, doch in der Regel übt das Verwandte und Aehnliche (da eine Gleichheit nicht vorhanden ist) eine mächtige Anziehungskraft aus, wozu noch kommt, daß bedeutendere praktische Zwecke nur durch die Vereinigung Vieler, welche in der Hauptsache gleichgesinnt sind, sich erreichen lassen. So sehen wir denn, seitdem es eine Geschichte giebt, Parteien sich bilden und einander bekämpfen, und dies kann nicht anders werden, bevor das eine Wahre und das eine Rechte von Allen anerkannt sein wird.

Die nächstliegende Ursache der Parteiung ist der Stammes-Unterschied, im größeren Maßstabe die Nationalität. Mit der fortschreitenden Bildung mildert sich diese Art von Partei-Geist, wird aber nicht aufhören, so lange es verschiedene Staatswesen, verschiedene

Sprachen, Sitten und Einrichtungen der Völker gibt. Macht man doch aus dem nationalen Parteigeiste eine hochgepriesene Tugend, Patriotismus genannt, und verachtet Den, welchem die Vaterlandsliebe nicht beinahe über alles Andere geht, ja der nicht dem amerikanischen Grundsatze huldigt: My country, right or wrong!

Noch mächtiger und gräßlich in seiner Uebertreibung wirkte von Anfang an und wirkt zum Theil noch der religiöse Partei-Geist. Ihm liegt der Gedanke zu Grunde, daß es nur eine Art des Glaubens und der religiösen Uebung gebe, als Mittel zur Sicherung des Seelenheiles; es ist also heilige Pflicht, die sonst der ewigen Verdammniß Verfallenden durch jedes Mittel, „Feuer und Schwert“ nicht ausgeschlossen, zum rechten Glauben zu bekehren, oder, wenn dies nicht gelingt, sie auszutilgen, damit das der Verdammniß verfallene Geschlecht sich nicht ausbreite. Juden (so lange sie die Macht dazu hatten), Christen und Mohamedaner haben der gleichen religiösen Partei-Wuth gehuldigt, und auch dem nicht hinreichend göttergläubigen Sokrates wurde der Giftbecher aufgezwungen, während in Asien auch Buddhisten und Brahminen u. a. m. einander sich abschlachteten. Zu dem gut gemeinten Bekehrungs-Eifer kommt noch der religiöse Hochmuth: es soll keine Andere geben, welche leugnen, daß unser Glaube der allein richtige ist.

Wir mögen die schlimmste Zeit der religiösen Schwärmerei als überwunden betrachten, obwohl wir viele von ihm ausgehende widrige Erscheinungen noch täglich vor Augen haben; der Gedanke des geordneten und friedlichen Staatswesens, gefördert durch die rasch zunehmende Aufklärung der gebildeten Klassen, wird immer mehr übermächtig über den Wahn der Bethörten, und die Blüthezeit der Pfaffen-Gewalt und damit zugleich des religiösen Partei-Eifers geht sichtlich ihrem Ende zu. Dies ist zu den bedeutendsten Fortschritten der Neuzeit zu rechnen.

In Nichts mag der Einzelne sich geistig und individuell freier bewegen als in Wissenschaft und Kunst. Und doch macht auch in diesen Dingen einigermaßen der Partei-Geist sich geltend, indem die geistig Verwandten sich näher einander anschließen. So gab und giebt es denn Maler- und Dichter- und philosophische Schulen (d. h. Parteien), und namentlich unter den letzteren gibt es neuerdings eine, welche von der Duldsamkeit weit entfernt ist. Doch das hat wenig zu bedeuten; die Wissenschaft läßt sich nicht mehr fesseln durch Machtsprüche und wird ihrem Ziele, der ganzen und vollen Wahrheit, unbeirrt näher und näher kommen.

Wir haben es hauptsächlich mit dem politischen Parteiwesen zu thun.

In einem Staatswesen, welches bereits einen langen und ziemlich gleichmäßigen Bestand hatte, wie das von Großbritannien, mag die Parteibildung hauptsächlich um bedeutendere Regierungs-Maß-

regeln sich drehen, mehr oder weniger im Sinn des Fortschrittes, und die Parteien lösen einander in der Herrschaft ab, je nachdem ihre Bestrebungen sich bewähren, oder als verfehlt erscheinen, indem sie zugleich gegenseitig sich bewachen. Während indessen das Althergebrachte im Ganzen einem großen Theile der Bevölkerung zusagt, wird dessen Fortbestehen für einen anderen und stets wachsenden Theil immer widriger und unerträglicher, und so bildet sich neben den regulären Parteien eine radikale, welche zwar keine Aussicht hat, auf dem Wege friedlicher Fortentwicklung ihre Ziele zu erreichen, dagegen der Regierung mancherlei Verlegenheiten bereiten und zur geeignet scheinenden Zeit einen völligen Umsturz versuchen mag. Ein solcher Umsturz mag gelingen oder mißlingen — je nach den vorhandenen Umständen. Krieg den „Thronen, Kronen, Frohnen und Baronen" mag das Losungswort der stürmenden Horden sein, welche mit blutgefärbten Händen die reiche Beute unter sich vertheilen. Ein zweiter Cromwell mag sich wohl finden, der die Massen mit sich fortreißt

Anders stehen die Dinge im heutigen Frankreich. So wenig ist die ganze Regierungsform festgestellt, daß die Parteiungen sich drehen um die Erhaltung der Republik, oder die Einsetzung einer Hierarchie (Jesuiten-Herrschaft), oder die Wiederherstellung eines orleanistischen Bürger-Königsthums, oder des napoleonischen Cäsarismus. Nur im Falle eines entscheidenden Sieges der ersteren Partei mag für das schwer geprüfte Land eine friedliche Fortentwicklung zu erwarten sein. Politische Zustände solcher Art sind im höchsten Grade zu beklagen. Ein in vielem Betrachte hochstehendes Volk beständig am Rande des gähnenden Abgrunds!

Im deutschen Reiche sind zwar die Zustände nicht eben so chaotisch, während aber die Interessen der einzelnen Volksklassen so weit auseinander laufen, daß im Parlamente sieben verschiedene Parteien auftreten, welche alle einander befehden. Die Staatsmaschine bleibt in friedlichem Gange, so lange die Regierung für ihre wichtigeren Maßregeln eine zustimmende Mehrheit zu gewinnen weiß. Einem so hervorragenden Staatsmanne wie Bismarck mag dies gelingen; aber noch läßt sich nicht sagen, was nach ihm geschehen wird. Als fertig kann man die deutschen Zustände gewiß nicht betrachten, da sie doch eigentlich durch ein Kriegsheer von fast zwei Millionen erhalten werden. Das ist wahrlich keine politische Ordnung der Dinge, welche zu beneiden wäre.

In freien, bereits geordneten und auf sicherer Grundlage beruhenden Staatswesen, wie es die „Ver. Staaten" sind, sollten sich die Parteiungen nicht drehen um vereinzelte Maßregeln, noch weniger um Personen (wie wir vor Jahren in Missouri eine „Benton- und eine Anti-Benton-Partei" hatten), sondern naturgemäß im Ganzen um die conservative und progressive Frage, d. h.: die Einen mögen glauben, daß wir an dem Bestehenden vorerst festhalten, auch

daß Maß der jedem Einzelnen ertheilten Freiheit nicht erweitern sollten, während die Andern dieses und jenes Neue verlangen, namentlich meinen, daß wir dem früher erwähnten idealen Zustande, da Jeder aus eigenem Antriebe das Rechte thut, näher gekommen sind und deshalb das Gebiet der persönlichen Freiheit erweitern sollen. Weil praktischer Erfolg nur beim Bestehen von zwei Hauptparteien zu erwarten ist, theilt sich die politische Masse, unbeirrt durch untergeordnete Fragen, in zwei Heerlager von beinahe so gleicher Stärke, daß bald die eine, bald die andere Partei, hauptsächlich in Folge von Fehlern der Gegenpartei, zur Herrschaft gelangt. So traten denn hier nach einander ganz naturgemäß die Parteien der Tories, Whigs, Demokraten und Republikaner auf. Vorerst galt es, die Vorliebe für die britischen Staatseinrichtungen mehr und mehr zu beseitigen und an deren Stelle eine wirklich demokratische Grundlage zu setzen; und später war die Eindämmung und dann, im weiteren Verlaufe des Kampfes, die völlige Aufhebung der Sclaverei die Hauptfrage.

Der Mensch ist nicht nur ein geselliges, sondern zugleich ein streitbares Wesen, d. h, er verlangt nicht nur nach Solchen, welche mit ihm vereint, seine Bestrebungen fördern, sondern in der That zugleich nach einem Ziele, gegen welches sein Angriff oder Widerstand gerichtet ist, also nach einer Gegenpartei. Man darf dieses letztere Verlangen (die sog. combativeness) nicht übersehen, wenn man das menschliche Treiben verstehen will. Wie man „Sorge und Mühe sich schafft," selbst wenn kein Grund dazu vorläge, so schafft man sich auch einen Gegenstand zum Bekämpfen, selbst wenn es nur ein eingebildeter wäre, oder wenn unser persönliches Wohlbefinden nicht das Geringste damit zu schaffen hat. Im Kampfe wächst das Selbstgefühl, wie unberechtigt es auch in vielen Fällen sein mag, und dieses innere Behagen ist zum großen Theile die Veranlassung des Parteitreibens. Dies konnte ich hier schon seit mehr als 40 Jahren beobachten. Der Masse liegt meistens ein tieferes Verständniß der Parteifragen und ein persönliches Interesse daran fern; aber das Losungswort ist gegeben, und so treten die Einen und Andern mit einem fast lächerlichen Eifer auf den Kampfplatz, — wenn auch mit keiner andern Waffe als mit dem Stimmzettel in der Hand. Eine Ausnahme hiervon machte die Frage der Verewigung, oder der Abschaffung des Sclaventhums, der Erhaltung, oder der Zerreißung des Bundes; einfach verständlich und nah am Herzen liegend mußten für jeden diese Fragen sein, und die schärfste Partei-Absonderung war gerechtfertigt. Hoffentlich kommen Parteikämpfe solcher Art für uns nicht wieder.

Nachdem nun diese Fragen völlig abgethan, auch die aus dem Siege der einen Partei sich ergebenden Neuerungen unwiderrufbar ein- und durchgeführt sind, was bleibt noch übrig von den alten Partei-Zielen? In Wahrheit nichts als die alten Partei-Namen, welche die frühere Bedeutung nicht mehr haben, und die alte Gewöhnung des

gegenseitigen Bekämpfens. Dazu mag bei der Masse noch kommen, obwohl die Fragen selbst beseitigt sind, das noch nicht ganz erstorbene und nicht so leicht zu verwischende Gefühl der Einen: ihr habt trotz unseren harten Kämpfen durch euere Uebermacht uns erdrückt, — und das Gefühl der Andern: ihr habt durch euere Verblendung den so schweren und opfervollen Kampf uns aufgenöthigt. Doch die Hauptsache ist, daß unsere Handwerks-Politiker die bestehenden Parteiungen aufrecht zu erhalten suchen und sie benützen wollen zur Erreichung ihrer persönlichen Zwecke; die Politik ist ihnen ein Spiel, worin man zwar verlieren, aber auch der gewinnende Theil sein mag (fast jedes Mittel ist dazu recht), und dann fällt die Beute dem Sieger zu. Diese Menschen leben gleich den beständig einander befehdenden und sich gegenseitig abschlachtenden Indianer-Stämmen vom Partei-Kampfe und sind fernerhin unschädlich zu machen nur durch eine wesentlich verbesserte Stimmung der Volksmasse, welche einfach sich entschließen muß, nicht als Werkzeuge jener Kampfhähne sich ferner mißbrauchen zu lassen.

Was verursacht die ungeheuere Aufregung bei unsern Volkswahlen, indem die Stimmgeber, in geschiedenen Heerlagern sich sammelnd, in ähnlicher Weise kämpfend einander gegenüber treten wie zu blutigem Waffenspiele gegen einander geführte Kriegsschaaren?—Abgesehen von den Einzelnen, welche für sich selbst durch die Wahlentscheidung gewisse Zwecke erreichen oder den Zwecken ihrer Freunde förderlich sein wollen, muß man annehmen, daß die Stimmgeber das Wohlsein einer größeren Menge oder auch das allgemeine Beste im Auge haben und eben nur hinsichtlich der Mittel, durch welche diesem gedient werde, getheilter Meinung sind. Wie ist nun dieser oft bis zu heftigster Leidenschaftlichkeit getriebene Meinungsstreit zu erklären? Eine genügende Antwort wird nicht durch die Behauptung gegeben, daß nur die Einen sich einer gründlicheren Einsicht erfreuen, die Andern dagegen unwissend seien und die tiefere Bedeutung der Streitfragen nicht verstehen; finden sich doch in allen Parteien Kluge und Einfältige, besser und schlechter Unterrichtete, Weitsehende und Kurzsichtige. In dem menschlichen Wesen selbst, in einander entgegen gesetzten Zügen desselben, von welchen der eine oder der andere bei den Einzelnen vorherrschen mag, muß die Erklärung gesucht werden. Zweierlei ist besonders hervorzuheben: einem inneren Zuge gemäß verlangt der Mensch nach Veränderung, und einem inneren Zuge folgend, hält er fest, was er hat, will er beharren in dem Zustande, worin er sich behaglich fühlt.

Entscheidungen werden in jedem lebenvoll sich bewegenden Gemeinwesen immer vorliegen; aber Heil dem Volke, wenn es, wie zu dieser Zeit bei uns, nicht eigentliche Lebensfragen sind, sondern Fragen der Zweckmäßigkeit, welche mit vollster Ruhe überdacht und ohne alle Leidenschaftlichkeit geschlichtet werden mögen! Was in unserer

Republik zunächst zu erstreben ist, hat mit den alten Partei-Organisationen gar nichts zu thun, und es ist nur der erwähnten Drahtzieherei zuzuschreiben, wenn es abermals zu Partei-Kämpfen zwischen Republikanern und Demokraten kommt; traurig wäre es, wenn das Volk sich dazu hergeben sollte, statt daß Jeder in Betreff der einzelnen Fragen auf die Seite sich stellt, zu welcher er durch ruhiges Urtheil sich hingezogen fühlt.

Vier der jetzt uns vorliegenden Fragen will ich etwas eingehender behandeln: die **Zoll-**, die **Finanz-**, (Gold, Silber und Papiergeld), die sogenannte **Civildienst**-Frage und die Frage der sogenannten **inneren Verbesserung**.

Die Zollfrage.

Im Principe ist die radikale Lehre richtig: freier Verkehr und Handel durch die ganze Welt, welche kein einzelnes Staatswesen hemmen, sondern jedes nach Kräften fördern und erleichtern soll.

Woran es dem Einen mangelt, das mag der Andere in Ueberfluß haben, und so wird durch den Güter-Austausch das allgemeine Wohl wesentlich gefördert. Der Austausch kann nicht immer unmittelbar geschehen, und so hat sich eine zahlreiche Klasse gebildet, welche den Handel — den Austausch theils in der Nähe, theils bis zur weitesten Ferne hin — zu ihrem gewinnreichen Geschäft macht. Man hält die Zustände eines Landes für glückliche in hohem Grade, wenn „der Handel blüht.“ Doch kann, wie in allem Andern, auch darin Uebertreibung eintreten. Der Handel bringt nichts hervor, vermehrt nicht die menschlichen Lebensgüter, nimmt aber die Thätigkeit einer großen Menge von Menschen in Anspruch, erfordert theuere Verkehrsmittel und hat mitunter bedeutende Verluste von Gütern und selbst von Menschenleben zur Folge, was Alles nicht dadurch aufgewogen wird, daß er zugleich Länder- und Völkerkunde und den friedlichen Menschenverkehr im Großen fördert. Wenn, so weit es thunlich, die einzelnen Familien, die einzelnen Gegenden, die einzelnen Länder selbst hervorbringen, was sie bedürfen, so müssen sie sich besser befinden, als bei dem übertriebenen Austausch durch theuere Vermittlung. Der Austausch sollte sich beschränken auf Dinge von wirklichem Werthe, welche entweder gar nicht, oder nicht eben so gut, nicht in der gleichen Menge und mit nicht erheblich mehr Mühe in der Nähe erzeugt werden können, wie in mehr oder weniger entfernten Gegenden.

Mögen Jagd und Fischerei den Indianer, mag den Nomaden seine Heerde ernähren, so sollten dagegen Kultur-Völker vor Allem das zum Leben dringendst Nothwendige selbst erzeugen und deshalb — allgemeine Unfälle, Mißernten rc. abgerechnet — nicht vom

Auslande abhängig sein. Einfacher und richtiger wäre es doch wohl, die hungernden Fabrikarbeiter überfüllter Länder dahin zu versetzen, wo Brod und Fleisch in Ueberfluß sich finden, statt daß man von andern Welttheilen her den theueren Bissen ihnen zuführt, welchen sie mit verdoppelter Arbeit verdienen müssen. Schlimm steht es auf die Dauer um ein Land, welches durch immer höher getriebene sog. Industrie ersetzen will, was der Boden nicht mehr in genügender Menge liefert. In der Industrie mögen allmälige oder plötzliche Umwandlungen eintreten, und allgemeines Elend wird dann die Folge sein.

Eben so verkehrt ist es, wenn andere Länder sich zu sog. „Kornkammern" für die übrigen machen; dadurch wird ihr eigener Boden ausgesogen oder ganz entwerthet und, indem die andern Gewerbszweige vernachlässigt werden, verfallen solche Länder zugleich in Armuth und Rohheit. Was ist im Verlaufe der Zeiten aus den ehemals hochgepriesenen Kornkammern der alten Welt geworden? Nur eine richtige Verbindung von Landwirthschaft und gewerblichen Anstalten, indem die Erzeugnisse der einen und der andern möglichst einander nahe gebracht werden, und indem sie in der Hauptsache ihres Bedarfes sich gegenseitig aushelfen, sichert den Ländern ein dauerndes, viel weniger steten Schwankungen ausgesetztes Wohlbefinden.

Dies nun führt uns zur Zoll-Frage. Zwischen den sog. neuen und alten Ländern besteht kein gleiches Verhältniß. Die letzteren haben seit vielen Jahren angesammelte Capitalien, vielerlei Kräfte und Mittel zu großartiger Industrie, was Alles den neuen Ländern fehlt, wogegen diese eines bedeutend größeren Reichthums an kaum erst in Gebrauch kommenden natürlichen Hülfsmitteln, an ausgedehnten Strecken „jungfräulichen" Acker- und Weide-Grundes, wohl auch an werthvollen Metallen, Kohlen, Nutzhölzern &c. sich erfreuen mögen. Diese Umstände sind sehr geeignet, um einen lebhaften Austausch herbeizuführen. Sollen aber die erwähnten üblen Folgen der „Kornkammer-Wirthschaft" vermieden werden, so müssen auch die neuen Länder so bald als thunlich sich mit den nöthigen industriellen Anstalten zu versehen suchen, wobei selbst das künstliche Mittel des Schutzzolles — gegenüber der so viel wohlfeileren Arbeit in den alten Ländern — sich nicht ganz umgehen läßt, ja als zeitweilige Ausgleichs-Maßregel in vielen Fällen unleugbar die besten Dienste geleistet hat. Die junge Industrie mag wie die junge Pflanze, welche akklimatisirt werden soll, der künstlichen Pflege bedürfen, und wann diese aufhören soll, ist eine der vielen Zweckmäßigkeitsfragen, worüber es verschiedene Meinungen geben mag.

Sehen wir uns die Zollfrage genauer an, so stellen sich uns vorerst zwei Maßregeln dar als äußerste Gegensätze, nämlich: vollständiger Freihandel, d. h. ein durch nichts erschwerter, durch keine Abgabe belästigter Güteraustausch zwischen den verschiedenen Ländern, oder

aber ausdrückliches Verbot der Einführung gewisser Handelsgegenstände; zwischen Beiden schwankt ein sog. hoher oder niederer Tarif, wobei jedoch sich ebenso wenig eine bestimmte Grenze ziehen läßt wie zwischen einem großen und kleinen Pferde. Selbst die Unterscheidung zwischen Schutzzoll und Revenue-Tarif ist keineswegs genau; denn auch die niedrigste Zollauflage gewährt immer der Inland-Produktion Vortheil in der Concurrenz mit dem Auslande, schützt also mehr oder weniger, und ob der hohe oder niedrige Zoll mehr Einnahme für die Regierungs-Kasse liefert, ist eine offene Frage in Bezug auf jede besondere Art von Waaren. Also nur auf ein Mehr oder Minder kommt es an, ohne genaue Grenze.

Die öffentlichen Ausgaben werden, wie wir sehen, nicht geringer, sondern immer höher in allen Ländern. Woher sollen die Einnahmen kommen? Mag sich auch in der Theorie eine Vermögens- oder Einkommen-Steuer, oder eine sog. progressive Steuer als das Richtigste empfehlen, so zeigen sich doch überall bei der Ausführung große Schwierigkeiten in der gerechten Vertheilung und in der Erhebung. In hohem Grade störend, den Aufschwung hemmend, die Bürger belästigend, den Betrug befördernd ist jede Besteuerung irgend eines inländischen Geschäftsbetriebes, und dabei ist die starke Regierungs-Aufsicht mühevoll, kostspielig und widerwärtig für die Geschäftsleute. Die Frage ist: wie stehen wir im Augenblicke hier? Ich denke, es giebt keinen einzigen einigermaßen Eingeweihten, der behauptet, daß wir — vorerst — der Zolleinnahme entbehren können.

Es entsteht also die weitere Frage: sollen wir unsere jetzigen Zölle beibehalten, oder sie herabsetzen? Nur in dieser allgemeinen Fassung läßt sich die Sache vor dem Volke besprechen, wohingegen die Ausführung im Einzeln zu den allerschwierigsten Aufgaben des Staats- und Finanzmannes gehört. Man wird noch gar lange Versuche darüber anstellen müssen, welche Einfuhrgegenstände und wie hoch dieselben zum allgemeinen Besten besteuert werden sollen; denn im Besonderen gewinnen einzelne Landestheile und gewisse Klassen der Bevölkerung durch dieselbe Maßregel, unter welcher andere leiden, und etwas ganz allgemein Befriedigendes ist gar nicht ausführbar, zumal da die Umstände immer, mitunter rasch, sich ändern mögen.

Es bleibt demnach nichts Anderes übrig als—wie es ja in Vielem geschehen muß—die widerstreitenden Interessen durch einen billigen Compromiß so weit es thunlich zu versöhnen. Ein solcher aber wird um so weniger zu erzielen sein, je mehr diese Frage mit Partei-Leidenschaft behandelt wird, und mit der dabei so gewöhnlichen Uebertreibung, welche den richtigen Standpunkt verrückt. Nichts kann nach meiner Ansicht richtiger sein, als gerade das vorgeschlagene Verfahren: mögen die Vertreter des Volkes, herkommend aus den verschiedenen Landestheilen, den verschiedenen Volksklassen angehörend, im Con-

gresse vereint, unbeeinflußt durch irgend eine Einmischung der Verwaltung, in versöhnlichem und zu billigem Nachgeben bereitem Geiste die Sache schlichten gemäß den Erfordernissen der Zeit und der Umstände.

Dabei mögen einige Hauptgrundsätze maßgebend sein, als:

1) Man besteuere Luxusgegenstände höher, die einem allgemeinen Bedürfnisse dienenden Dinge niedriger, die ein geistiges Interesse fördernden (z. B. Bücher ꝛc.) gar nicht;

2) Man erwäge genau, ob die Besteuerung gewisser Rohprodukte (wie Metalle, Wolle, Häute ꝛc.) dem Inlandgewerbe mehr förderlich oder mehr hinderlich ist;

3) Man vergesse nicht, daß es einzelne Industriezweige geben mag, welche für das ganze Land von hoher Wichtigkeit werden können, aber nicht aufkommen würden, ohne einen gewissen Schutz in ihrer Kindeszeit. So mag z. B. eingeführter Wein besteuert werden, nicht blos, weil er eine bedeutende Einnahme liefert und dabei als Luxusgegenstand für die große Menge wenig in Betracht kommt, sondern auch weil wir bereits einen erfolgreichen Anfang zu einheimischem Weinbau gemacht haben, dabei aber jetzt noch auf kostspielige Versuche verschiedener Art angewiesen sind, auch für die Eigenthümlichkeit der hiesigen Weine erst allmälig ein Publikum gleichsam heranbilden müssen. Nur nach und nach werden wir die Trinker an unsere hiesigen zum Theile vortrefflichen leichteren und schweren Weine gewöhnen können und zugleich lernen, unser Gewächs mit geringerem Kostenaufwande zu erziehen, stehen also jetzt noch der alten Welt nicht gleich.

Die Finanzfrage.

Von großen Schwierigkeiten ist die Geld-Frage umgeben.— Eines allgemein anerkannten Tauschmittels bedarf jede Nation (hier dienten dazu eine Zeit lang Tabacksbündel und Hirschfelle): vor allem Andern empfahlen sich dazu seit langer Zeit die Edelmetalle.

Freilich, wenn die ganze Menschheit unter einer einzigen Verwaltung stände, oder in einem einzigen Lande, welches auf den Austausch-Verkehr mit anderen Ländern Verzicht leisten könnte, ließe die Sache durch bloße Werthzeichen sich noch einfacher machen.

In unserer Zeit würde Papiergeld, so hergestellt, daß die Nachahmung fast unthunlich ist, und in seinem Betrage immer in genauem Verhältnisse zur Bevölkerung gehalten, sich sehr wohl dazu eignen. Aber jene Voraussetzung besteht nicht; die Menschheit ist und wird künftig noch mehr getheilt sein in viele besondere staatliche Vereine, deren besondere Interessen zum Theile gegen einander laufen, indem sie jedoch darin übereinstimmen, daß sie möglichst viele Werthgegenstände einander abzugewinnen suchen. Dies schließt die bloßen

Werthzeichen aus, welche nur im Inlande Geltung haben können, und weist auf die Edelmetalle als das in vielem Betrachte tauglichste und bequemste Völker-Austauschmittel hin.

So wird denn das Ausgeben von Papiergeld mit Zwangsumlauf nur die augenblickliche Noth (hauptsächlich Kriegsnoth) und auch nur unter der Voraussetzung sich rechtfertigen lassen, daß, sobald es irgend möglich ist, die nöthigen Schritte zur Einlösung gethan werden.

Das Papiergeld war eine durch die Noth als unvermeidliche Zwangsanleihe geschaffene Schuld, welche baldigst wieder abzutragen war. — Freilich mag neben dem Hartgelde auch Papiergeld im Umlaufe sein — gerade zum Zwecke des bequemeren Verkehrs, zur Vermeidung des so viel schwierigeren Hin- und Her-Beförderns des Metalles; dann aber muß eine genügende Menge des Edelmetalles hinterlegt sein, welches der Inhaber des Papieres zu jeder Zeit gegen letzteres erhalten kann. Die Papier-Note ist dann nur ein Wechsel, zahlbar nach Sicht und in leichtester Art übertragbar von Einem zum Andern. Ob nur der Regierung, oder einer Staatsbank, oder einer Menge von Banken, oder zugleich jenen und diesen das Recht zur Ausgabe von Noten zustehen soll, ist eine durch die bisherigen Erfahrungen noch nicht endgültig entschiedene Frage. Die Hauptsache ist die Herstellung vollkommenster Sicherheit.

Seit Jahrtausenden behauptet das Gold — als geeignetstes Mittel zur Verfertigung von Schmucksachen, darum vorzugsweise der menschlichen Prunkliebe dienend, deshalb immer verwendbar zum Eintausche anderer Werthgegenstände und so fast mehr als alles Andere die Herzen verblendend — neben den Edelsteinen die erste Stelle unter den begehrenswerthen Dingen, wenngleich vielfach verwünscht von den Predigern strengerer Sitte („auri sacra fames"). Ihm zunächst — wenn wir vom Platin-Metalle absehen, welches man eine Zeit lang, doch ohne den erwarteten Erfolg, zu Münz-Zwecken verwenden wollte — stellt sich das Silber, ebenfalls sehr wohl zum Prägen geeignet und brauchbar zum Schmucke und zu vielerlei schmuckvollen Geräthen, indem es theils nach seinem inneren oder eingebildeten Werthe, theils nach seiner viel größeren Menge und nach der geringeren Schwierigkeit seiner Gewinnung etwa den Werth von einem Sechszehntel des gleichen Gewichtes von Gold hat. Doch wenn es zugleich neben dem Golde als Münze umlaufen soll, muß aus diesem doch willkürlich angenommenen Werthverhältniß, welches in Wirklichkeit durch verschiedene Umstände sich ändern mag, mancherlei Verwirrung entstehen.

Halten wir fest an dem unbestreitbar richtigen Grundsatze, daß es für den Völker-Verkehr im Großen nur einen allgemein anerkannten Werthmesser geben kann, weil kein zweites Tauschmittel sich finden läßt, dessen Werth im Verhältniß zum andern für alle Zeiten und unter allen Umständen festzustellen wäre, und nehmen wir an, daß

Gold und Goldmünzen zu solchem Werthmesser am besten sich eignen, so kann man entgegnen, daß ja auch das Gold keinen für immer sich gleich bleibenden Werthmesser darstelle. Freilich muß heute für eine Tagsarbeit, für ein Huhn, eine Kuh ꝛc. wohl viermal so viel Gold hingegeben werden als vor der Entdeckung von Amerika, und sehr bemerkbar hat wieder in den letzten 30 Jahren (in Folge der reichlichen Goldausbeute in Californien, Australien ꝛc.) der Werth der Gegenstände sich erhöht, also der des Tauschmittels sich verringert. Doch sind dies mehr allmälige Vorgänge, welche alle Länder und Völker zugleich berühren und keine allgemeine Störung verursachen. Am besten befinden sich bei der fortlaufenden Vermehrung und folglichen Werthveränderung Diejenigen, welche vor langer Zeit gemachte Schulden möglichst spät bezahlen, — sie geben nur einen Bruchtheil des von ihnen erhaltenen Werthes, obwohl die gleiche Summe, wirklich zurück.

Nun aber haben wir neben dem Großverkehre auch einen sehr bedeutenden Kleinverkehr, für welchen die Goldmünze sich nicht eignet, da in ihrer kleinsten Gestalt die Präge nicht mehr thunlich ist. Wir müssen also doch noch zu andern Metallen greifen, zum Silber, Nickel und Kupfer, vorzugsweise zum ersteren. Viele Jahrhunderte lang liefen Gold- und Silbermünzen neben einander um (man schloß das Geschäft ab auf Thaler, Gulden, Franken ꝛc., oder auch auf Dukaten, Louisdors ꝛc.) und ließ einen nicht bedeutenden Abzug oder Auflage (Agio) sich gefallen. In unserer Zeit muß jedoch, besonders seit der aus Amerika gelieferten ungeheuren Silber-Ausbeute, die Sache genauer genommen werden. Der Silberwerth hat sich verändert im Verhältniß zum Goldwerthe, und es ist nicht zu berechnen, wie viel tiefer er noch fallen mag. So haben denn einige Länder sich genöthigt gesehen, die Goldwährung einzuführen und Silber und andere Metalle nur in beschränkter Menge im Kleinverkehr und als Scheidemünze umlaufen zu lassen; das Volk der Ver. Staaten, als eines der bedeutendsten Handelsvölker, wird dagegen nicht zurückbleiben können, ohne den größten Nachtheilen in seinem auswärtigen Verkehre sich auszusetzen.

Es ist nur eine Frage der Zweckmäßigkeit, auf welchen nicht zurückzuweisenden Betrag man die Zahlung in Silber- und gar in Nickel- und Kupfer-Münze beschränken solle (auf $1, oder 5, 10, 20); immer wird vorausgesetzt, daß Zahlung in Gold eigentlich wünschenswerther sei, da sonst von einer solchen Beschränkung nicht die Rede sein könnte. Wenn sonach die Kleinhändler, Wirthe ꝛc. hauptsächlich Scheidemünze einnehmen und zum Zwecke ihrer Ausgaben im Größeren mit einiger Darauflage Gold einwechseln müssen, so mag man denken, daß sie bei der Berechnung ihres Geschäfts-Gewinnes diesen geringen Verlust in Anschlag bringen. Schlimmer stellt sich die Sache für die Einnehmer öffentlicher Gelder, welche zum Theil kleinere Beträge zu erheben und diese wieder in größeren Summen abzuliefern oder auszugeben haben. Um diese unvermeidlichen Mißstände nicht

allzu störend werden zu lassen, sollte ein von Zeit zu Zeit zusammentretender Völker-Congreß über eine einheitliche Münze, das Gewicht und die Mischung des dazu verwendeten Edelmetalles und das bis auf Widerruf anzunehmende Verhältniß des Silbers zum Golde sich vereinbaren.

Das neuerdings bei uns auftauchende Verlangen nach Wiedereinführung des alten Silber-Dollars mit dem gleichen Zahlungswerthe, welchen er bis 1860 hatte, so daß er also auch zur Abtragung unserer öffentlichen Schuld verwendbar wird, ist völlig verkehrt. Wir können uns damit freilich unsere Schuld leichter vom Halse schaffen, verscherzen aber unser öffentliches Vertrauen, treiben alles Gold aus dem Lande und verschlimmern wesentlich unsern Geschäftsverkehr mit der übrigen Welt. Der Druck des Augenblickes sollte uns nicht bestimmen, in dauernd verderblichen Maßregeln Abhülfe zu suchen.

Civildienst-Frage.

Man sollte kaum glauben, daß es über diese Frage Meinungs-Verschiedenheit geben könnte. Ein Theil unserer Beamten (bei uns ein viel größerer Theil als in monarchischen Staaten, oder in der französischen Republik) wird vom Volke gewählt, und man muß das Volk in seiner Auswahl gewähren lassen, mag dieselbe nun eine mehr oder weniger passende sein; ein anderer Theil wird von der Regierung ernannt, und um die Stellung dieser letzteren handelt es sich. Die Sache hatte keine Schwierigkeit im ersten Menschenalter des Bestandes unserer Republik; durch den hartköpfigen Jackson aber wurde die Lehre aufgestellt: Die von der Regierung Angestellten sollen keine europäische Beamten-Kaste sein, sondern Werkzeuge der Regierung zur Durchführung der Verwaltungs-Maßregeln; sie müssen in diesem Betrachte vollkommen verläßlich sein; dazu wählt die Regierung sie aus, oder entläßt sie, wenn ihre Gesinnung zweifelhaft wird; die Regierung (d. h. die siegreiche Partei) vertheilt die Beute gerade zu dem Zwecke, sich selbst zu erhalten. — Man weiß, bis zu welchem stets gesteigerten Mißbrauche diese Lehre geführt hat; der umgehängte Partei-Mantel, nicht die wirkliche Gesinnung, nicht Fähigkeit und redlicher Wille, war in vielen, vielleicht in den meisten Fällen der Empfehlungsbrief, mittelst dessen die Gewerbs-Politiker an die öffentliche Krippe gelangten.

Die folgenden Grundsätze scheinen so wohl unwidersprechbar richtig wie radikal zu sein:

1. Der Staat verfahre in der Anstellung und in der Behandlung seiner Beamten, wie eine Gesellschaft verfährt bei der Auswahl ihrer Agenten und Gehülfen. Nichts Anderes kann dabei in Betracht kommen, als die möglichst beste Erreichung der Gesellschafts-Zwecke. Erstes Erforderniß ist also die nöthige Befähigung der Anzustellenden,

worüber in geeigneter Weise Gewißheit zu erlangen ist. Man setzt nicht voraus (wie so häufig bei hiesigen Ernennungen), daß mit dem Amte die Fähigkeit von selbst kommen werde, sondern fordert jedenfalls die nöthige Vorbildung. Man erwartet von dem Angestellten, daß er seine Zeit und seine Kräfte — gegen die ihm zugesicherte Vergütung — treu und redlich den ihm übertragenen Aufgaben widme und nicht durch andere, damit unvereinbare Dinge sich davon abziehen lasse. Man erwartet, daß er durch Erfahrung und Uebung immer geschickter werden wird, beseitigt ihn also nicht, so lange er seine Pflicht erfüllt, läßt ihn vielmehr fortrücken von einer niedrigeren zu einer höheren Stellung, ja giebt ihm, der auf andere, vielleicht gewinnreichere Erwerbszweige Verzicht leisten mußte, Aussicht auf lebenslängliche Versorgung.

2. Der Angestellte soll und will, so weit er nicht seine Thätigkeit gleichsam an den Staat verkauft hat, ein freier Mensch bleiben, unbevormundet in seiner Gesinnung, Lebensansicht und selbst politischen Stellung, doch jedenfalls zu einem taktvollen und schicklichen Benehmen verpflichtet. Er soll sich also nicht bemerkbar machen entweder als Ankläger, oder als Lobhudler und Partei-Werkzeug der Verwaltung, in deren Dienst er steht; so lange politische Parteien bestehen und vielleicht bestehen müssen, soll der Regierungs-Beamte an den Partei-Kämpfen nicht in auffallender Weise sich betheiligen.

3. Schaffen wir jedoch damit nicht, wie in den monarchischen Staaten, ein stehendes Heer von Beamten mit einem widerwärtigen Beamten- (Mandarinen-) Stolze, also eine unserer Freiheit Gefahr drohende Kaste? Die Gefahr ist bei uns nicht groß; wir können aber einer gewissen, doch im Ganzen nicht großen Zahl von Beamten nicht entbehren, und was diese etwa in Bezug auf Ansehen und Einfluß sich zurechnen mögen, wird aufgewogen durch ihre Abhängigkeit, so daß in ihnen die übrigen Bürger doch nur ihres Gleichen erblicken, und es hier zu einer hoffährtigen Beamten-Klasse von Paschas nicht kommen kann.—Selbst in den europäischen Ländern haben die Beamten, seitdem es einen gebildeteren Bürgerstand giebt, sich genöthigt gesehen, der früheren ausschließlichen Gesellschaft zu entsagen und bescheidener Sitte sich zu befleißigen. Das beste Vorbild liefert uns die Schweiz; sie hat eine vortreffliche Beamten-Dienstordnung, welche wir uns zum Muster nehmen sollten, und dabei sind ihre Beamten im Ganzen streng und gewissenhaft im Dienste, zugleich die besten Bürger und liebenswürdige Menschen. Wir können hier nicht zu frühe der ernsten Aufgabe einer völligen Umgestaltung unseres Beamtenwesens uns widmen.

Die Stimmrechts-Frage.

Es ist neuerdings über die Frage, ob das „allgemeine Stimmrecht“ noch mehr erweitert oder aber beschränkt werden sollte, vielfach die Rede gewesen. Das Folgende ist das Ergebniß meines eigenen Denkens und meiner langjährigen hiesigen Erfahrung.

Es gehört zu dem wohlthuenden und menschlich würdigen Selbstständigkeits-Gefühle, daß die Mitglieder des Staatswesens, auf welchen die Verantwortlichkeit der Erhaltung und der Wohlfahrt desselben lastet, durch ihre Stimmen entscheiden, welche Gesetze gelten und welche Beamten diese Gesetze vollziehen sollen. Dies ist die sog. „Volkssouveränität“, welche wir auch trotz ihrer noch unvollkommenen Entwickelung doch nicht gegen irgend eine Art von monarchischer Regierungsform vertauschen möchten. Wir wollen lieber das noch Mangelhafte durch unser eigenes Streben und Streiten mehr und mehr durch das Bessere ersetzen, als einer Laune von oben her uns unterwerfen, welche es übel oder gut mit uns meinen mag.

Das allgemeine Stimmrecht schließt gleichmäßig in sich ein hochzuhaltendes Recht und eine Pflicht und Verantwortlichkeit. Wer die letztere übernimmt, dem darf das erstere nicht versagt sein, und wer nicht in seinem Theile verantwortlich sein kann oder will, hat auf das Recht keinen Anspruch. Zur Möglichkeit der Pflichterfüllung gehören: Einsicht, ehrlicher Wille und eine geeignete Lebensstellung. Was sollte aus einem Gemeinwesen werden, wenn dessen öffentliche Angelegenheiten entschieden werden durch Unverständige und völlig Unwissende in Betreff der Fragen, um welche es sich handelt, — durch Selbstsüchtige und Böswillige, — durch Solche, welche wohl Lasten aufbürden können, ohne aber irgend einen Theil davon selbst zu tragen!?

Leider ist es unthunlich, in Bezug auf dies Alles eine sichere und in jedem einzelnen Falle gerechte Grenze zu ziehen, weshalb wir genöthigt sind, uns an sehr allgemeine Bestimmungen zu halten, wobei wir der Willkür nicht entgehen können.

Was war bis jetzt unsere Regel?

1. Wir schließen vom Stimmrecht alle Unmündigen aus und setzen das 21. Jahr als das der Volljährigkeit fest, obgleich, wie die Erfahrung lehrt, der Eine früher, der Andere später sich entwickelt und gar Mancher über das kindliche Verständniß lebenslang nicht hinaus kommt.

2. Wir beschränken die Ausübung des Stimmrechtes auf die männlichen Staatsmitglieder, weil die Frauen ihrem ganzen Wesen nach für das öffentliche Treiben nicht gemacht sind, nicht von der Natur bestimmt zu sein scheinen, weil es ungeeignet wäre, sie durch Heranziehung zum öffentlichen Getümmel ihren eigenthümlichen hohen Aufgaben zu entfremden.

3. Wir bestimmen willkürlich, wie lange Jeder in dem Bezirke,

in welchem er stimmen will, gewohnt haben muß, welchen Vorschriften der Eingewanderte sich zu unterwerfen hat u. s. w.

Ich glaube, wir könnten füglich noch einen Schritt weiter gehen und anordnen:

1. Niemand soll stimmberechtigt sein, der nicht den Stimmzettel lesen kann, welchen er in die Urne werfen will. Unsere frühere Staats-Constitution von Missouri enthielt eine derartige Bestimmung, welche aber durch die neueste, demokratische Verfassung wieder beseitigt wurde. Und doch ist es eine Schmach, daß die wichtigsten Staats-Angelegenheiten durch Menschen entschieden werden sollen, welche so wenig für ihre geistige Bildung gethan haben, daß sie nicht eine Zeile lesen, nicht ihren Namen schreiben können. Freilich mag damit einzelnen, außerdem verständigen Menschen Unrecht geschehen, aber der überwiegend großen Mehrzahl geschieht Recht. Das Gemeinwesen muß sich schützen gegen die Herrschaft der Dummheit, und zugleich wird dadurch Solchen, welche dem Schulzwange sich zu entziehen wußten, ein mächtiger Antrieb zur Erlangung der aller unentbehrlichsten Bildung gegeben.

2. Statt von dem Stimmgeber nur Volljährigkeit zu verlangen, sollte man fordern, daß er ein "householder" sei, d. h. daß er ein selbstständiges Hauswesen habe. Die unstet und heimathlos da und dort sich herum Treibenden, in unbedingter Abhängigkeit von Andern Lebenden, leicht jede bürgerliche Verpflichtung von sich Abschüttelnden sind nicht die geeigneten Leute zur Theilnahme an der Selbstregierung des Volkes, machen namentlich in unsern Großstädten das Stimmrecht mehr nur zu einem Gemeinschaden. — Es kommt ja nicht darauf an, möglichst viele Stimmberechtigte zu haben, sondern möglichst wenige von Solchen, deren Stimmenabgabe ein Mißbrauch ist, wodurch gerade die befähigten und verantwortlichen Bürger abgehalten werden, am Stimmkasten zu erscheinen. Es ist nur ein Gewinn, wenn unsere jungen Männer ein paar Jahre länger warten, bis sie durch Gründung eines eigenen Hauswesens den Ernst des Lebens erkannt und mit den Bürger-Pflichten sich vertraut gemacht haben. Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß ich die Besitzenden (die Reichen) zu Herren der Nichtbesitzenden (der Armen) machen wolle. Mein wärmstes Mitgefühl gehört gerade Denen, welche ohne ihr Verschulden in Dürftigkeit leben, während meine den Besitzern von Millionen gewidmete Theilnahme eine sehr geringe ist; die Millionen ziehen mich nicht an, sondern stoßen mich ab. Zwischen Reichsein und Selbstständigsein ist doch wohl ein großer Unterschied. So würde ich den Sohn und Erben eines Millionärs, wenn er umherbummelt und eine geregelte Thätigkeit, mit welcher eine gewisse Verantwortlichkeit verbunden ist, nicht nachweisen kann, vom Stimmkasten fernhalten, dagegen bereitwilligst den Sohn des Taglöhners zulassen, welcher eine mit Verantwortlichkeit verknüpfte Stellung für sich errungen hat,

d. h. eine ihn und die Seinigen ehrlich ernährende und sein selbstständiges Handeln nicht beeinträchtigende Beschäftigung nachweist, wenngleich seine Heimstätte ein gemietheter Wohnplatz ist. — Wäre es in meine Hand gelegt, ich würde jedem Einzelnen gerade so viel Besitzthum zutheilen, als er durch ehrliche Anstrengung seinen Kräften gemäß verdient. Da dies unthunlich ist, so müssen unsere gesellschaftlichen Einrichtungen nicht auf Vergrößerung und Verewigung des großen Abstandes im Besitze, sondern auf möglichste Ausgleichung berechnet sein, so weit dies geschehen kann ohne gewaltsames und naturwidriges Eingreifen. — Mit bürgerlichen Rechten hat der Vermögensstand nichts zu thun.

Das Stimmrecht ist ein so wichtiges, daß über die dazu Berechtigten überall ein Register geführt werden sollte; man muß in jedem Bezirke die Zahl derselben übersehen können. Wer zum ersten Male in seinem Bezirke stimmen will, sollte seinen Namen in ein Register eintragen lassen und seine Berechtigung nachweisen. Der Register-Beamte (auf dem Lande mag es einer der Friedensrichter sein) sollte um die stets eintretenden Veränderungen sich bekümmern und die Namen der Verstorbenen und Weggezogenen ausstreichen. Das alphabetisch geordnete Register sollte bei jeder Wahl den Richtern vorliegen. Daß so die Sache etwas umständlicher wird, ist kein Schaden; sie stellt sich dadurch um so mehr als eine ernste dar, statt daß damit, also mit der Grundlage unserer Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt, ein verächtliches Spiel getrieben wird.

Trotz aller Vorsicht werden jetzt noch am Stimmkasten die das Gemeinwohl betreffenden Fragen durch eine Masse entschieden, welche über Vieles, was zu der verwickelten Staatsverwaltung gehört, kein gründliches Urtheil hat. Unsere Stimmgeber können doch nicht selbst die nöthigen Gesetze machen, oder den zu erwählenden Beamten genaue Vorschriften über die Erfüllung ihrer Berufspflichten geben wollen. Was sie thun können, ist doch nur: ihre bürgerlichen Interessen vertreten zu lassen durch Männer ihrer Wahl, welchen sie die nöthige Befähigung dazu und einen redlichen Willen zutrauen. So weit es thunlich ist, sollten sie das Leben und Treiben ihrer Mitbürger selbst beobachtet haben und nun unter den Besten ihre Auswahl treffen, d. h. unter Denen, welche sie als höher Befähigte und als vollkommen ehrenhaft in allem ihrem Thun erkannt haben. Gilt es um Personen und Maßregeln, über welche die Stimmgeber ein eigenes Urtheil zu bilden nicht im Stande sind, so müssen sie auf den Rath solcher besser Unterrichteten sich verlassen, welchen sie auch in allen anderen Dingen ihr Vertrauen schenken. Wie Jeder in seinen eigenen Angelegenheiten waltet, so wird er auch schalten in der Sache des Volkes; er wird entweder sich als sparsam, mäßig, verständig, ehrlich und treu erweisen, oder von Allem das Gegentheil zeigen. Können wir aber nicht alle Stimmgeber zu Staatskundigen ausbilden, so dürften wir zufrieden

sein, sie dahin zu bringen, daß sie nur durch Solche sich vertreten lassen, welchen sie in jedem Betrachte ihr eigenes höchstes Vertrauen schenken. Doch davon sind wir leider noch ziemlich weit entfernt.

Der Volks-Abgeordnete soll die Ansichten und Interessen seiner Auftraggeber vertreten; doch aber darf man ihn nicht binden wollen, als ob er ein bloßes Werkzeug wäre. Mitunter muß man seiner besseren, in der Erfüllung seiner Pflicht, unter den vorhandenen Umständen gewonnenen Einsicht vertrauen, und es wäre unstatthaft, ihn sofort zurückberufen zu wollen, wenn etwa ein Theil der Wähler sein Vorhaben mißbilligt. Dagegen soll er zu jeder Zeit bereit sein, sich vor Denen zu rechtfertigen, in deren Auftrage er handelt. Männer von erprobter Redlichkeit und Einsicht sollte man gewähren lassen, bis man zu der beschämenden Ueberzeugung gelangt, daß man sich in ihnen getäuscht hat. Weil solche Täuschungen vorkommen, soll man die Amtstermine lieber kurz als allzu lang machen. Gerade aus diesem Grunde könnte ich dem neuerdings gemachten Vorschlage, das Amt des Bundes-Präsidenten auf sechs Jahre zu verlängern, nicht beistimmen. Vier Jahre sind für einen solchen Mann hinreichend, um zu zeigen, was er ist, und was er will und kann, und hiernach sollte die Macht des Volkes, seinen obersten Beamten zu erwählen, in dessen Hand zurückfallen.

Unser großes Gemeinwesen kann keine griechische Demokratie sein, sondern ist durchaus für alle Zeit aufgebaut auf dem Grundsatze der Vertretung (auf dem sog. Repräsentativ-System). Nicht kann eigentlich das Volk die Staatslenkung in die eigene Hand nehmen; vielmehr wird das allgemeine Wohlsein davon abhängen, daß die würdigsten und geeignetsten Männer zur Besorgung der Volks-Angelegenheiten berufen werden. Wenn Schwindler und Selbstlinge durch die Stimme des Volkes mit Macht bekleidet werden, so ist es eben keines besseren Looses würdig, als welches ihm daraus erwachsen muß.

Zu dieser Zeit, da wir in der Lösung der drängenden politischen, kirchlichen und socialen Fragen uns kaum zu helfen wissen, muß eine ganz neue Frage, vor welcher wenigstens die ebenfalls vielartig bewegte vergangene Zeit Ruhe hatte, nämlich die Weiber-Stimmrechts- und Wählbarkeits-Frage uns in den Weg geworfen werden, um einen ebenso unvermeidlichen, wie widerwärtigen Kampf hervorzurufen. Ich darf mich wohl nicht anklagen, daß ich an veralteten Vorurtheilen leide; aber in der erwähnten Frage ist meine unverrückbare Stellung längst genommen, und in meinem Innern erhebe ich gegen alle Frauenstimmrechtler die Anklage, daß sie zu Liebe einer flackernden Neuerungsidee es versäumt haben, über das wahre Wesen der Menschennatur, also auch über die naturgemäße gegenseitige Stellung der beiden Geschlechter sich mehr als oberflächlich zu unterrichten. Sie sind geblendet durch einen nichtigen Schein und zu kurzsichtig, um zu begreifen, welches Unheil die Ausführung ihrer Hirngespinste stiften würde.

Seit mehr als 80 Jahren (vermuthlich länger als Einer der „Emanzipations-Apostel") habe ich in der Umgebung von Frauen gelebt, habe Gelegenheit gehabt, das weibliche Streben und Treiben in jedem Alter und in den niedrigsten wie in den bevorzugtesten Klassen genau zu beobachten, bin in inniger Berührung gewesen mit Frauen von hoher Bildung, ungewöhnlicher Geistesschärfe und durchaus sittlich reinem Sinne, und gerade diese letzteren verlangten am wenigsten, über die Grenzen echter Weiblichkeit hinauszutreten. Gewiß, das „ewig Weibliche" zieht uns heran, hinan und hinauf, und es hinwegdenken aus unserem menschlichen Leben hieße so viel, als auf Alles, was unser Dasein uns werthvoll macht, Verzicht leisten. Aber es ist das echte Weibliche, das wir so hochschätzen, welches sofort allen Reiz verliert, wenn es durch Männer-Nachäfferei entstellt wird. Wenn der weibische Mann — d. h. der nach Frauenart sich geberdende Mann — uns Männern und den Frauen selbst mit Recht zuwider ist, so stellt die „männische" Frau nicht minder ein Zerrbild dar, und das wird immer der Fall sein, wenn sie in das öffentliche Leben eingreifen, in den Wettkampf sich einlassen will, in welchem die Männer ihre Zwecke zu erreichen und einander zu überbieten bemüht sind. Aller natürliche Zauber, alle „Hoheit und Würde" fliegen sofort von den Frauen weg, wie vom Winde gepeitscht, wenn sie auf den Männer-Kampfplatz sich wagen, wo sie, statt der ihrem Geschlechte gebührenden zarten Rücksicht und Huldigung zu begegnen, von Vertheidigungs- und Angriffswaffen Gebrauch machen müssen, welche für ihre würdevolle Stellung im Familien- und Gesellschafts-Leben passen, wie die Faust auf das Auge.

Nehmen unsere Frauen in den Hallen der Gesetzgebung, auf der Richterbank, wohl gar im „Weißen Hause" ihren im wüsten Kampfe erstrittenen Sitz ein, dann gute Nacht dem häuslichen Glücke, der gedeihlichen Pflege und Erziehung unserer Kinder und Allem, was bis jetzt mit Recht hochgehalten wurde. Naturgemäß haben die Frauen — bei allem ihrem sonst feinen Takte und Scharfsinn — weder Sinn und Neigung, noch Talent zu anderem Regieren als dem im Familienkreise. Königin Elisabeth war doch ein Zerrbild auf dem englischen Throne, Kaiserin Katharina war ein sittliches Schreckbild, das Treiben der Königinnen auf dem spanischen Throne ekelt uns an, und die englische Victoria, eine ganz vortreffliche Sprößlingszüchterin, könnte doch keinen Tag wirklich herrschen, ohne sich auf Männer zu stützen.



Was ist der Staat?

Es will mir dünken, daß um das Zuvielregieren oder das unpassende und unbefugte staatliche Eingreifen in das freie Handeln der Bürger zurückzuweisen, auf der andern Seite gerade von deutschen Wortführern zu weit gegangen wird, indem sie dagegen behaupten, daß Zweck und Aufgabe des Staates in nichts Anderem bestehe, als nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß die Staatsangehörigen sich nicht einander an Leben und Eigenthum beschädigen. Folgen wir der geschichtlichen Entwickelung der Völker und verbinden wir damit die philosophische, d. h. die auf das Verständniß des menschlichen Wesens gegründete Forschung, was ergiebt sich dann als die wahre Bedeutung des Staates?

Beide Betrachtungsweisen zeigen uns, daß der Staat eine menschliche Anstalt ist, beruhend auf der Vernunftanlage, welche den Menschen von allen andern Geschöpfen unterscheidet und ihn über sie erhebt, wesentlich verschieden von dem zeitweiligen oder auch dauernden Zusammenleben gleichartiger oder auch ungleichartiger Thiere, was man mit Unrecht als „Thierstaat“ bezeichnet hat.

Das Vorbild sowohl als der Ursprung des Staates war überall das menschliche Familienleben. Der erfahrene Stammvater behielt die Führung des zweiten und dritten Geschlechtes in seiner Hand; aus der Erweiterung entstand ein Stamm, welchem einer der Aeltesten vorstand; aus vereinigten Stämmen bildete sich ein Volk unter der Oberleitung des Tapfersten und Fähigsten, oder auch des durch Gewalt und List, später gewöhnlich durch Abstammung zur Alleinherrschaft Gelangten. Wie viel Rohes und Selbstsüchtiges auch dabei mit unterlief, immer war doch der Zweck des Verbandes insofern ein humaner und sittlicher, als es um die Erhaltung einer gewissen Ordnung galt im Gegensatze zum blos brutalen Naturtriebe, dem sog. Rechte des Stärkeren, als alle Einzelnen in diesem Verbande sich besser befinden sollten, als wenn Jeder sich nur selbst überlassen wäre. So allein läßt es sich rechtfertigen, daß Jeder, der nicht etwa wie ein Robinson auf einer vereinsamten Insel wohnt, einem Staatsverbande angehören muß; der Staat ist eine humane Nothwendigkeit (nicht ein „unvermeidliches Uebel“), sobald in der menschlichen Entwickelung der brutale Zustand überwunden ist. Seinem idealen Zwecke nach sollte der Staat sein: ein geordnetes oder gegliedertes (organisches) Zusammenwirken Aller zur möglichst vollständigen Erreichung aller menschlichen Ziele, zur vollkommensten Verwirklichung aller menschlichen Aufgaben. Von Anfang schwebte den Menschen dieser Gedanke vor; aber leider fehlte es am klaren Verständniß der Ziele und der in Anwendung zu bringenden Mittel. Auf der höchsten gesellschaftlichen Entwickelungsstufe wird der Staat das sein, was als dessen idealer Zweck bezeichnet wurde.

Gerade die mangelhafte Bildung der Massen auch noch in unserer Zeit und mehr noch die sittlichen Fehler der mit der nöthigen Gewalt Bekleideten haben uns nach und nach immer mehr dahin gebracht, von dem idealen Zwecke des Staates Stück um Stück abzubrechen, weil wir lieber eine unvollständige Einrichtung ertragen, als die Selbstständigkeit und freie Bewegung der Individuen durch Willkür bedroht und ungebührlich beengt sehen wollen; und so wird neuerdings die Ansicht aufgestellt: der Staat ist nichts Anderes und soll nichts Anderes sein wollen als das Mittel zur Abwehr unbefugter Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der Einzelnen, also eigentlich eine polizeiliche Anstalt von negativem (verhinderndem) Character; alles Andere soll der freien Thätigkeitsäußerung der Einzelnen und der beliebigen Vereinbarung Mehrerer überlassen bleiben, mag es dabei im Ganzen mehr oder weniger gut und schlecht gehen. Mit andern Worten: der ursprüngliche patriarchalische Character des Staates, wonach — wie im Familienleben — jedem einzelnen Mitglied seine Stelle angewiesen und seine Aufgabe gestellt ist, seine Ansprüche gesichert sind, und das Ganze wie ein belebter Organismus sich bewegt, soll dem möglichst vollständigen Individualismus weichen, indem man lieber auf die Vortheile der geordneten Gemeinsamkeit verzichtet, als irgend einer Beengung der persönlichen Bestrebungen sich unterwirft, sollten dieselben sogar zum eigenen Verderben ausschlagen und auch das allgemeine Wohlsein gefährden.

So wird in unserer Zeit „Trennung von Staat und Kirche“ und Ausschluß alles dessen, was auf Religion Bezug hat, von der öffentlichen Erziehung nicht deshalb gefordert, weil dies etwa im Principe wichtig wäre, sondern weil die Noth dazu zwingt, da bei den so weit auseinander gehenden religiösen Meinungen und Anforderungen nur auf diese Weise der öffentliche Friede zu erhalten ist. In Wirklichkeit besteht in den geistigen Anlagen und Interessen des Menschen keine Scheidung, kein Zwiespalt, und das Gleiche gilt von dem Leben des Volkes auf der höheren Bildungsstufe, auf welcher die vereinigende Wahrheit an die Stelle der trennenden Vorurtheile getreten ist. Auch die Erziehung bleibt ja ganz einseitig und unvollständig, wenn nicht neben der verständigen Ausbildung die gemüthliche oder ideale, die sittliche (also — richtig verstanden — die religiöse) Anlage entwickelt wird. Das öffentliche (staatlich gegliederte) Volksleben sollte das gesammte Menschliche auf's Vollkommenste darstellen, sollte zugleich die Ideale des Wahren, Guten und Schönen verwirklicht zeigen — zwar in volksthümlicher Färbung (so lange als eine ganz gleiche allgemeine Humanität sich nicht erzielen läßt), aber ohne irgend Etwas, das aus trennender Sektirerei herstammt.

Der sog. Liberalismus unserer Tage besteht wesentlich darin, von dem hergebrachten Rechte der Lenkung und Beaufsichtigung durch die Staatsgewalt immer mehr wegzunehmen; in der Erklärung der sog. Volksrechte gilt es wesentlich um die genaue Bestimmung, was

die Gesetzgebung und. Regierung nicht thun soll, da es fast unthunlich ist, im Einzelnen vollkommen bestimmte Vorschriften für das thätige Eingreifen zu machen.

Der Grundsatz, daß die Staatsgewalt nur dazu da sei (gleichsam nur geduldet werde), um Eingriffe in die persönlichen Rechte abzuwehren, ist, wie sehr er sich auch durch seine Einfachheit zu empfehlen scheint, nicht durchzuführen. Der Staat muß u. A. die menschlich richtigen und würdigen Beziehungen zu andern Gemeinwesen zu unterhalten suchen (durch Gesandtschaften, Consulate &c.),—soll Schutzmittel gegen Angriffe von außen her, oder unter Umständen auch gegen verderbliche Naturgewalten in Anwendung bringen,—soll den großen Verkehr befördern (Hafenbau, Leuchtthürme, Stromregelung &c.),—mag Forschungen anstellen lassen theils zum allgemeinen Nutzen (Höhen- und Tiefen-Messungen, Erforschung der Meeresströmungen, Wetterbeobachtungen &c.), theils im reinen Interesse der Wissenschaft; —er mag oder soll das gesammte öffentliche Unterrichtswesen in die Hand nehmen, Akademien für Wissenschaften und Künste gründen und unterhalten &c.; — er soll in mehr als einer Weise das Gesundheitswesen überwachen (es ist nicht leicht, zu bestimmen, wie weit man darin gehen soll); — selbst ein gewisses Eingreifen in die sittlichen Zustände (ganz abgesehen von Beschädigung an Person und Eigenthum) ist unerläßlich. Damit haben wir denn eine Reihe positiver Aufgaben der wichtigsten Art, innigst verbunden mit den menschlichen Lebenszwecken.

Ist nun aber ein Eingreifen in Fällen, wie die angeführten, im Prinzipe nicht zu bestreiten, so bleibt die Grenze, bis zu welcher die Einmischung gehen soll, eine offene Frage; man muß sich darüber zu vereinigen suchen, was unter den vorhandenen Umständen das Beste und Zweckmäßigste ist, und muß andern Zeiten oder Entwicklungs- und Bildungsstufen es überlassen, die Dinge zu ändern nach dem Maße vorhandener Erfahrung und Einsicht.

Die in unsern Tagen vorzugsweise für Individualität geltend gemachten Ansprüche erklären sich aus der vorausgegangenen Uebertreibung nach der andern Seite hin. Die herrlichsten Blüthen erwachsen aus der freien Selbstbestimmung und gräßliche Auswüchse zugleich. So befinden wir uns in einem Uebergangszustande, dessen Ende wir freilich nicht absehen mögen, aus welchem schließlich aber doch etwas Besseres, wahrhaft Humanes hervorgehen muß, das jetzt den Gebildetsten unseres Geschlechtes als Ideal des menschlichen Zusammenlebens vorschwebt: die volle Befreiung aus der geistigen Unmündigkeit, der volle Sieg über die Rohheit und Unvernunft. Auch dann wird der staatliche Verband nicht aufhören, aber er wird etwas Anderes sein, als was er jemals war und heute irgendwo ist.



Oeffentliche Verwaltung.

Wie mögen wir eine öffentliche Verwaltung uns sichern, welche mehr, als es bisher meistens der Fall war, den Bedürfnissen des Volkes entspricht und es erfolgreich weiter führt auf der Bahn der Wohlfahrt und Bildung? Gesetze und Verwaltungs-Behörden mögen gut sein, oder schlecht, ob sie nun ausgehen von dem Willen eines „sich selbst regierenden Volkes", oder von einer beschränkten monarchischen, oder von einer völlig willkürlichen Gewalt. Unter Umständen befindet man sich unter einem „aufgeklärten Despotismus" (wie der des großen Friedrich) besser, als in einem republikanisch regierten Lande, dessen Bevölkerung in Unwissenheit und Rohheit versunken ist. Lebt man in Mexiko etwa besser und freier als sogar in Rußland oder in der Türkei?

Damit soll das Monarchenthum nicht gepriesen, die Republik nicht herabgesetzt werden. Ich selbst möchte mein hiesiges freies Bürgerthum nicht vertauschen, gegen irgend ein Unterthanenthum, wenngleich die wünschenswertheste Stellung mir geboten würde; viel lieber will ich alle Anderen als mir gleich behandeln, als vor einer eingebildeten, etwa erblichen, Hoheit mich beugen. Auch gehört wirklich unser großer Freistaat, trotz vielen in die Augen fallenden Mängeln, nach seinen Gesetzen und seiner Verwaltung doch zu den bestregierten Ländern der Welt; mögen doch unsere gewählten bisherigen Präsidenten, ausgestattet mit nahezu königlicher Gewalt, trotz allen gegen sie erhobenen Anklagen sich getrost vergleichen mit den früheren und jetzigen europäischen Gewalthabern „von Gottes Gnaden." Unsere republikanische Regierungsform war wenigstens bis jetzt kein fehlgeschlagener Versuch, wie dies in den südamerikanischen Republiken der Fall ist, welche sogar unter der despotischen spanischen Oberherrschaft sich besser befanden als unter dem Undinge, welches sie „Selbstregierung" nennen. Unser hiesiges Volk scheint mir wenigstens so weit fortgeschritten, daß es im Genusse eines hohen Maßes von Freiheit sich weiter bilden mag, um der vollen Freiheit würdig und fähig zu werden.

Die radikale Lehre ist: „Alles für das Volk (richtig, wenn es nur geschähe!) und durch das Volk (?)"; denn „wenn das Volk nicht bald die Zügel in die eigene Hand nimmt, so ist der Untergang der Republik sicher."—Man sollte nicht durch Unkenntniß der Zustände zu einer verderblichen Idealisirung sich hinreißen lassen, welche mit der Wirklichkeit in grellstem Widerspruche steht. Was ist denn Das, was wir Volk nennen? Eine Menschenmasse, eingeschlossen durch gewisse Grenzlinien, zusammengehalten durch die Gesetze und die Regierung des Landes, meistens auch durch dieselbe Sprache und andere Eigenthümlichkeiten. Bei den Einzelnen dieser Masse finden wir die

verschiedensten Stufen der Befähigung, der geistigen Bildung und des sittlichen Werthes, auch die verschiedenartigsten, vielfach gegen einander laufenden Interessen. Die große Mehrheit hat nur eine geringe Einsicht in das eigentliche Wesen einer Staatsverwaltung, kein klares Urtheil in vielen wichtigen Fragen, um deren Lösung es gilt, bekümmert sich weit mehr um Gewinn und Vergnügen als um die öffentlichen Angelegenheiten, wozu noch kommt—wie leider die neueste Erfahrung uns lehrt—, daß jede Volksmasse ein ansehnliches rohes Element von Strolchenthum enthält, welches nur durch die äußerste Wachsamkeit und Kraftanstrengung der besseren Bürger niederzuhalten ist. Nur wenn der Sinn der Volksmitglieder einheitlich auf das Vernünftige, Rechte und Zweckmäßige gerichtet wäre, könnte von einer gedeihlichen Volksregierung die Rede sein. Wie hilft man sich nun, um wenigstens den Schein der letzteren zu retten? Man stellt die Einzelnen—„Krethi und Plethi"—in besonderen Partei-Heereslagern einander gegenüber, erfindet gewisse Losungsworte (seien es Personen, oder angebliche Grundsätze), erregt damit die Kampfluft der Menge, und ist dann ein Parteisieg erfochten (gleichviel, durch welche Mittel), so verkündigt man der Welt: seht, das Volk hat sich erhoben in seiner Majestät und die Entscheidung gegeben!

War denn nicht die mit ein Paar 100 oder 1000 Stimmen unterlegene Partei auch ein Theil des Volkes? Mag es nicht vorkommen, daß auf der geschlagenen Seite gerade die Besten und Verständigsten sich befinden, die große Masse der Rohen und Unwissenden aber—weil eben alle Stimmen gleich wiegen — den Ausschlag gab? — Die Stimmen, welche gegen einander laufen, heben sich gegenseitig auf, und die größere, oder auch sehr kleine Mehrheit giebt die Entscheidung, welche das Gegentheil ist von Dem, was ein, in den meisten Fällen sehr beträchtlicher, oder sogar überwiegender Theil der Stimmgeber nicht gewollt hat.

Fragen wir: wer hat bisher unsere Präsidenten gewählt? Mit Ausnahme des ersten Präsidenten, dessen Erwählung gewissermaßen sich von selbst verstand, sind dessen sämmtliche Nachfolger nicht durch das Volk, sondern durch die eine oder andere Partei erwählt worden, und dabei war die Partei-Masse nur mehr oder minder blindes Werkzeug, während die Ernennung der Kandidaten ausging und der Wahlstreit geleitet wurde von einem Dutzend Männer, welche wir im besseren Falle die einflußreichsten Bürger des Landes, in anderen Fällen die geriebensten und rücksichtslosesten Drahtzieher nennen mögen. Daß es mit der Wahl unserer Congreßmitglieder, Gouverneure rc. im Ganzen sich ebenso verhält, bedarf keiner besonderen Ausführung.

Statt daß also das Volk selbst die Zügel in die Hand nähme oder nehmen könnte, wird es im glücklichen Falle regiert durch einen Ausschuß, bestehend aus den fähigsten Männern des Landes, in

den meisten Fällen aber durch eine Partei-Sippschaft (Clique), welche neben ihren eigenen Interessen wohl auch mehr oder weniger denen des Volkes dienen mag.

Zu den zu beklagenden Uebeln gehört noch, daß ein ansehnlicher Theil des Volkes an der Volksregierung sich gar nicht betheiligen will. Allzu sehr an dem haftend, was ihren persönlichen Meinungen und Vortheilen entspricht, und weil sie es verschmähen, ihre einzelne Stimme den gleichgeltenden Stimmen roher Massen entgegenzustellen, betheiligen sich gar Viele der sog. besseren Klassen an den Vorbereitungen zur Wahl und an dieser selbst gar nicht und lassen so die Sache in die Hände Derer gerathen, welche wenig oder nichts zu gewinnen und zu verlieren haben. Wir sehen, daß in dem glorreich wiedererstandenen deutschen Reiche nur kaum die Hälfte der Stimmberechtigten zur Wahlurne kommt und so zum Theil den Pfaffen und Communisten das Feld überlassen wird; und bei uns wird in zahlreichen Fällen die Klage erhoben: die gute Sache wäre gerettet worden, hätten nicht Hunderte unserer angeseheneren Männer sich zurückgehalten. Sollen wir nun etwa durch Strafandrohung die Leute nöthigen, eine heilige Pflicht zu erfüllen, welche zugleich ein Ehrenrecht freier Bürger ist? Damit würde nur das Volk sich selbst ein Armuthszeugniß ausstellen.

Dies Alles wird nicht wesentlich anders werden, bis das jetzt sogenannte Volk dem idealen Volksbegriffe sich beträchtlich mehr genähert hat. Das Volk sollte darstellen eine staatlich selbstständige Menschenmenge, mit wenigstens ziemlich gleichmäßiger Bildung, so weit sie zu klarer Einsicht in unsere öffentlichen Angelegenheiten erforderlich ist, mit dem gleichmäßigen guten Willen, das allgemeine Wohl nach Kräften zu fördern, frei geworden von der entwürdigenden Partei-Leidenschaft, wie sie jetzt besteht, eine Menschenmenge, in welcher die Unwissenden und die sittlich Verworfenen die seltene Ausnahme bilden und den gedeihlichen Fortschritt nicht stören.

Außer einer besseren öffentlichen Erziehung, welche sich aber nicht auf Eintrichterung des zum Fortkommen nöthigsten Wissens beschränken darf, kann dazu das Beispiel der angesehenen Volksklassen viel beitragen; ihrem schlimmen Vorbild, in welchem an der Stelle wahrer Bürgertugend fast nur unmäßige Gewinn- und eitle Genuß- und Prunk-Sucht erscheinen, ist die Verschlechterung des Volksgeistes großentheils zuzuschreiben. Die Sache steht in der That so, daß auf der einfach, ehrlich und fleißig gebliebenen Mittelklasse, nicht hinaufragend in den Kreis der hochmüthigen und entarteten Aristokratie, und nicht sich herabsenkend in den Kreis eines verkommenen Pöbels, unsere Hoffnung für die Zukunft beruht. Und doch sollten gerade die durch bessere Mittel der Bildung und eine glücklichere äußere Stellung Begünstigten allen Anderen voranleuchten durch ehrenwerthen bürgerlichen Sinn. — Endlich wird eine Verwaltung des Landes, welche den

sittlichen Muth hat, von den bisherigen Partei-Fesseln sich frei zu machen und die Dinge zu ordnen nach Recht, Billigkeit und Zweckmäßigkeit, — ohne Rücksicht auf die Erhaltung der Partei-Gewalt, sehr viel beitragen können zu einer allgemeinen Umwandlung zum Besseren.



Die Präsidentschafts-Frage.

Hinweg mit dem König im Frack! ist die radikale Losung, und an Berechtigung dazu fehlt es wahrlich nicht. — Doch ist es sehr zu bezweifeln, daß man hier bald, namentlich bevor der jetzige Parteigeist einer besonneneren Anschauung der Dinge Raum giebt, zu einer so wesentlichen Aenderung der Regierungs-Form sich verstehen wird. Gipfelt doch gerade der Ehrgeiz und das Machtverlangen der Parteien darin, die oberste Verwaltung an sich zu reißen. Würde nun an die Stelle eines aus sog. Volkswahl hervorgegangenen Präsidenten, welcher sein vom Senate zu bestätigendes Cabinet ernennt, durch den Congreß—gleichviel, ob er aus einem Hause oder aus zwei Häusern besteht — ein oberster Verwaltungsrath (Executive Committee) mit einem Vorsitzer angestellt, so würde dies, wie die Dinge jetzt noch stehen, nur im Partei-Interesse geschehen, und die Regierung des Landes wäre noch in höherem Grade, als es jetzt der Fall ist, ein bloßes Partei-Geschöpf.

Die radikale Lehre ist: keine sog. Theilung der Gewalten, sondern ein allgewaltiges Volkshaus, welches hervorgegangen aus dem Willen des souveränen Volkes, dasselbe in allen Stücken vertritt durch die ihm inwohnende höchste gesetzgebende, vollziehende und richterliche Macht. Die Gesetzgebung besorgt es selbst ohne jede Einmischung (außer wenn das Volk sich dagegen aussprechen sollte), und das Vollziehen und Richten läßt es durch von ihm ernannte Ausschüsse besorgen.—Dabei hat man einen idealen Volks-Begriff im Auge, wie er verwirklicht sich nirgends findet. Kann denn nicht ein „Volkshaus“ eben so wohl einseitig und herrisch verfahren wie eine Partei, aus welcher es hervorging, oder wie ein einzelner Gewalthaber? In alter Zeit „saß der König in seinen Thoren“, verkündete die Gesetze, welchen das Volk zu gehorchen hatte, beschied die streitenden Parteien vor sich und gab seinen Urtheilsspruch, entschied über Leben und Tod, über Krieg und Frieden und über alles Andere, das zur Verwaltung gehört, und vermuthlich gingen die Dinge nicht schlechter, als in Frankreich unter dem vielköpfigen, allmächtigen Convent. Wäre uns hier mit einem solchen Convente geholfen?

Mit Recht betrachtet man es als einen Fortschritt unserer Zeit, als eine der menschlichen Natur mit ihren Schwächen und Leiden-

schaften weislich angepaßte Einrichtung, daß man in allen gebildeteren Staaten die Gewalten getheilt hat als gesonderte gesetzgebende, richterliche und vollziehende, wobei unvermeidlich der letzteren der Löwenantheil zufällt, indem jedoch alle drei zur Verhütung von Ausschreitungen mehr oder weniger einander beschränken. Diejenige Verfassung wird die beste sein, durch welche diese drei Gewalten in das richtigste gegenseitige Verhältniß gestellt sind (was nur in der echten Republik möglich ist), und jeder derselben das rechte Maß von Befugniß zugetheilt ist. Diese „Trinität" mögen wir gern uns gefallen lassen.

Es ist nicht zu vermeiden, daß in einem großen Freistaate die vollziehende Gewalt, da sie ja doch die Zügel führen muß auch unter bedenklichen Umständen, wie sie mitunter vorkommen mögen, ein bedeutendes Maß von Macht besitze; auch das freieste Volk befindet sich besser unter einer starken Regierung als unter einer solchen, welcher Hände und Füße gebunden sind, — immer vorausgesetzt, daß man sie für den Mißbrauch der Gewalt verantwortlich machen kann. Es ist kein gerechter Tadel unserer Verfassung, daß unser Präsident die Macht eines europäischen Herrschers habe; irgendwo muß die zur Regierung eines Volkes von vielen Millionen nothwendige Machtbefugniß sich finden, und warum nicht bei dem auf die kurze Zeit von 4 Jahren gewählten obersten Beamten?

Es wäre wenig dagegen zu sagen, daß wir unserem Präsidenten eine Wohnung, die ja keineswegs ein Palast ist, außerdem für seinen Haushalt das Nöthige liefern, dazu ihm einen Gehalt von 50,000 Dollars zahlen, da ja mancher Geschäftsmann und Advokat mehr einnimmt und prunkvoller leben kann. Indessen ist es auch weder nothwendig, noch wünschenswerth, daß in unserer Bundeshauptstadt eine glänzende Hofhaltung bestehe, und so war die Verdoppelung des ursprünglichen Gehaltes nicht gerechtfertigt, — sie war bekanntlich eine von gemeiner Selbstsucht eingegebene Partei-Maßregel. Unser oberster Beamter sollte in keiner Weise versucht sein, den Andern das Beispiel eines verschwenderischen Lebens zu geben, und ein fürstlicher Gaben-Spender braucht er gar nicht zu sein.

Der ursprüngliche Gedanke, daß die zwei höchsten Beamten des Landes durch einen unparteiisch verfahrenden Volks-Ausschuß ernannt werden sollten, ist mehr und mehr und endlich ganz übergegangen in ein bloßes Parteigefecht der widerlichsten Art; Tausende von Bürgern können ihren eigentlichen Willen nicht ausdrücken, sind vielmehr genöthigt, entweder nach der Pfeife der einen oder der anderen Partei-Sippschaft zu tanzen, oder aber ihrem Stimmrecht ganz zu entsagen, und den geriebensten Drahtziehern fällt die Siegesbeute in die Hand.— Ich will mich hier jedes Vorschlages, wie die Sache zu machen wäre, enthalten, glaube aber, daß irgend eine Aenderung besser wäre als das jetzige Verfahren, welches geradezu sich als nicht mehr tauglich erwiesen hat.

Sollte nach dem einen und andern Versuche in dieser Richtung die Präsidentschaft selbst, wie sie ist, dem fortgeschrittenen Volksgeiste nicht mehr entsprechen, so wird sie einer Einrichtung, ähnlich der in der kleinen Schweizer-Republik bestehenden, weichen müssen — mit solchen Aenderungen, daß sie den Verhältnissen des großen Freistaates entspricht.

Was ich selbst gegen die jetzige Präsidentschaft einzuwenden habe, ist — wie bereits bemerkt —, daß sie dem niedrigsten Parteigeiste Nahrung giebt, und daß sie auf den Sinn gerade der durch Bildung und äußere Stellung hervorragenderen Bürger eine entsittlichende Wirkung äußert. Hunderten steht von Frühem an als höchstes Ziel des Ehrgeizes das Zerrbild des Königthums, die Präsidentschaft, vor Augen. Tausende, welche keine Hoffnung hegen, selbst zu dieser höchsten Würde zu gelangen, aber an den Rockzipfeln des Allgewaltigen zu hängen wünschen, scheuen auch nicht die gemeinsten Mittel, um sich bei Denen in Gunst zu setzen, welche sie als die endlich Erfolgreichen betrachten. Andere wissen ihrer Feindseligkeit gegen Diejenigen, welche sie als ihre künftigen Nebenbuhler betrachten, keine Grenzen zu setzen, — und so werden die besten Kräfte vergeudet allein um die Frage: wer wird zunächst, und wer wird nachher Präsident werden?

Um namentlich der Verwaltung des Landes die gehässige Partei-Färbung zu benehmen, scheint mir nach vielfacher Erwägung der bereits von mir besprochene Vorschlag der beste, nämlich: Man bestimme, wie viele besondere Ministerien wir haben müssen—6, 7 oder 8, und theile dann die gesammten Staaten in Distrikte (an einander grenzend und mit möglichst gleicher Volkszahl) einen mehr als die Zahl der Ministerien. Jeder Distrikt wählt alle 4 Jahre ein Mitglied der Verwaltungsbehörde; die Mitglieder treten zusammen (etwa am 4. März), erwählen vorerst aus ihrer Mitte ihren Vorsitzer (welcher „Bundes-Präsident" heißen mag), und dann den Minister des Auswärtigen, den Finanz-Minister und so weiter in fest bestimmter Reihenfolge, daß Jedem das für ihn passende Amt zugetheilt wird. Muthmaßlich wird jeder Bezirk Stolz darin suchen, einen fähigen Mann zu liefern, und es wird keine Schwierigkeiten haben, alle Ministerien mit geeigneten Leuten zu besetzen, zumal da die erfahrenen Hülfsbeamten in der Regel in ihrem Dienste bleiben, während die Verantwortlichkeit auf den neuen Minister übergeht. Zu allen besonderen Maßregeln, Amtsernennungen ꝛc. der einzelnen Minister ist die Zustimmung des Vorsitzers erforderlich, und in der allgemeinen Berathung entscheidet dessen Stimme bei Stimmengleichheit. Alles Weitere (in Bezug auf Erledigung einzelner Stellen, Verantwortlichkeit u. s. w.) kann genau gesetzlich bestimmt werden.—Die Mitglieder, herkommend aus den verschiedenen Theilen des Landes und dieser oder jener Partei angehörend, müssen mit einander sich vertragen und geben so dem ganzen Volke das Vorbild

eines ersprießlichen, von Parteigeist nicht beeinflußten Handelns.— Das Speculiren auf die Präsidentschaft würde sich bedeutend vermindern.

Jede städtische Gemeinde wählt ihren Bürgermeister, indem die Stimmberechtigten unmittelbar für den Einen oder Andern, welchen sie an die Spitze der Verwaltung gesetzt wünschen, ihre Stimme abgeben. Ganz ebenso wird verfahren bei der Erwählung unserer Staatsgouverneure, — und warum nicht bei der Wahl unserer obersten Verwaltungsbeamten der Bundes-Republik?

Als die jetzige Bundesverfassung in Kraft trat, hatten die 13 vereinigten Staaten eine geringere Bevölkerung als die jetzige mancher Einzelstaaten, und doch wollte man den Präsidenten nicht aus der unmittelbaren Wahl sämmtlicher Bürger der Republik hervorgehen lassen, indem vielmehr die Bundesverfassung vorschreibt: „Jeder Staat soll in der Weise, wie die Staatsgesetzgebung es vorschreiben mag, eine Zahl von Elektoren (Wahlmänner) ernennen—gleich der Gesammtzahl der Senatoren und Repräsentanten, durch welche der Einzelstaat im Congresse vertreten ist; diese Wahlmänner sollen in jedem der Staaten zusammentreten, und jeder derselben soll seine Stimme besonders abgeben, (indem Jeder nach Gefallen stimmt für den Kandidaten, welchen er bevorzugt), und die beglaubigte Liste ist an den Vicepräsidenten des Bundes einzusenden u. s. w.

Aus diesen Bestimmungen ergiebt sich Folgendes:

1. Man traute der Volksmasse nicht die nöthige Einsicht, nicht hinreichende Bekanntschaft mit den vorhandenen Umständen und mit den für die Aufgaben des höchsten Beamten am besten geeigneten Männer zu und zog es vor, daß die Urwähler in jedem der Wahlbezirke aus ihrer Mitte einen Mann, auf dessen gesundes Urtheil und Redlichkeit sie ihr Vertrauen setzen, damit beauftragen, durch seine Stimme die zwei höchsten Bundesbeamten auswählen zu helfen. Einigermaßen wolle man auch wohl die Uebel des allzu leidenschaftlichen Parteigeistes abschwächen; denn mag auch in dem einen Staate die eine, in dem andern die andere Partei überwiegend sein, so sollte doch jeder einzelne der ernannten Wahlmänner völlig frei und nach eigenem Gutdünken seine Stimme abgeben, und jede einzelne Stimme muß gezählt werden.

2. Man wollte zugleich die Präsidentenwahl theilweise zu einer Wahl durch die Staaten machen; deshalb soll die Zahl der Wahlmänner in jedem Staate um zwei größer sein als die Zahl seiner Congreß-Bezirke, weil jeder Staat außer so oder so vielen Repräsentanten, jedenfalls und nur zwei Senatoren zum Congresse schickt, woraus ein offenbarer Vortheil für die kleinen oder noch wenig bevölkerten Staaten über die großen und volkreichen sich ergiebt. Wie im Congresse, so sind auch in der Präsidenten-Wahl den Staaten als

solchen Vortheile zugewiesen, welche sie ihrer Volkszahl nach nicht beanspruchen könnten.

3. Man sah nicht voraus, daß durch die Fortbildung des Partei-Wesens die ursprüngliche Absicht, die bedeutendste Wahl durch freie, d. h. von Partei-Leidenschaft nicht verblendete Wahlmänner vornehmen zu lassen, völlig vereitelt werden würde. Jetzt sind die Wahlmänner des ganzen Landes und die der einzelnen Staaten nur Werkzeuge der Partei, von welcher sie gewählt wurden, haben, allem eigenen Urtheil entsagend, einfach die Partei-Ernennungen zu bestätigen und nur, damit die vorgeschriebene Formalität gewahrt werde, eine Schein-Wahl vorzunehmen. Wehe dem Wahlmanne, welcher die Convention-Ernennungen als ihn selbst nicht bindend betrachten wollte!

4. Es steht offenbar den einzelnen Staaten völlig frei, die Präsidenten-Wahl, statt nur auch theilweise zu einer Wahl durch das Volk, zu einer Wahl durch den Staat oder die einzelnen Staaten zu machen. Die Legislatur eines Staates ist vollkommen berechtigt, die Ernennung aller dem Staate zukommenden Wahlmänner in ihre Hand zu nehmen (wie es z. B. in Süd-Carolina bis zur Rebellion in völlig gesetzlicher Weise geschah), und je nach der Partei-Färbung der Mehrheit der Legislatur-Mitglieder in dem Einzelstaate werden dann die Stimmen der sämmtlichen ihm zuerkannten Wahlmänner ausfallen.

5. Kaum besser ist die jetzt wohl in allen Staaten bestehende Einrichtung, nach welcher zwar ein Wahlmann aus jedem Congreß-Bezirke erwählt werden soll, indem jedoch alle Wähler des ganzen Staates für einen Wahlmann aus jedem Bezirke und außerdem für zwei weitere für den ganzen Staat ihre Stimmen abzugeben haben.

Der republikanische und ebenso der demokratische Wahlzettel enthält eine Liste von so vielen Wahlmännern, als der Staat zu beanspruchen hat; die Urwähler stimmen (in der Regel) für die ganze Liste — die eine oder die andere —, und je nachdem die eine oder die andere Partei das Uebergewicht hat, zählen z. B. die gesammten 15 Wahlstimmen des Staates Missouri ebenso entweder für den republikanischen oder den demokratischen Candidaten, als wenn jeder einzelne Stimmgeber für Einen der Beiden sich erklärt hätte; die Minderheit, wie stark sie auch sein mag, und selbst die größte Mehrheit in einzelnen Bezirken bedeutet nichts. Dies ist ein durchaus unzweckmäßiges Verfahren. Soll allein das Partei-Uebergewicht in den einzelnen Staaten die Präsidenten-Wahl entscheiden, so könnte die Sache viel einfacher gemacht werden. Gemäß der Partei-Färbung des Staates wird die Staatsgesetzgebung zusammengesetzt sein; man lasse durch diese, indem beide Häuser zusammentreten, so viele Wahlstimmen abgeben, als wozu der Staat nach seiner Bevölkerung berechtigt ist und beseitige damit die „Farce“ der Ernennung und Erwählung von Elektoren, da ja der Erfolg ganz der gleiche sein würde.

6. Viel besser war die völlig gesetzliche Einrichtung, welche wenigstens theilweise früher bestand, daß nämlich die Bürger eines jeden Bezirkes nur für den in demselben wohnenden Wahlmann, außerdem alle für die 2 Wahlmänner "at large" (die im Namen des ganzen Staates zu handeln haben) ihre Stimmen abgeben. Dann würden doch z. B. aus dem demokratischen Staate Missouri einige Stimmen für den republikanischen Candidaten, aus dem republikanischen Illinois einige für den demokratischen Candidaten gezählt werden müssen, und die Präsidenten-Wahl käme doch einer Volkswahl näher.

Indessen hat die ganze Art unserer Wahl offenbar sich überlebt; sie ist ein Zwitter-Geschöpf, mit welchem kein Denkender zufrieden sein kann, indem dadurch nur eine widerwärtige leidenschaftliche Aufregung hervorgebracht wird. Es giebt wenigstens 3 bessere Arten, einen tauglichen Mann für eine gesetzlich zu bestimmende Zeitdauer an die Spitze der Verwaltung zu berufen:

1) Man lasse, wie es in der jetzigen französischen Republik geschieht, durch die zu diesem Zwecke zusammentretenden beiden Häuser der Gesetzgebung den obersten Vollziehungs-Beamten oder Präsidenten für eine bestimmte Zahl von Jahren ernennen, und es wird vermuthlich der Mann sein, auf welchen im Allgemeinen die Volksstimme hindeutet. Aehnlich wird in den kleinen schweizerischen Freistaaten verfahren, — und keine Aufregung durch das ganze Land hin, wie wir sie hier alle 4 Jahre haben, ist zu bemerken. Gleiches oder Aehnliches könnte hier geschehen; oder dem Volkshause käme die Ernennung des Präsidenten, dem Senate die des Vicepräsidenten zu, indem etwa das eine Haus die erste Wahl des anderen verwerfen könnte, oder welche anderen Bestimmungen man treffen möge.

2) Das Volk in allen Staaten wählt einen Verwaltungsrath von 7 oder 8 Mitgliedern (entsprechend unserem „Kabinet" oder Ministerium), welche die verschiedenen Verwaltungs-Zweige unter sich zu vertheilen und einen Vorsitzer etwa für die Zeit ihrer Amtsdauer zu ernennen haben, welcher so lange der Präsident des Landes wäre.

3) Die gesammten Stimmgeber des Landes geben unmittelbar ihre Stimmen für den höchsten Beamten ab, welcher die (verantwortlichen) Mitglieder seines Kabinets ernennt. In welcher Art die so abgegebenen Stimmen gezählt und einberichtet werden sollen, darüber läßt sich leicht das Nöthige gesetzlich feststellen. Die ursprünglichen Bedenken gegen eine unmittelbare Volkswahl bestehen nicht mehr; die große Menge der Bürger lebt nicht urwäldlich, unwissend und abgeschieden vom Weltverkehre, hat vielmehr hinreichende Gelegenheit, über die Zustände und Erfordernisse des Landes, auch über seine hervorragenderen Männer sich zu unterrichten, und jeder Stimmgeber sollte in den Stand gesetzt sein, entweder seiner Partei-Vorliebe nach, oder als Unabhängiger sich das seiner Abstimmung gebührende Ge-

wicht in einer ihn selbst so nahe angehenden Frage zu sichern. — Daß die Stimmen nicht allzu sehr sich zersplittern, dafür werden nach wie vor sog. Ernennungen sorgen, mögen nun damit 2 oder 3 oder mehr Parteien auftreten; doch soll auch an diese Niemand durchaus gebunden sein.

Alles, was dazu beitragen kann, der jetzigen Aemter-Gier, dem widrigen Ehrgeize und Herrschergelüste, der ganz unmäßigen Partei-Leidenschaft und der mit ihr verbundenen Aufregung der Gemüther (wenn es auch nur die Gemüther der berufsmäßigen Politiker wären) Schranken setzen kann, sollte von allen Wohlgesinnten in ernste Betrachtung gezogen werden.



Bundesgewalt und Staatenrechte.

Die früher von der englischen Krone abhängigen 13 Provinzen traten nach der Erkämpfung der Unabhängigkeit als Staaten auf, zuerst verbunden durch ein ziemlich lockeres Band, dann vereinigt durch die jetzige Bundesverfassung als untrennbarer Bundesstaat, als ein Volk unter der Oberhoheit der Bundesgewalt, indem jedoch mit Rücksicht auf die Entstehung des neuen Freistaates und zugleich aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten den Einzelstaaten ein gewisses Maß von Selbstständigkeit verbürgt wurde. Freilich wäre lieber jeder Einzelstaat ganz „souverän" geblieben; aber dies ging nicht an, ohne daß das Bestehen und die Wohlfahrt aller Staaten beständig gefährdet gewesen wären. Mit anerkennenswerther Sorgfalt sind in der Verfassung die Bundes-Befugnisse und die den Staaten vorbehaltenen Rechte gegen einander abgewogen; doch war es unthunlich — besonders mit Rücksicht auf die stete Fortentwicklung—, die Grenzlinie so genau zu ziehen, daß nicht darüber, was der Bundes- und was der Staaten-Gewalt zukommt, Meinungs-Verschiedenheit entstehen könnte, ebenso darüber, ob den veränderten Umständen gemäß (ungeheure Vergrößerung des Gebietes und Vermehrung der Bevölkerung, statt der ursprünglichen 13 jetzt 38 Staaten, welche in nicht ferner Zeit bis zu 100 anwachsen mögen) die Bundesgewalt weiter ausgedehnt, oder aber vermindert werden sollte. Wenn es irgend eine Frage giebt, in Bezug auf welche Partei-Bildung gerechtfertigt ist (während solche bei uns schon seit Jahren mehr nur ein Streit um die Beute war), so ist es die Frage, ob unser Bundesstaat ein mehr strammer oder lockerer Verband der Einzelstaaten sein soll.

Welche Fingerzeige liegen in diesem Betrachte geschichtlich und thatsächlich uns vor? Alt-England hat nur „Grafschaften" ohne alles eigene öffentliche Leben, und die auswärtigen, zum Theile ungeheuren Besitzungen in 5 Welttheilen sind Provinzen, welchen je nach Umständen ein mehr oder weniger geringes Maß von Selbstverwaltung zugestanden ist; das britische Parlament hat in der That die Macht über viele hunderte von Millionen Menschen in seiner Hand. Eine ähnliche Macht-Vergrößerung finden wir in Frankreich, auch seitdem es ein Freistaat ist; das Land ist in Departements abgetheilt, deren jedes einen von der Regierung angestellten Präfekten hat als Verwaltungsbehörde. Deutschland bestand bis 1866 (bis zur Austreibung Oesterreich's und Aufhebung des Bundestages) aus „souveränen" Einzelstaaten, welche nur hauptsächlich von Oesterreich und Preußen insoweit bevormundet wurden, als es um die Niederhaltung etwaiger Freiheits-Bestrebungen galt; auch als jetzige Mitglieder des neuen deutschen Reiches betrachten sich zwar die regierenden deutschen Fürsten noch immer als „souveräne" Herren ihrer Länder, indem jedoch theilweise die Reichsgewalt zur Herstellung der Einheit sich viel weiter erstreckt als bei uns die Gewalt des Bundes, wie wir nachher sehen werden. Die Schweiz hatte von Anfang und hat noch Cantone, ein mikroskopisches Abbild unserer Staaten; wie wir selbst vor 90 Jahren, mußte die Schweiz neuerdings die Cantons-Gewalt beschränken, um durch innigeren Verein Bestand und Wohlfahrt des kleineren Freistaates zu sichern, indem jedoch der Streit darüber, wie weit die Cantons- und die Bundes-Befugnisse sich erstrecken sollen, noch lange nicht zu Ende gehen zu wollen scheint. Die südamerikanischen Freistaaten ahmen unsere Einrichtung mehr oder weniger nach, können aber bei ihren noch wirren Zuständen uns keine Lehre geben. Ueber die Verhältnisse in andern Ländern brauche ich nicht zu reden.

Es ist angenehmer, weil es dem Einzelnen ein höheres Selbstgefühl giebt, in einem kleineren Kreise gemeinsame Dinge gemeinschaftlich zu entscheiden, als an einer Entscheidung sich zu betheiligen, welche von Millionen Stimmen abhängt, wobei die Ansicht des Einzelnen so wenig bedeutet. Deshalb bemerkt man überall die Neigung zu kleinerer „Sonderbündelei", d. h. zur Vereinigung von Wenigeren gegenüber der großen Masse. Im politischen Leben treten noch andere Rücksichten ein. In einem Gemeinwesen, welches wie das unsrige fast einen halben Welttheil einnimmt, mögen so große natürliche Unterschiede bestehen, daß, was z. B. im Staate Maine passend ist, in Louisiana oder Californien unstatthaft wäre; auch wäre die oberste Behörde des Landes gar nicht im Stande, das mannigfach Verschiedene, das zur Wohlfahrt der Bürger da und dort dienen soll, zu übersehen und zweckmäßig zu ordnen. Dazu kommt, daß die „Centralisirung" (die Vereinigung aller Gewalt in der Hand der obersten

Verwaltung) nach vorliegender Erfahrung einer steten Bedrohung der bürgerlichen Freiheit gleichkommt; ein allmächtiger „Convent“ mag sich für „permanent“ erklären und eine Schreckens-Herrschaft über das ganze Volk ausüben, oder ein erfolgreicher Oberfeldherr mag die Herrscherkrone auf sein Haupt setzen. Etwas der Art könnte bei uns nicht geschehen, so lange unsere Einzelstaaten des rechten Maßes von Selbstverwaltung sich erfreuen.

Auf der andern Seite ist es ein erhebendes Gefühl für jeden einzelnen Bürger, daß er ein weites Heimathland hat, Mitglied eines großen Ganzen ist, einem durch Volkszahl und Machtstellung bedeutungsvollen Gemeinwesen angehört, weshalb Alles, was die Einheit stört, also auch die Zersplitterung der dem Ganzen zukommenden Macht zu vermeiden ist. Ganz in Uebereinstimmung damit sehen wir unsere Bürger lebhafteren Antheil nehmen an einer Präsidenten-Wahl und an den Verhandlungen des Congresses, als an dem Meisten, das in ihrem eigenen Staate vorgeht.

Man mag im Ganzen mit der jetzigen Vertheilung der Macht zwischen dem Bunde und den einzelnen Staaten zufrieden sein, und doch könnten wir noch Manches von der Einrichtung des deutschen Reiches lernen. Dessen Fürsten sind zwar so „souverän“, daß jeder derselben fremde Gesandten an seinem Hofe halten mag ꝛc.; aber — nicht nur gelten für das ganze Reich gleiches Maß und Gewicht, sondern gleiche bürgerliche und strafrechtliche Gesetze, gleiche Bestimmungen über Bürgerthum und Stimmrecht ꝛc. und der Reichstag kann entscheiden, ob alle Eisenbahnen und die Telegraphie des Landes dem Reiche überwiesen werden sollen. Wird zwar die Herrschergewalt in einer Weise geübt, an welcher wir hier wenig Gefallen haben könnten, so haben doch unbezweifelbar die Bewohner der verschiedenen deutschen Groß- und Kleinstaaten durch alles Genannte ein Gefühl der Zusammengehörigkeit gewonnen, wie dasselbe niemals zuvor bestand.

Unserem Congresse ist es vorbehalten, den Wahltag für Bundesämter, das Verfahren bei der Aufnahme von Bürgern zu bestimmen und ein allgemeines Bankerottgesetz zu erlassen.—Es scheint doch, daß eben so statthaft und nothwendig wären: gleiche Gesetze in allen Staaten in Betreff des Wahl- und Stimmrechtes (in dem einen Staate stimmen die Weiber, in den andern Staaten nur Männer, — Eingewanderte nach 6 Monaten, oder erst nach 5 Jahren, oder auch gar nicht, wenn sie nicht ein gewisses Grundeigenthum besitzen; jeder Einzelstaat mag die Ausübung des Stimmrechtes an die willkürlichsten Bedingungen knüpfen mit der einzigen Ausnahme, daß kein Unterschied zwischen Weiß und Schwarz gemacht werden soll); ebenso in Betreff der Ehegesetze (ein Ehepaar, welches nicht im Staate geschieden werden kann, geht über die Grenze, und sofort wird die Trennung verfügt. Oder ist es gerechtfertigt, daß der Einzelstaat jahrelange Zuchthausstrafe über den Mann verhängt, welcher vielleicht

⅛ oder $\frac{1}{16}$ Negerblut in seinen Adern hat und eine Irländerin heirathet, während anderer geschlechtlicher Unfug unbeachtet bleibt?) Ueberhaupt sollten gleiche strafrechtliche Gesetze aus nahe liegenden Gründen eingeführt werden.

Der erwähnte Fortschritt in Einheit und Gleichmäßigkeit hat in Deutschland nur wohlthuend und befriedigend gewirkt: warum sollte nicht bei uns ein gleicher Erfolg zu erwarten sein? An dem durch die richtige staatliche Selbstständigkeit gewährten Schutze gegen etwaige napoleonische Gelüste geht dadurch nichts verloren, und unsern Staatsgesetzgebungen wäre eine bestens ausgebeutete Gelegenheit zu Zeit- und Geld-Verschwendung entzogen.—Wir möchten getrost auf dem Wege der innigeren Vereinigung noch einige Schritte vorwärts thun.



Von den gesellschaftlichen Uebeln.

Drückender als die politischen Uebel sind die gesellschaftlichen. Zwei einander völlig entgegengesetzte Vorschläge zur Verbesserung derselben werden gemacht. Der eine Vorschlag ist: wir müssen zurückkehren zu dem frommen Sinne unserer Väter und den einen, auf wundervolle Weise geoffenbarten untrüglichen Glauben zur allgemeinen Geltung bringen; dadurch wird der göttliche Wille, welchem der Mensch sich zu unterwerfen hat, und zugleich das göttliche Strafgericht über Diejenigen erkannt, welche dem Gotteswillen sich widersetzen, — und so werden die Menschen erhalten in Demuth vor ihrem Schöpfer, in innerster Reinheit der Gesinnung und in echter, jede Härte uud jede Unthat ausschließenden Nächstenliebe. Der andere, radikale, Vorschlag ist: es muß Alles beseitigt werden, was mit Religion und Kirchenthum zusammenhängt; denn die kirchlichen Lehren und Vorschriften haben nicht allein von jeher die Seelen verdummt und mit Aberglauben erfüllt, sondern an die Stelle der Demuth Heuchelei, an die Stelle der menschlichen Bruderliebe engherzige Ausschließlichkeit, Unduldsamkeit, Haß und Verfolgungssucht gesetzt und mehr als alles Andere zu den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft Veranlassung gegeben, haben überhaupt das sittliche Gefühl verdorben durch: „Erbsünde, Gnadenwahl, Sühnopfer, Himmel und Hölle zc. zc.“

Wenn zwei Meinungen sich so schroff gegenüberstehen, hat man immer Ursache zu der Vermuthung, daß beide das Ziel überschießen. Was lehrt die Geschichte der Jahrhunderte und der Jahrtausende? Rohheiten kamen und kommen vor überall, wo ein Botokuden-

Bildungszustand und Kaffern- oder Mobocks-Naturen sich fanden oder finden; der kirchliche Firniß ändert nicht sofort das menschliche Wesen, — mit ihm mag das Innerste verwildert bleiben, und so erklärt es sich, daß vor 3000 Jahren Juden und Philister im Namen von Jehovah und Moloch einander die Schädel einschlugen, daß man im Namen des Christen-Gottes die Ketzer verbrannte, ja daß heute unter der Losung: „Hie Kreuz, hie Halbmond!“ die einen Barbaren die andern zu Tausenden abschlachten. Doch zugestanden, daß der religiöse Eifer, wenn er sich roher Gemüther bemächtigt, in einen Fanatismus ausartet, dessen Wüthen alles andere Toben der Leidenschaft übertrifft, so wird man auf der andern Seite nicht leugnen wollen, daß die Zahl Derer nicht gering ist, welche in und mit ihrem frommen Glauben, mit ihrer Ueberzeugungstreue, Aufopferungsfähigkeit und durchaus edlen Gesinnung auf der Höhe der sittlichen Bildung standen oder stehen. Es scheint mir, daß hierbei weniger die besondere Art von Lehre in Betracht kommt, an welche der Einzelne sich hält, und welche mehr oder weniger Irriges enthalten mag, sondern daß er das seinem besseren Herzenszuge Entsprechende daraus nimmt, es tief sich einprägt und zu seiner Lebensregel macht. Aus derselben Blüthe mag Honig und Gift gesogen werden; freilich wäre es besser, wenn es kein Gift mehr zu saugen gäbe.

Der Radikalismus verurtheilt und verwirft nicht nur alle Religionslehre und religiöse Uebung, sondern jede Regung des religiösen Gefühles, ohne zu untersuchen, ob nicht damit etwas dem menschlichen Wesen Natürliches und es Erhebendes weggeschleudert wird. Er hat den schönen Turnerspruch: „Frisch, froh, fromm und frei“ verwässert, indem er an die Stelle von „fromm“ das unbedeutende „furchtlos“ setzte. Darf der Mensch, oder doch der Turner, nicht fromm sein? Muß man „fromm“ nur in dem Sinne eines „frommen Pferdes“ oder „frommer Lammes-Natur“ nehmen, womit geduldiges Fügen in die Dienstbarkeit bezeichnet werden soll? Oder muß man nothwendig dabei an das himmelwärts gerichtete Augenverdrehen eines salbadernden Priesters denken, der vielleicht nichts weniger als fromm gestimmt ist? Will man die rechte Bedeutung des ehrenwerthen deutschen Wortes erkennen, so übertrage man „Frömmigkeit“ etwa in das Lateinische, und man hat „Pietät“. Sollen wir etwa dieser entsagen? Und wenn nicht, warum dürfte man nicht deutsch ausdrücken, was man lateinisch gelten läßt? Pietät, und ebenso Frömmigkeit im rechten Sinne, bezeichnet das Gefühl und die thätige Anerkennung heiliger Verpflichtung, — und in der That beginnt damit alles edlere Menschenthum, oder hört zugleich damit auf. Wer nichts Heiliges anerkennt, keine heiligen Rechte, keine heiligen Pflichten, kein pietätvolles Gefühl, der versetzt sich abwärts in die Reihe der allein vom naturgewaltigen Instinkte getriebenen Wesen. Die Grundlage aller Religion war und ist Frömmigkeit im angegebenen Sinne.

Was von Lehrsätzen, Gebräuchen u. s. w. daran geknüpft wurde, entsprach den Zeitvorstellungen und der Bildungsstufe der Völker, mag und muß mit dem Fortschritte der Bildung geändert oder auch ganz beseitigt werden, während das Wesen unwandelbar bleibt, nämlich die durch das Gefühl heiliger Verpflichtung hervorgerufene Stimmung und Handlungsweise. So mögen denn auch unsere Turner fromm bleiben, wie Vater Jahn es wollte, ohne daß sie nöthig hätten, damit irgend Etwas von ihren Fortschritts-Bestrebungen aufzugeben.

Nicht zu leugnen ist, daß — in Folge von Mißbrauch und Mißverstand — in unserer Zeit die sog. kirchlichen Wirren zu den schwersten gesellschaftlichen, selbst auch politischen Uebeln gehören. Ein wohlbegabtes Volk, das spanische, mit zum Theil ruhmvoller Geschichte, wird ganz darnieder gehalten durch pfäffische Verdummungs-Gewalt; die französische Nation, blutbefleckt und zugleich zurückgeworfen durch die Bartholomäus-Nacht, die Dragonaden und die Hugenotten-Austreibung, steht noch heute vor einem Abgrund, in welchen die Gelüste der Jesuiten-Partei jeden Augenblick sie stürzen mögen; das deutsche Reich — und ähnlich das italienische — erhält sich durch steten Kampf gegen die Bestrebungen der Römlinge, muß zum Theil deshalb die ungeheuere, den Volkswohlstand erdrückende Kriegsbereitschaft unterhalten, und der Genuß natürlicher Freiheiten muß dem Volke versagt bleiben; England hat mit dem durch Pfafferei aufgewiegelten Irland seine stete Noth; die spanisch-amerikanischen sog. Republiken und Brasilien sind beständig von dem Jesuitenthume durchwühlt und können zum Theil deshalb nicht auf einen grünen Zweig kommen; Rußland bekehrt nach Kosackenart die Widerspänstigen zum Knieen vor dem griechischen Kreuze und kann sich dabei der widerwärtigsten Sektirerei nicht erwehren. Es giebt kaum ein Land, das nicht mit den genannten Wirren seine Noth hätte, — auch die Schweiz, Belgien und andere größere und kleinere Staaten.

Und wie steht es bei uns hier? Erträglich — im Vergleiche damit, wie es anderwärts zugeht, und das ist nicht einmal unser eigenes Verdienst, sondern die Folge von eigenthümlichen Umständen. Hierher flüchteten sich die um ihres Glaubens willen Verfolgten aus Großbritannien und andern Ländern, sehr verschiedenen kirchlichen Parteien angehörend, während noch zahlreiche neue Sekten hinzukamen — in Folge der freieren Bewegung, welche hier durch keine Regierungsgewalt zu unterdrücken war. Von Anfang haftete auch hier den verschiedenen religiösen Parteien derselbe unduldsame Sinn an, der sie fast überall kennzeichnet; aber die Noth zwang sie, sich mit einander zu vertragen. Die Bewältigung der rohen Natur, der Kampf mit der wilden Urbevölkerung, später die Auflehnung gegen das Mutterland machten eine Vereinigung der Kräfte unerläßlich, was nur mit der Verkündigung und Durchführung des Grundsatzes all-

gemeiner Duldung in kirchlichen Fragen möglich war. Durch Brauch und Uebung ist solche Duldsamkeit hier mehr, als vermuthlich in irgend einem andern Lande, zu einem Zuge des Volks-Charakters geworden. Und doch, würde etwa die katholische Kirche sich hier so verstärken, daß sie in der Mehrheit wäre,—würde sie mit ihrer jetzigen Stellung der Gleichberechtigung zufrieden sein und nicht vielmehr die Alleinherrschaft, welche sie überall fordert, wo sie es kann, mit Gewalt an sich reißen? — Ja, vermuthlich haben wir auch orthodoxe protestantische Confessionen hier, welche es nach dem Gleichen gelüstet, und welche nur in Schranken gehalten werden, weil sie erwarten müssen, daß jeder Versuch der Ueberhebung alle Andern gegen sie waffnen würde.

So wurde denn hier — als erstes Beispiel vernünftiger Duldsamkeit und leider bis jetzt als einziges — der Grundsatz der vollständigen Trennung von Staat und Kirche in die Bundes-Verfassung aufgenommen, und, wenngleich derselbe noch nicht vollkommen folgerecht durchgeführt ist, damit ein Vorsprung vor allen andern Völkern gewonnen; es giebt keine bevorrechtete Kirche oder Kirchen, — Alle haben sich den Staatsgesetzen zu unterwerfen, der Staat aber bekümmert sich nicht darum, was die Einzelnen glauben und in Betreff ihres Seelenheiles thun oder nicht thun.—Ist damit nun das Höchste erzielt, was politische und gesellschaftliche Weisheit zu leisten vermögen? Keineswegs! Es ist nur eine Zweckmäßigkeits- oder Noth-Maßregel, die beste für die Uebergangszeit, in welcher wir leben, den Frieden sichernd im Gedränge so vieler gegen einander laufender Meinungen über die höchsten Lebensfragen. Werden jedoch die aufgewühlten Gewässer nicht doch einmal sich klären? Wird der Strom des geistigen Lebens nicht ruhig und ungetrübt fließen, wenn einmal die eine Wahrheit für Alle gefunden und von Allen anerkannt ist, so daß es keines Waffenstillstandes bedarf? — Es wäre traurig, die Hoffnung auf die dereinstige Einkehr des „Zeitalters der Vernunft" (the age of Reason) aufgeben zu müssen.

Die alten Griechen und Römer mit ihrem einheitlichen und volksthümlichen Götterdienste, die dem Jehovah-Dienste huldigenden Juden in Palästina, die Christen der ersten Jahrhunderte, später die Staaten mit ganz, oder doch fast ganz ausschließlicher katholischer, oder protestantischer Bevölkerung bedurften keiner Trennung von „Staat und Kirche;" mit seltenen Ausnahmen waren die religiösen Vorstellungen der Menge die gleichen und innigst verwachsen mit dem volksthümlichen Geiste und den bürgerlichen Einrichtungen, so daß das gesammte Volksleben ein einheitliches Bild darstellte. — Dies ist das dem menschlichen Wesen Entsprechende; eins und einheitlich, wie dasselbe ist, kann es nicht in eine bürgerliche und kirchliche Hälfte zerlegt werden, die eine diesen, die andere ganz andern Genossen sich anschließend. In unserer Zeit aber mögen wir

in derselben Stadt St. Patrick-Aufzüge, Orangisten-Aufzüge, vielleicht Freimänner-Aufzüge u. a. m. haben, und in den 4 oder 5 „Gotteshäusern" selbst eines kleineren Ortes sammeln sich die Leute, welche alle Andern, die nicht zu ihrer besonderen Gemeinschaft gehören, als Irrgläubige betrachten und meiden; dann aber kommt der Wahltag, und den voran getragenen Partei-Bannern folgen, politisch ganz anders geschaart, jetzt in das gleiche Hurrah für T. oder für H. einstimmend, dieselben Leute, welche als Kirchengänger oder als Unkirchliche sich gegenseitig als Verirrte betrachten oder auch auf's Heftigste anfeinden, ja einander austilgen würden, wenn nicht die Trennung von „Staat und Kirche" den Frieden sicherte. Dieser halb kirchliche, halb politische Waffenstillstand ist freilich das Beste unter den vorhandenen Umständen, aber natürlich ist er nicht, zeugt vielmehr von einem völlig zersplitterten Volksleben; zusammengehalten wird ja das Ganze nicht durch die gleiche begeisterte Stimmung, sondern durch die verständige Betrachtung, daß das Auseinanderfallen eine sich selbst hart strafende Dummheit wäre. — Der „Freidenker" schließt dem „Patrick" sich an, den er im Herzen verachtet, weil er dessen Stimme für T. haben will; eben so hält es ein Hochgebildeter mit dem unwissenden Afrikaner, dessen Stimme für H. aber so schwer wiegen wird wie seine eigene.

Doch die alten Schranken werden und müssen fallen; die Irrlichter des Glaubenswahnes müssen verfliegen, damit eine gesunde und zugleich einige und das ganze Streben veredelnde Welt- und Lebens-Ansicht an deren Stelle trete, und erst dann wieder wird ein einheitliches Volksleben erblühen. So wenig, wie bisher, wird man auch dann der Symbole (der sinnbildlichen Zeichen gehobener Stimmung) entbehren wollen; aber man wird sie nicht hernehmen aus veralteten Geschichten und Legenden, sondern aus dem weiten, für Alle, gleich zugänglichen Reiche des Schönen und wahrhaft Erhabenen. Aus der Absonderung wird dann Einmüthigkeit werden, aus der kalten Berechnung begeistertes Streben zur Verwirklichung des Rechten und Guten.

Nicht träumerisch halte ich dies meinen Lesern vor, sondern als ein Ziel, welches wir in den Kämpfen der Uebergangszeit, in welche unser Leben fiel, vor Augen zu behalten haben. Weil wir noch ferne von demselben sind und keineswegs schon jetzt in idealen Zuständen leben, gerade deswegen sträube ich mich gegen die Uebertreibung, rechne durchaus in meinem Handeln mit den Dingen und den Menschen, wie sie sind, und verzichte darauf, mit der Menge sofort in den paradiesischen (radikalen) Lustgarten zu springen. Ich betrachte mich und die mir Gleichgesinnten wie Moses mit den Hebräern auf ihrer Wanderung durch die Wüste; wir werden so wenig wie er das verheißene Land erblicken, aber still stehen wollen wir nicht, und der Blick auf das hohe, wenn auch ferne Ziel ermuthige uns zur Ausdauer im stetigen Kampfe.

Ich habe noch Einiges nachzutragen in Betreff der Bemerkung, daß alle sittliche Verpflichtung herzuleiten ist aus dem Pietäts-Gefühle, welches eins ist mit dem Gefühle und der Anerkennung der wahren Menschenwürde; eine nicht darauf begründete Sittlichkeit wäre eine bloße Abrichtung, oder ein berechnetes Zweckmäßigkeits-Handeln, indem man sich vor Selbstbeschädigung hüten will; im besten Falle wäre sie ein Handeln gemäß dem Grundsatze, daß man der Gesellschaft kein Beispiel gebe, dessen Nachahmung für Alle verderblich würde. Zu einem Streben mit Herzenswärme, zu einem opferfreudigen Hingeben und Handeln, zu einem begeisterten Verlangen nach innerster Reinheit der Seele kann nichts Anderes führen als die Pietät, die Anerkennung heiliger Verpflichtung. Das Folgende wird dies deutlich machen:

Eine hervorragende Stelle unter den sittlichen Uebeln nimmt die Unmäßigkeit ein; man sagt, daß ¾ (Andere sagen $\frac{99}{100}$) aller Verbrechen aus dem Laster der Trunkenheit hervorgehen, während sie unleugbar zugleich mehr als alles Andere die Quelle von Familien-Elend, Verarmung und Noth ist und die Ursache des schmachvollen Unterganges der mitunter werthvollsten Kräfte und Befähigungen. Wollten die „Temperenzler“ sein, was das Wort bezeichnet: Freunde und Beförderer der Mäßigkeit, so müßten wir blind sein, wenn wir leugnen wollten, daß zu ihrer Wirksamkeit die dringendsten Gründe vorhanden sind. Aber sie verderben ihre Sache und machen sich selbst widerwärtig durch die Uebertreibung, während es einfach darum gilt, daß wir den Jungen, und daß die Aelteren es sich selbst einprägen: Unsere leiblichen und geistigen Kräfte sind eine von der Natur uns verliehene heilige Gabe, durch deren Mißbrauch und Zerstörung wir uns selbst herabwürdigen—sogar bis unter die vernunftlosen Geschöpfe. (Daß unter den „zehn Geboten“ keines gegen die Trunkenheit gerichtete sich findet, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß der Schnaps damals noch nicht erfunden war; Sirach—mehr als 1000 Jahre später—preist den erheiternden Weingenuß, warnt aber ernstlich vor dem Uebermaße.)

Zunächst sind die Geschlechts-Verirrungen zu nennen. An die innigste Vereinigung von Mann und Weib hat die als heilig zu achtende Naturordnung die Erhaltung unseres Geschlechtes geknüpft und zugleich Denen, welche Vater oder Mutter werden wollen oder wurden, die heiligste Verpflichtung auferlegt, welcher sich zu entziehen zu dem Unmenschlichsten und Unwürdigsten gehört, das gedacht werden kann. Verkaufen Weiber, um in gemeinster Lust sich wälzen zu können, ihr heiligstes, ihre Ehre und Keuschheit und angeborenes Schamhaftigkeitsgefühl, und giebt es verworfene Männer, welche solchen Sündenlohn anbieten, so zeugt dies von einem sittlichen Gesellschaftszustande, über welchen zu trauern wir die gegründetste Ursache haben. So lange solche Herabwürdigung nicht als ver-

einzelte Ausnahme, sondern überall fast öffentlich besteht, wo die Menschen dichter zusammen wohnen, sind wir von einem idealen Volkszustande noch weit entfernt. — Mehr mag ich über eine Frage, welche kein gesitteter Mensch gern berührt, hier nicht sagen.

Ein beklagenswerthes Zeichen unserer Zeit ist die überhand nehmende Geringachtung des Menschenlebens, da doch jedes Menschendasein als eine heilige Gabe zu betrachten ist, deren Zurücknahme nur allein der Naturordnung zukommen kann. Sehen wir ab von dem Raubmorde, welcher nur die That eines völlig verthierten Menschen sein kann, so bleibt die grenzenlose Leichtfertigkeit, mit welcher Menschenleben beständig bedroht und hingeopfert werden. Die Ursache liegt in der noch vielfach vorherrschenden Rohheit, für welche es, sobald die Leidenschaft erwacht, nichts Heiliges giebt. Genährt wird diese Rohheit durch die seit Jahrtausenden fast ohne Unterbrechung geführten Völkerkriege, welche das schauerlichste Vorbild des Würgens und Zerstörens im Großen geben. Wie wird man dem Morden im Kleineren wehren können, so lange das Morden im Großen als Ruhmesthat gepriesen wird? Dazu kommt — in dieser Uebergangszeit — die aus dem früheren Ernste in die größte Leichtfertigkeit umgewandelte Lebensansicht vieler Tausende (der sog. Nihilismus und Pessimismus): Das Dasein ist nichts mehr als eine flüchtige Naturerscheinung, eine auftauchende und dann wieder hinsinkende Welle — wenn es nicht mehr ist, nicht mehr bedeutend, als ob es niemals gewesen wäre, für die Meisten mehr eine Bürde als ein Glück, werthlos schon durch seine Unsicherheit, so daß der Sprung zurück in das Nichts, auf welche Weise er auch immer geschehe, eigentlich eine Wohlthat ist. Warum soll ich nicht thun, was die Natur selbst beständig thut, nämlich morden Alles, was mir im Wege ist, und mich selbst, sobald mein Nichtsein als ein geringeres Uebel erscheint als Sein und Dulden und Kämpfen? — Wären nicht die Nihilisten instinctiv davon zurückgehalten, ihre Logik folgerecht in Ausführung zu bringen, so würde Keiner von ihnen heute mehr da sein. Freilich haben wenige von ihnen ihre Ansicht von der Nichtigkeit des Lebens so scharf durchdacht wie ein Schopenhauer, immer aber haben sie die Heilighaltung des Daseins, so lange es besteht, dem Leichtsinne geopfert und daraus sind zum Theil zu erklären die vielen Morde, Doppelmorde und Selbstmorde, von welchen uns täglich berichtet wird.



Die Arbeiterfrage.

Wir sind bis zur Arbeiterfrage gelangt, der neuerdings so viel besprochenen.

Meine Mittheilungen werden wenigstens von manchen unserer deutschen Arbeiter gelesen, nicht aber, wie ich bemerken mußte, immer richtig verstanden, obwohl ich glaube, mich deutlich genug auszudrücken. Werde ich von ihnen etwa zu Denen gezählt, welche von oben herab, d. h. von einer ungebührlich begünstigten Stellung aus, ihre wohlfeilen Rathschläge den „Armen und Elenden" ertheilen? Diesen sage ich, daß von meiner Kindheit an bis heute gerade ihnen mein wärmstes Mitgefühl gehörte, daß ich selbst niemals in die Klasse der Begünstigten und Wohllebenden emporgeragt habe und Alles, was ich bin und besitze, allein einer verständigen Erziehung und der eigenen, niemals unterbrochenen Anstrengung, dagegen nichts unverdientem Glücke, oder gar verächtlichem Schwindel verdanke.

Um dies deutlich zu machen und damit vielleicht manchem der Leser Muth und Selbstvertrauen einzuflößen, mag es mir gestattet sein — obwohl ich ungerne von meiner eigenen Person rede —, einen Ueberblick meines Lebensganges vorzulegen. — Ich erwuchs mit 6 Geschwistern in einem oberhessischen Dorfe; von Glanz und Pracht war nichts zu sehen, desto tieferen Eindruck aber machten Bäche und Auen, Fluren, Wälder, Berge und andere Naturbilder auf die kindliche Seele. Im elterlichen Hause herrschten Einfachheit, Fleiß und anständige Sitte; den Kindern wurde weder Verweichlichung, noch Müssiggang gestattet; für die Knaben war Lernen von Frühestem an die Hauptsache, und die Erholung davon bestand meistens in Beschäftigung mit ländlichen Arbeiten, wodurch zugleich der praktische Sinn geweckt wurde. Nur 4 Jahre meines Lebens — von 1816 bis 1820 — brachte ich, zum Zwecke meiner wissenschaftlichen Ausbildung, in Städten zu, wonach ich auf das Land zurückkehrte: seit lange kenne ich das Stadtleben nur durch gelegentliche Besuche.

Was hatte ich in meinem Dorfe nun täglich vor Augen? Freilich gab es einzelne wohlhabende Bauern, die aber im Wohlstande sich nur erhalten konnten durch unausgesetzten Fleiß und eine weit größere Sparsamkeit, als hier selbst der Unbemittelte sie kennt. Die Mehrzahl erhielt sich eben nur durch stetes Abmühen unter Entbehrungen aller Art, und aus dem eigenen Dorfe und den Nachbardörfern stellten zerlumpte Bettler fast täglich vor unserer Thüre sich ein. Wälder und Felder, Haus und Hof mußten beständig gegen Diebstahl überwacht werden; denn die Darbenden folgten dem Grundsatze „Noth hat kein Gebot". Doch gehörte dieses Dorf zu den besten der Umgegend.

Daß dies kein menschenwürdiger Zustand sei, drückte sich tief

schon dem kindlichen Gemüthe ein. Es konnte also nicht fehlen, daß ich auf der Universität den für Freiheit und für die Erhebung unseres Volkes aus seiner Erniedrigung begeisterten Jünglingen innigst mich anschloß; unser stetes Bestreben, unser Opfermuth, unser versuchter Kampf gegen die Volksbedrücker galt dem Wohle der „Armen und Elenden."

Diese Richtung blieb in mir eine so unabänderlich feste, daß, als ich später mein ganzes Ringen unter den vorhandenen Zuständen als fruchtlos betrachten mußte, ich mich entschloß — obwohl ich bei stetem ernstlichem Bemühen persönlich einer behaglichen Lage mich erfreute—, meine Verbindung mit der alten Welt zu lösen, um in der neuen mir einen meinem Sinne entsprechenden Wirkungskreis zu suchen. Ich verband mich zu diesem Zwecke mit einigen Gesinnungsgenossen (Paul Follenius u. A.), und um auch in dieser Sache unseren Grundsätzen treu zu bleiben, nahmen wir in unsere Gesellschaft eine gewisse Zahl ganz unbemittelter, braver Familien auf. Diese letzteren lernten später hier sehr gut sich selbst helfen, wir aber, die Unternehmer, büßten gerade durch die Gesellschafts-Gründung (die Gießener Gesellschaft bestand aus 500 Köpfen) einen Theil unserer Mittel ein und hätten zugleich vielfachen Verdruß erspart, wenn wir uns auf das gemeinsame Auswandern von etwa einem Dutzend befreundeter Familien beschränkt hätten. Ich kann nicht zu ähnlichen Unternehmungen mit einer Gesellschafts-Kasse u. dgl. rathen.

Was damals zunächst sich hier darbot, war „Farmerei im Urwalde". Mir selbst galt es zugleich darum, mich hier in derselben Beschäftigung zu versuchen, deren täglicher Zeuge ich von Jugend auf gewesen war, hier frei von dem Drucke, welcher in der alten Welt auf der Klasse der A r b e i t e r lastet. Nach vielen Kämpfen und bittersten Erfahrungen noch vor meinem Weggehen, dann nach einer langen und mühseligen Reise kam ich im September 1834 hier an mit gerade so viel Mitteln, daß ich ein geeignetes Stück Land (120 Acker, davon gegen 10 Acker Klarland, darauf ein Blockhaus mit e i n e m Raume) und das Allernöthigste zur ersten Einrichtung anschaffen konnte. Doch war vorerst in der urthümlichen Nachbarschaft kaum irgend etwas für die dringendsten Bedürfnisse zu haben. Für Fleisch mußte die Vogelflinte sorgen; als Brotstoff dienten Maisähren, welche auf einem mitgebrachten Reibeisen gerieben wurden. Als Tisch diente der Deckel einer mitgebrachten Kiste; das Gestell, sowie Bänke und nothdürftige Bettstellen wurden mit Axt, Schnitzmesser und Säge verfertigt. — Das Ochsenfuhrwerk wurde bald erlernt, eine kleine Weizensaat bestellt, im Winter die Klärung erweitert, eine Gartenanlage gemacht und im folgenden Frühling eine Maispflanzung zu Stande gebracht, welche meine amerikanischen Nachbarn als mustergültig erklärten. Zugleich wurden die allernöthigsten Wirthschaftsgebäude errichtet, das überreichlich mit Luftzug versehene Blockhaus ausge-

bessert, das neue Klärland eingezäunt und aufgebrochen, was Alles so schwere Arbeit war, daß oft am Abend die ermüdete Rechte den Löffel nicht zum Munde führen konnte ohne die Unterstützung der Linken. Alles Vorkommende wurde gelernt: Pflügen, Säen und Ernten, das Umhauen der stärksten Stämme, Riegelspalten, Schindelmachen, Häuserbau, die Verfertigung von Pfluggestellen und anderem Geräthe, rauhe Maurer-Arbeit ꝛc.; Obstkerne wurden gelegt, die Stämmchen später veredelt und ausgepflanzt; die ganze Schlächterei, selbst die kunstmäßigere, wurde von mir besorgt; später wurde es mit gutem Erfolge mit der Bienenzucht, dem Hanf- und Tabacks-Bau und — seit 1847 — mit dem Weinbau versucht. Das Härteste von Allem war die Ernte im Sommer; die schwere Sense, in der Juli-Hitze geführt, das Niederbücken zum Binden ꝛc. griffen das — vordem hauptsächlich nur durch Bücherweisheit angespannte — Gehirn so mächtig an, daß ich am Abend taumelte, wie von Schwindel ergriffen. Beneidenswerth erschienen mir die meisten meiner Nachbarn, hannöverische Hünenleute, freilich ärmer als ich hierher gekommen, aber an die rauheste Arbeit gewöhnt und, im Vergleiche mit ihrer gedrückten Lage in der Heimath, hier frei und bald in Ueberfluß lebend, während ich selbst auf so Vieles verzichten mußte, was in der ganzen Welt zum gebildeteren Leben gerechnet wird. Dazu noch waren die Verhältnisse höchst kläglich; was gekauft werden mußte, war viel theurer als heute, was wir etwa erübrigten, hatte fast keinen Werth; — es bestand nur der allernothwendigste Geschäftsverkehr, und nur die höchste Sparsamkeit konnte vor dem Untergange (welcher leider das Schicksal der meisten sog. „Lateiner“ war) bewahren.

Doch überließ ich mich weder der Klage, noch verlor ich den Muth. Ich hatte mein Geburtsland verlassen im tiefsten Widerwillen gegen die dort eingetretenen unwürdigen Zustände, welche ich als hoffnungslos ansah, blickte also nicht reuevoll zurück auf das Verlassene; ich hatte an mein freiwilliges Unternehmen das Geschick meiner Familie geknüpft, für welche einzustehen mit Aufwendung aller meiner Kräfte ich mich verpflichtet hielt, — und so war unverdrossenes Ausdauern das einzige Richtige.

Oeffentliche Schulen gab es damals hier nicht, und doch war die Zahl der des Unterrichts bedürftigen Kinder in der Nachbarschaft nicht gering. Wer sollte diesen Unterricht ertheilen? Niemand war dazu geeignet außer mir, der ich das Lehren von Jugend auf betrieben hatte. So verstand ich mich dazu, während fünf Tagen in der Woche täglich sechs Stunden Schulmeister zu sein, indem ich das Lehrzimmer mit allem Zubehör selbst lieferte, gegen eine Vergütung, welche etwa hinreichend war, an solchen Tagen einen gemietheten Arbeiter für mich einzustellen. Doch damit befriedigte ich mich nicht; Morgens vor der Schulzeit bei dem kaum beginnenden Tageslichte und Abends bis zum Sternenscheine war ich mit dem Pfluge in meinem Kornfelde zu

finden. — In den Winterabenden und beim schlimmsten Schneewetter drehte ich Cigarren aus selbstgezogenem Havannah-Tabak, oder flocht Körbe (ich hatte als Knabe das Kunststück einem alten Korbmacher abgelernt, welcher mitunter in meinem Elternhause beschäftigt wurde) und bestritt damit zum Theil meine mäßigen Store-Ausgaben; zugleich half ich meinen eigenen Kindern in ihrem Lernen fort, oder ich las Zeitungen und Bücher, um sowohl mit den Vorgängen nah und fern, als auch mit dem Fortschritte der Wissenschaft mich vertraut zu erhalten. „Verbauern" wollte ich in keinem Falle.

Das hiesige deutsche Zeitungswesen befand sich damals in seinen ersten Anfängen. Es schien mir mitunter, daß meine Erfahrungen und mein Rath meinen deutschen Mitbürgern nützlich sein könnten, und indem ich gelegentlich öffentlich zu ihnen redete, benützte ich zugleich die mir spärlich zugemessenen freien Stunden zu Mittheilungen in den öffentlichen Blättern.

Nicht unkräftig von Natur, gestählt durch die ländliche Erziehung, später tüchtig geübter Turner und in nichts verwöhnt, hielt ich, obwohl mitunter vom „Fieber" geplagt, dies Alles eine Reihe von Jahren gut genug aus, wonach aber dauerndes nervöses Leiden sich einstellte, welches mir namentlich das fernere Verrichten der härtesten Sommerarbeiten unmöglich machte. Inzwischen waren meine älteren Kinder so weit herangewachsen, daß sie das Schwerste mir abnehmen konnten, während ich selbst nun hauptsächlich dem mir mehr entsprechenden Weinbau mich widmete, und so fand ich mich nach einigen Jahren wieder im Besitz meiner früheren Gesundheit.

Meine öffentliche Laufbahn begann ich damit, daß ich zum Wegaufseher ernannt wurde; ich hatte eine Straße durch den Urwald zu eröffnen, welche als wichtiger Verkehrsweg vom Missouri-Flusse (Washington gegenüber) an meiner Wohnung vorbei nordwärts läuft. Dann erwählte man mich zweimal zum Friedensrichter. Da mußte denn mit nicht geringem Zeitaufwande viel Neues gelernt sein in einem bis dahin mir fremden Fache. Meine Einnahme aus dem Amte belief sich in den 8 Jahren auf $15—20 jährlich; meine Hauptaufgabe war, meinen Landsleuten die Gesetze zu erklären und Streitigkeiten friedlich zu schlichten, wofür nichts berechnet wurde. — Zum Mitgliede des Staats-Senates wurde ich mitten im Kriegsgetöse 1862 erwählt. Vier Winter brachte ich in der Staatshauptstadt zu, von früh bis spät meine Zeit meinen Berufspflichten widmend; hätte ich dagegen wie viele meiner Amtsgenossen es zu thun pflegten, mich in den Wirthshäusern umher getrieben, so wäre ich wie sie mit Schulden zurückgekehrt. Doch ich hatte abermals mich überarbeitet, fühlte noch mehrere Jahre nachher mich schwach und angegriffen, habe aber durch mein naturgemäßes heimathliches Leben mich wieder nach Wunsch erholt.

Noch jetzt bin ich mit seltener Unterbrechung 14—15 Stunden

täglich in mehr oder weniger angespannter geistiger oder leiblicher Thätigkeit. Die letztere mag ich nicht aufgeben, so lange ich die nöthige Kraft dazu habe, theils weil ich eine Befriedigung darin finde, theils weil ich mich dadurch gesund zu erhalten glaube. Eine bedeutende Menge von Lesestoff ist täglich zu bewältigen, — nicht zur bloßen Unterhaltung oder gar zum Zeitvertreib (ist mir doch die Zeit immer zu kurz statt jemals zu lang), sondern zum Zwecke der eigenen Fortbildung, welche mich zugleich in den Stand setzt, die übernommenen Aufgaben zu erfüllen, welche von Jahr zu Jahr mannigfacher und unabweisbarer geworden sind. Habe ich in meiner Jugend mit unermüdlicher Anstrengung gelernt, weil ich mußte und wollte, so habe ich in den 43 Jahren meines Hierseins neben den mühseligen Aufgaben anderer Art noch mehr gelernt, auch, wie ich glaube, leichter und schärfer denken gelernt, als in der vorausgegangenen etwas kleineren Lebenshälfte, und gedenke damit nicht nachzulassen, so lange ich nicht muß. — Freilich darf ich und will ich keine Zeit verlieren; mit wenigen Ausnahmen geht ein Tag für mich hin gleich dem andern, und in nutzbringender Thätigkeit und in der inneren Sammlung finde ich die Befriedigung, welche Andere oft vergebens in der Zerstreuung suchen. Theater und Conzerte, Park-Vergnügungen, Sommer-Ausflüge, Trinkstuben-Unterhaltung, Spiel jeder Art u. s. w. überlasse ich neidlos den Andern. Ich kenne ja dies Alles, und durch die reichen Erfahrungen eines langen und wechselvollen Lebens, welches mich zugleich mit so vielen Menschen theils in Verkehr, theils in innigste Verbindung brachte, ist mein Inneres gleichsam zu einem dicken Bande geworden, in welchem ich nur nachzuschlagen brauche, da und dort, um meinem Denken in einsamen Stunden eine weit befriedigendere Unterhaltung zu schaffen, als die, welche Andere auswärts suchen. Nichts von dem vielen Erlebten soll mir verloren sein, — und so wäre das Verlangen nach immer neuer äußerer Anregung, wie der Jüngere sie fordert, kaum natürlich. Das Leben gab mir, was es verleihen kann und will, Kampf und Freude; jetzt überschaue ich ruhig die durchlaufene Bahn und gedenke sie zu vollenden in dem Sinne, wie sie begonnen wurde.

Aus meiner Urwalds-Ansiedlung, seit Jahren unter der Bewirthschaftung eines meiner Söhne, ist eine Hofstätte geworden, so wohleingerichtet wie wenige in weiter Umgegend, — mit Feldern und Wiesen, Wald und Weide, Obst- und Gemüse-Garten, 5 Ackern Rebenanlage, vorzüglichem Viehstande, Wirthschaftsgebäuden der besten Art ꝛc. Das alte Blockhaus steht noch, jetzt zu anderen Zwecken benützt. Eine freundliche und bequeme, aber prunklos eingerichtete Wohnung wurde vor 10 Jahren erbaut, entsprechend dem alten Liede:

„Mein Häuschen steht im Grünen,
Den Freunden wohlbekannt,
Von Sonn' und Mond beschienen,
Und Weinlaub an der Wand.“

Meine Bedürfnisse sind so einfach geblieben, wie sie es immer waren. Mit dem, was ich täglich zur Gesunderhaltung des Lebens verlange oder annehme, mit dem harten Lager, woran ich von Kindheit an gewöhnt war, mit meinem Kleideraufwande (?) würde schwerlich ein Handwerker in der Stadt sich begnügen. Freilich ist nicht Diogenes mein Muster, aber die Verweichlichten und Ueppigen sind es noch viel weniger. Den äußeren Dingen spreche ich ihre Bedeutung nicht ab, werde ihnen aber doch immer nur einen untergeordneten Werth zuerkennen, niemals ihnen das Höhere opfern.

Es ist mir gelungen, den sechs Kindern, welche mir geblieben sind, zu einer selbstständigen Lage zu verhelfen. Sie und die Enkel- und Großenkel-Kinder bilden eine große Zahl von Angehörigen, alle vereinigt durch liebreiche gegenseitige Theilnahme. Unter ihnen Allen ist Niemand, der zu den „Geschwollenen", oder zu den „Drohnen", oder gar zu den Ring-Mitgliedern und Schwindlern zu rechnen wäre, da zu ihrem Glück sie alle sich bemühen müssen und zu meiner Freude sich mit Ernst und Lust bestreben, ehrlich und ehrenhaft durch die Welt zu kommen.

Was äußeren Erfolg betrifft, so stehe ich keineswegs in der vordersten Reihe; vielmehr sind manche der ganz oder fast ganz mittellos zu gleicher Zeit mit mir hierher gekommenen Heuerleute und Bauernsöhne mir weit voran gekommen, indem sie jetzt zu den Wohlstehendsten der weiten Umgegend gehören. Unter ihnen sind Solche, welche zu Zweien 40 Acker Congreßlandes in Gemeinschaft kauften, oder ein Stückchen Land von einem Amerikaner pachteten, oder mit Steineklopfen an der Heerstraße begannen, oder von Taglohn leben mußten, jetzt aber mit vielen Tausenden nicht auszukaufen sind, während die Amerikaner selbst mehr und mehr sich weit weg begeben haben, weil sie den Wettstreit mit dem Fleiße der Deutschen (der Holzschuh-Leute) nicht auszuhalten vermochten. Diese Deutschen haben zum größeren Theil sich hier abgeschliffen, leben nicht mehr ärmlich wie in der alten Heimath, gedeihen auch jetzt noch bestens, trotz der harten Zeit. Nur Solche gedeihen nicht, welche abgewichen sind von der mitgebrachten Gewöhnung zu Fleiß und haushälterischer Ordnung, dagegen der „Amerikanisirung" im schlimmen Sinne sich hingegeben haben.

Soviel zur Erklärung meiner Stellung in der Arbeiterfrage.

* * *

In allen civilisirten Ländern der alten Welt und theilweise sogar schon in der neuen, mühen die besten Köpfe sich ab, um die sog. Arbeiterfrage zu lösen, und doch scheint man nirgends über bloße Palliativmittel hinaus zu kommen. Man muß, um Abhülfe für bestehende Uebel zu finden, auf die Ursachen zurückgehen und sich klar machen, wie die Dinge der gesunden Naturordnung nach sein sollten,

und worin die Abweichung von derselben besteht; denn alle Krankheit muß entweder mit Rückkehr zum gesunden Zustande, oder aber mit dem Tode endigen, — das bloße Hinhalten ist keine Heilung. — Das Folgende enthält meine eigenen Gedanken über obige Frage.

Was bedarf der Mensch zum Leben am nothwendigsten? Nahrung, Kleidung und schützendes Obdach. Ueberall nun, wo die Menschen vom Jäger- und Hirtenleben bis zum Ackerbau fortgeschritten sind, muß die Bebauung des Bodens die Hauptnahrungsmittel und die Stoffe zur Bekleidung, der Wald das hauptsächlichste Material zur Wohnung und Feuerung liefern, wozu noch Bergbau, Fischerei und andere natürliche Hülfsquellen kommen.

Je nach der Beschaffenheit des Bodens, nach Lage und Klima und je nach mehr oder weniger fleißiger, geschickter und zweckmäßiger Bewirthschaftung kann dem Boden mehr oder weniger abgewonnen werden; aber die Vermehrung der Erzeugnisse hat doch ihre Grenzen (theils in der Ausdehnung, theils in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens) und kann nicht in das Unendliche fortgesetzt werden. So kann denn jedes Land durch seine eigenen Bodenerzeugnisse nur eine gewisse Menge von Menschen nähren — reichlich eine geringere, kümmerlich eine größere.

Dazu kommt noch, daß der Erfolg des Ackerbaues von unbestimmbaren Witterungseinflüssen abhängt, und deshalb die Ernten des einen Jahres um ein Viertel, ja um die Hälfte und darüber mehr oder weniger als in anderen Jahren betragen mag. Man muß also einen durchschnittlichen mittleren Ertrag annehmen, welchem das Bevölkerungsverhältniß gemäß sein sollte, und dabei noch in Rechnung ziehen, daß Brotstoffe und Fleisch nicht wie viele andere Waaren bequem und sicher Jahre lang sich aufspeichern lassen, indem vielmehr die Aufbewahrung, wenn nicht ganz unthunlich, doch immer mit Kosten und Verlust verbunden ist. Also auch der Durchschnittsertrag sollte immer noch höher sein, als zur Ernährung einer gewissen Menschenmenge nothwendig erforderlich ist.

Das Leben bleibt roh und entbehrt der höheren Befriedigung, wenn der Ackerbauer — wie der Urwaldspionier — Alles oder doch beinahe Alles sich selbst schaffen muß. Darum stellen sich neben den Landwirth sehr bald die verschiedenen Handwerker (bei weiterem Fortschritte die Fabriken), die Geschäfts- und Handelsleute, der Arzt, der Lehrer, der Künstler, der Mann der Wissenschaft u. A., was darum thunlich ist, weil bei guter Bearbeitung dem Boden mehr Mittel zum Leben sich abgewinnen lassen, als die damit Beschäftigten für sich selbst bedürfen, während durch die anderen genannten Berufsarten dem Landbauer selbst Alles leichter und behaglicher gemacht, auch der höhere Lebensgenuß ihm geboten wird.

Das *allgemeine* Wohlbefinden steigt, wie *gleichzeitig* die Ackerbau- und die Gewerbs- und Kunsterzeugnisse sich mehren und

vervollkommnen, so daß jeder Einzelne sich mehr davon und Besseres als vordem aneignen kann.

Da die Gewerbs- und Kunsterzeugnisse viel weniger als der Ackerbau von einem gewissen Raume sowie von Clima, Witterung ꝛc. abhängig, viel leichter als die Produkte der Landwirthschaft nach Willkür vermehrt werden können, zumal da vielen derselben stets verbesserte Mechanik und Kräfte, welche man der Natur entnimmt, weit mehr als dem Ackerbau zu Hülfe kommen, so geschieht es, daß den Gewerken immer mehr Solche sich zuwenden, welche entweder in deren Betreibung einen größeren Gewinn zu erzielen meinen, oder welche diesen Betrieb weniger hart und dabei genußreicher finden, oder die auch die Mittel nicht haben, den erforderlichen Grundbesitz sich anzueignen, nachdem aller, oder doch der brauchbarere Boden bereits vergeben ist.—Jetzt nun tritt ein Mißverhältniß ein. Mag man zwar Mittel finden, durch Verbesserungen aller Art dem Boden noch immer mehr abzugewinnen, so entspricht dies doch nicht dem Bedürfnisse der anschwellenden Menge, welche andere Berufsarten freiwillig wählte, oder zu wählen gezwungen war. Der Gewerbsprodukte giebt es mehr auf den einzelnen Kopf, der Ernährungsmittel weniger, — und weil mehr Kräfte zum Gewerbsbetriebe sich anbieten, als mit Vortheil verwandt werden können, so sinkt der Lohn der Arbeit auf einen Betrag herab, bei welchem das Wohlbefinden oder selbst nur die Erhaltung der Einzelnen und gar der Familien nicht mehr möglich ist.

Freilich ist zu allem Geschäftsbetrieb auch K a p i t a l erforderlich, und dieses wird unvermeidlich mehr oder weniger in den Händen Einzelner sich häufen. Diesem Kapitale nun erklären viele der Unzufriedenen den Krieg, ohne zu bedenken, daß darin die Hauptschwierigkeit gar nicht liegt, — sie liegt vielmehr in dem unabänderlichen Umstande, daß man nicht den vorhandenen Boden und dessen Erzeugungskraft ebenso nach Gefallen vermehren kann, wie man die Werkstätten und Maschinen vermehrt. Das Kapital ist ganz machtlos, wenn sich demselben nicht auf seine eigenen Bedingungen hin verwendbare Arbeitskräfte anbieten, was nie in einer die Arbeiter bedrückenden Weise geschehen wird, so lange noch Bodenraum genug vorhanden ist, auf welchem die Unbeschäftigten oder Bedrängten durch entsprechende Anstrengung sich ihren Unterhalt zu sichern im Stande sind; denn im schlimmsten Falle kann der Ackerbauer noch eher des Gewerbes, als das Gewerbe des Ackerbaues entbehren. Nur der Umstand, daß alles brauchbare Land vergeben, oder doch nur zu übertriebenen Preisen zu haben ist, muß mit Recht als U r s a c h e d e r A r b e i t e r b e d r ä n g n i ß betrachtet werden. Man kann allerdings der unmäßigen Anhäufung von Grundbesitz in den Händen Einzelner durch Gesetzeszwang vorbeugen—und man sollte es überall thun—; aber trotzdem kann (sogar bei einer ganz gleichen Vertheilung, welche jedoch bei dem sehr ungleichen Werthe des Bodens unthunlich ist) des Bodens im Verhältniß

zur Volksmenge zu wenig sein, zu wenig um den Einzelnen darauf hinlänglich lohnende Beschäftigung zu geben. (Kann man auch freilich den Ackerbau bis zu einer Art von Gartenbau verfeinern, so erfordert doch namentlich der Anbau von Brotfrüchten zur Sättigung der Menge auch beim besten Erfolge große Landstrecken, deren Ertrag aber nicht fortwährend in demselben Verhältnisse, wie man mehr Arbeitskräfte verwendet, sich erhöhen läßt).

Der leichtere Verkehr unserer Zeit (immer noch großer Verbesserung fähig) bringt den bedeutenden Vortheil, daß die überschüssigen Gewerks- und Ackerbauerzeugnisse von einem Lande zum andern gesandt werden können, um entstandene Mißverhältnisse, auch zufällig schlechtere Ernten dadurch zu bessern oder auszugleichen; doch mit Verlust und Kosten ist dies immer verbunden, also mit Nachtheil für das Ganze, — und geht das Mißverhälniß durch einen ganzen Welttheil, oder sogar durch mehrere, so ist auch durch den Austausch nicht mehr zu helfen.

Man muß, um diesen Schwierigkeiten mit Erfolg zu begegnen, den einfachen Satz aufstellen: So lange unser Erdball noch Länderstrecken hat, bis jetzt unbenützt, oder sehr unvollkommen (durch Jäger und Hirten) benützt, welche aber bei zweckmäßiger Bebauung reichliche Mittel des Unterhaltes (hauptsächlich Nahrung, Kleidungsstoffe, Holz, Mineralien ꝛc.) liefern können, ist das einzig richtige Mittel zur Abhülfe aller da und dort eintretenden Mißverhältnisse in der Kolonisirung zu suchen, d. h. man versetze die für den Ackerbau nicht mehr verwendbaren und für die Gewerbe überschüssigen Kräfte dahin, wo sie leicht und sicher die für das Wohlsein des Ganzen und für ihr eigenes Wohl unentbehrlichen Produkte erzeugen können.—Man warte damit nicht, bis Alles auf's Aeußerste getrieben ist (wie es bereits in vielen der europäischen Länder der Fall ist); denn wenn die Menschen, wie die zahllosen Armen der alten Welt, zur allerhöchsten Verwerthung auch des Kleinsten gezwungen sind, und die aufgewandte Mühe, Entbehrung und Anstrengung zwar noch die Möglichkeit der Existenz, aber nicht mehr die Mittel eines glücklichen und menschenwürdigen Daseins gewähren, so hat man in der That zu lange gewartet; es sollte nirgends eine ganze Klasse von Armen geben. — Die chinesische Bevölkerung besteht dadurch, daß das Gesetz gestattet, die überschüssigen Kinder zu ersäufen, daß fast kein Zugvieh unterhalten wird, kein Abfall unbenützt bleibt u. s. w. Die Menschheit mag zu solchen kläglichen Auskunftsmitteln ihre Zuflucht nehmen, wenn dereinst aller brauchbarer Boden in Beschlag genommen ist — bei höchst möglicher Ausnützung—; bis dahin hat es jedoch noch gute Weile, und vielleicht sorgt die Natur dafür, daß es niemals dahin kommt. Jetzt noch sind die gesellschaftlichen Mißstände, d. h. Hunger und Noth einzelner Klassen, Nahrungslosigkeit und Arbeiterbedrängniß allein der Schuld, der Kurzsichtigkeit, dem Mangel an Entschlossenheit, Muth und Unter-

nehmungsgeist zuzuschreiben, indem man nicht begreifen will, daß das einzig naturgemäße Mittel gegen die Uebel des Zusammendrängens in der Ausbreitung besteht.

Auch alle Bedenken, welche aus der angeborenen Anhänglichkeit an die Scholle, auf welche der Zufall der Geburt uns versetzte, herstammen, und die Rücksicht, daß durch das Wegziehen eines Theils der Bewohner eines Landes diesem Kräfte und Kapital entzogen werden, bedeuten nichts gegen die Forderungen des Naturgesetzes; wir müssen so lange kolonisiren, bis wenigstens eine ungefähr gleichmäßige Besiedlung unseres Erdballes — mit Rücksicht darauf, was der Boden in den verschiedenen Zonen und Gegenden hervorbringen kann — zu Stande gebracht ist, wenn wir nicht unvernünftiger Weise auf das harte, aber im Naturhaushalte unentbehrliche Gesetz der Natur uns verlassen wollen, welches unmäßig überhandnehmende Geschöpfe—z. B. Heuschrecken, Feldmäuse, Raupen, Wespen u. dgl.— oft mit einem Male durch Mittel verschiedener Art wieder austilgt. (Die Cholera und andere Seuchen können ein solches Mittel in Betreff der Menschen werden.)

Nun kann man fragen: Hat nicht das Gebiet der Ver. Staaten jetzt noch viele Millionen von Ackern Landes zu vortheilhafter Bebauung geeignet, aber unbenützt, oder schlecht benützt daliegend? Und hören wir nicht trotzdem auch hier Klagen der Arbeiter von allen Seiten her? Darauf ist zu antworten: Wir haben die Menschen verwöhnt, haben ihnen in den Städten zu viele Genüsse geschaffen, haben es dahin kommen lassen, daß Einzelne durch Gewerbe und sog. Geschäfte zu leicht und schnell reich werden, und haben dadurch die Andern verlockt, denselben Versuch zu machen, wie vielmal er auch unglücklich ausfallen mag. Dadurch ziehen wir die Menschen weg vom Lande in die Städte, machen sie durch Verwöhnung unfähig für die Leistungen des Landwirthes, verderben den natürlichen Sinn für das, was das Landleben gewähren kann und dem Tüchtigen wirklich gewährt, und mehren so beständig die Klasse von Menschen, welche die mit Genüssen überzuckerte Abhängigkeit der durch Anstrengung errungenen Unabhängigkeit vorziehen. Dagegen wird vermuthlich nur die Noth helfen als letztes Mittel gegen die Unvernunft.

Warum müssen auch in einer noch so neuen Stadt wie St. Louis, einer Großstadt, umgeben von dem natürlich reichsten Gebiete der Welt, mit allen Mitteln des großartigsten Verkehres versehen, jetzt schon Klagen laut werden über Stockung der Geschäfte, über Arbeitslosigkeit, über Mangel und Bedrängniß der Massen? — Man sehe dagegen, wie auf dem Lande Alles im erfreulichsten Fortschritte begriffen ist, wie wir bauen und bessern, uns hinreichend gut kleiden, alle Erzeugnisse der Gewerbe in Gebrauch nehmen, so weit nur irgend unser Bedürfniß reicht, — was wollen die Städter von uns mehr? Wahrlich, auf die Landbevölkerung fällt nicht die Schuld der Geschäfts-

stockung. Wenn aber 2 oder 4 oder 10 Menschen von den Geschäften leben wollen, die täglich Einer besorgen kann, also vielfache Arbeitskraft nutzlos weggeworfen wird, während auf dem Lande von dem Kinde bis zum Greise alle sich rühren, um das Nützliche zu schaffen, so ist es wahrlich kein Wunder, wenn hier Zufriedenheit herrscht und dort Klage ertönt. Man überlasse die wirklich nothwendigen und nützlichen Geschäfte in den Städten der Hälfte derer, welche jetzt davon ihren Unterhalt ziehen wollen, und alles städtische Geschäft wird sich blühend erweisen. Warum sind die ländlichen Geschäfte nicht übersetzt? warum blos die städtischen? In der richtigen Antwort liegt die Lösung der Arbeiterfrage. Wenn wirklich in New York 50,000 Arbeiter ohne Beschäftigung sind, so würde dies nicht der Fall sein, wenn 25,000 davon Brotfrüchte erzögen, womit ihnen selbst und zugleich der anderen Hälfte geholfen wäre. Allerdings kann auch ländliche Ueberproduktion vorkommen; aber sie ist ein kleines Uebel, verursacht zwar Klage, aber keine wirkliche Noth, und viel leichter findet sich das Mittel der Abhülfe, indem Gewerbe in den von Produkten überfüllten Gegenden sofort sich einstellen, wenn man nur für Verkehrsmittel sorgt. Weit schwieriger ist das Umgekehrte, worum es aber gerade in dieser Zeit hauptsächlich gilt.

Da das ganz genaue Abmessen des Bedarfs der einen und andern Art von Erzeugnissen nicht thunlich ist, so mögen immer sog. Fluktuationen (Schwankungen) eintreten, die aber dem Ganzen keine Gefahr drohen dürfen, so lange es — wie noch jetzt — möglich ist, durch entsprechende (nicht übermäßige) Anstrengung und mit verständiger Anwendung der natürlichen Hülfsmittel und der Kräfte der Natur Allen die Bedingungen nicht allein der Lebenserhaltung, sondern auch des Wohlseins zu schaffen.

Die ganze Aufgabe der Volkswirthschaftslehre (National-Oekonomie) kann in Folgendem ausgesprochen werden, wozu wesentlich gehört, daß zwischen Dem, was die Einen da und die Andern dort schaffen, ein richtiges Gleichgewicht bestehe.* Hierbei kommt

---

*) Alle auf Einfuhrartikel gelegte Abgabe, wenn sie mehr sein soll als eine bequeme Art der Steuererhebung, kann ich, da sie den freien Güteraustausch auf unnatürliche Weise hemmt, nur insofern billigen, als sie ein Mittel wird zum richtigen Austausch der Kräfte, zur Aus- und Einwanderung, zur Kolonisation. Es ist viel besser für das Ganze und die Einzelnen, daß Landbau und Gewerbe möglichst noch zusammengerückt werden, soweit die Naturverhältnisse dies gestatten, weil theils beide einander stützen und fördern sollen, theils die Kosten und Verluste des Transportes erspart werden, theils dadurch das nöthige Gleichgewicht zwischen Erzeugnissen der einen und andern Art viel leichter erhalten (die Schwierigkeiten der Konjunktur vermindert) wird. Da dem menschlichen Wesen von der sog. Trägheit der Körper ein nicht geringer Theil anhängt, so muß das Vernünftige mitunter direkt oder indirekt erzwungen werden, und dazu können auch Zollauflagen dienen, wenn man sie mit Rücksicht auf zweckmäßigen Kräfte-Austausch anordnet.

unvermeidlich die Selbstsucht mit in das Spiel, indem das eine Gemeinwesen gegen das andere theils sich zu schützen, theils Vortheile zu gewinnen sich bemühen wird. Eine innigere Verbindung der Völker wird jedoch solche Selbstsucht immer mehr zurückdrängen, indem man sich immer mehr überzeugt, daß durch das Gedeihen des Ganzen auch das Wohlsein der Einzelnen am besten gesichert ist.)

Alle Verlegenheiten und Umstürze im Geschäftsbetriebe entstehen nur daraus, daß Kräfte, welche das Nützliche schaffen sollen, müßig ruhen (Arbeitseinstellung), oder für das unter den vorhandenen Umständen nicht Nützliche, oder gar für das Gemeinwohl Schädliche (Krieg- oder Kriegsbereitschaft rc.) verwendet werden. Ungünstige Naturverhältnisse können Verkehrs-Störungen verursachen (z. B. Ueberschwemmungen, Schiffbrüche rc.), viel häufiger aber fällt die Schuld auf die menschliche Verkehrtheit und Kurzsichtigkeit, indem man es verschmäht, den vorhandenen Umständen sich zu bequemen, und im vorurtheilsvollen Schlendergange fortwandelnd, die Forderungen der Natur unbeachtet läßt. Die Menschen sind wie die Kinder, die am Unvernünftigen ebenso festhalten wie an Dem, was vernünftig und richtig ist, wie gerade die Umstände es mit sich bringen.

Raum genug und die Mittel zum Leben und zu Lebensfreuden hat jetzt noch die Erde für Alle, die massenhafte Unzufriedenheit hat allein darin ihren Grund, daß man das Richtige nicht thun mag.



Abkürzung der Arbeitszeit.

Unter den von den unzufriedenen Arbeitern selbst zur Abhülfe vorgeschlagenen Mitteln sind einige zu loben, andere durchaus verwerflich. Zu den letzteren gehört: Abkürzung der Arbeitszeit zu dem Zwecke, daß dadurch die Arbeit selbst gesuchter und somit besser belohnt werde, — als ob die Noth der Zeit wirklich darin ihren Grund hätte, daß überhaupt zu viel gearbeitet werde.

Zum Schlafe und zu drei täglichen Mahlzeiten bedarf der gesunde, erwachsene Mensch etwa acht Stunden, wozu noch täglich zwei Stunden der Ruhe und Erholung (im Sommer nach der Mittagszeit, außerdem am Abend) hinzukommen mögen. Es bleiben also 14 Stunden, welche mit irgend einer Art von Thätigkeit ausgefüllt werden sollten. Doch ist Das, was wir in dieser Zeit vornehmen mögen, sehr verschieden in Hinsicht des Maßes der erschöpfenden Anstrengung. Sachverständige sagen mir, daß man Bergleute in der Tiefe des

Erdbodens nicht länger als acht Stunden des Tages angestrengt sollte arbeiten lassen. Das Gleiche mag gelten für Arbeiter in Schmelzwerken und in Bezug auf alle Verrichtungen, durch welche Muskeln, Nerven und die Athmungs-Werkzeuge sehr bedeutend angegriffen werden. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß die mit dem Lehrer-Berufe verbundene Spannung nicht wohl für länger als 6 bis 7 Stunden täglich zu ertragen ist. Dies schließt indessen nicht aus, daß man sich während der übrig bleibenden Stunden mit irgend etwas Nützlichem anderer Art beschäftigte, statt die werthvolle Zeit zwecklos zu vertändeln. Eine sorgsame Hausfrau ist täglich an 14 Stunden lang und oft noch länger „auf den Beinen", d. h. mit irgend etwas Nothwendigem beschäftigt, wobei Schwereres mit dem Leichteren wechselt. So gestattet auch der mit Erfolg betriebene Landbau keine Zeit zum Zählen der Arbeitsstunden; die nicht durchaus zur Ruhe erforderliche Zeit wird den nothwendigen Verrichtungen gewidmet, früh und spät, und es kommt selten vor, daß nicht drängende, oder doch dem Nutzen und der Verbesserung dienende Arbeiten vorlägen. Selbst am Sonntage hat der Farmer seine Thiere zu versorgen, und die Arbeit der Hausfrau steht nicht ganz still. Wird wohl einmal auch an Wochentagen ein Ausflug gemacht, so darf nichts Drängendes vorliegen, oder Versäumtes wird durch verdoppelte Anstrengung nachgeholt. Wer heute noch, wie es unsere Vorgänger zu thun gewohnt waren, die Hälfte der Zeit mit Hirschjagen und nutzlosem Umherstreifen verlieren wollte, würde bald zu Grunde gehen; wir bringen heute beträchtlich mehr zu Stande eben dadurch, daß wir unsere Zeit nutzbar zu verwerthen suchen, und warum sollten nicht Alle das Gleiche thun?

Es ist ein hochanzuschlagender Vortheil des Landlebens, daß jeder Augenblick sich nützlich verwenden läßt. Mit dem Säen und Ernten ist es bei Weitem nicht genug, indem man vielmehr mit dem steten Verbessern, worin zugleich die nachhaltige Quelle der Befriedigung gefunden wird, niemals zu Ende kommt. Wohin auch das Auge blickt, immer findet sich Etwas, das noch besser geordnet, vortheilhafter eingerichtet, auch mehr dem Schönheitssinne entsprechend gemacht werden kann. An Haus und Hof, Gärten und Feldern, Straßen und Bächen ist immer Nachhülfe nöthig. Im Verlaufe eines Menschenalters mag ein vordem unansehnliches Grundstück so umgewandelt werden, daß es einem kleinen Paradiese gleicht. Ist einmal (hoffentlich bald!) die Bestimmung beseitigt, daß alle Hausthiere frei umher laufen dürfen, dann mögen wir unsern Wäldern die nöthige, ja dringend nothwendig gewordene, Sorgfalt widmen, indem wir die nutzlosen und abgestorbenen Stämme, sowie das unbrauchbare Buschwerk entfernen und den Aufwuchs werthvoller Bäume befördern; wir mögen Baumreihen an unsern Landstraßen anpflanzen, mögen unsere Bachufer durch Weiden-Anpflanzung befestigen, mögen die jetzige, mit fast sündhafter Holzverwüstung verbundene Art der Felder-Einzäunung

durch Anpflanzung von Hecken ersetzen u. s. w. Je mehr wir uns den rohen und urthümlichen Zuständen entreißen, desto mannigfaltiger und dringender werden unsere Aufgaben, desto größer aber wird die Befriedigung, welche darin liegt, daß man sich als der Schöpfer und Erhalter einer kleinen, wohlgeordneten Welt betrachten darf.

Wenn nun die Arbeiter in den Städten durchaus nur acht Stunden lang des Tages sich anstrengen wollen, so fragt es sich, wie sie die übrige freie Zeit von 7 bis 8 Stunden hinzubringen gedenken. Man antwortet uns wohl: wir wollen diese freie Zeit unserer geistigen Fortbildung widmen, — gewiß ein höchst lobenswerther Vorsatz, welcher zugleich einem unbezweifelbar vorhandenen Bedürfnisse entspricht, welcher aber nicht durchgehends zur Ausführung zu kommen scheint, weil sonst nicht einzusehen wäre, wie alle die Trinkwirthschaften bestehen könnten, von welchen es wahrhaft wimmelt. Ermunternde Beispiele liegen freilich vor, aber — — sie sind selten. Wie der Fenzriegelspalter Lincoln zum Präsidenten, wie Daniel Webster, nachdem er in Verdruß die Grassense hingeworfen hatte, einer der größten Redner und Staatsmänner des Landes wurde, so ist hier auch aus einem Schuhmacherlehrling ein Vicepräsident, aus einem Schneider, der erst durch seine Frau das Lesen erlernte, ein Präsident, aus einem Tischler-Gesellen ein hochberühmter Senator geworden 2c.; solche Beispiele des unermüdlichen Fortbildungs-Dranges unter den schwierigsten Verhältnissen stehen jedoch nur vereinzelt da. Auch könnte das Ganze nicht bestehen, wenn jeder Handwerkslehrling nach der Präsidentschaft strebte. Dagegen könnte und sollte in der Jedem nöthigen Fortbildung weit mehr gethan werden, als wirklich geschieht. Viel bescheidener treten die Arbeiter in der Schweiz auf mit ihrem Verlangen, daß die tägliche Arbeitszeit in den Fabriken auf elf Stunden herabgesetzt werde. Dies erscheint so billig, daß man ausrufen muß: wie drückend über alles erträgliche Maß hinaus müssen dort die bisherigen Verhältnisse gewesen sein, wenn man mit einer solchen Forderung sich begnügt! Oder: wie unnatürlich müssen in Folge einer weit übertriebenen Bevölkerungs-Menge auf beengtem Raum die Zustände geworden sein, wenn zu deren nothdürftiger Erhaltung ein solches Uebermaß von täglicher Anstrengung erforderlich ist! Denn in Wirklichkeit entsteht dadurch kein größerer Reichthum für das Ländchen, sondern es schützt sich eben nur vor der bittersten Entbehrung.

Weil unsere Hülfsquellen jetzt noch so viel reichlicher sind, mögen wir mit weniger mühseliger Arbeit ausreichen, doch aber — bei unsern erhöhten Ansprüchen — nicht mit so wenig Arbeit, wie Viele sich einzubilden scheinen. Wer selbstständig ein Geschäft betreibt, mag sein tägliches Arbeitsmaß sich selbst vorschreiben und zusehen, wie weit er damit komme. Wer für Lohn arbeitet, muß desfalls einem Uebereinkommen sich fügen, welches er freiwillig trifft. Die Gesellschaft

oder der Staat hat in keiner Weise ein Recht oder eine Verpflichtung, in diese Dinge einzugreifen.

Wenn der Arbeitgeber für versäumte Zeit einen Abzug macht, wer könnte es ihm verargen? Wenn er Leistungen über die vertragsmäßige Zeit hinaus noch besonders vergütet, wer wollte es ihm wehren? Aus der Mitte eines Tollhauses könnte kein verstandloseres Verlangen hervorgehen als das, daß man über eine gewisse Zeitfrist hinaus weder Arbeit verrichten, noch annehmen soll. Solche Fesseln will man in einem freien Lande dem Einzelnen anlegen, der doch selbst am Besten wissen muß, wie viel er leisten kann, und welches Maß von Leistungen seinem eigenen Wohlsein entspricht. Wenn der geforderten, obzwar der Natur der Dinge nach unmöglichen, Gleichheit die Freiheit geopfert werden soll, dann werde ich es immer vor Allem mit der letzteren halten.

Und hier möchte ich eine Lobrede auf die Arbeit anfügen. Man fragt: ist arbeiten der Zweck des menschlichen Daseins? Ich sage: das durch Anstrengung der Kräfte, also durch verständig geleitete Arbeit zu Erreichende ist wesentlich unsere Lebensaufgabe. Dem steten Jagen nach Genuß folgt bald die Ueberſättigung, das Gefühl der inneren Leere und der quälenden Unbefriedigung. Die geordnete Thätigkeit allein giebt uns ein wohlthuendes Selbstgefühl zugleich mit dem Gefühl, daß unser Dasein einen wirklichen Werth hat. Die der Anstrengung folgende Ermüdung verschwindet bald, und mit neuer Lust wenden wir wieder unsern Aufgaben uns zu, dauernd erfreut durch den Blick auf das Nützliche, welches zu schaffen uns gelungen ist. Ich kenne keine bedauernswertheren Menschen als diejenigen, welche Tag für Tag die nothwendig mit Selbstverachtung verbundenen Worte sich selber zurufen müssen: ich habe nichts vollbracht, das irgend einen Werth hatte.



Die Lohnfrage.

Auf dem Lande kommt es selten vor, daß Jemand lebenslang ein Lohnarbeiter bleibt. Wer in jüngeren Jahren sich in ein Dienstverhältniß begiebt, bringt es doch fast immer später zu einem eigenen Hausstande und selbstständig betriebenen Geschäft. So bestehen denn die bleibend Abhängigen hauptsächlich nur aus den Eisenbahn-, Bergwerks- und Fabrik-Arbeitern, Matrosen, Arbeits-Gehülfen und Taglöhnern in den Städten. Für Viele von diesen wäre es möglich gewesen, in eine selbstständige Lage zu kommen; aber sie wollten die dazu nöthigen Anstrengungen nicht machen, oder sie befinden sich, wenn nur ihre tägliche Bemühung für

Andere angemessen vergütet wird, wohler in einer Lage, welche sie der Verantwortlichkeit und Sorge überhebt, die oft so schwer auf den Selbstständigen lastet. Wie ist nun die richtige Vergütung festzustellen? Ist sie zu hoch, so werden die Gewerks-Erzeugnisse zu theuer für die Abnahme, und das Geschäft kann nicht bestehen; zugleich bieten sich dann viel mehr Lohnarbeiter an, als beschäftigt werden können, und dadurch entsteht die schlimmste Art von Klagen. Allzu niedrige Löhne zeigen einen im Ganzen gedrückten Zustand an, welcher in Mißverhältnissen seinen Grund hat, die vorüber gehen mögen, denen aber selten augenblicklich und willkürlich abzuhelfen ist. Harte Zeiten mögen für alle Klassen der Bevölkerung kommen. Wie oft leidet der Landmann durch Witterungs-Ungunst, Viehseuchen, Heuschrecken und anderes Ungemach. Jeder muß am guten Tage sich für den schlimmen vorsehen, der auch kommen mag.

Ist der Vorwurf begründet, daß allgemein die Kapitalbesitzer herzlose Menschen sind, welchen es nur darum gilt, sich durch Schweiß und Blut der Arbeiter zu bereichern und in Ueppigkeit zu leben? Das in der Welt vorhandene und neu geschaffene Kapital vertheilt sich unter stetem Wechsel unvermeidlich ungleich an die Einzelnen. Wer mehr davon hat, als er zu dem, persönlich betriebenen Geschäfte bedarf, verwendet es richtig zu nutzbringender Beschäftigung Anderer, zumal da viele unentbehrliche Geschäfte gar nicht anders als durch die Vereinigung vieler Arbeiter betrieben werden können. Wollte er nun daraus einen ungebührlich hohen Gewinn ziehen durch Verminderung des Arbeitslohnes, so würden sofort Andere da sein, welche bessere Bedingungen anbieten, und jener Habgierige könnte sein Kapital gar nicht verwerthen.

Bekanntlich giebt es gesetzliche Monopole bei uns gar nicht; wie nun überhaupt in unserem weiten Lande Monopole (Geschäfte, die kein Anderer betreiben kann oder darf) sich sollten bilden können, ist nicht wohl einzusehen. Der Lohn richtet sich nach dem Angebot, der Preis der Erzeugnisse nach der Nachfrage; beide mögen mitunter schwanken — zum Vortheil oder Nachtheil des Arbeitgebers und des Arbeiters—, kommen aber immer wieder in das den Umständen entsprechende Verhältniß, ohne daß man willkürlich Preis und Lohn bestimmen könnte. Wie oft geschieht es, daß die Ernten eines Jahres das im Grundbesitze angelegte Kapital selbst nicht mit 1 Prozent verzinsen! Wie oft läßt der Fabrikbesitzer mit Schaden arbeiten! Wie viele Geschäfte brechen nieder, weil der Preis der Erzeugnisse den Arbeitslöhnen nicht entsprach! Der Arbeitgeber ist von Umständen ebenso abhängig wie der Arbeiter, und ebenso wenig darf dieser wie jener sorglos wirthschaften wollen.

Wenn nun in einzelnen Fällen Unzufriedenheit und Androhung von sog. Strikes dadurch entstehen, daß die Arbeiter den Lohn im Verhältniß zu ihren Leistungen als zu gering ansehen, so ist eine

friedliche Auseinandersetzung, welche zu einer Uebereinkunft führen mag, jedenfalls besser als die in den meisten Fällen nur von vermehrtem Elend begleitete sofortige Arbeitseinstellung. Erweist sich doch der höhere sittliche Bildungszustand gerade darin, daß man sich einer unparteiischen Entscheidung unterwirft, statt auf vorgefaßter Meinung und einseitiger Forderung zu bestehen und den Hader auf das Aeußerste zu treiben. Das Schiedsgericht mag aus 3 Personen bestehen; jede Partei ernennt eine, und diese 2 erwählen die dritte. Sie haben eine genaue Untersuchung über den Stand des Geschäftes anzustellen, nämlich: wie viel Kapital wurde zweckmäßig angelegt zur Herstellung der Gebäude, zur gesammten Einrichtung, Maschinen und alle Geräthe mitgerechnet? Wie viel also beträgt die mäßige jährliche Verzinsung des Kapitals? Wie viel betragen die jährlichen Kosten der Nachbesserung, der Steuern u. dgl. m.? Wie viel beträgt der nicht übertrieben hohe Gehalt der nothwendigen Geschäftsführer? Wie viel Gewinn brachte oder bringt das Geschäft nach Abzug dieser Kosten? Hiernach muß sich ergeben, welche Lohnzahlung das Geschäft vertragen kann, damit es überhaupt bestehe. Fällt der Lohn niedriger aus, als der bei anderer Beschäftigung zu erzielende, so liegt dies entweder in Fehlern der Verwaltung (z. B. im übertrieben hohen Gehalte der Beamten), welche verbessert werden mögen, oder das ganze Unternehmen ist ein unzweckmäßiges und muß aufgegeben werden. Einen höheren Lohn erzwingen wollen, als das Geschäft vertragen kann, kommt dem Aufbruche desselben gleich, womit nichts gebessert wird.

Manche Geschäfte müssen fortbetrieben werden, selbst wenn die Zinsen der Kapitalanlagen und diese selbst ganz verloren gehen, wie es bei nicht wenigen unserer Eisenbahnen der Fall ist. Die Ursache mag in der ersten schwindlerischen Anlage zu suchen sein; die Sache muß dennoch fortgeführt werden, wenn auch nur die laufenden Kosten durch die Einnahmen gedeckt werden. Daß es Eisenbahnkönige giebt, deren Reichthum durch Bedrückung des Publikums und zugleich durch Verkürzung der Arbeitslöhne erworben wird, sollte verhütet werden, wenn es irgend gesetzliche Mittel dagegen giebt; die früher erwähnte progressive Einnahme-Steuer mag als ein solches betrachtet werden. Das Gleiche gilt von anderen Geschäften mit übertriebenem Gewinne. Ob aber $1 oder $5 der richtige Tagelohn sei, ist damit nicht entschieden.

Gerecht ist das Verlangen der Arbeiter, daß ihnen die rechtzeitige Zahlung ihrer Löhne jedenfalls gesichert sei. Dieselben sollten nicht nur allen anderen Forderungen vorgehen, sondern ihre Vorenthaltung sollte als Zuchthausverbrechen angesehen werden. Wer von Anderen Arbeit verlangt und annimmt, muß gewiß sein, daß er sie vergüten kann. Entzieht er sich in betrügerischer Weise dieser Verpflichtung, so ist er wie ein Verbrecher zu behandeln.

Hier sind nun noch die von Schultze-Delitsch vorgeschlagenen und vielfach in Deutschland, England und anderwärts mit erwünschtem

Erfolge zur Ausführung gebrachten Genossenschaften zu erwähnen.

Gerade darin mögen die Arbeiter am besten beweisen, ob sie vom rechten brüderlichen Gemeinsinn und vom rechten Ernste beseelt sind, indem nicht Einer auf den Andern sich verläßt, sondern Jeder die höchste Befriedigung findet, dem Ganzen sich nützlich zu machen. Die Genossenschaft mag bezwecken, entweder die nöthigsten Lebensbedürfnisse sich wohlfeiler zu verschaffen, oder jedem Mitgliede zu einer eigenen Heimstätte zu verhelfen, oder ihre eigenen Erzeugnisse besser zu verwerthen, so daß Wucherzinsen, unmäßig hohe Gehalte, der übertriebene Gewinn der Zwischenhändler u. A. m. erspart werden. Manche Gewerbe — wie die Cigarrenmacher, Bauhandwerker ꝛc. — scheinen sich sehr wohl dazu zu eignen. Doch habe ich niemals Gelegenheit gehabt, mich mit der Sache genauer vertraut zu machen.

Da ich der ehrlichen und festen Ueberzeugung bin, daß in dem kleinen und großen Verkehre der Menschen, so weit derselbe den Austausch von Werthen und Leistungen und Gegenleistungen betrifft, das Gesetz des Angebotes und der Nachfrage durch keinerlei willkürliches Eingreifen umgangen werden kann, so könnte ich auch den Arbeitern wie allen Andern keinen dringenderen Rath geben, als diesen: drängt euch nicht dahin, wo bereits euere Leistungen im Uebermaße angeboten sind, sondern wendet euch zu Dem, was muthmaßlich für immer in erster Nachfrage bleibt. Ich möchte nicht der Beneidete sein, der den Andern das knappe Brot wegnimmt; die Stelle, welche jeder Einzelne einnimmt, sollte eine solche sein, welche kein Anderer ihm mißgönnt. — Dies nun führt uns zur Colonisations-Frage.



Ländliche Ansiedelung.

Kein zweckmäßigerer Vorschlag könnte unsern allzu dicht gedrängten Fabrikarbeitern, Kohlengräbern ꝛc. gemacht werden, als der, es mit der ländlichen Ansiedlung zu versuchen. Nicht wenige Länder haben der abhängigen Lohnarbeiter zu viele, kein Land hat einen Ueberfluß an selbstständigen Landwirthen. Die Sache ist indessen nicht so leicht, als sie von Manchen angesehen und dargestellt wird. Macht der Städter einen Sommerausflug auf das Land, so fühlt er sich wohlthätig angeregt durch die reine Luft, die mannigfaltigen Bilder des Lebens und Gedeihens, selbst durch die Stille, welche ihn umgiebt, im Gegensatze zu dem Getöse, das in der Stadt selbst durch die Nacht nicht unterbrochen wird, während zugleich nicht zu verschmähende ländliche Gerichte, Obst aller Art ꝛc. ihm vorgesetzt werden und „Milch und Honig

fließen." Indem er nun denkt, daß der Farmer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, kommt er gar nicht zu der Betrachtung, durch wie viel unausgesetzte Sorgfalt und Thätigkeit, verbunden mit mannigfachster Kenntniß und Erfahrung, sowohl vom Herrn wie von der Herrin des Hauses dies Alles errungen, auf wie Vieles zugleich, das der Städter unter den Eindrücken des ihm Neuen wohl für ein paar Tage nicht vermißt, das ganze Jahr hindurch Verzicht geleistet werden muß und ohne Klage darum verzichtet wird, weil man die Verwöhnung nicht kennt.

Dreierlei steht dem gedeihlichen Fortkommen des städtischen Arbeiters, wenn er auf dem Lande sich ansiedeln will, im Wege: die genannte Verwöhnung — das ungeübte Auge, um das Nothwendige und Nützliche sofort zu erkennen, und die ungeübte Hand, um es bestens zu verrichten, — wozu noch der Mangel des zum erfolgreichen Betriebe der Landwirthschaft nothwendigen Kapitals kommt. Sind indessen Mann und Frau gesund, beseelt vom rechten ernsten Willen, fest entschlossen, das zum wahren Lebensglücke nicht Erforderliche ohne Klage aufzugeben, in alles vorkommende Neue sich zu fügen und auszubauern auch unter den mühvollen Aufgaben, sich erfreuend an dem immer sichtbarer und immer fühlbarer werdenden Erfolg ihrer Anstrengungen, sowie an der gewonnenen Unabhängigkeit und an dem so viel wohlthätigeren Leben in und mit der Natur, so mögen sie Muth schöpfen aus den tausenden von Beispielen, welche das Gelingen einer solchen Uebersiedlung uns vor Augen stellen—freilich neben einer großen Menge mißlungener Versuche. Zu meinen eigenen Bekannten gehören nicht Wenige, welche, früher den begünstigtsten Klassen deutscher Großstädte angehörend, in das hiesige Farmleben sich sehr wohl zu finden wußten, für sich selbst Zufriedenheit gewannen und ihren Kindern eine bessere Zukunft sicherten.

Schon Duden (der zuerst vor 50 Jahren auf die reichen Naturgaben des hiesigen Westens aufmerksam machte und eine so mächtige Anregung zum Auswandern hierher durch seine Schriften gab) theilt es als seine Erfahrung mit, daß der anstellige deutsche Handwerker sich leichter hier in dem vielen Neuen zurecht finde als der allzu sehr am Altgewohnten haftende und weniger welterfahrene Bauersmann.— Daß unsere hiesigen „Arbeiter" bereits mit dem hiesigen Leben im Ganzen, mit der Sprache und den Sitten des Landes vertraut sind, sollte ihnen vor den aus der alten Welt hierher Gekommenen einen bedeutenden Vortheil gewähren, wenn sie nur zugleich die Anspruchslosigkeit und Unermüdlichkeit der armen Tagelöhner besäßen, welche die Hauptmasse der älteren deutschen Einwanderung bildeten und fast sämmtlich aus der ärmlichsten Lage zu erfreulichem Wohlstande sich empor zu arbeiten wußten. Wie viel schwieriger war außerdem damals das Reisen und vieles Andere, als es heute ist! Ich habe noch Deutsche hier gekannt (sog. „Redemptioners"), welche die Kosten

ihrer Ueberfahrt hier abverdienen mußten und wie ein altes Pferd von einer Familie an die andere verkauft wurden; sie endigten dennoch in unabhängiger Lage und ließen ihre Kinder im Wohlstand zurück. Unvergeßlich bleiben die dem wirklichen Sklaventhum fast gleichen Verhältnisse, unter welchen die Groß- und Urgroßväter der reichen deutsch-pennsylvanischen Bauern hier neue Heimstätten gewannen. Die Menschheitsgeschichte wird nicht gar bald so völlig sich umändern, daß nicht ein Theil der Menschen aus bedrängter Lage empor klimmen müßte und könnte, während andere von ihrer Höhe hernieder taumeln; selbst fürstliche Nachkommen haben als Bettler geendigt, und niedrig Geborene sind zu den höchsten Ehren gelangt. Schmachvolle Erschlaffung wirft die einst durch die Umstände Begünstigten wieder zurück, und gleich schmachvolle Schlaffheit verhindert die Andern, durch angemessene Anstrengung sich emporzuheben.

Was den Geldpunkt betrifft, so ist es allerdings hart und schwer, mit Nichts auf dem Lande anfangen zu müssen, obwohl auch diese Schwierigkeit von nicht Wenigen überwunden wird. Da und dort ist ein leer stehendes Häuschen mit einem Stückchen Land für geringen Pacht zu haben; mit nicht allzu harter Taglöhner-Arbeit ernährt sich die Familie nicht allein, sondern gewinnt in einigen Jahren so viel Mittel und so viel Vertrauen, daß sie eine Pachtung übernehmen kann, und später wird ein kleineres, endlich ein größeres Eigenthum erlangt. Dies Alles ist hier weit leichter thunlich als in der alten Welt, wo der als „Proletarier“ (völlig Vermögensloser) Geborene nur sehr geringe Aussicht hat, jemals der Armuth sich zu entreißen. — Gegen eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln — ein Darlehen zur Anschaffung des dringendst Nöthigen für den auf Regierungsland sich Niederlassenden, indem das Land selbst bis zur Abtragung der Schuld für diese verpfändet bleibt — wäre gerade in diesem Falle am wenigsten einzuwenden, wenn nur der in vielen Fällen nicht unwahrscheinliche Mißbrauch sich verhüten läßt; die dargeliehene Summe mag leichtsinnig verschwendet werden, ohne daß das Land irgendwie werthvoller gemacht wird, und die Gesellschaft muß büßen für den dem Unwürdigen geleisteten Vorschub.

Ich würde rathen, daß gerade die noch mit den nothwendigsten Mitteln versehenen Arbeiter den Anfang zur ländlichen Ansiedlung machen und dadurch die Lage der Zurückbleibenden verbessern. Familien, welche nicht selbst die Wagniß übernehmen wollen, möchten ihre heranwachsenden Kinder, etwa nach dem 14. Jahre, in den Dienst von Farmern geben. So erlernen diese alles Vorkommende in einigen Jahren, und mit ihrer Hülfe mag dann später die Niederlassung besser gelingen.

Es ist ein wohlfeiler Rath, wenn man den Leuten sagt: das zu wählende Stück Land muß fruchtbaren Boden, eine gesunde Lage, die nöthige Bewaldung, Quellen und Bäche, das erforderliche Bau-

Material, bequeme Verkehrsmittel ꝛc. haben. Man könnte fast mit dem gleichen Rechte hinzufügen: eine Brauerei in der Nähe darf nicht fehlen. Es giebt kein geübteres Auge als das des amerikanischen Pioniers, um die Vortheile richtig zu erkennen, welche eine Niederlassung da und dort darbietet. Bevor der deutsche Arbeiter kommt, ist das wirklich Beste bereits in Besitz genommen, indem es jedoch kaum irgendwo ein Fleckchen Erde giebt, welches von Anfang alle denkbaren Vorzüge in sich vereinigte. Wir haben hier hauptsächlich dreierlei Landarten: 1., Fluß- und Bach-Niederung, zum Theil mit dem reichsten Boden, den man sich wünschen mag. Das Klären ist schwere Arbeit, und die mächtigen Baumstämme und Wurzelstümpfe lassen sich erst im Verlaufe der Jahre entfernen. Gewöhnlich fehlt es nicht an sumpfigen Stellen — besonders da, wo die Niederung an die erste Hügelreihe (die bluffs) stößt, und diese sind gerade die Brutstellen der Fieber-Miasmen. Dazu kommt die Gefahr, daß die unbezähmbare Gewalt des Stromes große Strecken des besten Landes, ja ganze Farmen wegreißt. Doch bringt gerade dieses Land den höchsten Preis, selbst wenn durch ungewöhnliche Fluthen (wie die von 1844), Umzäunungen, Häuser und Ernten völlig zerstört wurden, da die reichen Ernten von ein Paar Jahren als Ersatz für wirklichen oder möglichen Schaden betrachtet werden. 2., das bewaldete Hochland (upland), meistens sehr hügelig (broken) in der Nähe des Flusses, aber mit reichem Boden und mächtigem Holzwuchse, dann landeinwärts mehr und mehr sich abflachend, indem der Boden „dünner" (ärmer an Humus) und der Baumwuchs schwächer wird, theils mit Quellen und Bächen versehen, theils wasserlos, also im Ganzen von sehr ungleichem Werthe für die Zwecke des Landwirthes. Man kann sich denken, daß das Beste zuerst weggenommen wird, wie wir Deutschen es fanden, als wir in den dreißiger Jahren in den Counties Warren, St. Charles und Franklin uns niederließen; wer die Mittel nicht hatte, einen Amerikaner auszukaufen, mußte mit einer Nachlese zufrieden sein. Jetzt sind auch die werthvollsten Ländereien größtentheils im Besitze der Deutschen. 3., das Prairie-Land, mitunter unbewaldete Niederung, aber bei Weitem vorherrschend baumlose, entweder mehr flache, oder auch wellenförmige, kleinere, oder auch unübersehbar ausgedehnte Strecken von Hochland, in unserem Westen die Wasserscheide bildend zwischen den Strömen, mit Waldstreifen an den Bächen, oder auch ohne Busch und Baum viele Tagereisen weit, mit theils zähem und weniger ergiebigem Boden, theils einem mehrere Fuß tiefen schwarzem Humusgrunde von unerschöpflich scheinender Fruchtbarkeit, unter welchem meistentheils Kohlenlager, wohl auch Bausteine sich finden. Quellen sind eine Ausnahme, und fließendes Wasser kann natürlich nur da und dort zu finden sein.

Welthandel. Ein- und Ausfuhr.

Mit dem Welthandel hat es seine eigene Bewandtniß. Derselbe ist beträchtlich schwerer zu übersehen als der Austausch-Verkehr in der Nähe, im eigenen Lande. — Alle Hauptnationen wollen sich daran betheiligen, wollen daraus den größten Gewinn ziehen, verderben oft einander das Spiel und erleiden, wenn etwa schnell die Umstände sich ändern und die großartigen Berechnungen fehlschlagen, die allerschwersten Verluste. Unser Land, in sich eine nicht unbeträchtliche Welt darstellend, bedarf des Welthandels weit weniger als z. B. das kleine England und Holland. Freilich wollen wir unseren Ueberfluß an Boden- und Gewerbs-Erzeugnissen auswärts verwerthen und nehmen dagegen gerne, oder bedürfen sogar Anderes, das vom Auslande zu beziehen ist; doch kann in diesen Dingen—wie ich zu zeigen suchen werde—viel zweckmäßiger verfahren werden, als es zum Theile jetzt geschieht, indem wir zugleich viele Kräfte, welche in überzähliger Menge den bloßen Austausch besorgen und nichts hervorbringen, mit der Erzeugung des Nützlichen beschäftigen.

Was brauchte eigentlich unser Land nicht einzuführen? Und wie viele Kräfte könnten lohnend beschäftigt werden, wenn wir nur besser uns häuslich (volkswirthschaftlich) einrichten wollten?

Wir haben neben unerschöpflichen Kohlenlagern einen Ueberfluß an allen Metallen — etwa mit Ausnahme des Zinnes — und können in diesem Betracht uns unabhängig von der übrigen Welt machen, wenn wir nur unsere heimischen Schätze mit Sorgfalt ausbeuten wollen.

Wir können weit mehr Wolle erzeugen, als unsere Bevölkerung bedarf; wenn die Vermehrung und Verbesserung der hiesigen Schafzucht ferner zunimmt, wie in den letzten Jahren, so werden wir in Kurzem weder Wolle noch Wollenzeuge einzuführen nöthig haben.

Es ist völlig verkehrt, daß wir jährlich an Rußland viele Millionen für Hanf bezahlen; giebt es doch nirgends besseres Hanfland, als wir es hier in Menge haben. Nicht allein für jeden anderen nützlichen Gebrauch, sondern auch zum Aufhängen der Schurken und Schwindler, welche wir im Lande erziehen, kann und sollte unser Land die Stricke liefern.

Daß wir Flachs, Flachssamen und Leinöl vom Auslande beziehen und dagegen unsern Weizen (dessen Anbau den Boden weit mehr erschöpft) dorthin schicken, ist eben so sehr zu tadeln; es ist nur ein elender „Schlendrian", welchem wir dabei folgen.

Von Rohzucker kann der eine Staat Louisiana so viel liefern, als unsere ganze Bevölkerung bedarf, wenn man nur, wie es überall geschehen sollte, den reichen Boden gegen Ueberfluthung schützen will.

In solchem Falle könnten in Louisiana allein mehr werthvolle Bodenerzeugnisse gewonnen werden als in dem altberühmten Aegypten mit seiner künstlichen Bewässerung.

Zur Bereitung aller wünschenswerthen Getränke — Branntwein, Bier und Wein — haben wir das Material, die erforderliche Geschicklichkeit und die nöthigen Einrichtungen im Lande selbst und bedürften keiner Einfuhr. Was den Wein betrifft, so liefern wir jetzt zu sehr mäßigen Preisen — 30 bis 75 Cents die Gallone, oder auch etwas mehr für allerbestes Erzeugniß — nicht allein trinkbare, sondern ganz vortreffliche Weine für die Schankwirthe und zum Hausgebrauche. Ohne einen ziemlich hohen Schutzzoll würde indessen der hiesige Weinbau, auf welchen so große Hoffnungen gesetzt wurden, sich hier schwerlich erhalten können, und zwar ist solcher Zoll in diesem besonderen Falle gerade für die Abnehmer (die Consumenten) eine Wohlthat. Während nämlich unsere Weinbauer ihrem Erzeugnisse nichts Schädliches beimischen, nichts auf Täuschung Berechnetes fabriziren, und unsere hiesigen Weine bei richtigem Gebrauche als wohlthuend anerkannt sind, kündigt man in Deutschland — nach dem Grundsatze „wohlfeil und schlecht“ — öffentlich den zahlreichen Käufern die „zur Weinfabrikation dienenden Präparate“ an, als: Weintanin, Glycerin, Rothwein-Farbe, Tokayer-Essenz, Bouquet-Essenz jeder Art 2c. So würde denn ohne den Zoll die wohlfeile Kunst-Sudelbrühe an den hiesigen Schenktischen allgemein verabreicht werden, und ein wichtiger hiesiger Erwerbszweig, welchen wir jährlich zu vervollkommnen uns bemühen, würde erdrückt. Freilich bringt die alte Welt auch sehr werthvolle Weine hervor, welche entsprechend hohe Preise bringen. Sie sind, wenn hierher gebracht, ein Luxus-Artikel und können die Einfuhr-Abgaben zum Besten unserer öffentlichen Kasse sehr wohl ertragen. Deßhalb mag der jetzige Weinzoll immerhin bleiben.

In gleicher Weise kann Alles hier erzogen werden, was wir von Rosinen, Orangen, Oliven, Feigen, auch was wir von Gerbstoffen u. dergl. m. bedürfen; selbst die Theestaude, die Korkeiche 2c. gedeihen vollkommen gut in unseren Südstaaten, und es gilt nur darum, sie anzupflanzen.

Zuletzt sei der Seidenbau erwähnt, welcher in unbegrenzter Ausdehnung hier zu betreiben wäre, wenn die jetzt über Arbeitslosigkeit Klagenden sich ihm zuwenden wollten.

Man sagt uns wohl: dies Alles, was nämlich vortheilhafter im Lande selbst zu erziehen, oder von außen her einzuführen ist, muß von selbst sich ordnen. Es ist aber doch nützlich, wenn die Frage nach lohnender Beschäftigung so ernstlich sich uns aufdrängt, auf das Genannte aufmerksam zu machen und dem Unternehmungsgeiste dieses Volkes die Ziele anzudeuten, worauf derselbe zur Vermehrung unserer eigenen Hülfsquellen erfolgreich zu richten wäre.

Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit mit unserer Ein- und Ausfuhr? Wie steht es mit der so ernstlich uns gegebenen Ermahnung, daß, wenn wir an das Ausland verkaufen wollen, wir auch vom Auslande kaufen müssen? Haben wir denn das Letztere bisher nicht reichlich, ja überreichlich gethan? Sind wir nicht in Wirklichkeit bis vor Kurzem, d. h. bis die Noth an uns herantrat, ein Volk von leichtsinnigen Verschwendern gewesen?—Ja, bis vor Kurzem überstieg unsere Einfuhr die Ausfuhr um viele, viele Millionen jährlich, und ein großer, vielleicht der größere Theil dieser Einfuhr bestand nicht in Dingen, welche dem Lande einen wirklichen Nutzen bringen, oder einem Bedürfnisse abhelfen, sondern in Gegenständen, welche allein der verächtlichen Prunksucht dienen, während zugleich unsere Staaten, Großstädte, Körperschaften (Eisenbahn-Gesellschaften 2c.) beständig ihre Hand nach Altengland ausstreckten, um ein Darlehen von Millionen nach dem andern in Empfang zu nehmen.

Noch jetzt beziehen wir von Cuba, Venezuela und Brasilien Waaren von weit höherem Geldwerthe als die, welche wir dorthin senden. Mit diesen und den anderen Ländern unseres eigenen Welttheils sollten wir doch unsere Ein- und Ausfuhr in das rechte Gleichgewicht zu bringen im Stande sein. Ich glaube, daß wir bisher sogar von Frankreich, Rußland, Spanien mehr kauften, als durch unsere Ausfuhr dafür bezahlt wird. Was Deutschland betrifft, so müssen wir durch eine größere Ausfuhr dahin die Zinsen für die Anlehen berichtigen, welche wir von dorther schon vor und besonders während der Rebellion erhielten. Dies gilt jedoch in höherem Maße von England. Entrichten wir nicht durch eine über die Einfuhr von dorther beträchtlich hinausgehende Ausfuhr die jährlich zu zahlende Zinsen-Menge, so ist an ein kräftiges Gedeihen unseres Landes gar nicht zu denken; wir werden dem Inselvolke nur immer mehr verschuldet.

Unter diesen Umständen kommt uns denn nach langer leichtsinniger Wirthschaft unsere diesjährige reiche Ernte, während Westeuropa Mangel hat und im Osten der Vertilgungskampf wüthet, vortrefflich zu Statten. Diesem Glücksfalle und der durch bittere Erfahrungen uns aufgenöthigten etwas größeren Sparsamkeit verdanken wir es, daß unsere Verhältnisse sich einigermaßen bessern zu wollen scheinen. Sofort nun vernehmen wir von Leuten, welchen das richtige Urtheil über diese Dinge abgeht, den Zuruf: Laßt uns unser Land zur großen Brodkammer für die übrige Welt machen, und wir werden kaufen und Geld borgen können nach Herzenslust; dieselben Schiffe, welche unser Getreide nach auswärts führen, werden zugleich uns Alles zubringen, wonach wir begehren. Werden wir für immer solcher Vortheile uns erfreuen, wie der diesjährigen? Die Aelteren unter uns erinnern sich noch, daß 1837 schwer mit Getreide beladene Schiffe von Rußland hierher kamen, um die hungrigen Mägen unseres Volkes zu füllen. Außerdem zehren wir jetzt noch zum Theile von dem Boden-

reichthum (dem Humus), welcher im Verlaufe von Millionen von Jahren sich angesammelt hat, dürfen aber nicht vergessen, daß außer dem beträchtlichen Theile, welchen jeder Regenguß davon wegwäscht, mit jedem weggesandten Buschel ein anderer Theil unwiderbringlich für uns verloren geht. Ich denke mir, daß das noch Uebrige unseres „jungfräulichen Bodens“ ungefähr so lange vorhalten wird, bis wir (wenn wir weise genug sind, es zu thun) mit dem Ueberschusse unserer reichlichen Ernten unsere auswärtige Schuld abbezahlt haben; dann aber, wenn wir zu künstlichen Mitteln der Nachbesserung (Guano, Phosphaten und Ammoniaksalzen) greifen müssen, werden wir bei sorgfältiger Bewirthschaftung ungefähr nur gerade genug Brodstoffe für unsere eigene so rasch anwachsende Bevölkerung erziehen. Nur mit regelrechtem Fruchtwechsel und Klee- und Wiesenbau, mit entsprechender Viehzucht, mit sorgfältiger Benützung alles Düngers und der Abfälle in den Städten, mit Bewässerung des Bodens, wo dies thunlich ist, mit Wald-Anpflanzung, wo die natürliche Bewaldung fehlt, und verständiger Pflege der Wälder werden wir eine dauernd erfolgreiche Landwirthschaft hier erhalten können, womit aber die jetzige Verwüstung aufhören muß, darin bestehend, daß wir Jahr für Jahr fast alles dazu brauchbare Land mit Brodfrüchten bestellen, um den bequemsten und gesuchtesten Ausfuhr-Artikel in ungeheuersten Massen zu erzeugen, ohne zu bedenken, was aus Denen werden soll, die nach uns kommen.

Noch ist der Boden in den ursprünglichen dreizehn Provinzen „neuer Grund“ im Vergleiche mit den seit Jahrtausenden bebauten Ländereien der alten Welt und doch wird dort bereits kein Ueberschuß an Brodfrüchten erzeugt, sondern beträchtliche Zufuhr aus dem Westen ist erforderlich. Im Staate Ohio mit seinem von Anfang reichlich ergiebigen Boden, welcher jährlich eine äußerst reiche Weizenernte lieferte, ist seit Jahren das Land bedeutend weniger fruchtbar geworden. Und so rückt die Brodfrucht-Gegend, hinter sich einen mehr oder weniger erschöpften Boden lassend, immer weiter westwärts vor, bis am Stillen Meere die ganze Brodkammer-Herrlichkeit aufhören wird.— Wie die Landwirthschaft nur gedeihen kann mit großer Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, so gedeiht das ganze Land nur, wenn die verschiedenartigsten Gewerbszweige, den Bedürfnissen des Landes entsprechend, sich aneinander reihen, und bevor wir auf die weite Ferne unseren Blick richten, sollten wir vor allen Dingen uns selbst mit Dem versorgen, was Fleiß und Geschicklichkeit hier hervorzubringen vermögen.



Credit-System.

Das leichtsinnige Wirthschaften, gestützt auf die vermeintliche Unerschöpflichkeit unserer Hülfsquellen, kann hier so wenig wie anderwärts ein gutes Ende nehmen. Der Leichtsinn besteht nicht allein in der Verschwendung des Vorhandenen, sondern besonders auch darin, daß man verbraucht, was man noch gar nicht erworben hat, also im rücksichtlosen Schuldenmachen, in dem weitübertriebenen „Credit-Systeme." Darauf ist ein großer Theil unserer Noth, darauf sind die immer häufiger werdenden Bankerotte und ungeheuren Verluste, Schwindeleien, theueren Prozesse, Streit und Unlust aller Art zurückzuführen. Nehmen wir als Beispiel das Verfahren der Gutsbesitzer in unseren südlichen Staaten. Was sie das ganze Jahr hindurch zur Bewirthschaftung des Landgutes und zum eigenen Unterhalte bedürfen, borgen sie von dem Kaufmann in der Stadt unter dem Versprechen, ihm im Herbste ihre Baumwolle, ihren Zucker und Reis zu liefern. Weil die Sache bedenklich und in vielen Fällen mit bedeutenden Verlusten verbunden ist, rechnet der Händler sich hohe Prozente an; er selbst borgt vielleicht das nöthige Geld von einer Bank, diese nimmt es von den bei ihr gemachten Einlagen; Jeder will höhere Zinsen haben, als er selbst zahlt, — und was bleibt dann übrig als wirklicher Ertrag der Arbeit? Eben so halten es viele Andere, indem sie gebrauchen, was noch nicht erworben ist, und zum leichtsinnigen Gebrauche entbehrlicher Dinge sich verleiten lassen durch die Erwartung, die Mittel zur Anschaffung künftig zu erwerben. So zieht sich eine Kette von Verschuldung durch die ganze Gesellschaft, und die Folgen davon sind Abhängigkeit, Sorgen, Verdruß und nicht selten völliger Untergang.

Ausnahmsfälle abgerechnet, sollte man die Mittel zu Dem, was man entweder gebraucht, oder unternehmen will, bereits zur Hand haben, statt voraus zu verzehren, und nachher zu erwerben, oder die Last, welche Jeder selbst tragen sollte, den Schultern künftiger Geschlechter aufzubürden. In den meisten Fällen könnte und sollte Jeder, bevor er ein eigenes Hauswesen sich einrichtet, die Mittel zu dem zunächst Nöthigen erworben haben. Bezahlt er nun sofort, was er gebraucht, ohne Rechnungen aufwachsen zu lassen, und wäre dies der allgemeine Gebrauch, wie sehr würde dadurch das ganze Geschäftstreiben vereinfacht und zugleich sicherer und ehrlicher gemacht zum Gewinne für alle dabei Betheiligten, d. h. Derer, welche es dabei ehrlich meinen! Daß die Sache thunlich ist, darf ich selbst am wenigsten bezweifeln. Ich schulde heute keinem Menschen auch nur einen Cent. Schulden zu machen war mir von jeher zuwider; nur einmal war ich gezwungen, einhundert Dollars zu leihen, weil ich allzu gutmüthig für einen Landsmann Bürgschaft geleistet hatte. Möglichst bald befreite ich mich wieder von der

[illegible] Abhängigkeit; denn abhängig ist immer der Ver-
[illegible]
[illegible] der Menge ist immer nach Freiheit und mehr Frei-
[illegible] Beschränkung wird als etwas unerträgliches empfunden,
[illegible] sich die Einzelnen beständig unter einander zu
[illegible] niederdrückendsten Weise. Ich kann mein Selbstgefühl
[illegible] Menschen gegenüber, welcher überwiegende Gewalt
[illegible] auch einem Gesetze gegenüber, das ich für hart und
[illegible]: aber mein Selbstgefühl muß erliegen vor einem
[illegible] mir sagen darf: Du giebst mir nicht, was Du mir
[illegible] „Unser Schuldbuch sei vernichtet," sagt uns der Dichter;
[illegible] die ungeheueren Schuldbücher unserer Zeit und damit
[illegible] allerschlimmste Art von Unfreiheit nur dadurch, daß wir
[illegible] Verpflichtungen uns möglichst bald entledigen und in
[illegible] Begehren nicht über Das hinausgehen, was zu unserem
[illegible] durch ehrliche Anstrengung zu erwerben ist. Das Allgemeine
[illegible] in unnöthige Verwirrung durch das Vorausgreifen nach
[illegible] Besitze, zu welchem man wegen der fehlenden Gegenleistung noch
[illegible] berechtigt ist, an deren Stelle also ein bloßes Versprechen gesetzt
[illegible] muß. Dieses Versprechen wird entweder erfüllt — meistens
[illegible], oder es bleibt unerfüllt, und dann war die ganze Ver-
[illegible] ein Betrug. — Befreien wir uns möglichst bald von dem
[illegible] „Credit-System."



Familienleben.

Die radikale Lehre ist jedenfalls: völlige Gleichstellung der beiden Geschlechter in Betreff aller Ansprüche im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben, wozu noch als aller radikalster Gipfel die Aufhebung der Ehe, wie sie in allen gesitteteren Ländern besteht, und an deren Stelle die Forderung der „freien Liebe" hinzukommt.

Ich selbst bin der Meinung, daß unter Allem, was als Brauch von der Vergangenheit uns überliefert wurde, der eheliche Bund, geschlossen durch freie Wahl und lebenslang mit unverbrüchlicher Treue erhalten von dem ehrenwerthen Manne und der gleich ehrenwerthen Frau, zu dem Werthvollsten und Menschenwürdigsten gehört, dessen wir überhaupt uns erfreuen, und daß auf dessen Haupt, der daran rüttelt, der Fluch aller Besseren fallen müßte. Wir haben ohnehin genug zu thun, um der Sittenverwilderung zu wehren; zerstören

wir die Heiligkeit des Familienlebens (der Einehe — mit der gemeinschaftlichen Erziehung der Kinder durch Vater und Mutter), so ist der Rückfall in die Barbarei nicht aufzuhalten. Für die anderen Geschöpfe hat die Natur den Instinkt zur undurchbrechlichen Schranke gemacht; das Menschliche besteht darin, daß Jeder freiwillig sich gewisse Schranken setze und damit nicht nur ein höheres Wohlsein — ich meine das häusliche Glück — sich selber schaffe, wie die Zügellosigkeit es niemals geben kann, sondern auch die Pflanzstätte des ehrbarsten Sinnes und der veredelten Sitte. Giebt uns doch bereitwilliger die Naturordnung kein anderes Lebensglück als das häusliche.

Für jeden Menschen soll es eine „romantische“ (poetische) Zeit im Leben geben, die des gegenseitigen Suchens und Findens von Jüngling und Jungfrau. Es darf von Anfang dabei der rechte Ernst nicht fehlen, das Gefühl der zugleich übernommenen heiligen Verpflichtung. Die ernsten Aufgaben finden sich sofort, und die selbst nicht in Gedanken (siehe die „Bergpredigt“) zu verletzende Treue ist die sittliche Weihe des Bundes. — Es ist zu bedauern, daß in einer Fluth von Novellen schon jugendlichen Lesern Bilder vorgehalten werden, mehr geeignet, die gemeine Lüsternheit zu wecken, als ihnen ein durch treue Pflichterfüllung segenvoll gemachtes Familienleben vor Augen zu stellen. Man suche niemals der Ausartung einen poetischen Schimmer zu verleihen; das Reinste und Ehrenhafteste muß, auch ästhetisch gewogen, immer das Werthvollste sein. Das schönste von allen Bildern ist (nach Fries) das schöne Seelenleben.

Aber gibt es nicht unglückliche Ehen? Leider, und durch die Schuld des einen oder anderen Theiles, meistens beider Theile. Gerade die Ehe soll das Mittel sein, die übertriebene Eigenliebe, den Eigensinn und Eigenwillen zu brechen und das Wesen von Mann und Frau nicht allein für diese selbst, sondern für alle Uebrigen liebenswürdig zu machen. Machen nun solche und andere Unarten das Zusammenleben weniger glücklich, so ist doch das Ertragen das Beste — mit Rücksicht auf die richtige öffentliche Meinung, welche die Trennung verurtheilt, und noch mehr auf die in den meisten Fällen vorhandenen Kinder, deren glückliches Leben durch den elterlichen Hader in der Blüthe erdrückt wird, während umgekehrt das freundliche Zusammenstimmen von Vater und Mutter die reinste Quelle der kindlichen Freude ist.— In äußersten Fällen soll die Trennung des Bundes, damit die unglückliche Wahl nicht dauerndes Elend zur Folge habe, nicht unthunlich gemacht werden; aber die öffentliche Meinung soll nicht auf das Urtheil verzichten: ihr habt eure Strafe dafür, daß ihr nicht „prüft“ vor dem ernsten Schritte, eueren heiligsten Verpflichtungen nicht nachkamet und das, was ein Heiligthum sein sollte, zum rohen Gaukelspiele machtet. Warum sind uns „silberne“ und gar „goldene Hochzeiten“ ein freudig anregendes Bild? Weil wir darin ein Stück von „poetischer Gerechtigkeit“, die Krönung des lange, lange treu erhaltenen ehelichen Bun-

des erblicken. Und auf dieses schönste Menschliche sollten wir leichtsinnig verzichten wollen, um nach Gefallen der schnöden Lust zu fröhnen und etwa — nach einem neuerdings ernstlich gemachten Vorschlage — die „Gesellschafts-Kinder" der Pflege und Erziehung einer Gesellschafts-Anstalt zu überlassen? Selbst der Gedanke daran muß mit Ekel erfüllen.

Im Thierreiche finden wir eine Menge von Vorbildern, durch welche bereits die sittliche Regel angedeutet ist. In vielen Fällen nehmen die väterlichen und mütterlichen Thiere sich ihrer Jungen in gleicher Weise an, und wenn die Mutter allein dies thut, stellt sie (wie die schon in der Bibel erwähnte Henne) ein Musterbild von opferwilliger Sorgfalt und treuester Pflege dar. Unter den Paarungen sind freilich die meisten vorübergehend, andere bestehen für die Dauer eines Sommers, noch andere lebenslang, oder bis zur gewaltsamen Trennung, z. B. bei den Tauben. In einer Dachecke meines Elternhauses war ein Taubenschlag, den ich oft besuchte; ich kannte jedes einzelne der vielen Paare und beobachtete mit Lust ihr Treiben. Nur durch längere Trennung konnte man die Paare scheiden und anders verbinden. So war ein junger Täuber mit einer bereits ältlichen Täubin gepaart worden; sie wurde nach einiger Zeit unfähig zum Eierlegen, der jugendliche Genoß aber, ohne um andere Schönen sich zu kümmern, fuhr fort, sie zu schützen und zu pflegen, bis der Tod der Alten das Band löste. Ich mußte später oft daran denken, wenn ich im Treiben der Menschen gerade das Gegentheil davon sah.

Im verständig geordneten und sittlich gebildeten Familienleben ergiebt sich die richtige Stellung von Mann und Frau ganz von selbst; seine und ihre Naturbegabung bilden einen Gegensatz und so eine gegenseitige Vervollständigung, und über die beiderseitigen Aufgaben und Leistungen kann kaum ein Zweifel bestehen. Manches mögen Männer und Frauen gleich gut verrichten, das Meiste thun die Einen oder Anderen besser, oder auch allein gut genug. Die weibliche Sorgfalt ist im Hauswesen und das weibliche Schicklichkeitsgefühl sind zur Erhaltung edlerer Sitte überhaupt und namentlich in der Kinder-Erziehung durch nichts zu ersetzen, und so mögen auch in das gesellschaftliche Leben die Frauen (nach Schiller) „himmlische Rosen flechten und weben." Alles, was sie davon abzieht, ihr Uebergreifen in das Treiben der Männer, ihr Sich-Eindrängen-Wollen in die Oeffentlichkeit auf eine Weise, welche dem feineren Anständigkeits-Gefühle zuwider läuft, raubt ihnen die Liebenswürdigkeit, welche nächst ihrer Ehre ihr höchster Vorzug ist. Auch selbst eine mehr als gewöhnliche geistige Begabung und Bildung rechtfertigt nicht das Ueberspringen der von der Natur gezogenen Grenzen, und ich muß sagen, daß gerade die geistreichsten Frauen, welche ich jemals gekannt habe, zugleich die wahrhaft weiblichsten waren, frei von allem Gelüste nach Männerwerk.

Es scheint, daß nach der Naturordnung aus allen Männern und Frauen Paare werden können und sollten. Im noch roheren Zustande gibt es keine Ehelosigkeit, und selbst bei unserem heutigen Bauernstande ist sie eine Seltenheit. Mit der Kultur wachsen die Ansprüche an das Leben, die Gründung des eigenen Familienlebens, ja auch die richtigste Wahl wird schwieriger mit der größeren Mannigfaltigkeit und dem stärkeren Hervortreten der persönlichen Eigenthümlichkeiten. Ob sich auf das Vollkommenste „das Herz zum Herzen findet", wird immer mehr eine Sache der Umstände, welche Niemand ganz beherrscht. Darum gibt es und wird es künftig geben alte Junggesellen und noch in größerer Zahl ledig bleibende Mädchen. Daß sie nicht das höchste Menschliche erreicht haben, ist ihnen meistens anzumerken, Vielen auch eine schlecht verhehlte Verbissenheit über den verfehlten Lebensweg, während Andere, auch einzeln stehend, eine würdige Lebensaufgabe für sich zu finden wissen und sie in ehrenwerthester Weise erfüllen. Den Frauen, welche nicht fanden oder finden, was sie befriedigen könnte, und nicht der bloßen Versorgung ihr edleres Gefühl opfern wollen, habe ich keine Vorschriften darüber zu machen, wie sie das möglichste Maß von Selbstständigkeit sich sichern, welche Art von nutzbringender Wirksamkeit sie wählen mögen; ihr feineres Gefühl aber wird und soll ihnen sagen, daß die Schranken der „Schicklichkeit" (nach Göthe) für sie eben so wohl bestehen, wie für ihre zu einem eigenen Familienleben gelangten Schwestern.

Der Künstler-Beruf mag sich den Frauen einigermaßen, der eigentliche Gelehrten-Beruf mag sich ihnen nur ausnahmsweise erschließen, und die bürgerliche Herrschergewalt gehört so wenig in ihre Hände, wie der Korporal-Stock oder das Feldherrn-Schwert.

Wenn es so Vieles gibt, worin das zarter besaitete weibliche Wesen dem menschlichen Fortschritt und Wohlsein in unersetzlicher Weise dienen kann, warum sollte es in Anderes sich eindrängen wollen, was für die zugleich derbere und schärfere Mannesnatur besser oder auch allein geeignet ist? Warum sich herabwürdigen durch Unnatur?

Vorzugsweise unter den Deutschen finden sich in neuerer Zeit Solche, und nicht Wenige, welche von allem althergebrachten Kirchenthum sich frei gemacht haben, dabei in ihrem ganzen Benehmen der Anständigkeit sich befleißigen, in ihrem Berufe ihre Schuldigkeit thun und den gerechten Ansprüchen keines Anderen zu nahe treten. Wohl hätte die Gesellschaft Ursache, damit zufrieden zu sein, obwohl das Vollkommenste damit nicht erreicht ist. Das höchste Menschliche kann nicht zur Erscheinung kommen, ohne ein gewisses Maß von „Idealität." Man mag das, worauf ich hindeute, „Begeisterung" nennen, oder auch „Frömmigkeit", wenn man damit meint das Gefühl heiliger Verpflichtung. Wie werthvoll auch das Begriffsmäßige ist, d. h. das aus dem Denken sich Ergebende, so läßt es doch den Menschen einseitig, wenn nicht Gemüthsanregung reinster Art sich damit verbindet.

[illegible] schwesterlichen Vereine, wie sie von unserer [illegible] stellen auch das vollendetere Menschliche dar. [illegible] Erzieher sein Werk nur dann erfolgreich voll- [illegible] der Verstandes-Entwickelung dem Gemüths- [illegible] die rechte und gesunde Nahrung reicht.



Unser Erziehungswesen.

D[illegible]ie thierischen Geschöpfe bilden sich aus zu Dem, was sie werden können, entweder allein unter den von der Natur gegebenen günstigen Umständen, oder mit geringer Nachhülfe der Mutter, in einigen Fällen mit der durch den Instinkt [illegible] Nachhülfe beider Eltern. Der neugeborene Mensch dagegen [illegible] nur einer sorgfältigen und langen leiblichen Pflege, sondern [illegible] geistig in thierischer Rohheit ohne den bildenden Einfluß [illegible] entwickelter menschlicher Wesen. Da den Erstlingen unse- [illegible] Geschlechtes noch alle Bildungsmittel fehlten, so kann man fragen: [illegible] sind sie ihnen denn später zugekommen, wenn nicht etwa — nach [illegible] Völkersagen — himmlische Offenbarungen ihnen zu Theil [illegible]? Allerdings war uranfänglich der Menschennatur die Fähigkeit [illegible], sich über das Thierische zu erheben; doch ist diese Befähi- [illegible] sich selbst überlassen, nur eine sehr allmälig wirkende, und [illegible] von Geschlechtern mußten vergehen, bis durch das Zusam- [illegible]kommen zahlloser kleinster Errungenschaften ein bemerkbarer Fort- [illegible] sich ergab. Nunmehr besitzen wir ein bereits reiches Erbe und [illegible] die heranwachsenden Menschen in kurzer Zeit den Bildungs- [illegible] durchlaufen lassen, zu dessen Vollendung die Menschheit viele [illegible]ausende von Jahren bedurfte. Diese Nachhülfe nun ist Das, was [illegible] Erziehung nennen; dieselbe muß um so vielumfassender [illegible]rden, je mehr unser geistiger Reichthum sich anhäuft. Jedes neue [illegible]eschlecht soll durch die Erziehung befähigt werden, das vorausgegangene zu überbieten.

Das Erziehen soll wesentlich sein ein Entwickeln; man kann nichts in den Menschen hinein erziehen, wozu ihm die Fähigkeit fehlt; aber man soll die schlummernde Kraft wecken, sie zu naturgemäßer Entfaltung bringen und — — die Auswüchse niederhalten. Dem Erzieher schwebt vor oder sollte vorschweben ein menschliches Ideal, welchem den Zögling möglichst nahe zu bringen sein Bestreben sein muß. Ihr Ideal nehmen die Erzieher natürlich von ihrer eigenen Persönlichkeit her, und da diese in leider zu vielen Fällen mit bedeu-

tenden Mängeln behaftet ist, so bleibt auch das Erziehungswerk vielfach so sehr mangelhaft. Nur der ideale Mensch könnte einen vollendeten Menschen erziehen.

Doch ist der Zögling niemals gleich einem Stück Masse, welches ganz nach Gefallen sich verarbeiten und gestalten läßt. Ohne ein Mitwirken und Entgegenkommen des Zöglings ist gar kein Erziehen möglich, und dabei macht sich immer dessen Eigenart und ein gewisses Maß von Selbstbestimmung geltend. Mehr oder weniger von der besonderen Art der Erziehung bleibt unverwischbar; in Einigem mag jedoch der Zögling zurückbleiben hinter dem, was man aus ihm machen wollte; in Anderem kommt er vielleicht weit darüber hinaus. Jedes Kind ist eine noch unerschlossene Knospe, deren künftige Entfaltung sich nicht berechnen, nicht ganz nach Willkür gestalten läßt.

Was die Natur als Anlage mitgiebt, soll der künftigen Entwickelung und dem Bestehen in dem Kampfe um das Dasein dienen; nichts, das an sich schlimm wäre, ist dem Menschen angeboren. Natürlich ist als mächtigster und unbedingt nothwendiger Antrieb die Selbstliebe, das Verlangen der Selbsterhaltung und des individuellen Seins. Nur Auswüchse davon (gleichsam „Wasserschößlinge," wie der Obstzüchter sie nennen würde) sind Streitsucht, Zorn, Rache und die anderen sogenannten Affekte, welchen durch Belehrung, Gewöhnung und Zucht entgegen getreten werden muß. Naturgemäß ist ferner das Verlangen, die Kräfte zu regen. Doch dieses Regen der Kräfte will von Anfang nur ein spielendes sein, was man nicht ganz darf unterdrücken wollen. Indessen, wie die Noth des Lebens die Menschen von Frühem an zur ernsten Thätigkeit zwang, so soll der Erzieher mehr und mehr das Kind zu nutzbringender Beschäftigung überführen, wodurch ihm selbst für alle Zukunft eine größere Wohlthat erwiesen wird, als durch alles Andere, was an ihm gethan werden mag. Entstehen doch die größten aller Uebel — schlechte Streiche bei Jüngeren, Unthaten aller Art im späteren Alter — aus dem „ungeordneten Thätigkeitstriebe."

Beim Lehren gebührt der allgemeinen menschlichen Geistesausbildung die erste Rücksicht; dann mag, weil in unseren künstlicheren Lebensverhältnissen Theilung der Arbeit unumgänglich ist, die Vorbildung für einen besonderen Lebenslauf in Betracht kommen. Die erstere sollte für Alle, auch Knaben und Mädchen, die gleiche sein; in Betreff der letzteren sind wir zu einer Scheidung in Klassen, auch zu einer Scheidung der Geschlechter genöthigt. Nicht einmal der höhere und niedere Bildungsstand ändert Etwas daran, daß die männlichen und die weiblichen Lebensaufgaben wesentlich verschieden sind, wonach die Vorbildung sich richten muß. Ebenso fordern die verschiedenen Berufsarten besondere Vorbildung.

Schulen hatten schon die Griechen und Römer, Synagogen die Hebräer, Klosterschulen das Mittelalter, zum eigentlichen Volksschul-

wesen kam es jedoch erst durch die Reformation, deren Verdienste in diesem Betrachte die höchste Anerkennung verdienen. Aus dem Katechismus-Unterrichte ergab sich nach und nach und ergiebt sich immer mehr ein erfolgreiches Volksschulwesen. Für letzteres werden kaum in irgend einem anderen Lande so große Anstrengungen gemacht und namentlich so bedeutende Summen verwandt wie hier. Und welcher Erfolg dieser Bemühungen liegt uns vor?

Ist die Zahl der bis zu gründlichster Bildung Fortgeschrittenen ohne Zweifel hier geringer, als in manchen älteren Ländern, so giebt es dagegen hier keine so unbewegliche, gedankenlose und begriffsarme Masse, wie man sie anderwärts findet. So übertrifft z. B. in geistiger Gewecktheit der hiesige Farmer die Bauersleute der alten Welt bei Weitem.

Des Ersteren Blick ist erweitert, seine Beobachtung vielseitiger, sein Urtheil schärfer, seine Beweglichkeit größer; er haftet weniger an dem Kleinlichen und ist weltklug. Der Amerikaner leistet mehr als der Europäer durch Erfindungs- und Unternehmungsgeist, weniger in Stetigkeit, Ausdauer und Sorgfalt, die auch auf das Kleinste sich erstreckt. In diesem Allem thut freilich das freie Leben mehr als die Schule. Jenes ruft frühe ein theils sehr löbliches, theils durch die Uebertreibung höchst widerwärtig werdendes, in Unbändigkeit ausartendes Selbstgefühl hervor, welches gerade durch die Erziehung geregelt und veredelt werden sollte. Statt dessen verließ man sich bisher viel zu sehr auf den kirchlichen Einfluß. Was die menschliche Ordnung nicht zu Stande bringen kann, soll das himmlische Gebot erzwingen. Wer nicht — so denken die Meisten — an den allmächtigen Finger der Vorsehung, nicht an die strengste jenseitige Wiedervergeltung glaubt, kann unter den stets uns umgebenden Versuchungen und bei der Unzulänglichkeit der menschlichen Anordnungen kein guter Mensch sein.

In Betreff der verschiedenen Glaubensarten ist zwar der heutige Amerikaner der duldsamste Mensch, läßt sie unbehelligt dutzendweise nebeneinander bestehen; aber irgend eine Art von Religion (ein übersinnliches Band) muß sein, weil der in seiner Freiheit unbändige Mensch durch nichts Anderes zu zügeln ist. „Christlich" müssen wir denken, „christlich" muß das ganze Staatswesen sein, weil sonst Alles in Ungebundenheit sich auflöst. Dies ist unleugbar die hier vorherrschende Stimmung; alle hier vorkommenden Unthaten werden dem Mangel an „Christenthum" zugeschrieben.

So ist auch das Bestreben in neuester Zeit, aus unseren Volksschulen das Vortragen von Glaubenslehren und die religiösen Uebungen fern zu halten, nicht etwa der Einsicht zu verdanken, daß wahre Humanität (vernünftiges Menschenthum) nicht an Glaubensformeln gebunden ist, sondern bedeutet nur einen dem Vortheile Aller entsprechenden Waffenstillstand. Bei der Zersplitterung der Masse in zahllose Sekten würde die durch diesen oder jenen Lehrer vertretene besondere Richtung

ein ungebührliches Uebergewicht gewinnen; und will jede Sekte ihre besonderen Lehranstalten haben, so wird die allgemein nothwendige Schulung zu theuer. Deshalb sei die Volksschule ein neutrales Gebiet.

Die hiesigen Deutschen sind nur allzu sehr zur Uebertreibung nach der einen oder anderen Seite hin geneigt. Entweder sie überlassen sich in ihrem Handeln ganz allein der kalten Berechnung, wohin auch diese sie führen mag; oder, indem eine innere Leere ihnen empfindbar wird, werfen sie als Büßende sich nieder, um den heiligenden Geist aus den Wolken herab an sich zu ziehen. Es braucht nicht das Herz mit dem Verstande, und es braucht nicht der Verstand ohne Herz davon zu laufen; ihre innigste Vereinigung allein führt uns sicher zum Ziele. Der sogenannte Verstandesmensch ist nur ein halber, und der sogenannte Gefühlsmensch auch nur ein halber Mensch; der ganze Mensch ist Beides. Die Meisterschaft in der Erziehungskunst erweist sich in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe. Der Mensch kann nicht mit bloßer mathematischer und logischer Richtigkeit auskommen.

* * *

Der Mangel an Stetigkeit in unseren hiesigen Einrichtungen ist, wie in vielen anderen Dingen, so auch im Erziehungswesen von erheblichen Nachtheilen begleitet. Wir haben hier mehr Lehrerschulen (Seminarien) als man irgend sonstwo sie antrifft. Und wozu bilden wir die jungen Leute aus? Etwa dazu, daß sie zum lebenslangen Lehrerberufe sich vorbereiten, wie der Handwerkslehrling, der Landwirth oder der künftige Arzt oder Rechtsgelehrte vorgebildet wird, um zeitlebens dem erwählten Berufe sich hinzugeben? Wir machen im Gegentheile dies von vornenherein für die Meisten unmöglich. Die Lehrerinnen werden heirathen, sobald für sie Gelegenheit dazu sich findet, und dann ist es mit dem Schulmeistern am Ende. Unter den Männern mag wohl einer oder der andere lebenslang in seinem Berufe ausharren, indem er etwa in einer größeren Stadt eine leidlich feste Stellung gewinnt, welche ihm die Stiftung eines eigenen Familienlebens ermöglicht. Die große Mehrzahl läßt sich eine Zeit lang bald dahin, bald dorthin werfen, wird dann, an einer gesicherten Zukunft verzweifelnd, solcher Unstetigkeit müde und ergreift irgend etwas Anderes, um dem naturgemäßen Verlangen nach einem eigenen Heimwesen zu genügen. Wenn unleugbar erst durch längere Erfahrung und Uebung der tüchtige Lehrer sich ausbildet, wo haben wir Volkserzieher solcher Art? Da und dort treibt sich wohl noch ein alter Junggeselle umher, der heimathlos schon das halbe Land schulmeisternd durchlaufen hat und noch immer nicht weiß, wo er sein altersgraues Haupt niederlegen wird. Wehe Dem, der vertrauensvoll ein Familienleben sich stiftete und nun mit Weib und Kind für ein Paar Monate in

diesem, dann für ein halbes Jahr in jenem ländlichen Erdenwinkel für sich und die Seinigen ein klägliches Unterkommen suchen muß!

In Deutschland kommt es vor, daß zwei und mehr Generationen durch denselben Lehrer unterwiesen wurden, oder er rückt vor von einer Anfänger-Stelle zu einer anderen mit besserem Gehalte und endigt wohl als Siebzigjähriger in der Art, wie Voß in seinem „Der siebenzigste Geburtstag" es dichterisch uns schilderte. Er ist meistens der lang bewährte Freund und Rathgeber der ganzen Schulgemeinde, und, ist seine Aufgabe auch schwer und die ihm gewährte Vergütung gering, so hat er doch jedenfalls eine Heimath und treibt sich nicht wenig besser als ein „Tramp" in der weiten Welt umher.

Ist hier die Ansiedlung in irgend einer Gegend so weit fortgeschritten, daß für eine Nachbarschaft mit passendem Umkreise ein geeigneter Mittelpunkt für die Schule gewählt werden kann, dann sollte nahe dem Schulgebäude zugleich eine Lehrerwohnung errichtet und dieser ein geeignetes Grundstück zur Anlage eines hinreichend großen Gemüse- und Obstgartens zugefügt werden. Die Anstellung geschehe mit Zustimmung der Oberschulbehörde auf die Dauer der treuen Pflichterfüllung. Bei sechs- bis sieben-stündigem Unterricht, fünf Tage in der Woche und zehn Monate im Jahre, bleibt dem Landschulmeister reichlich freie Zeit zur Bearbeitung des Grundstückes. Dabei übt er seine Leibeskräfte, erholt sich bestens von der geistigen Anstrengung, gewinnt einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Lebensunterhaltes, hat zugleich Gelegenheit, die Kinder im Gartenbau, im Pflanzen und Pfropfen, in der Rebenzucht und vielleicht im Seidenbau rc. anzuweisen, und, was die Hauptsache ist, er hat eine Heimstätte und ein Familienleben. Die Schulgemeinden würden sich bestreben, ein solches Heim möglichst begehrenswerth zu machen, um dadurch die besten Lehrer für sich zu gewinnen. — Wem solche Ländlichkeit nicht zusagt, der mag eine Stadt-Lehrerstelle zu erhalten suchen.

Es ist zu verwundern, daß man es hier selbst in den ältesten und bevölkertsten der Staaten mit dieser in Europa überall eingeführten Einrichtung noch nirgends versucht hat. Dort giebt es einen, immer mehr zu Achtung und Bedeutung gelangenden L e h r e r st a n d, — hier ist besonders der Landschulmeister fast nur ein „fliegender Holländer."

Der vorstehende Plan würde die übertriebene Verwendung von weiblichen Kräften zum Schulhalten abschneiden, wogegen wir eine angemessene Verwendung für die jungen Männer hätten, welche auf Staatskosten in unseren Seminarien ausgebildet werden. — Mit letzteren sollte immer Unterricht im Turnen, wohl auch im Gartenbau und dergleichen verbunden sein.

Für die Volksschule beschränke sich die Unterrichtszeit auf die Jahre zwischen 6 und 14 Jahren, ausnahmsweise für Knaben bis zum 16. Jahre. Es ist doch ganz unstatthaft, daß namentlich Lehrerinnen

mit zwanzigjährigen Burschen neben sechsjährigen Kindern sich abmühen sollen. Die meisten Lehrer würden bereit sein, einer Klasse von Erwachsenen etwa in einer Samstags- oder Sonntags-Schule noch nachzuhelfen.

Ueber die Nothwendigkeit des sogenannten Schulzwanges gerade in einem freien Gemeinwesen könnte ich nur sagen, was auch schon von Andern bemerkt wurde. In den Städten ist diese Nothwendigkeit am dringendsten, zugleich ist die Sache leichter ausführbar, und es sollte streng darauf gehalten werden, daß allen Kindern die nöthigste Schulung zu Theil werde. Auf dem Lande verursachen mitunter Entfernung, Wetter und Wege ein großes Hinderniß. Doch sollte vorsätzliche Nachlässigkeit der Eltern nicht geduldet werden.

Einen großen Uebelstand bildet die afrikanische Beimischung. Man hat die Farbigen für freie Bürger erklärt; aber man kann sie nicht einmal zu Menschen machen mit dem einem Jeden nothwendigen Selbstgefühle, mit dem Gefühle der Gleichberechtigung, wenn man sie als Klasse von den Anderen abscheidet, also sie aus den Schulen der Weißen wegweist, die Verbindung mit Weißen für sträflich erklärt u. s. w. Und doch stellen sich auch der Vermischung sehr ernste Bedenken entgegen. Die früher begangenen Sünden sind weder auf die eine, noch auf die andere Art wieder ganz zu verwischen. Ich weiß nicht, ob man künftig eine bessere Lösung als die jetzige finden wird.

Bestes Gedeihen ist dem deutsch-amerikanischen Lehrer-Seminare zu wünschen. Das Deutschthum hier zu erhalten, würde nichts bedeuten, wenn es nicht ein gründlich gebildetes ist. Lehrer, welche mit gleicher Meisterschaft eine sogenannte englische und deutsche Erziehung zu geben wissen, können sich hier hochverdient machen und werden, wie wir hoffen, künftig auch zu den Gesuchten gehören. Doch ich muß es bei diesen Andeutungen bewenden lassen.



Unser Zeitungswesen.

Mit der Erfindung der Schreibkunst (d. h. mit der Erfindung von Zeichen für Laute und Worte) erhielt die Menschheit das erste bedeutendere Mittel zu geistigem Fortschritt, das Mittel zur weiteren Verbreitung und sicheren Erhaltung des da und dort Gewonnenen. Dieser Erfindung stellt sich die der Buchdruckerkunst zunächst; sie lieferte ein Bildungsmittel von unberechenbarem Werthe, obwohl wir zugestehen müssen, daß auch ohne dasselbe einige Nationen des Alterthums (die Griechen und Römer)

eine Bildungshöhe erreichten, vor welcher wir noch heute staunen. Als dritte Periode im Fortschritte zur Gewinnung von Bildungsmitteln mögen wir bezeichnen die neuere Zeit der Schnellpressen, des wohlfeilen Papieres, der Telegraphie, des ansehnlich verbesserten Postwesens und der diesem Allen entsprungenen ungeheuren Verbreitung der Zeitblätter, der Zeitungen und Flugschriften aller Art. Hat zwar auch die Buchmacherei seit Jahren sich bedeutend vermehrt—mehrere tausend neue Werke in jedem Jahre in jedem der Haupt-Kulturländer —, so zeigt doch das Zeitungswesen eine schnellere und weitere Ausbreitung. Die Presse ist zu einer Macht geworden, mit welcher in jedem gebildeteren Gemeinwesen gerechnet werden muß, da in unserer Zeit nichts der öffentlichen Meinung entgegen sich halten kann, welche mehr oder minder durch die Presse vertreten wird. — Ob damit wirklich ein ungeheurer Fortschritt über den Bildungsstand der vergangenen Jahrhunderte gewonnen ist, möchte man bezweifeln im Hinblick auf das schon vor Jahrhunderten Geleistete; jedenfalls werden weit mehr als in früheren Zeiten durch die fliegende Literatur (die Zeitungen) die Massen angeregt, und wir könnten ihrer nicht mehr entbehren.

Ein Nachtheil liegt ohne Zweifel in Folgendem: Das Meiste, was unsere Zeitungen uns bringen, ist flüchtig gedacht und flüchtig niedergeschrieben. Hat nun der Leser dieses Flüchtige mit dem Auge flüchtig durchlaufen, so ist seinem Lesebedürfniß für den Tag genug gethan, oder er könnte zu anderem Lesen keine Zeit finden, und zur gründlicheren Belehrung durch wissenschaftliche Werke wendet er sich um so seltener; seine Morgen- oder Abendzeitung, welche er seinem Standpunkte gemäß (oft nach vorgefaßter Meinung) wählt, gibt ihm einen Ueberblick über die Ereignisse nah und fern, entspricht der bereits bei ihm feststehenden Beurtheilung der Dinge, oder er folgt zufrieden gestellt ihren weiteren Ausführungen, hält sich für genügend belehrt und zweifelt nicht, daß er ganz genau sich auf dem rechten Wege befinde.

Da die Menschen unserer Zeit scharfe Spaltungen in ihren religiösen, politischen und philosophischen Meinungen haben aufkommen lassen, so darf man es auch unseren Tages- und Wochenblättern nicht verargen wollen, daß sie die Parteifahne aufziehen, wohl aber es beklagen, daß so viele derselben, statt der Uebertreibung des Parteiwesens zu wehren, dasselbe mit Absicht schüren, ja gerade darin ihre eigene Erhaltung suchen. Muß es dahin kommen, wie es nur zu häufig der Fall ist, daß Der, welcher blos einseitige Blätter liest, statt ein zu eigenem Denken geweckter, vielmehr ein unverbesserlich dem blinden Vorurtheil ergebener Mensch wird? Was die Leute wöchentlich lesen, pflegt sich ihnen so unverwischbar einzuprägen, daß am Ende die gesunde Vernunft nichts mehr dagegen vermag; man sehe sich nur die regelmäßigen Leser dieses oder jenes Pfaffenblättchens an.

Da es in einem großen Gemeinwesen für die einzelnen Bürger

unthunlich ist, den Gang der Dinge selbst genauer zu beobachten, über die Tragweite der öffentlichen Maßregeln, über die Fähigkeit und den sittlichen Werth der das Ganze leitenden Männer sich ein untrügliches Urtheil zu bilden, so muß das, was man in winzigen Staatswesen durch das Zurückberufungsrecht und durch das sogenannte Referendum (die Entscheidung durch die Gemeinden) erreichen will, durch die Presse besorgt werden. Durch sie werden die das Gemeinwohl betreffenden Verhandlungen den Massen bekannt und verständlich, durch sie wird das Thun und Treiben der mit Macht Bekleideten der steten Beurtheilung unterworfen, durch sie wird das Volk auf Diejenigen aufmerksam gemacht, welche entweder Vertrauen verdienen oder dessen unwürdig sind. Mag auch vielfach solches Urtheil durch Partei-Interesse gefärbt sein, und — wie wir gerade zu dieser Zeit es erfahren müssen — Lob und Tadel in ungerechter Weise vertheilt werden, so dürfen wir doch im Ganzen uns darauf verlassen, daß die Wahrheit mächtiger ist als die Lüge, und daß aus der möglichst ausführlichen Besprechung der Vorgänge, der Handelnden und ihres Thuns mehr als aus dem Schweigen eine richtige Kenntniß sich ergeben wird. Man ziehe Alles an das Licht — wie es unsere Zeitblätter thun —, was schicklicher Weise vor das Auge der Menge gehört, damit Jeder wisse, daß er mit dem sogenannten Fischen im Trüben seine Zwecke nicht erreichen kann. Alles, was von Einfluß auf das Allgemeine sein kann, darf der öffentlichen Beachtung sich nicht entziehen wollen. Wer eines freien Bürgerthums sich erfreuen will, muß es sich auch gefallen lassen, daß er gleichsam in einem Glaskasten sitzt, und daß alle seine Mitbürger zu jeder Zeit sich überzeugen wollen, wie viel Der, welcher Ansprüche erhebt, auch wirklich werth ist. — Gerade dazu ist uns die Presse unentbehrlich; sie soll das scharfe Auge sein, durch welches für die Menge das Echte vom Schein und Trug geschieden wird, die Wächterstimme, vor welcher die Schläfrigkeit weicht. Wenn sie doch Beides immer wäre, nicht selbst des Mahnens bedürfte! Für den Fortschritt zum Besseren ist noch Raum genug. Einstweilen mag immer die amerikanische Presse ohne Erröthen sich mit der europäischen vergleichen; sie gehört zum Unentbehrlichsten, das wir haben.

Es scheint mir, daß diejenigen A m e r i k a n e r, welche überhaupt lesen, ihre Zeitungen v e r st e h e n, was bei den D e u t s ch e n, welche lesen sollten, nicht durchaus der Fall ist. Mühsam liest ein Theil der Letzteren aus der Masse ein Paar Körnlein heraus, und was man ihnen hauptsächlich sagen wollte, entgeht ihnen vielleicht ganz, weil es ihrem Verständnisse nicht nahe gebracht wurde; vielleicht die Meisten rühren gar keine Zeitung an.

Wir Deutsche haben, abgesehen von den verschiedenen Mundarten (Dialekten) zweierlei Sprachen: eine für die Gelehrten und eine für den täglichen Umgang. Daß das offenbar bildungsfähigere Hochdeutsch unsere Schriftsprache wurde, darf man ein Glück nennen. Doch

seit Luther's Zeiten bereicherte das Denken sich mit zahlreichen neuen Begriffen, wofür die Worte fehlten. In dem gleichen Falle griffen die Franzosen und Engländer zu dem reichen Latein und fügten die erforderlichen Ausdrücke ihrer Sprache ein ohne Schwierigkeit. Die Deutschen entwickelten ihren eigenen Sprachschatz weiter, und zugleich nahmen nicht nur die Gelehrten, sondern auch Künstler, Handwerker 2c. das außerdem Nöthige aus anderen Sprachen auf, meistens aus dem Französischen, ohne daß jedoch diese Fremdlinge volles Bürgerrecht erlangen können. Es zeigt sich, daß wir derselben weit weniger bedürfen, als man zu glauben scheint, und daß wir bei dem Reichthum und der Bildungsfähigkeit unserer trefflichen Sprache der eingeschmuggelten und der Einbürgerung unfähigen Fremdwörter — mit nicht zahlreichen Ausnahmen — meistens entbehren können. Doch dazu gehört gründlichere Kenntniß unseres Sprachschatzes und mehr Mühanwendung, als wir vielleicht bei den meisten Schreibenden voraussetzen dürfen.



Schlußbetrachtung.

Liegt es darin, daß das Alter trüber sieht als die Jugend, oder schwinden dem Gedächtniß die Gebrechen der vergangenen Zeiten, — mir will es manchmal scheinen, daß in der ganzen Welt das Erfreuliche, welches zu unserer Wahrnehmung kommt, in einem unerquicklichen Verhältniß steht zu dem Widerwärtigen und namentlich auch zu den bedeutenden Anstrengungen zur Verbesserung der menschlichen Zustände, welche in jüngster Zeit gemacht worden sind.

Ich gehöre nicht zur Sippschaft der „Pessimisten" und wende mich immer lieber der Licht- als der Schatten-Seite zu. Doch will es mir fast wie ein Hohn erscheinen, daß da und dort gejubelt, gebechert, getänzelt und Carnevals-Scherz getrieben wird, während nah und fern nicht Tausende, sondern Millionen dem Hungertode erliegen (in China), Tausende sich arbeitslos umher treiben, alle unsere Zucht-, Irren- und Zufluchtshäuser überfüllt sind, und die Zahl der sich behaglich Fühlenden weit, weit überwogen wird durch die Menge der Unzufriedenen und Klagenden.

In Europa giebt es kein Land, dessen Zustände auch nur einigermaßen erfreulich und hoffnungsvoll wären. Und hier? Wohl haben wir eine Bundes-Verwaltung, welche ehrlicher, anständiger und mit mehr gutem Willen verfährt, als es in den vorausgegangenen letzten acht Jahren geschah; aber das ist bei Weitem nicht genug, um

die hochgespannten Erwartungen des Volkes zu erfüllen. Es scheint doch an der folgerichtigen, scharfen und unerbittlichen Durchführung des Rechten zu fehlen, wodurch allein eingerissene Mißstände zu beseitigen sind. Die Schwierigkeit der Lage mag manchen Fehlgriff entschuldigen; wir Alle sahen diese Schwierigkeiten voraus, erwarteten aber und verlangen noch jetzt, daß ihnen mit vollster Einsicht und Entschiedenheit entgegengetreten werde — ohne Schwäche und Halbheit.

Sehen wir unseren Congreß uns an, so müssen wir bekennen, daß neben einigen hervorragenden und tüchtigen Männern die Mittelmäßigkeit, ja der Schund die Hauptrolle spielen. Monate gehen hin, und was gethan wird, ist kaum der Rede werth, ja meistens schlimmer, als wenn gar nichts geschähe. Wie Jeder seinem eigenen Vortheil diene, ist — so weit der mitunter trunkene Zustand solche Berechnung zuläßt — bei den Meisten die allein entscheidende Rücksicht. Was bedeuten Volkswohl, Gerechtigkeit und selbst Anstand, wenn die Partei-Frage in das Spiel kommt. Daß Parteien einmüthig handeln in Bezug auf Zweckmäßigkeits-Fragen, ist natürlich; denn gerade deswegen bestehen politische Parteien, weil den Einen diese, den Anderen jene Maßregel als zweckmäßiger erscheinen mag. Gilt es aber darum, was in dem besonderen Falle das Gerechtigkeits-Gefühl fordert, so wäre es sonderbar, wenn alle demokratischen Augen die Sache als weiß, alle republikanischen sie als schwarz ansehen müßten.

Das Partei-Interesse scheint das Gehirn der amerikanischen Politiker so ganz verdüstert zu haben, daß ihnen der Sinn für einfache Ehrlichkeit, die Fähigkeit, zu entscheiden, ob 1 und 2 gleich 3 oder gleich 5 ist, völlig abhanden gekommen ist. Und solchen Menschen ist die Wohlfahrt eines großen Volkes in die Hand gegeben! Man möchte verzweifeln an der Zweckmäßigkeit, die Geschicke des Landes in die Hände einer Volksvertretung zu legen, bei dem kläglichen Anblick, welchen das Haus und der Senat darbieten. Zwischen den zwei Partei-Mühlsteinen wird das Volkswohl zu Staub zermalmt, und die Verüber des elenden Spiels lachen im Herzen über die Dummheit des Volkes, durch dessen Stimmen sie berufen wurden, des Landes Wohlfahrt zu berathen.

Und das Volk selbst? Ein Theil schlummert und schnarcht, ein anderer arbeitet mit aller Anstrengung, oder überzählt Verlust und Gewinn, oder ißt und trinkt, singt und jubelt, vergnügt sich bei Tag und Nacht, oder hungert und friert, oder schwätzt und flucht, — — und wo wäre ein klares Verständniß der Uebel, welche uns drücken, der ihnen zu Grunde liegenden Ursachen, der allein zur Abhülfe führenden Mittel? Wer scheint es zu begreifen, daß ein Volk, welches seit Jahren der Verschwendung und dem leichtsinnigsten Schuldenmachen sich ergab und dabei seine öffentlichen Angelegenheiten großentheils den Händen von Schwindlern überlieferte, nicht gedeihen kann trotz-

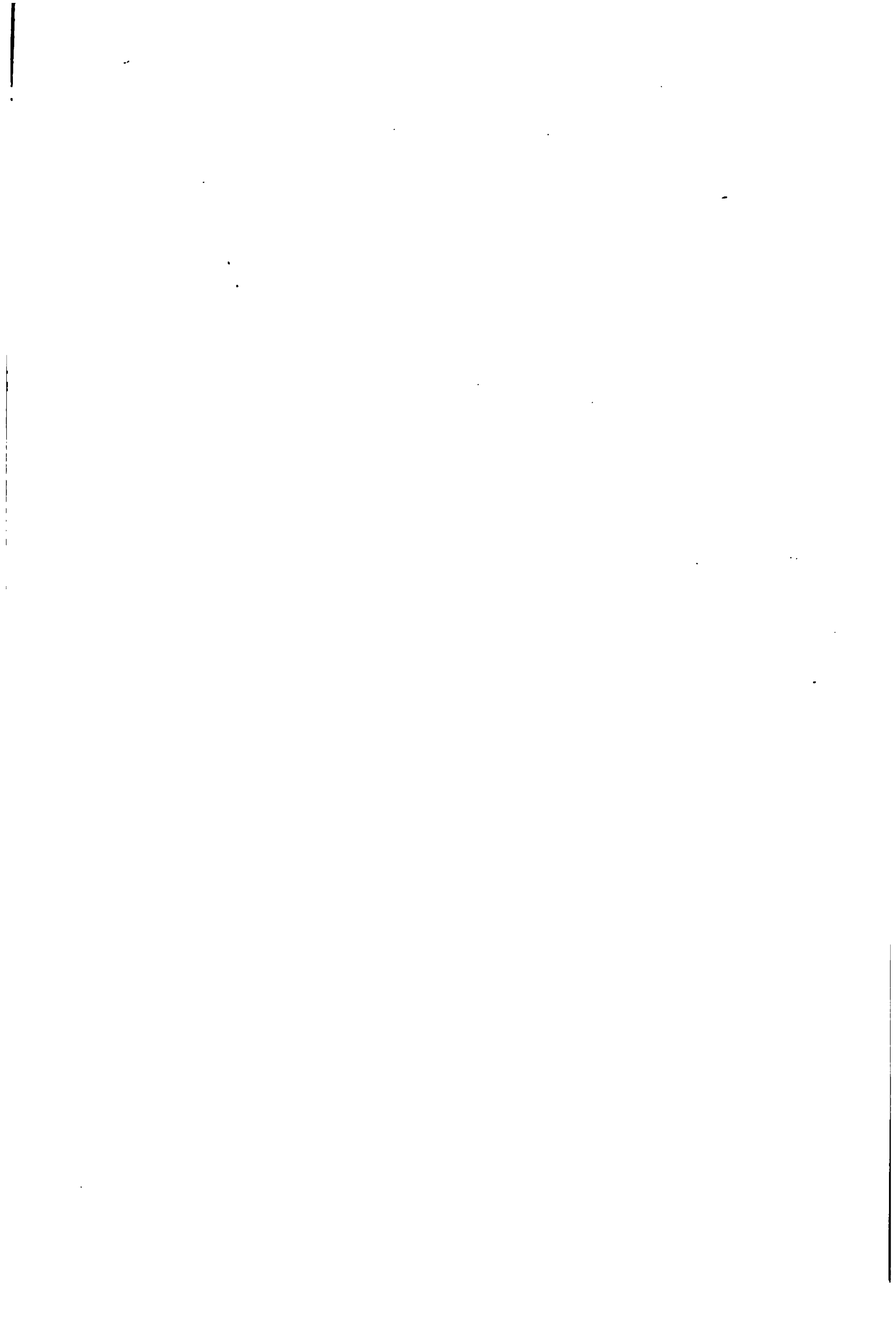
dem, daß es in manchem Betrachte riesige Fortschritte machte, und dabei fast beispielloser natürlicher Hülfsquellen sich erfreut? Einzelne sehen wohl den richtigen Weg des Heiles, aber ihre Stimme verhallt wie in der Wüste, und die Menge scheint erst weise werden zu wollen, wenn Allen die Noth an den Kragen geht.

Das Volk in den Oststaaten verlangt Baarzahlung und Gold; mehrere der westlichen Staaten versprechen sich paradiesische Zeiten durch eine Ueberschwemmung mit entwerthetem Papier und Silber; im Süden scheint man noch immer die glücklichen Zeiten der schwarzen Leibeigenschaft nicht ganz vergessen zu können und ergreift jede sich darbietende Gelegenheit, um den Gegnern von der Rebellions-Zeit her einen Hieb zu versetzen.

Und bei aller dieser Jämmerlichkeit bleibt nur der einzige leidige Trost, daß es in allen Theilen der Welt, wie auch die Naturverhältnisse der Länder, welcher Art die Verfassungen und Regierungen der Völker sein mögen, es noch viel kläglicher zugeht als bei uns. Die Gesammtheit der von daher und dorther uns zukommenden Nachrichten zeigt nur wenige Lichtpunkte. Nicht groß scheint zu dieser Zeit überall die Zahl der Zufriedenen, also glücklichen Menschen zu sein; die Andern verzehren sich in ungestilltem Verlangen, oder sind gedrückt durch Sorge, Schmerz und Noth.

Zu dem bereits Bemerkten wäre noch hinzuzufügen: Der bei uns herrschende Leichtsinn in Bezug auf Sicherheit von Leben und Eigenthum, die Lüsternheit und Prunksucht der Bevorzugten, die unbegrenzte Geldgier, die in Schwindel, Betrug und Veruntreuung aller Art sich offenbarende völlige Gewissenlosigkeit, die religiöse Heuchelei oder wirkliche religiöse Verdummung, die der vernünftigen Lebensansicht hohnsprechende Tollwuth der Selbstentleibung, die unsinnigen Weltverbesserungs-Pläne, durch welche die Massen zugleich sich aufregen und beschwindeln lassen u. a. m. Und doch kann dies uns nicht berechtigen, über alles Menschliche den Stab zu brechen, denn wie zwischen den düstersten Wolken und durch die dichtesten Nebel doch die erquickenden Sonnenstrahlen hindurch brechen, so giebt es auch des erfreulichen und liebenswürdigen Menschlichen so Vieles, daß es ein großes Unrecht wäre, das Auge allein an dem Widrigen haften zu lassen. Wie wir kein Land kennen mit niemals unterbrochenem mildem Sonnenscheine, so besteht auch nirgends ein Menschenthum ohne Flecken, ohne Schattenseite, ohne Mangel, ohne häßliche Auswüchse. Und doch giebt es keinen erhabeneren Gedanken als den: ich bin ein M e n s ch, und es liegt nur an mir selbst, nach dem höchsten Menschlichen zu streben und darin für die Dauer dieses Daseins die vollste Befriedigung zu finden.







Gedankenspähne.

Wie es mathematisch gewiß ist, daß der Theil nicht das Ganze enthalten kann, so muß auch dem Fassungsvermögen unseres Geistes nothwendig die Fähigkeit versagt sein, die Vorstellung vom All der Dinge, von der Ewigkeit und Unendlichkeit des Weltdaseins, von Allkraft und Allwirksamkeit als etwas klar Gedachtes oder Begriffenes in sich aufzunehmen. Was wir zu begreifen (gleichsam zu umfassen) im Stande sind, ist immer ein zeitlich und räumlich beschränktes; nutzlos also verschwendet der menschliche Verstand seine Kraft, um das Unbegrenzte in irgend ein Bild zu fassen. Was demnach uns unwiderstehlich zum Unendlichen hin und empor zieht, ist nicht der berechnende Verstand, sondern eine in unserm Innern auftauchende Ahnung, ein mächtiges Gefühl, dasselbe Gefühl, welches bei den Bildern des Erhabenen in Natur und Kunst uns durchschauert. Und doch ist alles andere erhebend Anregende nur ein kleines Bruchstück des Erhabensten von Allem, des Gedankens der Unendlichkeit.

Langsam geht die Fortbildung aus dem thierischen zum menschlichen Wesen von statten. Wie die fortgeschritteneren Thiere noch Merkmale an sich tragen, welche den niederen Stufen eigenthümlich waren und für die höheren nicht mehr zu passen scheinen, so schleppt die in den gebildeten Zustand eingetretene Menschheit noch immer eine schwere Last von viehischer Rohheit mit sich fort. — Weiter und weiter gehen in unseren Tagen die Einzelnen aus einander, die Einen zu bewundernswerther Höhe empor klimmend, die Anderen wie unrettbar versunken im Schmutze der Gemeinheit, oder in abergläubischer Finsterniß. Zwischen diesen äußersten Stellungen, schwankend, bewegt sich die große Masse. — Vergleichen wir den sehr langsamen Fortschritt der Menschheit mit dem Fortgange der Jahreszeiten, so sind wir etwa im März oder April angekommen. Helleres Licht und wärmende Strahlen brechen durch das dichte Gewölk und erregen die Hoffnung, daß es mit der winterlichen Erstarrung am Ende sei; aber rasch verdichten die Wolken sich wieder, und eisige Schnee- und Frostnächte zerstören einen Theil des frisch aufsprossenden Lebens.

Es ist sehr wichtig und werthvoll, die Einzelerscheinungen in dem Walten der Natur und in dem Leben der Menschen und Völker genau zu beobachten und bis in's Kleinste klarzustellen. An dieser Ameisen-Arbeit mögen Tausende verdienstlich sich betheiligen. Dann aber bedarf es zugleich der Wenigen mit höherem Geistesfluge, welche von oben herab eine Uebersicht zu gewinnen und aus dem zahllos man-

nigfaltig Scheinenden entweder ein bedeutungsvolles physikalisches, oder ein geistiges Weltengesetz herzuleiten wissen. Diese Letzteren sind die wirklichen Weltweisen, — die Andern sind die unentbehrlichen Hülfsarbeiter (auch Darwin, Häckel und viele Andere gehören dazu, abgesehen von den zahllosen Handlangern), deren Zahl in unseren Tagen bei allen gebildeteren Völkern sich rasch über die frühere Menge hinaus vermehrt. Doch dem großen umfassenden Geiste, welchem es gelänge, das zerstreute Vielfache in einen einzigen Lichtpunkt für unser Aller Verständniß zu vereinigen, sehen wir jetzt noch so erwartend entgegen, wie die Juden dem Messias.

Wir sind mit allem Ernste daran, das Veraltete niederzureißen, und gehen dabei zum Theile sehr schonungslos zu Werke; Vielen kann die Sache gar nicht rasch genug gethan werden, während Andere vergebens jammern und abzuwehren suchen. Ein großer Neubau soll aufgeführt werden, und Bausteine dazu werden von daher und dorther in Menge herbei gebracht. Was aber daraus werden soll, wer könnte auch nur mit dem geringsten Anspruch auf Sicherheit es uns vor Augen stellen? Die herrschende Stimmung der Menschen ist Unzufriedenheit mit Dem, was besteht, ein Kämpfen und Hindrängen nach Zielen, für welche das gleiche allgemeine Verständniß fehlt. Der große Eisgang hat begonnen, die Schollen treiben dahin, indem sie krachend an einander stoßen: welches Bild sich darstellen wird, wenn die Fluthen sich verlaufen haben, — wer könnte auch nur ahnend es schildern wollen?

Den Aberglauben durch Keulenschläge zu vertreiben, gelingt schwerlich; von den dicken Schädeln prallt der Schlag zurück, und der Angreifer ruft zu seinem eigenen Schaden den Ausbruch roher Kräfte hervor. Wird doch, wie die Erfahrung lehrt, nichts mit mehr wüthiger Heftigkeit vertheidigt als der Wahn, welchen die Menschen in sich aufgenommen und zu einem Theile ihres inneren Wesens gemacht haben. Machtlos jedoch ist der Aberglauben gegen den unvermerkten Angriff, indem die Wahrheit mild sich einführt wie der Strahl der aufgehenden Sonne. Man leite — scheinbar absichtslos — den noch in kindischen Vorstellungen befangenen Menschen zum wirklichen Denken an und erkläre ihm, fortschreitend vom Leichteren zum Schwereren, die ewige gesetzmäßige Ordnung in dem großen All der Dinge, wie es die neuere Naturkunde thut, und mit dem Aufhören des kindischen Wunderbedürfnisses muß der abergläubische Nebel von ihrem Geiste verschwinden, ohne daß sie es gewahr werden. So wird der einzelne Mensch umgebildet, und so werden ganze Völker, wird endlich die Menschheit dem finsteren Vorurtheile entrissen werden, ohne daß eine einzige That der Gewalt nöthig wäre.

Die Philosophie erkennt das Dasein der Welt, auf deren Einzelerscheinungen sie sich nicht einlassen kann, als Thatsache an, während es ihre besondere Aufgabe ist, in die Thatsachen des menschlichen Bewußtseins die höchst mögliche Klarheit zu bringen. Die Naturwissenschaft erkennt die Thatsache des Bewußtseins an, ohne es zu erklären, oder seinen Inhalt darlegen zu wollen. Beide Wissenschaften bewegen sich auf streng geschiedenen Gebieten, die eine hat es mit der äußeren, die andere mit der inneren Welt zu thun. Dies ist der naturgemäße, niemals zu beseitigende Dualismus. Jeder Mensch ist in niederem oder höherem Grade Philosoph und Naturforscher zugleich, d. h. seine ganze Erkenntniß besteht aus dem, was er theils von der Außenwelt, theils von seinem eigenen Innern weiß, und durch dieses zweifache Wissen wird auch sein Streben und Handeln bestimmt, sofern es über den bloßen Instinkt hinaus geht.

Philosophie ist die Wissenschaft von dem Inhalte des menschlichen Bewußtseins, abgesehen von der Erfahrung. (Dies ist vermuthlich die neueste aller ihrer bisherigen Definitionen.) So beleuchtet sie nur die eine Seite des menschlichen Wesens, die andere muß durch die Physiologie in's Licht gestellt werden. Was uns fehlt, ist ein Mensch, der beider Wissenschaften in gleichem Grade Meister wäre; unter seiner Behandlung würden diese nicht ferner wie bisher einander gegenüberstehen, weil die Einseitigkeit vermieden würde. Wie es jetzt steht, wollen die Naturforscher mitunter zu Annahmen uns zwingen, die den klarsten Thatsachen unseres Bewußtseins zuwiderlaufen, und die Philosophen verirren sich auf Bahnen, wo sie über ein einfaches Froschschenkel-Experiment, das ihnen in den Weg geworfen wird, stolpern müssen. Das ist eine traurige Geschichte!

Was die Physiologen vom menschlichen Gehirne, den Nerven, dem Nervenäther, der darin wirksamen Elektrizität ꝛc. sagen, paßt vollkommen, wenn wir dies Alles als das wunderbare Organ des Geistes betrachten, gerne zugebend, daß Geist und Organ in beständiger Wechselwirkung und gegenseitiger Abhängigkeit sich befinden. Aber so weit entfernt sind die Ergebnisse dieser Wissenschaft davon, uns zu der Annahme zu zwingen, daß der „Geist gleich Null" ist, daß sie selbst vielmehr noch keinen einzigen Zweig der geistigen Thätigkeit zu erklären vermocht hat. Es wäre zu bequem, das kurzweg leugnen zu wollen, was man nicht erklären kann, obwohl es in seinen Wirkungen so klar vorliegt. Hat etwa Karl Vogt für seine bekannte Theorie den geringsten Beweis geliefert?

Fällt ein Stück Eis auf unsere Hand, so erregt es für die Hautnerven theils die Empfindung der Kälte, theils den des Widerstandes.

Wird der Fall des Eisstückes zugleich gesehen und gehört, so ist dies nicht einmal eine unmittelbare Wirkung, sondern im Auge findet ein eigenthümlicher Lichteindruck (den man aus Aetherwellen erklärt), im Ohr ein Toneindruck (aus Luftwellen erklärt) statt. In allem Diesem, wie bei allen übrigen Sinneseindrücken haben wir es nur mit uns umgebenden Kraftäußerungen zu thun; daß diesem ein stoffliches (materielles) Substrat zu Grunde liege, ist zwar die allgemeine, aber noch von Keinem bewiesene Voraussetzung. Was Kraft ist, wissen wir: sie ist die Ursache der Wirkung; was Stoff ist, kann Niemand sagen, denn die dem Stoffe zugeschriebenen Eigenschaften sind nur als Kraftwirkungen bemerkbar. Deshalb ist der unmöglich zu widerlegen, der die Wirklichkeit der materiellen Welt bezweifelt und nur die Wirklichkeit der Empfindung von ihr zugiebt. In der Praxis wirkt die eine Ansicht der anderen gleich. Dagegen ist der Zweifel an der Wirklichkeit des Geistigen in uns schon selbst ein Beweis für dessen Dasein; denn zweifeln oder glauben, ebenso wie beweisen oder widerlegen, sind geistige Verrichtungen.

Mit der „Menschheit“ wird heutzutage ein Art von Aberglauben getrieben. Man mahnt uns beständig, daß wir nicht unsere eigenen Zwecke, sondern die der Menschheit verfolgen, in ihr leben, in ihr gleichsam aufgehen sollen. Und doch, was wissen wir von der Menschheit, wenn wir nicht zuvor uns selbst erkannt haben? Wie könnte die Menschheit uns interessiren, wenn wir nicht an unsere eigene höhere Bestimmung glauben? Wie könnte es uns einfallen, Zwecke der Menschheit erfüllen zu wollen, bevor wir den Zweck unseres individuellen Lebens und Daseins verstanden haben?

Bringt den einzelnen Menschen vor Allem dazu, daß er der Würde seiner Menschennatur sich bewußt wird, — dann erst findet er sich bewogen, eben diese Würde in allen Anderen zu achten, — dann erst betrachtet er sich freudig und stolz als Mitglied der großen Familie von Wesen, welche mit ihm gleiche Anlagen, gleiche Bestimmung und folglich gleiche Rechte haben, und er schließt mit Herz und That der Menschheit und ihrer Sache sich an.

Man fängt die Sache am verkehrten Ende an, wenn man dem Menschen zuerst die Menschheit vorhält, damit er menschlich werde; sie ist ihm nicht eher theuer und werth, bis er es sich selbst geworden ist.

Aus dem Begriffe der „Menschheit“ als einem Abstractum, sind für den Einzelnen keine Aufgaben und Verpflichtungen herzuleiten, welche er nicht in seinem eigenen lebendigen Ich fände, sobald er zum höheren Selbstbewußtsein, zur Verständigung mit sich selbst gelangt ist; jedenfalls wäre, ohne daß das Letztere geschieht, der Versuch das Erstere zu thun, erfolglos.

Wer die Befriedigung entbehrt, daß er aus der schlechten Welt eine bessere Welt zu machen sich bestrebt, — wie beschränkt auch immer seine Kräfte und Mittel sein mögen, — von dem ist es nicht zu verwundern, wenn er kopfüber in den modernen Strudel des „Pessimismus“ sich stürzt. Darum eben sind Schopenhauer's und Hartmann's Philosophie — noch dazu von den Wenigsten richtig verstanden — die Lieblingslehre der heutigen Mittelmäßigkeit geworden; denn ist für diese Menschen jedes andere Genußmittel erschöpft, so wenden sie sich der Betrachtung der menschlichen Erbärmlichkeit zu in dem Sinne, wie der Verzweifelnde über sein eigenes Elend lacht. Mit ehrlichem Willen und mit Anstrengung aller Kräfte das Nützliche hervorzubringen und die menschlichen Zustände zu heben zu suchen, ist das einzige Mittel, uns mit dem vielen Widerwärtigen in dieser Welt so weit auszusöhnen, daß wir nicht unser eigenes besseres Selbst verlieren.

Von Allem, was sein kann, ist das Bewußtsein unseres Sinns, unserer Persönlichkeit, unserer Kräfte mit Dem, was unmittelbar daran hängt, das einzig unmittelbare Gewisse. Und zwar ist diese Gewißheit, wenn nur Sinneswahrnehmungen das Wissen bilden, kein Wissen, sondern ein Glaube.

Das veredelte Menschenthum ist das Naturgemäße im höheren Sinne.

Für den Menschen ist die ihn umgebende Natur, die unendliche Erscheinungswelt, nicht blos da, daß er— dem Thiere gleich— zugreife, um sich ihrer Gaben zu bemächtigen, sondern daß er an ihr und durch sie sein inneres Wesen ausbilde, seinen Sinn erhebe über die äußere Erscheinung und sich freue seiner erhöhten Einsicht in die Ordnung, die Gesetze und den Zusammenhang dieser wunderbaren Welt.

Man redet über Vielerlei hin und her, streitet mit einander über Ursachen, Wirkungen und Möglichkeiten; wenn dann aber die Thatsachen uns handgreiflich vor Augen gestellt werden, muß der Streit aufhören, denn — nach einem alten Sprüchworte — „was die Augen sehen, das glaubt das Herz.“ Die Menschen waren von jeher geneigt, durch leere Einbildungen sich selbst zu betrügen. Dagegen schützt nichts sicherer als eine richtige und stets erweiterte Kenntniß der Thatsachen. Die ganze Welt ist die große Thatsache, die einzelnen Dinge, Erscheinungen und Vorgänge in der Welt sind Thatsachen, welche uns mehr oder weniger nah angehen, über die der Unverständige den verkehrtesten Vorstellungen sich hingeben mag, während der besser Unterrichtete sie der Wirklichkeit entsprechend beurtheilt.

Wir Aelteren dürfen es uns nicht vorenthalten, daß wir selbst noch in gar Vielem Kinder sind, daß wir nur sehr allmälig über die falschen Vorstellungen von den Ursachen der Dinge hinaus kommen, daß die gründliche Wissenschaft noch von Tag zu Tag zu arbeiten hat, um tausendjährige irrige Meinungen zu beseitigen. Der ganze Gedankengang des Menschen bleibt kindisch und träumerisch, bis namentlich das Eine ihm klar geworden ist, was wir unter dem Ausdrucke Naturkraft verstehen.

Wir befinden uns beständig und überall in der Mitte Dessen, was wir Zeit, Raum und Größe nennen. Eine unendliche Zeit liegt hinter uns; könnten wir doch den Gedanken nicht fassen, daß irgend jemals nichts gewesen wäre. Eine unendliche Zeit liegt vor uns; denn ein Ende aller Dinge könnten wir eben so unmöglich uns vorstellen. So fällt also das Dasein aller Lebenden, ob sie früher oder später auftreten, immer in die Mitte der endlosen Zeit oder der Ewigkeit.

In dieser Welt kann nicht Jeder Alles haben, was er sich wünschen mag, und doch schlägt nichts mehr nieder, als der vereitelte Wunsch. Wollen wir vor stets wiederkehrenden Täuschungen uns bewahren, so muß auch unser Wünschen und Verlangen auf ein vernünftiges Maß eingeschränkt werden.

Kein äußerer Schein verhüllt auf die Dauer die innere Nichtswürdigkeit; vielmehr gilt im Ganzen—wie die Münze—jeder Einzelne gerade so viel, als er werth ist nach seinem sittlichen Gehalte.

O füllet mit dem Purpursaft den Becher:
Ihn hoch erheben sei mir heute Lust!
Noch hat ein warmes Herz der alte Zecher,
Noch starb nicht Alles in der freien Brust.
Entblättert zwar sind längst die Jugendrosen, —
Das Leben war ein Kämpfen und ein Tosen,
Und müde senkt sich wohl das greise Haupt;
Doch ist der frische Muth noch nicht gesunken, —
Noch sprüht die Seele manchen lichten Funken,
Und jugendliches Frohgefühl sei heute,
Als ob ein neuer Frühling Blüthen streute,
Dem, der kein Frohsein übertreibt, erlaubt.

(Trinkspruch bei einer festlichen Feier.)



Nekrologisches.





Friedrich Münch's letzte Worte.

(Für die „Washingtoner (Mo.) Post“ geschrieben.

Wo ist, oder wo bestand jemals ein Gemeinwesen, in welchem die Menschen in ungestörtem Frieden zusammenleben, indem Jeder seine Kräfte für das Nützliche verwendet und anstrengt, Jeder in der Erfüllung seiner Pflichten die höchste Befriedigung sucht und findet, Jeder seine Ansprüche mäßigt, damit die Andern nicht Noth leiden, Alle einander wohlwollen und freudig Hülfe leisten und Alle eines gesitteten und menschenwürdigen Betragens sich befleißigen? — Ob wohl jemals irgendwo ein solcher Zustand, wie er unserem Denken vorschwebt, zur Wirklichkeit werden wird? Oder wird die Menschheit für immer zu kämpfen haben mit so vielem Widrigen, das leicht zu beseitigen wäre, wenn nur Alle dazu den guten und ernsten Willen hätten?

Auch in unserem Gemeinwesen, wie gerne auch wir selbst unserer Fortschritte uns rühmen, ist noch gar Vieles nicht allein mangelhaft, sondern in der That gerechte Besorgniß für die Zukunft erregend. Die Masse des Volkes ist noch lange nicht genug vorgebildet, um, wie es in dem Freistaate sein sollte, „sich selbst zu regieren“, sondern wird regiert — wie anderwärts durch Fürsten und deren Werkzeuge — durch schlaue Politiker, welchen es gelingt, zu Ansehen und Macht zu gelangen, da sie dann mehr für ihre eigenen Zwecke als für das allgemeine Wohl ihre Stellung ausbeuten. Der Masse fehlt es noch sehr an gründlicherem Verständniß der das Gesammtwohlsein betreffenden Fragen, auch an thätiger Theilnahme an dessen Förderung, und ein großer Theil weiß kaum von Etwas mehr, als daß man seine Stimme abzugeben habe gemäß dem Befehle der Partei, welcher der Eine und Andere—meistens zufällig!—angehört. Alles Andere wird besorgt durch die Häupter der siegreichen Partei, und die freien Bürger unterwerfen sich deren Entscheidung und Lenkung so geduldig, wie die Unterthanen eines Königreiches den Befehlen von oben herab.

Unsere gesellschaftlichen Zustände sind keineswegs so geordnet, daß dem Uebermuthe der Glückspilze, der stolz mit Millionen Spielenden gewehrt und den ehrlich sich Bestrebenden, aber nicht vom Glücke Begünstigten aufgeholfen würde; eine immer größer werdende

Menge hoffärtiger Emporkömmlinge steht an der Spitze, eine stets sich mehrende Klasse abhängiger Menschen steht ganz unten, und es ist ein den günstigen Umständen zu verdankendes Glück, daß zugleich der strebsame und unabhängigere Mittelstand rasch sich vermehrt. — Unser Gerichtswesen läßt auch gar viel zu wünschen übrig. Durch Advokatenkünste wird zu oft Recht in Unrecht verkehrt, und der Reiche, Schlaue und Angesehene geht straflos aus für Verbrechen, für welche der gering Geachtete schwer büßen muß. — Doch das Betrübendste ist die rasche Zunahme von Vergehen und Unsittlichkeit aller Art, übertriebene Genuß- und Prunksucht, Verfall des Familienlebens, Zuchtlosigkeit der Jugend (nicht allgemein, aber doch mehr als ausnahmsweise) und vor Allem eine fast unerhörte Gewissenlosigkeit in der Verwaltung von Geldmitteln, welche dem Einen und Anderen anvertraut sind, indem Schwindel und Betrug, so bald dazu Gelegenheit sich findet, fast die Regel zu bilden scheinen. Der von alten Zeiten her beklagte „leidige Goldhunger" besteht noch heute nicht nur ungeschwächt, sondern Hand in Hand mit den Fortschritten unserer Zeit drängen sich Fälschung und vielseitige Unehrlichkeit in fast alle Zweige unseres Geschäftsverkehrs ein.

Und doch sage ich: Wie viel besser daran sind wir im Ganzen als Bürger dieses Landes, als wenn wir irgend einem Theile der alten Welt angehörten! Die erwähnten Mißstände bekümmern uns zum Theil darum so sehr, weil hier alles Schlechte und Verkehrte weit mehr als anderwärts zur öffentlichen Besprechung gebracht wird, während von der großen Mehrzahl der friedlich, gesittet und ehrbar Lebenden nicht die Rede ist; wir haben doch einen weit zahlreicheren Kern von gesundem Bürgerthum als irgend ein anderes Land, und es fehlt uns nicht an den Mitteln, das noch Mangelhafte zu verbessern; nichts ist, wie in den europäischen Ländern, durch Vorurtheil und Herkommen gleichsam festgerostet—wir haben es weder mit fürstlichen, noch mit adeligen Ansprüchen und Anmaßungen zu thun, und Jeder mag es dahin bringen, daß er keinen anderen Herrn über sich hat als das für Alle in gleicher Art geltende Gesetz. — So bewegen wir uns doch freier in jedem Betrachte; die Freiheit der Bürger muß nicht erst erbettelt oder durch blutige Umstürze erkämpft werden, — sie ist die unantastbare Grundlage unseres Gemeinwesens, und es kommt nur darauf an, den Mißbrauch der Freiheit zu verhüten, für den richtigen Gebrauch alle Einzelnen gehörig vorzubilden. Ist noch irgend ein widrig empfundener Mißstand vorhanden (wie es die Sclaverei war), so brauchen nur die verständigeren und besser gesinnten Bürger sich zu vereinigen, und ihrem Drängen wird keine Macht widerstehen können.

Unsere natürlichen Hülfsquellen sind so reichlich, daß bei verständigem Bestreben und muthiger Ausdauer Niemand lebenslang zu der Klasse der „Armen und Elenden" (der in der alten Welt rasch anwachsenden Klasse) zu gehören braucht, indem hier vielmehr durch täglich erneute Beispiele gezeigt wird, daß es möglich ist, trotz den un-

günstigsten Umständen sich zu Wohlstand und Ansehen zu erheben. Hier ist doch Niemand gleichsam durch seine Geburt verurtheilt, für immer die niedrigste Stelle einzunehmen, — ein weites Feld ist offen für Jeden, aus sich selbst zu machen, wozu Anlagen und ernstes Bestreben ihn befähigen, während das Nachlassen solcher Bestrebung die Familien der Glückspilze gar bald wieder herunter bringt.

Die europäischen Länder starren in Waffen und vergeuden die besten Kräfte der Völker entweder in Kriegen oder doch in steter Kriegs-Bereitschaft, ja können ihrer zu unbedingtem Gehorsam gewöhnten Kriegsheere nicht entbehren, um stets drohenden inneren Aufständen entgegen zu treten. Wir haben keine Kriege mit anderen Staaten zu führen oder zu befürchten, keine inneren Ruhestörungen durch Bajonette und Kanonen niederzuhalten, und werden auch unsere Indianer, gegen deren Ausschreitungen jetzt noch ein stehendes Heer von etwa 25,000 Mann kriegsbereit gehalten werden muß, mehr und mehr in friedliche Ansiedler umwandeln. Nicht verliert unsere männliche Jugend den besten Theil ihrer Jahre in fruchtlosem Kasernen-Dienst, nicht opfern wir die Mittel des Landes dem rohen Kriegsgelüste.

Ich gedachte noch (ohne von dem wüsten Treiben in Rußland zu reden) die traurigen wirthschaftlichen Zustände in Deutschland, die fast unlöslichen Wirren in Großbritannien, die keineswegs beneidenswerthe Lage der französischen Republik u. s. w. zu beleuchten; aber ich bin am Ende mit meinem Raume, und so schließe ich für diesmal. Fr. Münch.

Er schloß für immer.

Die vorstehenden Betrachtungen waren das letzte, was Vater Münch für die Oeffentlichkeit geschrieben hat. Nachdem er in einer an die „Westliche Post" gesandten Arbeit, die am Sonntag nach seinem Tode im Druck erschien, noch einen Rückblick auf seine Jugendbestrebungen warf, und namentlich das deutsche Studentenwesen der damaligen Zeit behandelte, sandte er uns am Morgen seines Todes die vorstehende letzte Correspondenz, gleichsam den Abschluß seines hiesigen Wirkens und des Strebens seiner reifen Mannesjahre enthaltend.

Es ist erfreulich, eine wie innige klar bewußte Zufriedenheit darin athmet, und welche Milde des Urtheils bei aller Schärfe das Ganze durchweht! So spricht der Weise in seiner höchsten Verklärung.

Aber auch der Standpunkt, auf welchen sich der Verewigte bei seiner letzten literarischen Arbeit stellte, ist ein höherer und verklärterer. Es ist als ob er, des eigenen „Ich" bereits entledigt, von oben her auf das Drängen und Treiben herabblickte, und mit dem Schlußurtheile: „Es ist Alles gut und recht geworden" von seinem Wirken hätte Abschied nehmen wollen.

Nachruf an Friedrich Münch.

Von Franz Rodmann.

Unter Umständen erhebt sich das Wesen des Menschen zuweilen zu einer Energie, wie sie, gleichviel, ob dem heißen Enthusiasmus, oder der kalten Verzweiflung entsprungen, im gewöhnlichen Laufe der Dinge über die menschliche Kraft weit hinaus zu reichen scheint, — so weit, daß man geneigt ist, solch' energisches Handeln mit Bewunderung anzustaunen. Bewunderungswürdig ist solche Energie, selbst wenn sie im Dienste einer großen Idee vergeblich aufgewandt wurde.

Dem Leonidas und seinen Spartanern bei Thermopylä, dem Demosthenes und dem Cato, welche sich selbst den Tod gaben, damit jener das Ende der attischen, dieser das Ende der römischen Republik nicht überlebe, dem Winkelried, der sich die Speerspitzen in die Brust drückte, den schlichten niederländischen Bauern und Bäuerinnen, welche durch Alba zum Martertode des Lebendigbegrabenwerdens verdammt, Jubelhymnen singen, bis die auf sie herabrollende Erde ihnen den Mund verschließt, dem deutschen Jüngling „zugleich ein Sänger und ein Held," der im Jahre 1813 für die arme, alte Mutter Germania den Heldentod starb und unter der Eiche bei Wöbbelin ruht, — ihnen Allen, Allen gilt das schöne Dichterwort:

„Wenn wir im urgewalt'gen Streit
Die großen Menschen seh'n
Aus innerster Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Da möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!"

Aber auf die Deutschen Missouri's, welche beim Ausbruch der Sklavenhalter-Rebellion in hellen Haufen zu den Waffen eilten und ihren herrlichen und strategisch wichtigen Staat für die Union retteten, sind diese schönen Dichterworte ebenfalls anwendbar, und auch nicht minder auf jenes Häuflein freier Männer dieses früheren Sklavenstaates, die schon seit Jahren vor dem Ausbruch der Rebellion, trotz bitterer Verfolgung und Haß seitens der Opposition, durch Wort und Schrift für vollständige Abschaffung der Sklaverei thätig gewesen waren.

Einer der hervorragendsten und thätigsten der Letzteren war der greise Friedrich Münch, der vor einigen Tagen auf seiner Farm bei Femme Osage in seinem geliebten Staate Missouri zur letzten Ruhe bestattet wurde.

Ich lernte den alten Herrn im Frühling des Jahres 1862 in St.

Louis kennen und diese Bekanntschaft gedieh bald zur engeren Freundschaft, nachdem ich einige Wochen später das vordem von dem talentvollen und leider zu früh verstorbenen Doktor Wenzel redigirte „Westliche Volksblatt" in St. Joseph, Mo., käuflich an mich gebracht und Münch einer meiner geschätztesten Mitarbeiter geworden war. Auf dem Felde des politischen Fortschrittes war er ein unermüdlicher Kämpe um und um, durch und durch, ein allzeit gestiefelter und gespornter Geist, trotz seines Alters feurig und stets bereit, den Fehdehandschuh zum geistigen Zweikampf aufzuheben, falkenäugig in der Erkenntniß aller niederen und gemeinen Motive, biegsam, zäh und schneidig wie die beste Stahlklinge im Kampfe gegen das Schlechte. Er kannte nur einen Weg nach Rom, und das war der gerade. Politischer Schacher und die Winkelzüge aller politischen Faiseurs waren ihm bis in's Innerste verhaßt, und der von den Amerikanern in ihren politischen Manipulationen mit so vieler Vorliebe befolgte Satz: "We must not lose sight of policy and expediency" fand in seinen Augen keine Gnade. Hierüber pflegte er zu sagen: „In der Politik zieht der Amerikaner es einmal vor zu laviren, selbst wenn der Wind, der ihn mit vollen Segeln zum ersehnten Hafen bringen würde, ihm mit vollen Backen auf den Rücken pfeift. In der Politik ist es dem Amerikaner von höherer Wichtigkeit für "cunning" und "crafty" gehalten zu werden, als für ehrlich und geradeaus."

Die Glanzperiode von Münch's politischer Thätigkeit fällt hauptsächlich auf die Jahre 1861 bis 1866. Im Herbst des Jahres 1862 wurde er von seinem Bezirke (bestehend aus den Counties St. Charles, Warren, Montgomery) als Senator in die Staatsgesetzgebung erwählt, welche am 30. Dezember 1862 in Jefferson City zusammentrat. Von dem Senate dieser Legislatur wurde ich vorerst als Gehülfssekretär, und kurz darauf, nachdem der Sekretär (Col. Pratt) seine Resignation eingereicht hatte, zum ersten Sekretär ernannt. So hatte ich denn in Folge meiner Stellung ausgezeichnete Gelegenheit, das Streben und Wirken des alten Far West, oder Papa Münch, wie er damals mit Vorliebe von seinen Freunden genannt wurde, täglich beobachten zu können.

Diese Staatsgesetzgebung war die Erste, welche seit dem Bestehen des Staates es wagte, die „eigenthümliche Institution" der Negersklaverei nicht für unantastbar zu halten und an dem morschen Throne der feudalen Aristokratie der Sklaven-Barone zu rütteln. Die politische Zusammensetzung dieses gesetzgebenden Körpers war eine eigenthümlich gemischte. Die demokratische Partei desselben, der Alles an der Erhaltung der Sklaverei gelegen war, bestand größtentheils aus Rebellen und mit der Rebellion Sympathisirenden, und zog folglich mit zäher Ausdauer an einem Strange. Die republikanische Partei (wenn man sie zu jener Zeit so nennen durfte) war in der Majorität und bestand bezüglich der Sklavereifrage aus allen nur denkbaren Schattirungen, zerfiel aber der Hauptsache nach in zwei Theile, die

„Falben" oder „Lehmgelben" (Claybanks) und die „Köhler", „Kohlschwarzen" oder „Radikalen" (Charcoals). Die Ersteren huldigten einer sehr gemäßigten und allmäligen Emanzipations-Politik, wie sie folgendermaßen z. B. von einem ihrer Hauptführer (Breckenridge) in der sogenannten Gamble'schen Staatsconvention vertreten wurde: „daß alle nach dem 1. Januar 1865 geborenen Sklaven, nachdem sie das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben, freigekauft und kolonisirt, daß die Einfuhr von Sklaven verboten und diese Vorlage, wenn von der Convention angenommen, im August 1864 (also zwei Jahre später) dem Volkswillen zur Annahme unterbreitet werden soll." Die politische Stellung der Radikalen läßt sich am besten mit einigen Worten erklären, die ich einem Briefe B. Gratz Brown's entnehme, den er an Preetorius und andere Deutsche schrieb, ehe er von dieser Legislatur zum Bundessenator erwählt worden war. In diesem Briefe heißt es:

„Was mich betrifft, so kenne ich in unserer Lage und in diesem Gemeinwesen (Commonwealth) keinen Unterschied zwischen der Prosklaverei-Partei und der Partei der Rebellion. Ebensowenig lasse ich mich verleiten, noch durch den heuchlerisch-schlauen Vorschlag bethören, die Sklaverei für eine Reihe von Jahren zu bestätigen und zu beschützen, und ihr unter der Maske allmäliger Emanzipation neue Garantien zu geben und zu sichern. Solche Emanzipations-Politik sollte Niemand täuschen, am wenigsten jenen Theil des Volkes, dessen Blut und Vermögen durch solches Verfahren so unverantwortlich auf's Spiel gesetzt wird."

Daß der alte Münch den „Kohlschwarzen" oder Radikalen angehörte, brauche ich kaum zu erwähnen. Leider fehlte ihm als Gesetzgeber alle Erfahrung. Auch war er nicht ganz frei von zu entschuldigender Voreiligkeit, wie sie am Ende jedem Vorkämpfer für eine Idee, der aus innerster Ueberzeugung handelt, schreibt und spricht, eigen ist, so daß er oft genug durch sein zu eifriges und rasches Vorgehen in der Sklavenfrage sich dem Spotte und den cynischen Bemerkungen seiner Gegner ausgesetzt sah. Aber das ist ja am Ende das Loos eines Jeden, welcher der Mitwelt um einen Finger breit voraus ist. Sagte doch schon Voltaire: "C'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire de grandes fautes." Trotzdem stand er in hoher Achtung selbst bei den verbissensten seiner demokratischen Collegen, weil sie von seiner Aufrichtigkeit und unbestechlichen Ehrlichkeit überzeugt waren. Jeder von ihm ausgehende Gesetzentwurf, welcher der „eigenthümlichen Institution" nicht allzu scharf zu Leibe ging, wurde von ihnen achtungsvoll entgegen genommen und mit Aufmerksamkeit behandelt, und manche der wichtigsten Gesetz-Entwürfe, welche von jener Legislatur angenommen wurden, waren sein Werk.

Seit undenklichen Zeiten sind aus heißpulsirenden Menschenherzen Zornschreie der Verzweiflung über das grelle Mißverhältniß von Freiheit und Knechtschaft, von Recht und Glück, von Verdienst und

Erfolg, von Ideal und Wirklichkeit zum tauben Himmel emporgestiegen. Lamartine machte seiner wunden Seele Luft, — freilich, in akademisch glatten und niedlichen Phrasen im Vergleich mit den krassen Flüchen, welche König Lear titanisch zum Himmel schleudert. Aber nie habe ich einen Menschen den Jammer und das Elend der armen, unterdrückten und verachteten Negerrasse in ergreifenderen Worten schildern hören, als den alten Vater Münch. Er sprach dann mit gedämpfter Stimme und in jener schwermuthsvollen Molltonart, welche zu Zeiten jenen Männern eigen ist, denen die Entsagung ihre Lieder bereits an der Wiege gesungen und die schon in ihren Jünglingsjahren in Folge von Verhältnissen sowohl, wie auch vermöge ihrer Geistesrichtung sich mehr mit dem Ernst des Lebens, als mit dessen Freuden befaßt haben. Während solcher Augenblicke war er sichtlich innerlich erregt, und seine klaren, durchdringenden Augen leuchteten zugleich in verzehrendem Zornesfeuer.

Carlisle sagte einst, die beste Gabe, welche die Natur dem Menschen verleihen könne, sei ein scharfer Blick, um schnell das Gute zu erkennen und vom Bösen zu unterscheiden und zu sichten. Münch war einer dieser glücklichen Menschen, und er besaß zugleich den moralischen Muth zu bekämpfen, oder zu loben, was sein klarer Blick als schlecht oder gut erkannt hatte. Ich erinnere mich, daß er es sich eines Abends nach einer langen und aufgeregten Sitzung in meinem Arbeitszimmer hinter der Senatshalle noch bequem machte, um sich ein wenig zu erholen und zu sammeln. Das Emanzipations-Comite hatte einen Mehrheits- und Minderheits-Bericht eingereicht, wie die Emanzipation der Sklaven am besten zu bewerkstelligen sei, ohne den materiellen Interessen des Staates zu sehr zu schaden. Münch hatte sich mit gewohntem Feuer und Eifer am Wortgefecht betheiligt und war während desselben von den Demokraten ziemlich scharf mitgenommen worden. Ich nahm Gelegenheit zu bemerken, daß sein feuriges Vorgehen und sein unermüdlicher Eifer der guten Sache vielleicht schaden könne, weil nicht abzusehen sei, in welche Lage die kommenden Ereignisse auf dem Kriegstheater namentlich die Deutschen Missouri's noch versetzen würden. Etwas barsch antwortete er:

„Nur nicht den Muth verloren. Die unterdrückten Völker Europa's verloren ihre Unabhängigkeit und Freiheit, der Neger verlor außer ihnen auch seine Person. Alle Völker gelten als Menschen, der Neger gilt als Vieh. Wer soll sich seiner annehmen, wenn wir es nicht thun? Sollen wir das in demuthsvoller, bettelnder Weise für ihn verlangen, welches ihm gebührt? Am Neger und den Seinigen wird jede Barbarei, jede Schandthat verübt, die an der menschlichen Natur verübt werden kann; um die Verantwortlichkeit dafür abzuwerfen, rechnet man ihn zu den Thieren. Sucht er dann, wie jedes Thier, seine Freiheit zu erlangen, dann rechnet man ihn wieder zu den Menschen und bringt ihn unter den Begriff von Schuld und Strafe durch die unmenschlichsten Gesetze. Der Pöbel haßt ihn, die

Rohheit verachtet, und die Gemeinheit verfolgt ihn. Womit soll der gequälte Mensch dem Ersteren imponiren, die Zweite abwehren und die Dritte sich erkaufen, — er, der nichts ist, nichts besitzt auf der Welt, keine Macht, keine Rechte, kein Eigenthum, keinen Einfluß, keine Familie, ja nicht einmal sich selbst! Wenn auch diese übermüthigen Sklavenbarone, sammt ihren „Fixern", „Machern" und Zuhaltern jetzt noch floriren und ihre Schmach mit dem bequemen Mantel der "policy" und "expediency" Politik bedecken, — da ja die Mitwelt allzeit betrogen sein will, — so sollen sie sich doch darum nicht einbilden und brüsten, ohne Protest auch noch die Nachwelt beschwindeln zu können." Und prophetisch fügte er hinzu: "beati possidentes", sagt der alte Spruch, denn wer im Besitz ist, der ist in der Macht, und wer in der Macht ist, der ist der großen Masse gegenüber im Recht, auf die Minute hin so lange, als er in der Macht bleibt. Lassen wir die Sklavenritter vor der Hand nur mein Thun und Trachten als „Ideologie", als „Narrethei", als „Schwindel und Humbug" verschreien, auch sie werden schließlich die Logik der Thatsachen anerkennen müssen, denn dieser Krieg kann nur mit der vollständigen Ausrottung der Sklaverei enden. Sklaverei mit ihren an einer Menschen-Rasse begangenen Grausamkeiten und Verbrechen ist die einzige Ursache dieser Rebellion, und diese Rebellion muß und wird zermalmt werden. Sie nur zu besiegen, würde nichts helfen, denn ein besiegter Geist kann mit der Zeit neuen Muth fassen und abermals kämpfen. In dem Ausdrucke „Zermalmung" liegt Vernichtung, welche keine Wiedererhebung des strafbaren Armes, der sich gegen die Union erhoben, zuläßt, oder in sich schließt."

„Sie fragen mich, was soll aus den Deutschen Missouri's werden, im Falle ich mich täusche? Gönnen wir uns keine Zeit, hierüber nachzudenken; uns gehört die Gegenwart und vertrauen wir der Zukunft. Lassen wir nicht nach in unserer Arbeit und warten wir hoffnungsvoll die Ereignisse ab. Von ferne sehe ich die Morgenröthe einer besseren Zeit für „Frei-Missouri" heraufdämmern. Darum protestirte ich gegen alles Schachern und Feilschen, gegen jede Compromiß-Politik in Form von stufenweiser Emanzipation, deren Stufen so endlos von einander abliegen, daß daraus der lebenden Generation durch die Annahme solcher Maßregeln kein Nutzen erwachsen könnte. Eine solche Emanzipationspolitik könnte schließlich verhängnißvoll für Missouri werden, denn, gehen wir solche Bedingungen und Verpflichtungen ein, dann sind uns die Hände gebunden und der Staat ist gezwungen, für den Schutz der „eigenthümlichen Institution" einzustehen, bis dieselben erfüllt sind. Ich bin aber fest überzeugt, daß die Union siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen wird, und die unbedingte Freiheit der Sklaven wird zur Thatsache werden als unausbleibliche Folge. Langsam und sicher schleicht die Nemesis auf ihren geräuschlosen Sandalen dem Verbrecher nach. Die Sklavenbarone zittern und erkennen jetzt schon die Wahrheit, daß sie zu weit gegangen sind. Aber sie können

jetzt nicht mehr dem einmal entfesselten Kriegs-Dämon ihr "Quos ego!" zurufen. Kann man dem mit einer Springfluth dahinrasenden Gebirgsstrom gebieten: „Halte an mit deinem Wogen- und Wellenschwall", oder den vor Elektrizität berstenden Wetterwolken: „Verschlucket euern Blitz!"

Diese prophetischen Worte des alten Herrn sind zur Wirklichkeit geworden und sie kennzeichnen die geistige Stimmung, von der er während der ersten Sitzung jener Legislatur geleitet wurde. Einer Vergütung seitens der Bundesregierung an loyale Sklavenhalter (wenn es überhaupt solche Dinger in Missouri je gegeben hat) für ihre durchgebrannten und zu befreienden Sklaven war er, um des lieben Friedens willen, nicht abhold, obschon er sich nicht dafür begeistern konnte.

Auch in der Debatte gewöhnte er sich bald, trotz seines zur Heftigkeit geneigten Temperamentes an das sogenannte "Give and take", an das Nehmen und Austheilen von Worthieben. So erinnere ich mich eines Vorfalles: Sein demokratischer College, Senator Gordon von Boone County, war ein zweiter David Davis, d. h. nur an Gestalt. Er hatte eine zehnstündige Rede ausgearbeitet, um zu beweisen, daß die Sklavenhalter für ihre Maulesel ihr Schlachtvieh und anderes Eigenthum wohl Greenbacks von der Regierung annehmen würden, aber vollständig im Rechte wären, für ihr zweibeiniges Eigenthum, für ihre Sklaven, Bezahlung in Gold zu verlangen, und wenn der Senator von Warren (Münch) an seiner Stelle wäre, würde er ebenso denken und darnach handeln. Münch bat um das Recht, den Redner unterbrechen zu dürfen, und bemerkte trocken, daß es ihm gleichgültig sei, in welcher Art von Geld der Senator Bezahlung für sein an die Regierung verkauftes Eigenthum verlange, ob in Greenbacks oder in Gold, denn wenn er noch viel länger auf solche Ansprüche beharre, könne es ihm und seinen Rebellen-Collegen in Missouri passiren, daß sie Alle in Gemäßheit des Confiskations-Gesetzes weder das Eine noch das Andere für ihr zwei- oder vierbeiniges Eigenthum bekommen würden. Bisher aber hätten die Sklavenbesitzer den Maulesel über den Neger gestellt, und er freue sich jetzt zu hören, daß der Senator seine Ansicht geändert habe und den Neger über den Maulesel stelle, da er Gold für den Ersteren, und das von den Rebellen so verachtete Papiergeld für den Letzteren nehmen wolle. Dieses sei ein wichtiges Zugeständniß seitens des Senators, und er betrachte dieses Zugeständniß als eine noch wichtigere Errungenschaft der radikalen Partei, welche darin das von Ferne herübertönende "mea culpa" eines reuigen Sünders zu erkennen glaube. Das dieser Bemerkung folgende Gelächter verwirrte den dicken Senator derart, daß er den Faden zu seinem zehn Stunden langen Bandwurm verlor, und braun vor Wuth und keuchend vor Erschöpfung (er litt an Asthma) seinen ungeheueren Körper in seinen ungeheueren Sessel niedergleiten ließ.

Die parlamentarische Etiquette, welche zu jener Zeit im Mis-

souri er Senate vorherrschte, war eine bukolisch-gemüthliche. Der Tabak war und ist jetzt noch eines der ergiebigsten Produkte jenes Staates, wie auch eine der Hauptquellen seines Reichthums, und der Neigung der Senatoren, auch während der Sitzung ihr Pfeifchen oder ihre Cigarre zu rauchen, stand kein Verbot entgegen. Nur befolgten sie die Regel, wenn sie rauchen wollten, sich in die Nähe eines der beiden in der Senatshalle befindlichen Kamine zu begeben, wahrscheinlich, damit der Dampf ihres „Knellers“ einen leichteren Abzug finden könne. Nur dem alten Papa Münch war es erlaubt, seine Pfeife, in seinen Sessel gelehnt, zu rauchen, und er blies, augenscheinlich in tiefe Gedanken versunken, unendliche Wolken blauen Dampfes aus seiner „Halb-Langen“ gegen die Decke. Ereignete sich aber das Geringste von einiger Wichtigkeit — flugs lag seine bewährte „Halb-Lange“ auf seinem Pulte; mit jugendlicher Behendigkeit schnellte er empor wie ein Gummiball, und sein sonores Mr. President! durchhallte den Saal. Im Nu war jeder Senator auf seinem Platze, denn Alle wußten, daß der Geschäftsgang, der bis dahin langsam und träge vorwärts geschoben worden war, eine andere Wendung nehmen würde.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich das Verdienst, welches sich Papa Münch durch Anregung und Durchsetzung des Widerrufes des drakonischen Sklavereischutzgesetzes erwarb, — eines Gesetzes, das an Infamie und teuflischer Raffinirtheit selbst noch den seiner Zeit so berüchtigten „Kansas-Code“ übertraf, indem es auf jede schriftlich oder mündlich gemachte Aeußerung zu Gunsten der Freiheit der Sklaven den Tod durch den Strang androhte. Die Austilgung dieser Blutschrift veranlaßte im Senate bei der Schlußabstimmung eine erhebende Scene, die dem greisen Kämpfer für Freiheit und Recht zur großen Ehre gereichte. Alle Senatoren, einschließlich der Demokraten und Rebellen, verließen die Sitze und gratulirten Münch zu seinem hart erkämpften Siege. In seinem Sessel ruhend, nahm der alte Kämpe mit feuchten Augen diese Zeichen des Wohlwollens entgegen.

† Friedrich Münch †.

(Nachruf der „Westlichen Post" v. 16. Dezember 1881.)

Les rois s'en vont. Das Jahr, das uns unsern Friedrich Hecker genommen, sollte nicht zu Ende gehen, ohne uns eines anderen großen Friedrich zu berauben. Friedrich Münch, der deutsch-amerikanische Nestor und der Stolz seiner Landsleute in Missouri, ist gestern dahin abberufen worden, von wannen keine Wiederkehr!

Im 83. Lebensjahre stehend, erfreute sich Münch ungebrochener, seltener Frische des Körpers und des Geistes. Wir halten untrügliches Zeugniß dafür in unsern Händen: Vor kaum 3 Tagen erhielten wir seinen letzten, in seiner gewohnten fest-zierlichen Hand für die „Westl. Post" geschriebenen Artikel! Der Inhalt desselben, der sich über das „deutsche Studentenwesen" verbreitet, wird jeden unserer Leser—wir bringen die werthvolle Arbeit im nächsten Sonntagsblatt—von des Verfassers voller, ungetrübter Geisteskraft überzeugen.

Das aber ist ein großer Trost in unserem Leid. Es war der sehnlichste Wunsch des Dahingegangenen, in Rüstigkeit oder, wie er's ausdrückte, „im Harnisch" zu sterben. Als er uns vor ein paar Monaten zum letztenmal hier besuchte, reichte er uns zum Abschied die Hand mit besonders kräftigem Drucke, lächelnd beifügend: „So treffen wir uns im Frühjahr wieder, so oder gar nicht."

Wir sollten den treuen alten Freund und Mitarbeiter nicht wiedersehen! Nachdem er dem Blatte, dessen Spalten seit 20 Jahren durch seine schönen, Geist und Gemüth erhebenden Aufsätze geziert waren, deren letzten als „Schwanensang" mitgetheilt, legte er sich hin zum Sterben. Treu bis zum Tode, treu seinen Gesinnungen und Grundsätzen, treu dem Vaterlande, dem alten, wie dem neuen, treu seiner Familie und seinen Freunden — so hat Friedrich Münch gelebt und so ist Friedrich Münch gestorben.

Seinen Lebensgang, den er selbst in so interessanter Weise unsern Lesern bei verschiedenen Gelegenheiten geschildert hat, finden dieselben weiter unten nochmals kurz skizzirt. An dieser Stelle wollen wir nur noch wiederholt das Gefühl tiefer Trauer um unsern ältesten Gesinnungsgenossen zum Ausdruck bringen, ein Gefühl, worin heute Tausende und aber Tausende deutscher Männer und Frauen mit uns sympathisiren. Denn so groß und unersetzlich, so tief und allgemein gefühlt ist auch unser Verlust. Friede der Asche Friedrich Münch's und Ehre, unsterbliche Ehre seinem Andenken!

* * *

Friedrich Münch, der greise deutsche Pionier Missouri's, ist gestern Morgen auf seiner Farm in Dutzow, Warren Co., plötzlich, wahrscheinlich infolge von Altersschwäche, gestorben. Es mag ältere

Deutsche in Missouri und im Westen geben, es lebt aber keiner, der bekannter wäre, dessen Name weiter reichte und der unter den Deutsch-amerikanern eine so hohe Achtung genießt, wie der greise „Far West". Nahezu ein halbes Jahrhundert hat der alte Herr in unserem Staate gelebt; er sah die Indianer, die noch vor fünfzig Jahren sein einsames Heim „im Busch" umschwärmten, allmälig schwinden; er sah St. Louis und Chicago zu großen Handelsmetropolen emporwachsen und sah blühende Städte und Ansiedlungen entstehen, wo bei seiner Ankunft noch Prairiegras wogte oder der Urwald stand.

Münch wurde am 25. Juni 1799 in Niedergemünden, Hessen-Darmstadt, wo sein Vater Prediger war, geboren und studirte in Gießen Theologie, worauf er der Gehülfe seines Vaters wurde.

Als junger Landprediger studirte er fleißig weiter, der Philosophie und der deutschen Sprache widmete er hauptsächlich seine Mußestunden. Dabei hatte er einen offenen Blick für das, was um ihn her vorging und wenn ihn auch die greuliche Demagogenhetze der zwanziger Jahre verschonte, so blieb er nichtsdestoweniger seinen Burschenschaftsgrundsätzen getreu und zeigte großes Interesse an öffentlichen Angelegenheiten.

Natürlich mußte ihn die Juli-Revolution und die infolge dessen in Deutschland aufflammende Erregung tief ergreifen. Viele seiner besten Freunde betheiligten sich an den Volksbewegungen und Einige waren auch dem Frankfurter Aufstande nicht fremd.—Die Reaktion erdrückte jedoch alle Hoffnung und die Sehnsucht, sich diesen unerquicklichen, hoffnungslosen Zuständen in Deutschland zu entziehen, war unter den gebildeten jungen Leuten allgemein.

Münch faßte infolge dessen den Plan, nach Amerika auszuwandern. Sein Freund und Schwager, Paul Follen ging lebhaft auf denselben ein, erweiterte aber sofort die Idee zu einer Massen-Auswanderung „um deutschem Volksleben über dem Ozean eine würdige Heimstätte zu schaffen". Münch ließ sich—wie G. Körner in seinem Buche „Das deutsche Element in den Ver. Staaten von 1818—1848" (dem wir die meisten dieser Notizen entnommen) sagt—von dem phantasievollen und geistreichen Manne zu diesem Unternehmen bereden, welches den bekannten ungünstigen Ausgang nahm.

Duden aus Rheinpreußen, hatte sich bereits 1824 in Warren County, Mo., niedergelassen und schrieb die verlockendsten Berichte, welche Münch und Follen veranlaßten, ihre Auswanderungsgesellschaft nach Missouri zu führen. Die Gesellschaft löste sich jedoch auf ehe sie ihr Ziel erreichte. Einige desertirten schon in New Orleans und zogen nach Arkansas und hier in St. Louis wandte sich eine andere Anzahl nach Illinois. Münch und Follen ließen sich nicht beirren und begaben sich mit ihren Familien nach Warren County, wo der junge Geistliche seinen Chorrock auszog und sich in Marthasville als „lateinischer Bauer" eine Heimstätte gründete.

Die ersten Jahre waren selbstverständlich mühevoll, doch der Erfolg blieb nicht aus. Sehr bald war sein Heim mit Weinbergen und Obstgärten umgeben, gerade wie in Deutschland, und der strebsame Pionier verlor auch die Lust am geistigen Schaffen nicht. Er unterrichtete seine Kinder und die seiner Nachbarn und begann eine publizistische und journalistische Thätigkeit, welche seinen Namen bald in der neuen und alten Welt bekannt machte, so daß die deutsch-amerikanische Presse heute ihren Nestor zu Grabe tragen sieht. Die Blätter, denen er seit mehr als vierzig Jahren werthvolle Beiträge zukommen ließ, sind zu zahlreich, um sie aufzuzählen, wir nennen hier nur den alten „Anzeiger des Westens", das „Belletristische Journal" und die „Westliche Post". Seit länger als 25 Jahren war er Redakteur des „Amerikanischen Agriculturist". Außerdem schrieb er zahlreiche interessante Pamphlete und Abhandlungen. So erschien von ihm im Jahre 1846 „Ueber Religion und Christenthum", 1847 A Treatise on Religion, Christianity, Orthodoxy and Rationalism. Auch Gedichte und Novellen entflossen seiner fruchtbaren Feder. Ferner sind zu erwähnen „Der Staat Missouri", „Die Weinbauschule", „Geisteslehre für die heranwachsende Jugend", „Die sinnliche und geistige Lebensanschauung", Preisschriften und Vorlesungen. Daß ein so lebhaftes thätiges Intellekt in diesem Lande dem politischen Leben nicht ferne blieb, war selbstverständlich. Münch war Delegat der denkwürdigen National-Convention, welche im Mai 1860 Lincoln in Chicago nominirte. Der Ausbruch der Rebellion brachte ihn in große persönliche Gefahr, da es in seiner nächsten Nähe nicht an Sezessionisten fehlte, — dessen ungeachtet blieb er auf seinem Wohnsitze, zwei seiner Söhne traten der "Home Guard" bei und zwei Andere schlossen sich den Freiwilligen an, von denen Einer bei Wilson's Creek im September 1861 den Heldentod starb.

Von 1862—'66 war er Vertreter der Counties Warren, Montgomery und St. Charles im Staatssenate.—Herr Münch war zweimal verheirathet. Die erste Gattin, von welcher er zwei Kinder hat, (Pauline und Adolph) starb nach kurzer glücklicher Ehe in Deutschland; mit der ihn überlebenden Wittwe, die jetzt im 70. Lebensjahre steht, verheirathete er sich kurz vor seiner Auswanderung im Frühjahr 1833. Vier Kinder derselben, von denen der hier lebende Rechtsanwalt, Herr Hugo Münch, der jüngste ist, trauern an seinem Sarge mit 33 Enkeln und 8 Urenkeln.

Ein reiches, vollausgelebtes, nützliches Menschenleben hat sich hier der Tod noch in den letzten Tagen des alten Jahres zum Opfer erkoren. Unter den alten Freunden und Mitarbeitern dieses Blattes hat das Unglücksjahr 1881 besonders stark aufgeräumt: In den ersten Tagen des Jahres starb Arnold Ruge in Brighton, England, dann folgte Friedrich Hecker in Illinois und jetzt ist auch der älteste—Friedrich Münch—geschieden.



